This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Prof. Dr. L. Cholevius

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen

Zwölfte, völlig umgearbeitete Auflage von

Prof. Dr. O. Weise

1. Bändchen

Aufgaben aus der Geschichte, Kulturgeschichte, Erdkunde und Naturgeschichte

1907
Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

DD
61.3
.C55
1907
v.1-4

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
Goethe.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

350641-291

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Wir stimmen in unserm Urteile über die Brauchbarkeit der Themen selten überein. Von Hunderten, die uns in älteren und neueren Sammlungen geboten werden, gefallen nur wenige allen und nicht einmal jedem dieselben. Dies liegt nicht immer an den Themen. Denn natürlich werden uns stets nur Aufgaben über solche Gegenstände besonders ergiebig scheinen, die bereits unser eigenes Nachdenken beschäftigt haben, so daß sie in unserm Bewußtsein eine Reihe von Gedanken anregen; andere verwerfen wir wieder als untauglich, obwohl sie nur den Fehler haben, einem Gebiete anzugehören, das uns bisher fremd geblieben ist.

In vielen von den hier behandelten Aufgaben lehnt sich ein abstraktes Moment an eine konkrete Grundlage, so daß der begabtere Schüler Gelegenheit hat, sich in der Auseinandersetzung des Gedankens zu versuchen, der weniger begabte, der gern zur schildernden Darstellung tatsächlicher Beziehungen seine Zuflucht nimmt, auch nicht leicht in Not gerät. Allgemeine moralische Themen sind nicht gemieden, obwohl ich weiß, daß man manches gegen sie eingewendet hat; die Schüler müssen auch in Aufsätzen dieser Art einige Übung erhalten.

Vorwort zur zwölften Auflage des I. Bandes.

Die „Dispositionen" von L. Cholevius sind seit dem Tode des Verfassers (1878) noch mehrfach neu gedruckt worden, doch nach ihrem Inhalt unverändert geblieben. Daher kommt es, daß ein großer Teil davon veraltet ist und den Anforderungen der

Gegenwart nicht mehr genügt. Vielfach liegen die Stoffe dem Gesichtskreise der Schüler gänzlich fern, z. B. bei den Aufgaben über die Birke als Lebensbaum der Letten und über die Totengerichte der Ägypter, oder sie sind minderwertig, z. B. der Reimkampf, oder zu allgemein gehalten. Manche sind auch in der von R. Lehmann mit Recht als „Mumie in der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts" bezeichneten Chrienform behandelt. Dazu gesellen sich Mängel formeller Art. So ist die Darstellung oft breit, und die Anordnung läßt viel zu wünschen übrig, da die Aufgaben in bunter Reihe vorgeführt werden. Diesen Übelständen habe ich in der vorliegenden Neubearbeitung möglichst abzuhelfen gesucht. Ziemlich die Hälfte der Aufgaben ist gestrichen und durch neue ersetzt worden[1]); dabei sind die literarischen Stoffe, die bisher stark gegen die übrigen zurücktraten, wesentlich vermehrt und auch sonst die Bedürfnisse der Gegenwart berücksichtigt worden. Sachlich Zusammengehöriges hat nebeneinander Platz erhalten: so finden sich in Bändchen I die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen, erd- und naturkundlichen Aufgaben, in II die Themen aus dem ästhetischen, sittlich-religiösen und geistigen Gebiete, in III die literarischen Stoffe und in IV die Sentenzen und Sprichwörter. So hoffe ich denn, daß die „Dispositionen" in dieser neuen Gestalt die alte Gunst wiedergewinnen und noch lange zu Nutz und Frommen der höheren Schulen in Gebrauch bleiben werden gleich der „Praktischen Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze", die sich in meiner Neubearbeitung nach dem Urteile der Fachgenossen als brauchbar erwiesen hat.

Eisenberg, S.-A., im Herbst 1907.

O. Weise.

---

1) Cholevius bietet in der letzten Auflage seiner vier Bändchen 237 Aufgaben, die vorliegende Bearbeitung 254, darunter 112 neu aufgenommene. Eine Ergänzung zu diesem Buche ist meine in demselben Verlage erschienene Neubearbeitung von K. Menges Dispositionen und Musterentwürfen zu deutschen Aufsätzen, worin 80 Themen behandelt sind.

Inhalt des vorliegenden 1. Bändchens.

I.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Aufgaben.[1])

Seite

*1. Wie unterscheidet sich der Staat des Altertums von dem der Gegenwart? 1
*2. Das alte und das neue deutsche Kaisertum 4
*3. Die Eigenart des deutschen Volkes. (Ganz ausgeführt). . . 6
*4. Welche Vorteile hat uns die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs gebracht? 22
5. Welche kriegerischen Zusammenstöße sind zwischen Asien und Europa bis zum Jahre 1900 erfolgt? 23
6. Wodurch haben sich die Mönche während des Mittelalters besonders um unser Volk verdient gemacht? 27
7. Inwiefern bezeichnen die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäischen Völker? 28
*8. Welche nachteiligen Folgen hatte der Dreißigjährige Krieg für die deutsche Landwirtschaft? 32
*9. Wodurch wurde der Niedergang der Hansa herbeigeführt?. . 35
10. Wodurch wurde es den Vereinigten Staaten von Nordamerika erleichtert, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen? . 37
*11. Charakteristik Friedrichs des Großen. (Ganz ausgeführt) . . 37
*12. Wie erklärt sich die schwärmerische Verehrung, die Klopstock im 18. Jahrhundert genossen hat? 43
13. Mit welchem Recht nennt man unser Zeitalter das papierene Zeitalter? 44
14. Warum hat man das 19. Jahrhundert das eiserne genannt? 45
*15. Die deutsche Jagd im 12. und im 18. Jahrhundert 46
16. Worauf beruht unser Interesse an der Geschichte und die Begeisterung, die sie erweckt? 48
17. Weshalb ließen die weltlichen und die geistlichen Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen? 49
*18. Der französische und der englische Park 50
*19. Die Eisenbahn als Beförderin der Kultur. 51
20. Welche Vorteile gewährt die Auswanderung? 54

1) Die mit Sternchen versehenen Nummern sind neu hinzugekommen.

Seite

*21. Der Nutzen der Kolonien 54
22. Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues 56
23. Welchen Einfluß übt auf den Seemann sein Gewerbe aus? 57
24. Drei gewaltige Kiele: Vogelkiel, Federkiel, Schiffskiel . . 59
25. Durch das Pulver ist nicht bloß der Krieg grausamer und unmenschlicher, sondern auch die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden 63
*26. Welchen Erschwerungen war der Handel im Mittelalter ausgesetzt? 68
*27. Die wichtigsten der Neuzeit eigentümlichen Genußmittel . . 70
*28. Die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses 74
29. Der Krieg als Feind und als Freund der Künste 76
30. Der Nutzen der Wanderschaft 79
31. Wozu dient den Menschen der Stab? 80
32. Über das Verhältnis von Not und Überfluß zur Entwickelung der Künste 83
33. Welche Kräfte unterstützen den Menschen bei seinen Arbeiten? 87
34. Weshalb ist hauptsächlich Italien für die Deutschen das Land der Sehnsucht? 90
*35. Der Einfluß der Schweizer auf die neuhochdeutsche Schriftsprache 92
*36. Weshalb empfiehlt es sich, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden? 94
*37. Humanismus und Renaissance 95
38. Was haben das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames? 99
39. Die Wirkung der Nachricht: „Es wird Krieg!“ 101
40. Hat Goethe (im 2. Teile des „Faust“) das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht? . . 102
*41. Wodurch unterscheidet sich der Charakter der Römer hauptsächlich von dem der Griechen? 104
42. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der jüdischen Kultur? 108
*43. Charakteristik Alexanders des Großen. (Ganz ausgeführt) . 109
44. Die Verurteilung der in der Schlacht bei den Arginusen siegreichen Feldherrn 114
45. Auf welche Vorstellungen und Tatsachen gründet sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel gesetzt haben? 115
*46. Was verdankt Europa dem Morgenlande? 121
*47. M. Porcius Cato, ein Römer von altem Schrot und Korn 124
*48. Hatte Hannibal Aussicht, die Stadt Rom zu erobern, wenn er nach der Schlacht von Cannä dahin gezogen wäre? . . 125
49. Cäsar und Wallenstein 127

II.

Aufgaben aus dem Gebiete der Erd- und Naturkunde.

Seite

*1. Wie kommt es, daß Afrika später als die übrigen Erdteile von den Europäern erforscht worden ist? 129
*2. Moskau und Petersburg 130
*3. Die Bodenkultur Italiens 132
*4. Welche Vorteile und welche Nachteile sind unserem Vaterlande durch seine geographische Lage erwachsen? 133
*5. Der Wandel des Naturgefühls nachgewiesen an den Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Shakespeares, Klopstocks und Goethes 134
6. Welchen günstigen Einfluß übt ein längerer Aufenthalt im Gebirge auf den Menschen aus? 136
*7. Weshalb gehen wir so gern an die See? 137
8. Meer und Wüste 138
9. Weshalb spricht man bei einer Unterhaltung so oft von dem Wetter? 139
10. Weshalb pflegt der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen? 140
11. Worin gleichen Gebirge und Meer einander? 145
*12. Die Bedeutung des Waldes für den Menschen 146
13. Welche Gedanken weckt in uns der Abzug der Wandervögel? 147
14. Laubwald und Nadelwald 148
15. In welche Stimmung pflegt der Winter (hauptsächlich in Norddeutschland) das Gemüt zu versetzen? 151
16. Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung 156
17. Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben? 159
18. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend 160
19. Der Mensch als Zögling und als Herr der Natur 164

Inhalt des 2. Bändchens.

III.

Ästhetische Aufgaben.

Seite

*1. Wie unterscheiden sich das antike und das moderne Trauerspiel? 1
*2. Die Bedeutung Homers für die Griechen und für andere Völker 3
3. Warum haben die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt? 5
*4. Vergil und Homer als epische Dichter 5
*5. Die Eigenart der ägyptischen Kunst 10
*6. Wie befolgt Goethe in Hermann und Dorothea die von Lessing im Laokoon aufgestellten Gesetze der epischen Dichtkunst? . . 12
*7. Die Kunstmittel der Darstellung in Goethes „Novelle" . . . 15
*8. Welche Kunstgesetze lassen sich bei der Betrachtung von L. da Vincis Abendmahl gewinnen? 17
9. Der Taucher, ein Gemälde 19
*10. Welchen Einfluß hat die Kunst auf das menschliche Gemüt? 21
11. Die Farben als Symbole 22

IV.

Aufgaben aus dem religiösen, sittlichen und geistigen Gebiete.

*1. Rückerts Ausspruch: „Die Natur ist Gottes Buch" erläutert durch Klopstocks „Frühlingsfeier" 26
2. Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten 27
*3. Was bedeuten die Worte des Pfarrers in Hermann und Dorothea I, 186—188? 29
*4. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der biblischen Lebensanschauung? 30
*5. Leichtsinn und Sorglosigkeit führen zur Verkennung der Wirklichkeit, nachgewiesen an Goethes Egmont 32
6. Goethes Harfner verkennt in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" die 'himmlischen Mächte' 33
7. Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unserer Seele? 36
8. In welchem Zusammenhange stehen die Anfänge des Christentums und das Fischergewerbe? 38
9. Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft? 40
10. Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer unedlen Seite . 41

Seite

11. Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln 43
12. Welche nachteiligen Folgen hat es für uns, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden? 45
13. Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne gründen sich auf denselben Zug der menschlichen Natur . . 47
14. Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte 48
*15. Auch im Vergnügen soll man Maß halten 50
16. Das Memento mori und das Memento vivere können in gleichem Grade verderblich sein, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt 51
17. Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend 52
18. Über die Ursache und den Wert der Nacheiferung 54
19. Kann nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein? 55
20. Lerne die Kunst zu schweigen! 56
*21. Welchen Nutzen gewähren uns große Kenntnisse? 57
22. Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde 59
23. Hoffnung und Erinnerung, ein Vergleich 60
24. Armut und Reichtum nach ihrer Einwirkung auf die Sittlichkeit. 62
25. Ist das Bedürfnis der Freundschaft ein Mangel oder ein Vorzug? 66
26. Welche Bande knüpfen uns an das Vaterland? 69
27. Es ist oft schwer, die Wahrheit zu sagen, aber andererseits auch schwer, sie zu hören 73
28. Hoffnungen und Blüten, ein Vergleich 76
29. Die Tadelsucht, ihre Ursachen und ihre Folgen 79
30. Was soll die Jugend vom Alter und was das Alter von der Jugend an sich haben? 84
31. Durch nichts verraten die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden 86
32. Ist Armut für den Menschen schimpflich? 87
33. Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden? . 88
34. Unter welchen Bedingungen darf uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen? 89
35. Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit 90
36. Ist es unbedingt ein Lob, recht viele Freunde zu besitzen? 91
37. Wie unterscheiden sich das Gesetz und die Moral voneinander? 92

Inhalt des 3. Bändchens.

V.

Aufgaben aus der Literatur.

a) Aus der deutschen Literatur.

		Seite
1.	Hagen im Nibelungenliede	1
*2.	Gunther und Etzel im Nibelungenliede	3
*3.	Wate im Gudrunliede. (Ganz ausgeführt)	4
*4.	Rüdiger von Bechlarn im Nibelungenliede und Max Piccolomini in Schillers „Wallenstein"	8
*5.	Walther von der Vogelweide, ein Hüter deutscher Ehre	10
*6.	Die Eigenart des Volksliedes, erläutert an dem Liede über „Sickingens Tod"	10
*7.	Welche Richtungen in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind vertreten durch Luther, P. Gerhardt, Joh. Scheffler, v. Zinzendorf und Gellert?	12
*8.	Klopstock als patriotischer Dichter	14
*9.	Just in Lessings „Minna von Barnhelm"	16
*10.	Der Begriff der Ehre, festgestellt an Tellheim in Lessings „Minna von Barnhelm" und an Sophokles' „Ajas"	17
11.	Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm"	19
12.	Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti"	20
13.	Warum söhnt uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aus, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia?	22
*14.	Die Fabeln Lessings und Gellerts	24
15.	Welche Betrachtungen enthält die Fabel Kleists vom „gelähmten Kranich"?	25
*16.	Herders Gedichte „Dämmerung" und „das Kind der Sorge"	27
*17.	Die Spuren des Sturmes und Dranges in Leisewitzens „Julius von Tarent"	29
*18.	Englischer Einfluß auf unsere poetische Literatur	32
*19.	Die Treue in Goethes „Götz von Berlichingen"	34
*20.	Der Zustand des Deutschen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen". (Ganz ausgeführt)	35
*21.	Herzog Alba nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande"	40
*22a.	Was erfahren wir in Goethes „Egmont" über König Philipp II. von Spanien?	45
*22b.	Warum liebten die Niederländer König Philipp II. nicht? (Nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande")	46
23.	Die Schwermut und die Genesung des Orestes. (Nach Goethes „Iphigenie")	47

Seite

*24. Oreſtes und Pylades in Goethes „Iphigenie“ 52
25. Die Zuſtände Italiens z. Zeit des Torquato Taſſo. (Nach Goethe) 53
*26. Der erſte Geſang von Goethes „Hermann und Dorothea“ als Expoſition des ganzen Epos 61
*27. Die Geiſterwelt in Goethes Balladen 63
*28. Die Unterſchiede zwiſchen Goethes Ballade u. Schillers Romanze 64
*29. Was erfahren wir über Schiller in Goethes „Epilog zur Glocke“? 66
30. Erklärung von Goethes Gedicht: „Geſang der Geiſter über den Waſſern“ 67
*31. Goethes Sturm- und Drangzeit. (Nach einigen ſeiner Gedichte) 68
*32. Welche Rolle ſpielt das Waſſer in Goethes Gedichten der ſiebziger Jahre des 18. Jahrhunderts? 70
*33. Wie unterſcheiden ſich Goethe und Schiller voneinander? . 72
*34. Goethes Vater nach „Dichtung und Wahrheit“ Buch 1—4. 74
35. Weshalb ſind wohl Schillers „Räuber“ (1781) für die Zeitgenoſſen eine ſo anziehende Dichtung geweſen? 77
36. Wodurch bewegt die Gräfin Terzky Wallenſtein, ſich mit den Schweden zu verbinden? (Nach Schiller) 80
37. Iſt Oberſt Buttler in Schillers „Wallenſtein“ ſo dargeſtellt, daß ſich in ſeinem Charakter keine Widerſprüche finden? . . 81
*38. Wodurch wurde Wallenſtein in Schillers Drama zum Verräter? 85
39. Aus welchen verſchiedenen Gründen wird Wallenſtein von ſeinen Anhängern verlaſſen? (Nach Schiller) 87
*40. Was erfahren wir in „Wallenſteins Lager“ über die Perſon des Feldherrn? 88
41. Mit welchen verſchiedenen Empfindungen ſcheiden Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben? 91
42. Zeugt in Schillers „Jungfrau von Orleans“ das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich v. einem unkindlichen Herzen? 94
*43. Der zweite Halbchor in Schillers „Braut von Meſſina“ . . 98
*44. Die Natur in Schillers „Braut von Meſſina“ 101
45. Die Frauen in Schillers „Wilhelm Tell“ 103
*46. Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell“ . . 106
47. Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell“ 108
*48. Das Verhältnis von Glauben und Wiſſen nach einigen Schillerſchen Gedichten 109
49. Fatum und Vorſehung in Schillers erzählenden Gedichten . 110
*50. Wie zeigt ſich der Einfluß Homers in Schillers Gedichten der dritten Periode? 112
*51. Der Graf von Habsburg und des Sängers Fluch 114
*52. Das ſittliche Problem in Schillers „Kampf mit dem Drachen“ und in Kleiſts „Prinzen von Homburg“ 115
53. Erklärung von Schillers Gedicht: „Die Worte des Glaubens“ (1797) 117

Seite

54. Schillers Rätsel über den Pflug 124
*55. Schiller als Sänger der Freiheit 125
56. Der Pfarrer von Grünau. (Nach Voſſens „Luiſe") 127
57. Heines „Fichtenbaum und Palme" 140
*58. Eichendorff und Wilhelm Müller 141
*59. Die Expoſition in Grillparzers Drama „Sappho" 142
*60. Das häusliche Leben der Thüringer im 4. Jahrhundert nach G. Freytags Roman „Ingo" 144
*61. Das Heidentum in Webers Epos „Dreizehnlinden" 145
62. Die Linde in der deutſchen Dichtung 146
63. Was ſagen die Dichter in ihren Schöpfungen über die Poeſie? 151

b) Aus der griechiſchen und lateiniſchen Literatur.

*1. Die Mauerſchau im 3. Buche der Ilias 162
2. Wie zeigte ſich Achilles bei den Leichenſpielen, die er für Patroklus veranſtaltete? 165
3. Der Schild des Achilles und das Lied von der Glocke. . . 166
4. Wodurch wird Achills Benehmen gegen Hektor entſchuldigt? 175
*5. Die Zyklopen nach dem 9. Buche der Odyſſee 177
*6. Wie zeigt ſich die Schlauheit des Odyſſeus bei den Vorbereitungen zum Freiermorde? 179
*7. Eumäus nach Homers Odyſſee Buch 14—16 180
8. Der Landſitz des Laertes, das Eiland der Kalypſo und der Garten des Alcinous nach Homers Odyſſee 181
*9. Die Phäaken nach Homers Odyſſee Buch 6—8 187
*10. Charakter und Bedeutung des Kreon in den beiden Ödipusdramen des Sophokles 189
*11. Warum flieht Sokrates nicht aus dem Gefängniſſe? (Nach Platos Kriton) 191
*12. Mit welchem Rechte hat Thucydides ſein Geſchichtswerk ein κτῆμα ἐς ἀεί genannt? 191
13. Der Schiffbruch des Äneas nach Vergil. (Än. I, 81—207) 193
14. Die Erzählung Ovids von der Entſtehung der Welt und die Darſtellung der Bibel 194
*15. Wie entſchuldigt Cicero des Dejotarus Parteinahme für Pompejus? 198
16. Quintus Fabius und Papirius Curſor, nach Livius VIII, 30—35 199

c) Aus der neueren ausländiſchen Literatur.

1. Die Redekünſte des M. Antonius in Shakeſpeares „Julius Cäſar" III, 2 200
*2. Schuld und Sühne in Shakeſpeares „Macbeth" 203
*3. Frithjofs Schuld und deren Sühne nach Tegners „Frithjofsſage" 205
4. Was macht uns die Erzählung von Robinſon ſo anziehend? 206

Inhalt des 4. Bändchens.

VI.

Sentenzen und Sprichwörter.

Seite

1. Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
(Goethe, Faust I) 1

2. Es kann sich ein Charakter auch in der Stille und ein Talent im Strom der Welt bilden. (Vgl. Goethe, Tasso I, 2) . . . 4

*3 a. Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. (Goethe, Iph. II, 1) 7

*3 b. „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen" nachgewiesen an Pylades in Goethes „Iphigenie" 8

*4. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. (Goethe, Götz I, 3) . 9

5. Nehmet den heiligen Ernst mit (in das Leben) hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit. (Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII, 8) 11

*6. Ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.
(Goethe, Westöstl. Divan) 13

*7. Solln dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturme sein.
(Goethe) 14

*8. Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Goethe, Was wir bringen) 15

9. Erst die Menschheit zusammen ist der wahre Mensch. (Goethe) 16

10. Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
(Goethe, Hermann u. Dorothea) 17

*11. Heilig sei dir der Tag! (Goethe, ebenda) 20

12. Des Menschen Engel ist die Zeit. (Schiller, Wallensteins Tod V, 11) 21

Seite

13. Fluchwürd'ger Argwohn, unglückſel'ger Zweifel!
Denn alles wanket, wo der Glaube fehlt.
(Schiller, Wallenſteins Tod II, 7) 22

14. Hat Schiller recht, wenn er ſagt: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert"? (Schiller, Wallenſteins Tod I, 6) 23

*15. Herrenlos iſt auch der Freiſte nicht. (Schiller, Tell II, 2) . 25

16. Im Vaterlande ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft. (Schiller, Tell II, 1) 26

17. In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe tut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.
(Schiller, Maria Stuart I, 1) 28

18. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen. (Schiller, Maria Stuart II, 5) 31

*19. Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. (Braut von Meſſina IV, 4) 32

*20. Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an.
(Schiller, Sprüche) 33

21. Die Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand. (Schiller, Glocke) 35

22. Der Lebende hat recht. (Schiller, An die Freude) 36

23. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.
(Schiller, Kampf mit dem Drachen) 40

24. Hoffnung und Mäßigung, beide verehr' ich auf einem Altare; Jene nur wecket die Kraft, dieſe nur ſichert den Sieg. (Nach Herder) 43

25. Was iſt in Herders Wahlſpruch: „Licht, Liebe, Leben!" als die Beſtimmung des Menſchen bezeichnet? 48

*26. Arbeit und Fleiß das ſind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.
(Fiſchart, Glückhaftes Schiff) 49

27. Wie weit gilt das Wort Wielands: „Der Weiſe ſchickt ſich in die Zeit"? 50

28. Wer gar nicht ſcherzen kann, der iſt ein armer Mann,
Und nur noch ärmer iſt, wer nichts als ſcherzen kann.
(Rückert) 52

29. Ein nied'rer Sinn iſt ſtolz im Glück, im Leid beſcheiden;
Beſcheiden iſt im Glück ein edler, ſtolz im Leiden. (Rückert) 54

*30. Begeiſterung iſt die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.
(Zedlitz, Totentänze) 55

31. Ohne Tapferkeit iſt keine Tugend, und der Beſte kommt vom rechten Wege ab, wenn ihn der Mut verläßt. (F. H. Jacobi) 56

Seite

32. Die Kunſt iſt lang, das Leben ewig 57
33. Über den Wahlſpruch Kaiſer Heinrichs II.: „Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris“ 62
34. Wenn ohne Neid und Haß die Menſchen wären,
Nie uns und andere träf' ein Mißgeſchick,
Wie manche Tugend möchten wir entbehren!
(Nach Molière) 63
35. Das Beſte iſt das Waſſer. (Pindar, Olymp. I, 1) 64
36. Die Hälfte iſt oft mehr als das Ganze. (Pittakus). . . . 70
37. Du biſt ein Menſch! erwäge und bedenk' es ſtets. (Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.) (Philemon). 72
38. Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes. (Horat., ep. II, 2, 77) 74
*39. Ferro nocentius aurum. (Ovid) 76
40. Studia res secundas ornant. (Cicero pro Archia) . . . 78
41. Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent. (Cicero pro Archia) 81
42. Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis. (Cicero de orat.) . . 85
43. Was iſt von dem Worte des Tacitus zu halten: „Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris?“. 88
44. Was bedeutet das Sprichwort: „Ende gut, alles gut“? . . 89
45. Doppelt gibt, wer gleich gibt 90
*46. Beſcheidenheit iſt das ſchönſte Kleid 91
47. Volksſtimme, Gottesſtimme. Mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen“. 92
*48. Erſt wäg's, dann wag's 93
49. Was haben wir von dem Sprichwort zu halten: „Undank iſt der Welt Lohn“? 94
50. Fortes fortuna adiuvat oder: Gott iſt in dem Schwachen mächtig 95
51. Wer an den Weg baut, hat viele Meiſter. 99
*52. Morgenſtunde hat Gold im Munde 103
53. Das Beſſere iſt der Feind des Guten. 103

I.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Aufgaben.

1.

Wie unterscheidet sich der Staat des Altertums von dem der Gegenwart?

Einleitung. Wir haben von den alten Griechen und Römern unsere Kenntnisse vom Staatswesen (auch die Namen dafür wie Monarchie, Republik u. a.) erhalten, sind aber nicht dabei stehen geblieben, sondern weiter fortgeschritten.

Thema. Daher bestehen zwischen dem antiken und dem modernen Staate große Unterschiede:

I. In der Organisation.
   1. Die Neuzeit hat verantwortliche Minister und an Stelle der Volksversammlung und des Rates der Alten ein Abgeordneten- und Herrenhaus oder einen Reichstag und einen Bundesrat als Volksvertretung, die vielfach andere Befugnisse besitzen.
   2. Zum Schutz des Staates hat man jetzt ein stehendes Heer geschaffen und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, während im Altertum gewöhnlich nur im Bedarfsfalle Truppen ausgehoben oder Söldner gedungen und meist nur die Freien zum Kriegsdienst herangezogen wurden.
   3. Den Ehrenämtern des Altertums gegenüber stehen die besoldeten Ämter der Neuzeit.

II. In der Entfaltung der Tätigkeit des Staates nach außen:

1. Der antike Staat hat wie der moderne Kriege geführt, aber es fehlt dort an der sorgfältigen systematischen Vorbereitung darauf, die unsere Zeit schon im Frieden vornimmt: Ausarbeitung von Kriegsplänen bis ins einzelne, Unterhaltung eines großen stehenden Heeres, seine Ausbildung durch Manöver u. a., Einrichtung von Depots, Förderung der Pferdezucht durch Aufstellung von Deckhengsten, Abhaltung von Kontrollversammlungen, Pferdeausfuhrverbote usw.
2. Der antike Staat hat in gewissem Sinne für seine Angehörigen im Auslande Sorge getragen (z. B. in Griechenland durch Proxenoi, die gewissermaßen unsern Konsuln entsprechen), doch bei weitem nicht in dem Umfange wie der moderne. Zunächst fehlen dort die diplomatischen Vertreter an fremden Höfen (Gesandte, Botschafter), und sodann lassen sich die Konsuln des Altertums nicht entfernt mit unsern Handels- oder Berufskonsuln vergleichen. Im antiken Staate beschränkte sich ihre Tätigkeit meist auf rechtlichen Schutz und Beistand, bei uns geht ihre Aufgabe weiter (Beglaubigung von Urkunden, Ausstellen und Visieren von Pässen, Sicherstellung der Nachlassenschaft Verstorbener, Auszahlung angewiesener Geldsummen, Mitteilungen über Handelsfortschritte und gewerbliche Errungenschaften oder über Bedürfnisse der Konsumenten, in manchen Ländern wie in der Türkei und in Persien auch Gerichtsbarkeit u. a.).

III. Entfaltung der Tätigkeit des Staates nach innen:

1. Der alte Staat schützt wie der neue das Recht und das Eigentum durch Gesetze, Strafverfolgung und Prozeßordnung, aber dieser ist weiter vorgeschritten. Er hat den Staatsanwalt eingeführt und verfolgt ein Vergehen oder Verbrechen nicht nur, wenn es angezeigt wird, überläßt daher auch die Verfolgung nicht den Betroffenen. Die Sorge für die öffentliche Sicherheit ist größer geworden. Auch das Eigentum genießt stärkeren Schutz. Im römischen Reiche kam es nicht selten vor, daß man,

um Veteranen anzusiedeln, die Bewohner ganzer Ortschaften aus ihrem Besitz vertrieb (Vergils Vater) oder die Güter politisch anders Denkender einzog; jetzt geschieht dies nicht mehr.

2. Der moderne Staat sorgt in viel ausgedehnterem Maße für das körperliche Wohl seiner Angehörigen: Arbeiterschutzgesetze (Krankenkassen, Arbeiterversorgung, Invalidität), Aufhebung der Leibeigenschaft durch Josef II. 1781 und 1782, der bäuerlichen Erbuntertänigkeit durch Friedrich Wilhelm III. 1809; Maßnahmen bei Seuchen wie Cholera, Quarantäne, Schulschluß bei grassierenden Kinderkrankheiten, Trichinenschau, Schutz gegen Nahrungsmittelverfälschung, Haftpflichtgesetzgebung; Sicherung gegen tolle Hunde (Maulkorb u. a.), Verbot nächtlicher Ruhestörung.
3. Der moderne Staat sorgt weit mehr für das geistige Wohl: Im Altertum war Unterricht Privatsache. Jetzt ist Schulzwang vorhanden, und es gibt eine große Zahl von Arten höherer Schulen, ferner viel mehr Museen, Bibliotheken und andere öffentliche Sammlungen; sodann werden wissenschaftliche Institute wie Akademien der Wissenschaften gegründet, künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen gefördert, religiöse Bekenntnisse geschützt vor Lächerlichmachung usw., gemeingefährliche Zeitungen verboten, Nachdruck literarischen Eigentums verhindert.
4. Der moderne Staat unterstützt Ackerbau und Industrie, Handel und Verkehr in ungleich bedeutenderem Maße als der antike. Wohl gründete man im Altertum Ackerbaukolonien, legte Straßen, Kanäle und Häfen an, prägte Münzen, aber jetzt sorgt der Staat für Posten und Bahnen, Telegraphen und Telephone, d. h. er verstaatlicht die Beförderung der Briefe, Pakete usw. Kanäle, Straßen und Häfen legt er in größerer Zahl an, Sumpfland und Heidegebiet macht er urbar; ferner gründet er Banken und Handelsgesellschaften, richtet Schutzzölle und Ausfuhrprämien ein, fördert wichtige industrielle Unternehmungen

1. Der antike Staat hat wie der moderne Kriege geführt, aber es fehlt dort an der sorgfältigen systematischen Vorbereitung darauf, die unsere Zeit schon im Frieden vornimmt: Ausarbeitung von Kriegsplänen bis ins einzelne, Unterhaltung eines großen stehenden Heeres, seine Ausbildung durch Manöver u. a., Einrichtung von Depots, Förderung der Pferdezucht durch Aufstellung von Deckhengsten, Abhaltung von Kontrollversammlungen, Pferdeausfuhrverbote usw.
2. Der antike Staat hat in gewissem Sinne für seine Angehörigen im Auslande Sorge getragen (z. B. in Griechenland durch Proxenoi, die gewissermaßen unsern Konsuln entsprechen), doch bei weitem nicht in dem Umfange wie der moderne. Zunächst fehlen dort die diplomatischen Vertreter an fremden Höfen (Gesandte, Botschafter), und sodann lassen sich die Konsuln des Altertums nicht entfernt mit unsern Handels- oder Berufskonsuln vergleichen. Im antiken Staate beschränkte sich ihre Tätigkeit meist auf rechtlichen Schutz und Beistand, bei uns geht ihre Aufgabe weiter (Beglaubigung von Urkunden, Ausstellen und Visieren von Pässen, Sicherstellung der Nachlassenschaft Verstorbener, Auszahlung angewiesener Geldsummen, Mitteilungen über Handelsfortschritte und gewerbliche Errungenschaften oder über Bedürfnisse der Konsumenten, in manchen Ländern wie in der Türkei und in Persien auch Gerichtsbarkeit u. a.).

III. Entfaltung der Tätigkeit des Staates nach innen:

1. Der alte Staat schützt wie der neue das Recht und das Eigentum durch Gesetze, Strafverfolgung und Prozeßordnung, aber dieser ist weiter vorgeschritten. Er hat den Staatsanwalt eingeführt und verfolgt ein Vergehen oder Verbrechen nicht nur, wenn es angezeigt wird, überläßt daher auch die Verfolgung nicht den Betroffenen. Die Sorge für die öffentliche Sicherheit ist größer geworden. Auch das Eigentum genießt stärkeren Schutz. Im römischen Reiche kam es nicht selten vor, daß man,

um Veteranen anzusiedeln, die Bewohner ganzer Ortschaften aus ihrem Besitz vertrieb (Vergils Vater) oder die Güter politisch anders Denkender einzog; jetzt geschieht dies nicht mehr.

2. Der moderne Staat sorgt in viel ausgedehnterem Maße für das körperliche Wohl seiner Angehörigen: Arbeiterschutzgesetze (Krankenkassen, Arbeiterversorgung, Invalidität), Aufhebung der Leibeigenschaft durch Josef II. 1781 und 1782, der bäuerlichen Erbuntertänigkeit durch Friedrich Wilhelm III. 1809; Maßnahmen bei Seuchen wie Cholera, Quarantäne, Schulschluß bei grassierenden Kinderkrankheiten, Trichinenschau, Schutz gegen Nahrungsmittelverfälschung, Haftpflichtgesetzgebung; Sicherung gegen tolle Hunde (Maulkorb u. a.), Verbot nächtlicher Ruhestörung.
3. Der moderne Staat sorgt weit mehr für das geistige Wohl: Im Altertum war Unterricht Privatsache. Jetzt ist Schulzwang vorhanden, und es gibt eine große Zahl von Arten höherer Schulen, ferner viel mehr Museen, Bibliotheken und andere öffentliche Sammlungen; sodann werden wissenschaftliche Institute wie Akademien der Wissenschaften gegründet, künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen gefördert, religiöse Bekenntnisse geschützt vor Lächerlichmachung usw., gemeingefährliche Zeitungen verboten, Nachdruck literarischen Eigentums verhindert.
4. Der moderne Staat unterstützt Ackerbau und Industrie, Handel und Verkehr in ungleich bedeutenderem Maße als der antike. Wohl gründete man im Altertum Ackerbaukolonien, legte Straßen, Kanäle und Häfen an, prägte Münzen, aber jetzt sorgt der Staat für Posten und Bahnen, Telegraphen und Telephone, d. h. er verstaatlicht die Beförderung der Briefe, Pakete usw. Kanäle, Straßen und Häfen legt er in größerer Zahl an, Sumpfland und Heidegebiet macht er urbar; ferner gründet er Banken und Handelsgesellschaften, richtet Schutzzölle und Ausfuhrprämien ein, fördert wichtige industrielle Unternehmungen

wie das optische Institut von Zeiß in Jena durch Zuwendung von Zuschüssen, verfolgt unlauteren Wettbewerb, schützt Patente gegen Nachahmung, regelt das Maß-, Münz- und Gewichtssystem einheitlich u. a.

Schluß: Wie auf vielen anderen Gebieten, läßt sich also auch auf dem des Staatswesens ein großer Fortschritt beobachten.

2.

Das alte und das neue deutsche Kaisertum.

A. Das 1871 neugegründete Reich hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den deutschen Stämmen erhöht und den Blick des Volkes rückwärts gelenkt in die Zeit des alten Kaisertums.

I. Das alte Kaisertum.

a) Ursprung und Wesen: Sehnsucht der Deutschen nach dem Süden seit den Zeiten der Cimbern und Teutonen; Zauber der Stadt Rom. Karls des Großen Ideal war die Vereinigung der abendländischen christlichen Völker unter einem Szepter nach dem Vorbilde des weströmischen Kaiserreichs. Die Nachfolger nahmen dieses Ideal auf und erstrebten die Wiederaufrichtung des alten Weltreichs in christlichem Sinne, wobei Rom die Hauptstadt sein und ein deutscher Herrscher an der Spitze stehen sollte. Damit war das Recht auf die Königskrone Italiens und die Anwartschaft auf die Kaiserkrone gegeben. Entsprechend dem Universalgeiste des Mittelalters wurde die Nationalität der Religionsgemeinschaft untergeordnet (Kreuzzüge): Heiliges römisches Reich deutscher Nation.

b) Schwäche dieses Ideals: Rom lag außerhalb Deutschlands, das Ziel mußte innerhalb fremder Nationen gesucht werden; die Deutschen erschienen diesen als Eroberer. Überdies machte der in Rom herrschende Papst Anspruch auf Weltherrschaft. So führt das Ideal zu Kämpfen zwischen Deutschland und andern Ländern,

zwischen Kaiser und Papst. Auch liegt die Gefahr für die Kaiser nahe, Deutschland zu vernachlässigen: Die Kolonisation an der Ostgrenze stockt, die staatlichen Einrichtungen werden nicht gefestigt und weiter ausgebaut, die untern Stände werden den höheren preisgegeben; gegenseitige Eifersucht zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten. Friedrich II., unter dem das Ideal des alten deutschen Kaisertums auf der Höhe stand und der in der Sage vom Kyffhäuser fortlebt, hatte den Schwerpunkt des Reichs nach Unteritalien verlegt und vernachlässigte Deutschland sehr.

c) Untergang. Sinken der Kaisermacht. Dreißigjähriger Krieg. Frankreichs Führerschaft in Europa unter Ludwig XIV. Endlich Zerbrechen der alten Form 1806.

II. Das neue Kaisertum.

a) Ursprung und Verwirklichung: Tiefe Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit. Das Land war in viele Staaten zerrissen, die Deutschen im Ausland verachtet. Preußens zielbewußte Politik zur Gründung eines deutschen Großmachtstaates im Gegensatz zu dem viele Völker umfassenden Österreich. Siebenjähriger Krieg Friedrichs II., 1833 deutscher Zollverein. Revolution von 1848, Friedrich Wilhelm IV., 1849 zum deutschen Kaiser gewählt, schlägt die Krone aus. 1864 schleswig-holsteinischer Krieg, 1866 preußisch-österreichischer Krieg: norddeutscher Bund unter König Wilhelm, Krieg von 1870—71 gegen Frankreich schlägt die Brücke über den Main. 18. Januar 1871 Krönung Wilhelms im Spiegelsaale des Versailler Schlosses, Bismarcks Verdienste.

B. Gegensatz:

1. Universalreich: deutsches Reich.
2. in die Weite strebende Aufgaben, Eroberungszüge: Beschränkung auf ein starkes, einiges deutsches Reich, Friede und Ausgleich der gesellschaftlichen Gegensätze im Innern.

3. Wahlkönigtum, Uneinigkeit zwischen König und Wahlfürsten, Kaisertum aus Rom zu holen: erbliches Königtum in starkem Fürstengeschlechte, aufgebaut auf der starken Einheit aller deutschen Fürsten, protestantisch, unabhängig.
4. Versäumnis zu kolonisieren: jetzt gehen deutsche Flotten übers Meer, auswärtige Kolonien.[1])

3.

Die Eigenart des deutschen Volkes.

I. Diejenige Eigenschaft, durch die sich der Deutsche ganz besonders von den Vertretern der übrigen Nationen abhebt, ist seine Innerlichkeit, der nach innen gerichtete Zug seines Empfindungsvermögens. Sie erklärt sich zum großen Teil aus der klimatischen Beschaffenheit seiner Heimat. Denn die rauhe nordische Natur, die einst unser Vaterland hatte und vielfach noch hat, zwang die Bewohner während der größeren Hälfte des Jahres zu einem engen häuslichen Leben, und die große Abgelegenheit der einzelnen Niederlassungen, die von den alten Germanen gegründet wurden, veranlaßte sie zur Beschränkung auf sich selbst und ihre allernächste Umgebung, vor allem aber zur Beschäftigung mit ihrem Innenleben. Und diese Gewohnheit unserer Väter ist uns als Erbteil geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn bei allen unseren Handlungen spielt der Anteil des Gemüts eine ganz hervorragende Rolle. Die dem Ausländer am stärksten in die Augen springende Eigenschaft
a. unseres Volkes ist die Treue. In dem Lande, wo Eide gilt ein Druck der Hand, hält man fest an dem gegebenen Worte durch alle Lebenslagen, weil man sonst den Glauben an sich selbst, seinen innern Halt verliert. Auf der Treue beruht das ganze Lehnswesen und Vasallentum des Mittelalters, eine der großartigsten Schöpfungen deutschen Geistes. Im Nibelungenlied und in der Gudrun sowie in anderen Heldengesängen wird keine Tugend so hoch gepriesen und gefeiert, keine in so mannigfachen

1) Vgl. Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht, Bd. I S. 117.

Formen vorgeführt als die Treue, weshalb schon Uhland aussprechen konnte, das ganze deutsche Volksepos sei eine Poesie der Treue. Und wie einst Hagen von Tronje und Volker von Alzey in unerschütterlicher Mannentreue an ihrem Herrn festhielten, aber auch das Wort, das sie einander als Freunde gegeben, nicht zu brechen vermochten, so war es zu allen Zeiten, so war es auch noch jüngst während der Regierung Kaiser Wilhelms I., welchem Männer wie der erst vor kurzem heimgegangene Altreichskanzler Bismarck und der große Schlachtenlenker Moltke unentwegt und in treuer Anhänglichkeit zur Seite gestanden haben. Treue ist der Grundzug in Luthers Wesen: Treu im Amt, treu in Haus und Familie, treu gegen sein Volk, treu gegen Gott: darin ist sein Leben beschlossen. Von der deutschen Treue wußte sowohl der auf der Martinswand gefährdete Kaiser Maximilian als auch Herzog Eberhard von Württemberg zu erzählen, der ruhig jedem Untertanen sein Haupt in den Schoß legen konnte. Sie bildet den Grundton unserer Volkslieder und klingt auch aus den schönen Versen Simon Dachs heraus: Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann. Und wie herrlich ist nicht die Treue in Wolfram von Eschenbachs Parzival oder in Goethes Iphigenie als sittlicher Grundgedanke durchgeführt? Man vergleiche die von beiden Dichtern benutzten Vorbilder mit ihren eigenen Schöpfungen, und man wird den gewaltigen Unterschied wahrnehmen. Der französische Ritterroman und das Euripideische Drama sind hier mit deutschem Geiste durchtränkt und innerlich vertieft worden.

Ein weiterer Zug echt germanischer Art ist die deutsche b. Pietät, die alles verehrt und schätzt, was lieben Angehörigen wert und teuer war, die selbst unbedeutende Gegenstände nicht in andere Hände übergehen lassen will, weil sie durch den Anteil des Herzens geweiht sind. Ein Franzose sieht in einer vom Großvater ererbten Kette meist nur einen Gegenstand von so und so viel Gold- oder Silberwert und kann sich leicht von ihr trennen, wenn er den gewünschten Betrag dafür erhält. Für einen Deutschen haften an dem Schmuckstücke unwägbare

innere Beziehungen, die ihn auch davor bewahren, das kostbare Gut je zu veräußern.

c. Und wenn er die von einer verehrten Person erhaltenen Gegenstände schon so hoch schätzt, mit welcher Liebe wird er erst an dieser selbst hängen? In der Tat ist seit den ältesten Zeiten die Liebe zu Weib und Kind, die innige Hingabe an alle, die durch das Band der Verwandtschaft miteinander verknüpft sind, in unserem Vaterland hochgehalten und dementsprechend gefeiert worden. Die deutsche Frau steht von Anfang an weit über der griechischen und der römischen. Nach dem Berichte des Tacitus war sie ein Gegenstand heiliger Scheu und herzlicher Verehrung, ein sanctum und providum; und noch jüngst hat der französische Publizist Gabriel Monod die angeborene Ehrfurcht und Achtung vor der Frau als den beachtenswertesten Zug bezeichnet, den man an den deutschen Soldaten während des letzten Feldzugs wahrgenommen habe. Der erste von unsern Dichtern aber, der die nationalen Vorzüge der deutschen Frau verherrlichte und sie in bewußten Gegensatz zu denen des Auslands stellte, Walther von der Vogelweide, findet ihren Preis nicht in vergänglicher Schönheit, sondern im innern Leben. Er sagt: Wer Tugend und reine Minne suchen will, der mag kommen in unser Land; darin ist viel Wonne. Züchtigkeit und Sittenreinheit sind also nach ihm die Perlen im Strahlenkranze, den der Dichter um das Haupt der deutschen Frau gewunden.

Die deutsche Ehe ist darum, weil sie sich auf Neigung und Vertrauen gründet, eine sittliche Einrichtung, die durch sich selbst unantastbar bleibt und durch das ethische Pflichtgefühl ihre festesten innern wie äußern Stützen erhält. Wohl kennt man auch anderswo die patriarchalische Gewalt des Familienvaters, aber spezifisch deutsch ist die beglückende Tätigkeit der Hausfrau, die nicht nur als Erhalterin der Wirtschaft, sondern insbesondere als Trägerin tiefer Gemütskräfte und Pflegerin der Kinderherzen den Mittelpunkt des Hauswesens bildet; spezifisch deutsch darum auch die Art unserer Weihnachtsfeier; ja das deutsche Christfest ist ein Familienfest im reinsten Sinne des Worts; mit seiner arm und reich umfassenden Lust des Bescherens,

mit seinem langen und sinnigen Überlegen und Überraschen, mit der vertraulichen, geheimnisvollen Stimmung der Tage vorher, mit dem Glücke des behaglich ausgeschmückten Zimmers, an dessen Fenster der Wintersturm schlägt, endlich mit dem im Lichterglanze strahlenden Tannenbaume bietet es das Symbol des deutschen Glückes überhaupt: Freude am häuslichen Verkehr in der Abgeschlossenheit der Familie, wie sie Ludwig Richters Künstlerhand in so reichem Maße und in so vollendeter Weise zur Darstellung gebracht hat; das Ganze gesättigt mit echt deutscher Gemütlichkeit, ein Wort, für das andere Völker gar keinen Ausdruck besitzen.

Und wie der Deutsche mit seiner Häuslichkeit so innig d.
verwächst, daß er zeitlebens herzliche Beziehungen zu ihr festhält, so gedenkt er auch stets mit sinniger Anteilnahme seiner engern Heimat, der Wege und Stege, Berge und Täler, Haine und Wiesengründe in der Nähe seines Geburtsortes. Manches Plätzchen ist ihm besonders ans Herz gewachsen. Und dieses Heimatsgefühl ist so stark entwickelt, daß es dem in der Fremde Weilenden heftiges Heimweh verursacht, daß es der lyrischen Poesie unseres Volkes einen fast unerschöpflichen Stoff bietet. Es erwächst bald aus bewußter Wertschätzung des Heimischen wie in Walthers berühmtem Botenliede: Ir sult sprechen willekomen, bald wird es getragen von der Erinnerung an liebe Menschen oder an örtliche Anknüpfungen, meist an beide zugleich, wie in den Novellen Theodor Storms, in denen überhaupt das Heimgefühl des Deutschen fast den tiefsten Ausdruck gefunden hat. Dann wieder ist es ein bloßes Empfinden, für dessen Daseinsberechtigung kein Beweis gegeben und gefordert wird, wie in jenem ergreifenden Volksliede: „Zu Straßburg auf der Schanz."

Mit der Erwähnung des Liedes haben wir einen neuen e.
Boden berührt, auf dem sich die Blume des deutschen Gemüts zu herrlicher Blüte entfaltet. Ich will nicht sagen, daß den übrigen Kulturvölkern Europas diese Gottesgabe vollständig fehle, jedoch so viel steht fest, daß sie nirgends so herrlich gediehen ist als in Deutschland, und daß sie anderswo vielfach bloß kärgliche Früchte gezeitigt hat. Manche Nationen, wie die französische,

haben nicht einmal einen eignen Namen dafür. Den deutschen Stämmen aber von der Memel bis zum Rhein und von der Schlei bis an die Gebirgswand der Alpen ist es eigen, in Liedern Freude und Lust auszujubeln, Leid und Bitternis aus dem Herzen zu bannen.

Fahrende Geistliche und Spielleute waren es, die in der Zeit Friedrich Barbarossas den kirchlichen Gesang verweltlichten und volkstümlich machten, wie Sperrvogel in seinen Sprüchen. Um 1200 blühte dann die Kunst des ritterlichen Minneliedes. Was die Herzen der Poeten bewegte, strömte ihr sangesfroher Mund in unvergänglich schönen Weisen aus. Freundschaft und Vaterlandsliebe, Herren-, Frauen- und Gottesdienst besangen Heinrich von Veldeke und Hartmann von der Aue, vor allem aber Walther von der Vogelweide Bald entwickelte sich der Einzelgesang zur festen Regel der Meistersänger, wie sie Hans Sachs und seine Zunftgenossen in der Tabulatur aufgestellt haben. Dann wies die Kirchenreformation dem deutschen Liede neue Wege zur weiteren Vervollkommnung, zuerst im Rahmen des kirchlichen Gesangs, dessen Höhepunkt, was die Innigkeit der Empfindung und den weihevollen Gehalt betrifft, die Bachsche Kantate darstellt, sodann im weltlich-bürgerlichen Gesange von den tiefempfundenen Strophen über Ännchen von Tharau an bis zu den köstlichen Liedern, die in Franz Schuberts Tondichtungen verkörpert sind.

Wie mächtig aber das Volk von solchen aus der Brust quellenden Gesängen gepackt wird, das zeigte sich so recht in den Zeiten der Not und Trübsal. Als alles wankte, wie in der traurigen Epoche des 30jährigen Kriegs, da flüchtete sich das Herz des Volkes auf dieses Gebiet; hier fand es den Widerhall seines innersten Sehnens und Verlangens; hier kam das tröstliche Gefühl zum Ausdruck, daß über den alles niedertretenden Gewalten der Erde noch etwas Höheres vorhanden ist, daß das Versenken und Aufgehen in dem höchsten Wesen erst die wahre Freiheit wiedergibt.

f. Denn ein echter Deutscher ist fromm und gottergeben. Im Gegensatze zu anderen Völkern war es dem unsrigen vor-

behalten, die christliche Religion durch die Kraft seines Gemüts in so hohem Grade zu verinnerlichen, wie es nirgends wieder zu finden ist. Im deutschen Herzen hat das Christentum nicht nur den Charakter einer verstandesmäßigen Spekulation verloren, den ihm die Metaphysik der Griechen verliehen hatte, sondern auch die politische Äußerlichkeit, die ihm der römische Geist aufgedrückt hatte, und die staatsmäßige Zentralisation, die es durch die römische Hierarchie des Mittelalters erhalten. Der deutsche Individualismus stellt sich in der protestantischen Religion ganz auf sich selbst. Wir sind am liebsten mit unserem Gott allein und ringen uns wie unser großer Luther aus den Seelenkämpfen ohne äußeren Einfluß zu religiöser Klärung empor. Die Innerlichkeit des Fühlens und Sinnens gibt auch der Mystik ihre Kraft, einer Frucht des Herzens, die nur auf deutschem Boden zu gedeihen vermocht hat. Denn wo anders könnte es ein so ahnungsvolles Innenleben, ein solches Empfinden und Schauen des göttlichen Wesens im Gemüte geben, das zu träumerischer Grübelei und Schwärmerei oder zu müßiger Beschaulichkeit ausartete? Gründe aber, die aus dem Herzen stammen, haben auch in der deutschen Philosophie ein großes Gewicht gehabt. Damit steht diese in direktem Gegensatz zur französischen, die durchweg verstandesmäßig geartet ist. Unsere Weltweisheit verschmilzt entsprechend unserer Gefühls- und Geistesanlage den Mystizismus und den Realismus, das innerliche Erlebnis mit der äußerlichen Wirklichkeit. Selbst in den Lehren unseres bedeutendsten Philosophen, Immanuel Kants, gewinnt das mystische Element durch den der deutschen Gewissensinnerlichkeit entsprechenden kategorischen Imperativ, der die sittliche Pflicht mit dem Idealismus zur Grundlage des gesamten Lebens macht, hervorragende Bedeutung. Ja, dieser mystische Zug unseres Wesens erscheint den Ausländern so charakteristisch deutsch, daß ihn Frau von Stael in ihrer Schrift über Deutschland besonders betont und der französische Philosoph und Geschichtsschreiber Quinet 1832 aussprechen konnte: „Deutschland stellen wir uns vor als ein Land der Ekstase und des immerwährenden Träumens, als ein Land der Wissenschaft, die unaufhörlich sucht und Theorien nachjagt, wo der ganze

Volksgeist in die Idee des Unendlichen versenkt ist. In der Jugend nehmen wir eine nebelhafte Sympathie, eine allen Einflüssen zugängliche Begeisterung wahr; dann Hinneigung zum Pietismus, Gleichgültigkeit in der Politik, Zufriedenheit eines mythischen Wohlstandes, patriarchalisches Dasein, geräuschlos verlaufende Lebensschicksale." Wohl mag sich dieses Urteil unserer westlichen Nachbarn seit 1870 etwas geändert haben, aber der mystische Zug im deutschen Wesen wird noch in den neuesten Veröffentlichungen Fouillés in der Revue des deux Mondes hervorgehoben. In der Tat läßt er sich nicht wegleugnen, ja er prägt sich auch deutlich in der Literatur aus. Während der rationalistische Franzose die Leidenschaften und Ideen, die seine Helden treiben, immer in das Bewußtsein dieser selbst verlegt, sieht der sinnigere Deutsche im unbewußten Handeln, das sich der Vorstellung entzieht, einen Haupthebel menschlicher Tätigkeit und läßt deshalb seine Helden so oft von dunklen Gewalten bewegt werden, die sich aus tiefen unerklärbaren Quellen herleiten.

Volkstümlich sind darum bei uns die Märchen mit ihren Zaubergärten, volkstümlich die Balladen mit ihrer Welt des Übernatürlichen, wie Goethes Fischer und Erlkönig, volkstümlich die romantischen Züge, welche in Schillers Jungfrau von Orleans, in Webers Freischütz oder in Moritz von Schwinds trefflichen Bildern hervortreten. Darum ist uns der lauschige, düstergeheimnisvolle Wald so lieb und wert, darum verfolgen wir so gern den romantischen Lebenspfad des Eichendorffschen Taugenichts. Und wenn den Deutschen von jeher ein gewaltiges Sehnen in der Brust gelegen hat, in die Ferne zu schweifen und mit dem Stabe in der Hand die Fluren des Vaterlandes zu durchstreifen oder den Fuß auf den geweihten Boden Italiens zu setzen, so ist dies nicht allein in dem Streben begründet, Nahrung für den Geist oder Erfrischung für den Körper zu suchen, sondern auch in dem innern Drange, der uns unwiderstehlich hinaustreibt.

II. a. Ein anderer Eckpfeiler deutscher Eigenart ist der feste Wille. Aus ihm erklärt sich die starke Herausarbeitung der Persönlichkeit, aus ihm die Mannhaftigkeit und Tapferkeit, die

von jeher unser Volk ausgezeichnet hat. Mit seiner ausgeprägten Individualität steht der Deutsche ziemlich schroff der Gesellschaft gegenüber; er ist im Grunde seines Wesens ungesellig. Während den Franzosen die natürliche Heiterkeit und der Witz, das Bedürfnis steter Anregung von außen, Leichtlebigkeit und Mitteilsamkeit zum Gesellschaftsmenschen vorzüglich befähigen, prallen die gegenteiligen Eigenschaften der Deutschen bei jeder Gelegenheit aufeinander. Ein Einzelwesen stößt mit dem andern oft zusammen, und keins gibt nach, so lange sich nicht beide einem gemeinsamen Ziele fügen. Und wie im Privatleben, zeigt sich die starke Hervorkehrung der persönlichen Eigenart auch auf politischem Gebiete. Der Parteizwist, der Partikularismus ist unser Erbfehler und steckt uns trotz der bedeutungsvollen Kämpfe, in denen wir gemeinsam die politische Einheit errungen haben, immer noch mehr oder weniger in den Gliedern. Deutschland ist Jahrhunderte lang gegen äußere Feinde wehrlos gewesen, weil die Stämme und Stände ihre persönlichen Interessen über das Wohl der Gesamtheit setzten. Wenn in anderen Ländern das religiöse Bekenntnis dem Vorteile des Vaterlandes untergeordnet wird, setzt der deutsche Katholik die Gebote des Staates den Geboten des römischen Papstes hintan. Der einzelne dient mit Freuden dem Herrn, dem er Treue geschworen, doch fehlt ihm der politische Scharfblick und die soziale Beanlagung, um die Notwendigkeit des Zusammenschließens zu verstehen. Mit Recht sagt daher Goethe in seinen Sprüchen in Prosa: „Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammenzubleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, wer er wolle, hat so ein eigenes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.“ Und derselbe Dichter hat den Ausspruch getan, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei.

So auf sich selbst gestellt, leistet der einzelne oft Vorzüg- b.
liches. Männer eigener Kraft hat es in großer Zahl bei uns gegeben; ja obwohl es in Deutschland vielfach an Unterstützung durch äußere Mittel gefehlt hat, sind doch nicht wenige mit ihren Ideen durchgedrungen und haben sie in Taten umsetzen können. Man vergegenwärtige sich die Lebensgeschichte des Zeugschmieds

Richard Hartmann und des Maschinenschlossers Johann Zimmermann in Chemnitz, man lese die Lebensläufe von Friedr. König, dem Erfinder der Schnellpresse, und von Aloys Senefelder, dem Erfinder des Steindrucks, oder man betrachte den Entwickelungsgang von Nicolaus Dreyse, Aug. Borsig und Alfred Krupp, und ein Gefühl der Hochachtung für diese Männer wird die Brust erfüllen.

c. Dann gilt es, an hehre Gestalten wie Scharnhorst und Gneisenau zu erinnern, aber auch an viele deutsche Gelehrte, die dem Forscherdrange in der Fieberluft Zentralafrikas ihr Leben zum Opfer gebracht oder für die Wissenschaft die schwersten Anstrengungen im ewigen Schnee und Eise des Nordpols erduldet haben. Und wie Karl Otfried Müller auf dem Boden des alten Delphi beim Sammeln griechischer Inschriften von der glühenden Julisonne dahingerafft wurde, so hat gar mancher andere seine unstillbare Sehnsucht nach Wissen mit dem Verluste des Lebens oder der Gesundheit büßen müssen.

Die Losung des deutschen Gelehrten lautet: „Sich selber nichts, der Wissenschaft alles.“ Darum steht auch die deutsche Forschung so hoch im Ansehen, daß die Studenten aus allen Erdteilen zusammenströmen, um zu den Füßen deutscher Professoren zu sitzen. Das Wort vom Volke der Dichter und Denker, das in England aufkam und ursprünglich einen üblen Beigeschmack hatte, ist zum Ehrentitel unserer Nation geworden, die jetzt für die gelehrteste der Erde gilt. In der Tat darf man sich die Schicht, die für wissenschaftliche Arbeit Sinn und Verständnis hat, bei uns nicht so dünn vorstellen als in Frankreich und Italien oder gar in andern Ländern Europas.

d. 1. Doch die persönliche Eigentümlichkeit tritt nicht bloß in der Wissenschaft hervor, sondern auch in der Kunst. Greifen wir, um dies zu erproben, einen unserer bedeutendsten Maler heraus, nämlich Albr. Dürer. Seine Phantasie umfaßte alle Vorstellungen von Natur und Leben, welche die Kultur seiner Zeit zu gewinnen erlaubte; seine Seele war aller Empfindungen fähig, die das menschliche Herz bewegen können; seine Anschauung der Natur erstreckte sich auf das Kleinste wie auf das Größte.

Er ist vollendet in der Typisierung des Ausdrucks menschlichen Wesens, nicht in jener Verhältnismäßigkeit von Formen und Farben, die wir Schönheit nennen, sondern in einer Verhältnismäßigkeit zwischen Wesen und Erscheinung, die als Charakteristik zu bezeichnen ist. An genialer Kraft steht Dürer seinen italienischen Zeitgenossen nicht nach, sondern übertrifft sie, aber seine Ideenwelt ist eine andere; in ganz anderer Weise als jenen muß ihm das Naturstudium dienen. Er sucht das Leben, die Bewegung, also das Zeitliche in der Natur, während sie auf das Dauernde, Räumliche ihr Auge richten. Bei ihm wird alles zu einem Vorgang, bei jenen zu einem Sein; selbst die Umgebung der Menschen, die Häuslichkeit und die Landschaft wird von Dürer zu einer dramatischen Beteiligung an den Handlungen und Stimmungen gezwungen. Echt deutsch ist ferner an ihm das liebevolle Eingehen auf das einzelne, die Überfülle der gebotenen Erscheinungen, die sich nimmer genug tun kann. Wir finden da trauliche Binnenräume mit allem Werkzeug menschlichen Lebens in reichem Maße ausgestattet, jede Kleinigkeit an Häusern und Höfen wiedergegeben, die Landschaft mannigfaltig belebt durch die Schöpferkraft der Phantasie; und inmitten dieser reichen Umgebung wird die menschliche Gestalt zu einem möglichst reichen Eindruck gebracht. Besonders aber spiegelt sich überall die innere Bewegung wieder, nicht bloß in Darstellungen leidenschaftlicher Seelenkämpfe, sondern auch bei der Behandlung von Stoffen, die mehr oder minder beschaulichen Charakter besitzen. Man vergleiche seine Marienbilder mit den gleichzeitigen Werken italienischer Meister. Eine so geringe Möglichkeit für dramatische Bewegung in diesem Vorwurf gegeben scheint, so bringt doch Dürer unzählige Variationen der Bewegung in ihn hinein: in der Körperhaltung, in dem starken Neigen und Bewegen der Köpfe, in dem Fluten, Flattern und Sichkräuseln der Haare, in der Lebhaftigkeit des Blicks der Mutter wie des Kindes. Es macht den Eindruck, als werde mit Absicht alles Verharrende in der Erscheinung, woraus der Italiener Schönheit und Stil der Darstellung gewinnt, vermieden. Selbst die Gewandung nimmt daran teil. Denn diese Faltengebilde gleichen bald sich

bäumenden Wogen, bald in Kristallisierung auseinander schäumenden Fluten, bald den massig niedersinkenden und sich ausbreitenden Wassern. Rechnet man dazu die gewaltige Phantastik des Meisters und den überall zu Tage tretenden Humor, so hat man das Deutsche in Dürer gekennzeichnet.

d. 2. Und wie in der Malerei, so ist es auch in der Plastik und Baukunst, in der Musik und Poesie. Es lohnt sich, bei der letzteren etwas länger zu verweilen. Hier herrschte von Anfang an und auf allen Entwickelungsstufen bis zum heutigen Tage die Welt des Persönlichen mit all den Aufgaben und Gedankenkreisen, die daran haften. Man wird sich dessen erst recht bewußt, wenn man das Schrifttum der romanischen Völker vergleicht. Auf den höchsten Höhen ihrer Literaturentwickelung fehlt überall das um seiner selbst willen vorhandene persönliche Element. Wo findet sich bei Corneille, bei Racine, bei Moliere eine reich entwickelte Persönlichkeit? Cid und Cinna, Athalie und Iphigenie und nun gar der Tartüff, der Geizige, der eingebildete Kranke, der Menschenfeind, alles sind nicht Individuen, sondern Typen. Wie der Franzose ein gesellschaftliches Wesen ist, so sind es auch seine Gestalten, die wenig Individuelles zeigen.

Wie anders bei uns! Gleich an der Schwelle des deutschen Schrifttums erhebt sich die Figur des alten Hildebrand. Er steht in einem Konflikt, der in rein menschlichen Verhältnissen begründet ist und dessen Wirkungen in die Tiefe des Herzens greifen. Mitten in eine von Grund aus aufgeregte Gefühlswelt versetzt uns der Dichter, und wenn er auch nach der Weise jener Tage die Reflexion meidet, so weiß er doch die herbe Tatsächlichkeit mit sicherem und des Anteils nicht ledigem Worte vor die Seele zu stellen. Wer sich in die wenigen erhaltenen Zeilen versenkt, fühlt mächtig die Abwandlung der Gefühle und die Ergebung des blutenden Vaterherzens ins Unvermeidliche. Die hohe Bedeutung unserer Nationalepen, des Nibelungenliedes und der Gudrun, gründet sich gleichfalls auf die großen und tiefen Persönlichkeiten. Und werfen wir einen Blick auf die dichterischen Erzeugnisse der Neuzeit, so müssen wir vor allem die bekannte Tatsache erwähnen, daß nach langer, langer Abhängigkeit vom

Auslande unsere Literatur den ersten nationalen Gehalt durch eine alles überragende Persönlichkeit, durch Friedrich den Großen, erhalten hat. Ist es ferner nicht bezeichnend, daß, als Klopstock begann, die Wertschätzung und Verehrung altgermanischer Eigenschaften wieder zu pflegen und zu empfehlen, er diese Bestrebungen um Arminius gruppierte, eine Erscheinung, der man erst zu diesem Zwecke individuelles Leben lieh? Ist es nicht ebenso charakteristisch, daß die Nation dem Dichter besonders deshalb zujubelte, weil er zuerst statt aller jener inhaltsleeren Typen der Damon, Doris und Phyllis wirkliche Menschen einführte?

Wir gehen schwerlich zu weit, wenn wir von unseren beiden d. 3.
großen Klassikern behaupten, daß sich durch das persönliche Moment in ihrem Leben und in ihren Dichtungen zum guten Teil ihre Volkstümlichkeit und ihre außerordentliche Wirkung auf alle Deutschen erklärt. Goethe selbst hat ausgesprochen, daß alles, was er geschrieben habe, ein Selbstbekenntnis sei. Wir dürfen also in ihm insofern die Krönung, den vollendetsten Ausdruck deutschen Geistes sehen, als er in dem, was er lebt und darstellt, durchaus Persönlichkeit ist. Von seinen Liedern, deren jedes einer besonderen Stimmung entsprang und einer besonderen Veranlassung sein Dasein verdankte, brauchen wir nicht weiter zu sprechen. Aber auch in seinen übrigen Schöpfungen tritt dieser hervorragend deutsche Zug beständig zu Tage. In Werther, Tasso, Wilhelm Meister und Faust gipfelt das Persönliche. Die ganze Fülle inneren Lebens mit seinen quälenden und erhebenden Augenblicken liegt in diesen Dichtungen. Insbesondere ist der Tasso ein so durch und durch individuelles Stück, daß z. B. die Kritik der Franzosen gar nicht damit fertig zu werden vermag. Denn dieses über die Maßen gesteigerte Persönlichkeitsgefühl ist dem Nachbar jenseits der Vogesen eine völlig fremde Welt; seine Maßstäbe versagen hier vollständig.

Bei Schiller werden wir diese Richtung unseres Gedankens d. 4.
nicht verfolgen dürfen; die Ausbeute würde gering sein. Dafür entspricht er in anderer Weise demselben Nationalbedürfnis: er ist der Schöpfer großer, geschlossener, tiefangelegter Persönlichkeiten. Im Wallenstein und im Tell findet der Deutsche die

innersten Züge seines eignen Wesens wie in einem glänzenden Spiegel aufgefangen. Gemischt aus mächtiger Tatkraft und einem Hange zum Grübeln und Wägen, aus intuitivem Blick für das Wesen der Dinge und einem mystischen Zuge, so steht der Feldherr des 30jährigen Krieges da, germanischen Wesens voll wie Hamlet. Gegenüber der sonnigen Gestalt Maxens und der wehmütigen Erscheinung Theklas liegt Oktavios Welt des Scheins und Trugs, ausgestattet mit all den Zeichen welschen Wesens, wider das eine alte Abneigung in der Brust des Deutschen lebt und auch hier hervorbricht. Im Tell aber schuf Schiller eine der volkstümlichsten Gestalten, die unsere Dichtung überhaupt besitzt. Auch in der Beziehung ist das Stück urdeutsch, daß der Freiheitsdrang darin stark zum Ausdruck kommt, eine Geltendmachung des Ichs, die in allen Schillerschen Dramen mehr oder weniger betont wird. Man kann Schiller geradezu als berufenen Verkündiger freiheitlicher Ideen bezeichnen. In seinen lyrisch-didaktischen Gedichten hören wir Aussprüche wie: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren". In seinen Dramen aber hebt er die Freiheit so mächtig hervor, daß sie als der beherrschende Gedanke derselben gelten kann. Sie erscheint in den Räubern als der wilde Drang eines gefallenen Edlen, der mit Mord und Brand die moralische Weltordnung vernichten will, im Fiesko als der Bund des Ehrgeizes mit der Revolution, in Kabale und Liebe als das Bestreben, den Unterschied der Stände zu durchbrechen; in Don Karlos als ein weltbürgerlicher Idealismus, welcher die Staaten der Menschen nach Vernunftideen zu gestalten sucht, im Wallenstein als wohlbedachter Plan eines Feldherrn, sich auf Kosten des Kaisers selbst eine Herrschaft zu erringen. Maria Stuart erstrebt die Freiheit aus dem Kerker, die Jungfrau von Orleans sprengt mit der Wundermacht des Glaubens die Fesseln der Feinde und befreit das Vaterland von Fremdherrschaft, im Tell endlich erscheint die Freiheit einem Volke, das dem Tyrannen zum Trotz seinen angestammten Rechten und Sitten lebt. Wie der Dichter in seinen vier ersten Dramen die französische Revolution vorausgenommen, so hat er im Wallenstein, der sich mit Hilfe seines Heeres

eine Imperatorenmacht bilden will, den französischen Imperator Napoleon gewissermaßen im voraus dargestellt. So erhält also im Laufe der dichterischen Entwickelung Schillers die Freiheit eine immer positivere, inhalts- und lebensvollere Gestalt. Zunächst ist sie äußerlich gefaßt als der Kampf gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung; dann spielt sie ins geistige Gebiet hinüber, und die sittliche Tendenz tritt stärker hervor, ein Wandel, der sich besonders unter dem Einflusse der Kantschen Philosophie vollzog.

Auch in anderer Hinsicht ist die Behandlung des poetischen d. 5.
Stoffes für den deutschen Individualismus bezeichnend. Die Helden der französischen Dramen sind schon bei Beginn des Stückes in ihren Grundsätzen und Anschauungen fix und fertig, die deutschen Dichter schildern am liebsten und besten, wie ein Mensch durch die Umgebung, in die er versetzt wird, und durch die Verhältnisse seinen Charakter allmählich bildet, wie er im beständigen Widerstreit seiner natürlichen Neigungen zur Entwickelung und Entfaltung seines Wesens kommt. Im Nibelungenliede wird uns vorgeführt, wie die zartfühlende Kriemhild durch die schreckliche Frau, die den Tod Siegfrieds verschuldet hat, zur Furie gemacht wird; in Lessings Emilia Galotti, wie der brave, weltfremde, zärtliche Vater zum Mörder seiner Tochter, in Kleists Michael Kohlhaas, wie der friedliche kleine Gewerbetreibende durch junkerlichen Übermut zum furchtbaren Brandstifter werden kann.

Und welche Seelenkämpfe, welche Gewissensqualen müssen wir oft mit erleben? Ich erinnere an Wolframs Parzival und Goethes Faust, die das echt deutsche Suchen nach Erkenntnis zum Gegenstande haben. In ihnen wird das Zweifeln, das Hangen und Bangen, der Zwiespalt zweier Seelen in einer Brust als die schwerste Bedrängnis empfunden und der Sieg über den innern Feind als die höchste Befriedigung. Und wenn diese Seelenkämpfe nicht von innen entstehen, so werden sie dem Helden oft von außen aufgezwungen. Das Nibelungenlied ist erfüllt von solchen Konflikten: Kriemhild schwankt zwischen Geschwisterliebe und Pflicht der Blutrache, Gunther zwischen der Liebe zur Gattin und der Treue gegen den Freund, Rüdiger von Bechlarn

zwischen der Treue des Gastfreundes und der Pflicht des Vasallen. Schillers Jungfrau von Orleans erliegt dem Kampfe des einfachen Mädchens mit dem göttlichen Werkzeug, sein Wallenstein wird von Ehrgeiz und Gewissensqualen hin- und hergeworfen, sein Tell gezwungen, die friedliebende Natur der Notwendigkeit des Tyrannenmordes anzupassen.

Der psychologische Konflikt ist also die Lieblingsaufgabe der deutschen Dichtung, und zwar nicht als verstandesmäßiges Abwägen zweier Standpunkte, sondern als Durchkämpfen ungewollter Leidenschaften. Und wie wir es in der Poesie lieben, das Werdende, sich Entwickelnde, zur Vollendung Reifende zu betonen, so sind wir Deutschen auch außerhalb der Dichtung die Meister der Entwickelungsgeschichte. Die Geschichtsphilosophie der romanischen Völker schildert nur, wie sich gewisse Typen nach bestimmten Gesetzen ablösen; den Übergang innerhalb desselben Subjekts vermögen erst die Deutschen aufzufassen. Sie sind geboren zu historischer Betrachtung, wie Savigny als Rechtslehrer, Jakob Grimm auf dem Gebiete der Sprache und Niebuhr im Bereiche der Geschichte zur Genüge dargetan haben.

d. 6. Von allen Gebieten der Literatur aber zeigt sich der Deutsche am meisten befähigt zur Lyrik; hier kommt seine individuelle Begabung am schönsten zum Ausdruck und zur Geltung; kein anderes Volk der Erde vermag sich in dieser Gattung der Poesie mit dem unsrigen zu messen. Wer käme einem Goethe, Eichendorff, Lenau, Mörike, Rückert gleich? Ja auch geringeren Sängern, die im deutschen Dichterwalde ihre Stimme erhoben haben, ist hier oft Unwiderstehliches gelungen; denn gar viele haben in die Tiefe ihrer Brust gegriffen und gesagt, was sie fühlten und wollten, so absichtslos, schlicht und innig, daß man von Entzücken ergriffen wird, wenn man ihren Tönen lauscht.

e. Und nun noch eins! Wenn wir von der Betätigung des Willens reden, dürfen wir der Tapferkeit nicht vergessen. Wohl läßt sich der deutsche Michel lange treiben und drängen, ehe er zum Schwerte greift, aber wenn er es einmal ergriffen hat, dann reißt ihn sein furor Teutonicus mächtig mit fort. Unsere Vorfahren waren gefürchtet im Kampfe. Das römische

Reich wankte in den Fugen, als die Germanenscharen an seinen Grenzen erschienen; zur Zeit der Kreuzzüge rühmte man ihr kühnes Dran- und Draufgehen, und auch in neuerer und neuester Zeit hat es nicht an Beispielen glänzender Tapferkeit gefehlt. Aber der Kampfesmut der Germanen spiegelt sich auch in ihren Vorstellungen vom Jenseits. Während sich die heitere Weltanschauung der griechischen Dichter das Leben der Seligen als ein fröhliches, harmonisches Genießen auf den Gefilden Elysiums ausmalte, wünschte der germanische Krieger nichts weiter als von den Walküren nach Walhalla gebracht zu werden und dort abwechselnd zu kämpfen und zu schmausen.

III. Es würde zu weit führen, wenn wir die Betätigung der beiden Hauptcharakterzüge deutschen Wesens, der Innerlichkeit und des Individualismus, auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Lebens und Strebens verfolgen wollten; aber das bedarf noch der Erwähnung, daß das Ausland sich immer da am tiefsten vor dem deutschen Genius geneigt und am meisten zur Nachahmung deutscher Geisteserzeugnisse bewogen gefühlt hat, wo diese den Stempel der Originalität an sich trugen, also echt deutsches Gepräge zeigten. Das Naive und Gemütstiefe macht Arnold Böcklin, der in seinen märchenschönen Bildern sinnige deutsche Landschaften schuf, zu einem der beliebtesten Maler des heutigen Frankreichs, und wie Gerhard Hauptmanns Hannele unter allen seinen Stücken dort am meisten bewundert worden ist, so haben unsere westlichen Nachbarn auch die originellsten unserer Musiker am höchsten verehrt. Die geistvolle Judith Gauthier mußte in den Tagen der Belagerung von Paris, während draußen vor den Forts die deutschen Kanonen donnerten, ihrem Vater Theophil die Musikdramen Richard Wagners vorspielen, und die Tonstücke desselben Meisters haben sich trotz des Deutschenhasses der letzten Jahrzehnte in der Pariser Oper und im französischen Konzertsaale immer mehr Bahn gebrochen.

Die deutsche Wissenschaft aber übt seit langer Zeit unverkennbaren Einfluß auf das Ausland aus. Ich rede nicht von Rußland oder den übrigen slavischen Gebieten im Osten

und Südosten unseres Vaterlandes, die ihre ganze Kultur der Einwirkung deutschen Geistes verdanken, sondern von den hochgebildeten Romanen im Westen und Süden. Unsere Philosophie hat seit mehr als 100 Jahren nicht aufgehört, eifrige Freunde und Anhänger bei ihnen zu besitzen. Die Lehren unseres Landsmannes Karl Christian Friedrich Krause haben in Spanien große Verbreitung gefunden, und wie der Franzose Comte ein Schüler Kants, so war der verstorbene Kammerpräsident Burdeau ein großer Verehrer Schopenhauers, neuerdings aber gibt es viele von seinen Landsleuten, die für Nietsches Philosophie begeistert sind. Endlich ist unser deutsches Unterrichtswesen immer der Gegenstand regen Studiums im Auslande gewesen, ja Männer wie Cousin, Michelet, Taine und Renan haben die Einrichtung unserer höheren Schulen nachdrücklich als Muster zur Nachahmung empfohlen.[1])

4.

Welche Vorteile hat uns die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs gebracht?

A. Einleitung. Das alte Kaiserreich ist 1806 zerfallen, die Bestrebungen zur Gründung eines neuen mit Preußen an der Spitze sind besonders seit 1848 wahrnehmbar; sie wurden 1866 dem Ziele näher gebracht und 1871 verwirklicht.

B. Thema. Die Wiederherstellung des deutschen Reichs hat uns manche Vorteile gebracht:

1. Materielle:
   a) Vertretung aller Stämme im Reichstage.
   b) Einheitliche Heeresleitung und ein starkes Reichsheer.
   c) Eine Kriegsflotte und überseeische Kolonien.
   d) Gemeinschaftliche postalische Einrichtungen (ausgenommen ist Bayern).

1) Vgl. H. Meyer, Das deutsche Volkstum, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1903, woraus manches hier entnommen ist.

e) Zolleinheit, daher Beseitigung der Zollschranken innerhalb des Reichs.
f) Einheit des Münz-, Maß- und Gewichtssystems.
g) Aufhebung des Paßzwanges innerhalb Deutschlands.
h) Gemeinsamkeit des Rechtsverfahrens, sowohl des Strafrechts wie des bürgerlichen Rechts.
i) Reichsgesundheitsamt.
k) Altersversorgung u. a. soziale Einrichtungen.

2. Ideelle:
a) Erstarken des Nationalgefühls der Deutschen im In- und Auslande, Vertrauen auf den Schutz des mächtigen Reichs.
b) Aufblühen der Künste (z. B. viele Denkmäler) und Wissenschaften.

C. Schluß. Wunsch, daß jeder an seinem Teile dazu beitragen möchte, diese hohen Güter dem deutschen Volke zu erhalten.

5.

Welche kriegerischen Zusammenstöße sind zwischen Asien und Europa bis zum Jahre 1900 erfolgt.

Einleitung. Zwar sind immer nur einzelne Völker des Ostens und des Westens gegeneinander zu Felde gezogen, aber man hat diese Kämpfe von jeher als Kriege der beiden Weltteile betrachtet und sie sogar in einen inneren Zusammenhang gebracht. Schon Herodot beginnt die Geschichte der Perserkriege mit der Sage, wie Europäer und Asiaten sich wechselweise durch Frauenraub beleidigt und gerächt. Paris entführt die Helena, weil Jason die Medea geraubt. Diese Auffassung geht demnach bereits von einem Konflikte der Weltteile aus, denn der troische Prinz tritt für die Kolchier, für die Ehre Asiens ein, und der spartanische König büßt für die Schuld der Argonauten. In gleicher Weise spricht Vergil von dem trojanischen Kriege:

quibus actus uterque
Europae atque Asiae fatis concurrerit orbis.
Aen. VII, 223.

quae causa fuit, consurgere in arma
Europamque Asiamque. Aen. X, 90.

Die alte und die neue Welt mit ihrem besondern Charakter, die absterbende Kultur des Ostens und die aufblühende des Westens, mannigfache Gegensätze der Religionen und der Sitten, die eigensüchtigen Interessen der Politik und des Handels konnten nicht friedlich nebeneinander bestehen; es entwickelte sich eine Rivalität zwischen den beiden Erdteilen, in der die allgemeine Ursache der Kämpfe liegt, wozu dann jedesmal noch besondere Beweggründe kamen.

Thema. Die Kriege Europas mit Asien bis zum Jahre 1900.

A. Altertum.

1. Der trojanische Krieg entstand infolge der Kränkung eines griechischen Fürsten. Paris raubte die Helena. Die achäischen Fürsten vereinigten sich, um es nicht ungeahndet zu lassen, daß der Atride von einem asiatischen Prinzen beschimpft worden war.
2. Die Perserkriege entstanden infolge des persischen Despotismus. Asien kennt keine andere Verfassung als die absolute Monarchie. Wie die asiatischen, so sollten auch die europäischen Griechen unter Tyrannen und Satrapen stehen. Athen und Sparta traten für ihre nationale Unabhängigkeit, für die Rechte des freien Bürgertums und weiterhin für die hellenische Geistesbildung in die Schranken. Das Barbarentum wurde trotz seiner Übermacht nach Asien zurückgewiesen.
3. Die Kriege Alexanders des Großen und die der Römer infolge des Strebens nach Gründung eines Weltreiches. Der macedonische König bemächtigte sich des ganzen Westasiens. Das Gelingen seiner Pläne hätte Griechenland mit der Gefahr bedroht, eine asiatische Provinz zu werden. Die Verschmelzung der asiatischen und europäischen Kultur, die er im Sinne hatte, würde Babylon zur Hauptstadt seines Reiches gemacht haben. — Der

römische Staat behielt seinen Schwerpunkt in Europa und fügte, ohne unselbständig zu werden, die asiatischen Länder zu seiner Masse hinzu. Antiochus III. von Syrien und Mithridates VI. von Pontus, die letzten mächtigen Repräsentanten des Orients. Rom muß zuletzt zur Behauptung Asiens das byzantinische Reich abzweigen (395 nach Chr. Geb.), doch wird dieses beständig durch Parther, Perser, Hunnen ꝛc. bedrängt.

B. Mittelalter und Neuzeit.

1. Die Kämpfe der Europäer mit den Mohammedanern aus religiösen Motiven.
   a) Wiederholte Angriffe auf Konstantinopel seit 672, Stiftung der maurischen Reiche in Spanien seit 711.
   b) Die Kreuzzüge (1095—1250). Die Gründung eines christlichen Königreiches zu Jerusalem. Das Übergewicht Asiens, seit Saladin sich gegen die mächtigsten Fürsten der Christenheit behauptet.
   c) Die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen (1453); dagegen die Verdrängung der Mauren aus Spanien seit dem Verluste von Granada (1492).
   d) Die Kämpfe um Ungarn, das unablässige Vordringen der Türken gegen Wien (Soliman II., 1529; der Vezier Kara Mustapha, 1683). Endlich beweist Europa durch die Siege des Prinzen Eugen von Savoyen (bei Zenta 1697, bei Peterwardein und Belgrad 1717) seine Überlegenheit, und der Friede zu Passarowitz (1718) macht den Angriffen auf das christliche Europa ein Ende.

2. Neuere Kriege der Europäer in Asien, hauptsächlich der Russen und Engländer im Interesse der Erweiterung von Macht und Handel.
   a) Fortdauernde Kriege mit Persien führen zur Entkräftung dieses Reiches; Paskewitsch erobert (1827) Eriwan, die Hauptstadt des persischen Armeniens. Die Türkei kann sich der Russen kaum erwehren (Diebitsch Sabal-

kanski, 1829). Die Türkei wird von England und Frankreich gegen die Russen beschützt und verdankt ihr Bestehen nur der Eifersucht der europäischen Mächte (der Krimkrieg 1854—56); doch muß sie im Frieden von San Stefano 1878 verschiedene Gebiete abtreten und hat in den letzten Jahrzehnten das Land an der Südostecke des schwarzen Meeres (Batum und Eriwan an Rußland, Bosnien und die Herzegowina an Österreich, Kreta an Griechenland) abtreten oder zur Verwaltung überlassen müssen. Rußland erwirbt durch einen Vertrag mit China das Amurgebiet (1859) und unterwirft dann die Chanate am Aral. 1867 wurde das russische Generalgouvernement Turkistan mit der Hauptstadt Taschkent gebildet, 1868 Buchara unter russische Oberhoheit gebracht, 1873 China unterworfen, 1876 Chokand, 1881 das Gebiet der Tekketurkmenen.

b) Albuquerque (1505—15) stiftet ein portugiesisches Reich in Goa. Die Holländer setzen sich (1663) auf Malabar fest, die Franzosen (1672) in Pondichery. England (die ostindische Kompagnie, 1600 gestiftet) verdrängt seit 1756 die übrigen Europäer und dehnt allmählich durch Eroberungen und Kauf sein Gebiet über ganz Vorderindien und in Hinterindien aus (Assam, Birma). Die Revolution von 1857—59 endet mit einem fürchterlichen Siege der Unterdrücker; ganz Vorderindien wird Eigentum des englischen Staates. China wird durch einen Krieg mit England und Frankreich 1860 gezwungen, eine größere Anzahl von Häfen dem europäischen Handel zu öffnen; diese Vergünstigungen werden erhöht nach Niederwerfung des Boxeraufstandes 1900. Kurz vorher hat sich Deutschland in Kiautschau festgesetzt, und Rußland dringt von Südostsibirien immer weiter auf chinesischem Gebiete vor, Frankreich besetzt 1862 das Mekongdelta, 1864 Kombodscha, 1893 das ganze linke Mekongufer.

Schluß. Afrika und Australien waren lange Zeit durch die Unfruchtbarkeit und Unzugänglichkeit eines großen Teiles ihrer Ländermassen geschützt, müssen jedoch die europäische Kolonisation dulden. Das Schicksal Amerikas scheint sich dahin zu entscheiden, daß die Eingeborenen ausgerottet werden oder ihre Reste unter den Einwanderern verschwinden, welche endlich den ganzen Erdteil in Besitz nehmen und als ein jüngeres Europa bewohnen. Asien hat bereits viele Grenzländer und Küsten verloren. Die Türkei und Persien werden sich nie wieder zur Blüte erheben, Selbst China und Japan müssen sich zu selbstmörderischen Verträgen entschließen. Während Asien die Niederlagen, die es erlitt, noch im 18. Jahrhunderte mit siegreichen Angriffen erwiderte, besitzt es jetzt keine Völker mehr, die Europa bedrohen könnten. Erst jüngst hat sich Japan energisch aufgerafft und Rußland zurückgedrängt.

6.

Wodurch haben sich die Mönche während des Mittelalters besonders um unser Volk verdient gemacht?

Einleitung. Das Mönchswesen ist ägyptischen Ursprungs, wurde jedoch frühzeitig nach dem Abendlande verpflanzt. Im Gegensatze zu den Mönchen des Ostens, die vor allem ein beschauliches Leben liebten, haben sich die des Westens durch ihre segensreiche Wirksamkeit große Verdienste erworben.

Thema. Die Mönche haben sich verdient gemacht:

A. Als Geistliche und Lehrer.

Sie waren die Religionslehrer des Volkes, welches außer ihrer Tätigkeit so gut wie keine Quelle der religiösen Erkenntnis besaß. Auch unterwiesen sie die Kinder in ihren Klosterschulen vielfach im Lateinischen usw.

B. Als Gelehrte.

1. Sie waren die Sekretäre, Notare und Ratgeber der Herren. Die Familienbriefe, Kontrakte, Testamente und andere Urkunden wurden gewöhnlich von ihnen verfaßt.

2. Man bedurfte ihrer Kenntniſſe in der Mathematik. Vermeſſung der Äcker; Waſſerleitungen, Bauten (Gerbert, Kopernikus).

3. Sie leiſteten viel in der Phyſik und Aſtronomie: Kalenderweſen, Albertus Magnus.

4. In der Heil- und Arzneikunde, die ſie namentlich in den mit den Klöſtern verbundenen Krankenhäuſern ausübten.

C. Wegen ihrer größeren Geſchicklichkeit und Erfahrung im Acker- und Gartenbau.

Durch die Gründung der Klöſter wurde manche bis dahin mit Wäldern bedeckte Gegend in ein Land umgewandelt, das reichen Ertrag an Obſt und Gartenfrüchten lieferte. Die Mönche bezogen edlere Obſtarten aus Frankreich oder Italien, legten Weinberge an, führten heilkräftige Kräuter und ſchöne Blumen ein, trockneten Sümpfe und verwandelten ſchlechten Boden durch jahrelange Bemühungen in guttragendes Land.

Schluß. Nicht alle Mönchsorden haben ſich in gleicher Weiſe verdient gemacht; z. B. ließen ſich die Ciſterzienſer beſonders die Verbeſſerung der Landwirtſchaft angelegen ſein, die Dominikaner aber namentlich die Bildung und Belehrung.

7.

Inwiefern bezeichnen die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäiſchen Völker?

Einleitung. Man hat das Mittelalter mit vollem Recht das Zeitalter der Romantik genannt; denn es weiſt viele Züge auf, die wir als charakteriſtiſch für das Weſen der romaniſchen Völker bezeichnen können. Die Romantik hat nun in ihrer Eigenart große Verwandtſchaft mit der Jugend; inſofern können auch die von den Romanen angeregten Kreuzzüge als das Jünglingsalter der europäiſchen Völker aufgefaßt werden.

Thema. Welche Eigentümlichkeiten des Jünglingsalters ſpiegeln ſich in den Kreuzzügen ab?

1. Die ideale Stimmung. Gegen das materielle Interesse oft mehr oder weniger gleichgültig, läßt sich die Jugend leicht durch Ideen anregen. Ihr erscheint das, was sich dem Gefühle auf eine anmutige und erhabene Weise darstellt, erstrebenswerter als alles, was nur Nutzen schafft. Der Kapitän, der das Schiff durch die sturmbewegte See führt, ist ihr ein ganz anderer Mann als der Kommerzienrat, der es mit kluger Berechnung des Gewinnes, vielleicht sogar mit Opferung seiner letzten Kapitalien befrachtet hat. Wenn in den Kreuzzügen auch mancher europäische Fürst nebenbei ein kleines Reich in Asien zu erbeuten trachtete, so war doch für die Mehrzahl und namentlich für die Massen der gewöhnlichen Ritter und Reisigen die Säuberung des heiligen Landes von den Ungläubigen das höchste Ziel. Nicht der Vorteil, sondern die Religion, die Ehre, die heiligsten Gefühle machten es den Christen zur Pflicht, das Grab ihres Heilandes der Schmach zu entreißen.

2. Die innige Gläubigkeit. Die Reformation bildet auch aus dem Grunde den Übergang zum Mannesalter, weil man sich dem Heiligen nicht mehr allein mit dem Gefühle hingeben wollte, sondern es auch als einen Gegenstand der Erkenntnis auffaßte. Die Religion verlor den Zauber der Bewußtlosigkeit; die Symbole mußten den Begriffen Platz machen, in die Andacht mischte sich die Theologie. Zur Zeit der Kreuzzüge schliefen noch alle Zweifel, wenn man von vereinzelten Fällen absieht. Glaube und Aberglaube öffneten die Herzen allen Wundern der Religion und der Natur. Die heilige Lanze machte das christliche Heer bei Antiochia unüberwindlich. Die ganze Luft war von dem Weihrauchdufte der katholischen Kirche durchzogen. Der Burgkaplan las an den langen Abenden seine Legenden vor. Der verirrte Ritter übernachtete in der Wildnis bei dem frommen Klausner. Der weitgereiste Pilger schenkte der Schloßfrau, die ihn mit Speise und Trank erquickte, eine Reliquie aus Jerusalem. Der in den Dörfern herumwandernde Bettelmönch sprach über die junge Saat den Ackerfegen, heilte die Wunde mit dem Blutsegen und dämpfte mit geheimnisvollem Murmeln die Hitze des Fiebers. Prozessionen, von reich ge-

schmückten Geistlichen geführt, durchzogen mit feierlichen Gesängen das Land. Von den prächtigen Domen und den unzähligen Kapellen schallte früh und spät das fromme Geläut. Dieses innige Glaubensleben hat ohne Zweifel auch seine schöne Seite, und niemand kann ohne Bewegung den verzweifelnden Faust von der Stimmung reden hören, in der er als Jüngling das Ostergeläut vernommen.

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn. Goethe.

3. Die Bereitwilligkeit zu Opfern. Es wäre schwer zu entscheiden, ob der Handwerker, der Gelehrte, der Beamte, welche die langen Jahre hindurch jede Stunde mit ihrem Fleiß ausfüllen, oder der Soldat, der in augenblicklicher Gefahr die Brust der Kugel darbietet, ihrer Pflicht ein größeres Opfer bringen. Mag jeder sein Verdienst unverkümmert behalten; es entspricht aber der raschen Art der Jugend, daß sie durch eine geräuschlose, sich ewig wiederholende Beschäftigung leicht ermüdet wird und lieber auf einmal die Rechnung ausgleicht. In derselben Weise gaben die Kreuzfahrer ihr Geld, ihre Güter, ihr Alles auf einmal hin, um sich den Himmel im Sturm zu erobern. — Der Jüngling ist aber nicht allein mehr geneigt, er ist auch eher imstande, seine kleine Habe, ja sein Leben mit allem Glücke, das es ihm gewährt und verheißt, einzusetzen, denn er gehört sich allein an. Den Mann machen tausend Rücksichten zurückhaltender. Er gibt nicht von dem Seinen, denn was er hat, gehört auch seiner Familie; er kann sich nicht selbst opfern, ohne Weib und Kind und alles, was mit seiner Wohlfahrt auf ihn angewiesen ist, mit in den Untergang zu ziehen. Die Kreuzfahrer waren nach ihren Lebensjahren nicht alle Jünglinge, aber sie alle hatten jenen Jünglingsmut. Sie verließen Haus und Hof, Weib und Kind, als wären sie nicht vorhanden gewesen. Die Religion

verschlang jedes andere Interesse; sie sagten sich: „Gott will es!", und alle Bande waren gelöst.

4. Die Sehnsucht nach der Ferne und der Wandertrieb. Es ist der lebhafteste Wunsch jedes Jünglings, sich die Welt zu besehen. Das leicht ermüdende Interesse an dem Gewöhnlichen, die Unstetigkeit, das Gefallen an einer zerstreuenden Unterhaltung, die Lust, das Große anzustaunen, das mit dem Bildungstriebe zusammengehörige Verlangen, die Fremde kennen zu lernen, dies alles erweckt sein Sehnen nach der Ferne, die ihm stets von dem Zauber der Idealität erglänzt. Weite Reisen sollen ihm die sonst langsam reifenden Früchte der Erfahrung und der Erkenntnis zeitigen. Dieser jugendliche Wandersinn, der von jeher besonders den germanischen Völkern eigen gewesen war und dem Abendlande eine ganz andere Gestalt gegeben hatte, erwachte noch einmal in aller Stärke und trieb die Völker in Masse über Land und Meer nach dem sagenreichen Orient.

5. Die Liebe zu gemeinsamen, vorzüglich zu kriegerischen Unternehmungen und die Ruhmbegierde.

Der kürzeste Weg zum Ruhme führt über das Schlachtfeld. Im allgemeinen wird der Mann die domesticas fortitudines höher schätzen als die bellicas, wenigstens sie lieber üben. Für den Jüngling haben abenteuerliche Begegnisse und Gefahren als kriegerische Proben des Mutes, der Stärke und der Klugheit einen außerordentlichen Reiz. Er achtet selbst das Leben gering, wenn die Frauen und die Dichter ihn als jungen Helden preisen und beklagen. Auch diese Eigentümlichkeit des Jünglingsalters prägt sich in dem Zeitgeiste aus, der jene Kriegsfahrten hervorrief.

6. Der Mangel an Ruhe und Besonnenheit bei ungestümer, leidenschaftlicher Kühnheit. Es ist natürlich, daß der Mann bei seiner größeren geistigen Reife und Erfahrung weit mehr Rücksicht nimmt auf die Ausführbarkeit eines Unternehmens. Der Jüngling denkt meist bloß an das Ziel, aber nicht an die Mittel, durch die er es erreichen kann.

Allgemein ist man gewohnt, die Kreuzzüge als das Ergebnis einer chimärischen Idee zu betrachten, wie sie sich wohl in

dem heißen Kopfe der Jugend ausbilden kann. Indessen bleibt der politischen Konjektur hier ein großer Spielraum. Ein verjüngtes christliches Reich in Palästina, ein neues Zion mit dem Grabe des Erlösers und allen heiligen Erinnerungen an ihn, würde nicht nur für das innere Glaubensleben der Christenheit ein starker Anhalt gewesen sein, es hätte bei genügender Kraft auch das morsche Byzanz ersetzt, die Türken von Europa abgehalten, dem Christentum nach Asien hin die Wege gebahnt ꝛc. Wir werden also nicht geradezu die ganze Unternehmung einen unreifen Einfall nennen, aber ihr jugendlicher Charakter ist gleichwohl in manchen Punkten kenntlich und besonders in der Art der Kriegsführung. Das Ungestüm sollte alle Vorkehrungen, alle Klugheit überflüssig machen. Viele Tausende kamen nur wegen der mangelhaften Verpflegung auf dem Wege um. Andere Tausende fielen der Klugheit der Muselmänner, der Falschheit der Griechen zum Opfer. Niemand dachte daran, die Bewaffnung zu verändern, obgleich man täglich wahrnahm, wie Mann und Pferd in dem heißen Lande unter der Last des Eisens erstickten. Die Kampfordnung war die, daß man den Feind mit unwiderstehlicher Tapferkeit zur Flucht zwang und dann bei der Verfolgung in einem Hinterhalte den Sieg verlor.

Schluß. Während der Jüngling mit tausend Masten in den Ozean segelt, kehrt der Greis still auf gerettetem Boot in den Hafen zurück. So verhält es sich auch mit den Kreuzzügen. Man vermochte nicht das den Ungläubigen abgenommene Gebiet zu behaupten, und so fiel nach verhältnismäßig kurzer Zeit alles in ihre Hände zurück.

8.

Welche nachteiligen Folgen hatte der dreißigjährige Krieg für die deutsche Landwirtschaft?

Einleitung. Es gibt keinen Krieg, in dem nicht der Ackerbau und die Viehzucht des davon betroffenen Landes Nachteile hätte.

Thema. Besonders groß müssen diese Nachteile bei einem dreißigjährigen Kriege sein.

1. Der Verlust an Menschen war beträchtlich. Nicht nur der Krieg, sondern auch die Begleiterscheinungen (Hungersnot, Pest u. a. Krankheiten) rafften Tausende dahin. Man nimmt an, daß Deutschland damals die Hälfte bis zwei Drittel aller Bewohner verloren habe. Die Pfalz hatte vor dem Kriege etwa 500 000 Menschen, nach dem Kriege noch 48 000. Viele Güter waren ganz ausgestorben und verödeten. Die, in denen noch Besitzer vorhanden waren, hatten nicht die nötigen Kräfte, um den landwirtschaftlichen Betrieb so zu führen, wie es wünschenswert gewesen wäre. Vielfach wurden die Söhne und Knechte zur Heeresfolge herangezogen, vor allem aber war die Zahl der Arbeiter so vermindert, daß sie sich nur schwer und oft gar nicht beschaffen ließen.

2. Der Verlust an Vieh sowie der Schaden am Grundbesitz war nicht minder erheblich. In 19 Dörfern der ehemaligen Grafschaft Henneberg in Thüringen betrug die Zahl der Rinder 1634 noch 1402, 1649 aber 244, die der Pferde 485 und 73, der Ziegen 158 und 26. 1849 war der Viehstand wieder soweit gestiegen, daß 1994 Rinder, 107 Pferde und 286 Ziegen vorhanden waren. Die Felder und Weinberge hatten durch den Krieg furchtbar gelitten und lieferten daher oft geringe Erträge. Die Häuser lagen zum Teil in Schutt und Asche; denn ganze Ortschaften waren niedergebrannt. Der schreckliche Ruf des schwedischen Generals Pfuel, daß er allein 800 böhmische Dörfer eingeäschert habe, wird durch die Tatsache bestätigt, daß allein im Saazer Kreise 400 Dörfer in Asche lagen.

3. Groß war auch der Mangel an Geld. Überall fehlte es an dem nötigen Betriebskapital. Dazu kam, daß die Bauern noch allerhand Lasten zu tragen hatten; trotz ihrer bedrängten Lage forderte man von ihnen die alte Summe an Steuern und Abgaben. Überdies fielen die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, da der Kleinhandel gewaltsam unterbrochen und durch das Einströmen größerer Massen von Edelmetallen seit dem 16. Jahrhundert der Geldwert überhaupt bedeutend gesunken war. Die Folge davon war eine erhebliche Entwertung der Grundstücke. In der Gegend von Freising zahlte man 1634

für ein Gut 70—80 Gulden, das vor dem Kriege 2000 Gulden gekostet hatte.

4. Ebenso verminderte sich der Bildungsgrad und die Tatkraft des Bauern. Der Krieg hatte ihn daran gewöhnt, auch unter den niedrigsten Verhältnissen zu bestehen; so begnügte er sich nun, als die allgemeine Lage besser geworden war, in jeder Beziehung, machte geringe Ansprüche und suchte sich wenig fortzubilden. Der Aberglaube war stark verbreitet, Bauernregeln und astrologische Lehren bestimmten oft die einzelnen Maßnahmen. Infolge von mangelnder Tatkraft ließ man Felder und Weinberge wüst liegen, die man nicht zum eigenen Lebensunterhalt brauchte. Deshalb gab man oft den Anbau von Handelsgewächsen wie Hopfen und Waid auf, zumal der Handel stark nachgelassen hatte. In Thüringen baute man bis 1616 noch in etwa 300 Dörfern Waid auf einer Fläche von ungefähr 10 000 Äckern, 1629 aber nur noch in 30 Dörfern auf 675 Äckern.

5. Die zunehmende Macht des Adels führte zu Bedrückungen der Bauern. Die Vorliebe der Gutsherren für die Jagd bewirkte, daß sie in ihren Waldungen oft einen großen Wildstand hielten, der dem Landbau außerordentlich schädlich wurde. Waren die Fronen der Bauern vorher genau bestimmt, so wurden sie jetzt zu ungemessenen, ja oft unmäßigen Forderungen. Namentlich die Jagdfronen wurden hart empfunden, weil sie viel Zeit raubten. Das Schlimmste aber war, daß die Gutsherren nicht selten das Besitztum der Bauern „entsetzten" oder „legten", d. h. willkürlich und unberechtigt einzogen und für sich in Anspruch nahmen. In Mecklenburg wurde das Legen der Bauern jetzt von der Ritterschaft in dem Maße gehandhabt, daß von 1621—1755 mehr als die Hälfte der ritterschaftlichen Bauern verschwanden, d. h. daß sie von 12 000 auf 5000 herabsanken.

6. Das Volk war so verwildert, daß große Scharen von Vagabunden und Bettlern umherzogen, die unter dem Deckmantel der Dürftigkeit verbrecherische Absichten bargen, mordeten, plünderten, raubten und das Gefühl von Sicherheit nirgends aufkommen ließen, zumal die Landesherren zu schwach waren, dem Unwesen zu steuern.

Schluß. Nur sehr langsam hat sich Deutschland von den schweren Schäden wieder erholt, die ihm der lange Krieg verursacht hatte, ja ist noch nicht überall wieder zu der Blüte gekommen, die es vor dem Kriege aufgewiesen hatte.

9.

Wodurch wurde der Niedergang der Hansa herbeigeführt?

Einleitung. Die Hansa (Name von ahd. hansa, Schar, dann wohl soviel als Vereinigung, Korporation) war ein Städtebund, der die Handelsunternehmungen zu Wasser und zu Lande zu schützen beabsichtigte. Er umfaßte um das Jahr 1300 85 Städte, die Lübeck zum Vorort hatten und in 4 Quartiere geteilt wurden. Mit ihrer Flotte beherrschten sie die nordeuropäischen Meere und vermochten selbst Königen Furcht einzuflößen. Überall im Auslande hatten sie Handelsniederlassungen, z. B. in Bergen, London und Nowgorod.

Thema. Wie kam es nun, daß dieser Bund nach und nach zerfiel und die Macht der Hansa dahinschwand?

1. Lag dies an den Verhältnissen der Hansa selbst. Die Städte, die zum Bunde gehörten, waren über ein weites Gebiet verstreut und meistenteils durch fürstliches Gebiet voneinander getrennt. Daher konnten sie nie ein recht einheitliches Machtgebiet bilden. Als vollends das Ansehen der Landesherren wuchs und diese den Städten ihre alte Unabhängigkeit einschränkten oder ganz nahmen, sahen sich manche von ihnen genötigt, von dem Bunde zurückzutreten. Denn der hanseatischen Zentralgewalt fehlte ein Landheer, mit dem sie gegen die Fürsten hätte vorgehen können wie zur See gegen die am Meere liegenden Staaten. Und wie der Bund mittelalterlich war und vor den veränderten Verhältnissen nicht standhielt, so war es auch die Verfassung. Das einzige Zwangsmittel, das man hatte, war die Ausschließung; dieses aber mußte versagen, wenn dem dadurch betroffenen Mitgliede kein Nachteil zugefügt wurde. Dazu kam, daß vielfach einzelne Städte, ja sogar ganze Gruppen miteinander

im Streite lagen. Auch blieb man bei den alten einfachen Formen des Handels und des Geldwesens stehen, namentlich beim Stapelrecht.

2. An den Machtverhältnissen des deutschen Reiches. Dieses war ohnmächtig und blieb es, konnte daher weder die Kaufleute im Auslande schirmen, noch selbst eine Flotte aufbringen. So hatte die Hansa keinen starken Rückhalt, und ein englischer Staatsmann konnte über sie spöttisch äußern, sie könne nicht mehr beißen, weil ihr die Zähne ausgefallen seien.

3. An den veränderten Machtverhältnissen anderer Länder. Verschiedene der Interessensphäre der Hansa angehörige Gebiete erstarkten zu innerer Einheit, selbst die skandinavischen Königreiche. Diese sperrten dann die hanseatischen Kaufleute aus.

4. An der Änderung der Welthandelswege. Mit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien lenkte sich der Blick der seefahrenden Nationen nach anderen Meeren. Ost- und Nordsee verloren ihre Bedeutung gegenüber dem atlantischen Ozeane u. a. Die wettbewerbenden Völker bezogen ihre Waren nicht mehr durch Vermittelung der Hansa, sondern holten sie an der Quelle und gründeten Kolonien.

5. An der zunehmenden Sicherheit des Land- und Seehandels. Seit der Errichtung des ewigen Landfriedens war größere Bürgschaft für die Sicherheit zu Lande und mit dem Wachstum der Seemächte hinlängliche Garantie für die Sicherheit auf dem Meere gegeben. Daher fiel ein Hauptgrund des Zusammenschlusses der Handelsstädte, der Schutz vor räuberischen Überfällen, weg durch Verfolgung der Seeräuberei u. a.

Schluß. So kam es, daß die Macht der Hansa gegen Ende des 15. Jahrhunderts allmählich verfiel. Gegenwärtig erinnert an sie noch der Name der drei Hansastädte Hamburg, Bremen und Lübeck, die unter dem Schutze des neuen Deutschen Reichs zu neuer Blüte gelangt sind.

10.

Wodurch wurde es den Vereinigten Staaten von Nordamerika erleichtert, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen?

Einleitung. Die Vaterlandsliebe eines Volkes nebst der Weisheit und Tapferkeit der Führer ist selten ein hinreichender Schutz gegen die Übermacht. Die Amerikaner bewiesen zwar bis auf wenige Ausnahmen den rühmlichsten Gemeinsinn, aber die Milizen, welche Washington sammelte, waren weder geübt noch diszipliniert, und oft versiegten alle Hilfsquellen.

Thema. Durch welche äußeren Umstände wurden die Amerikaner begünstigt?

1. In England selbst standen die mächtigen Whigs und die große Masse des Volkes auf ihrer Seite, und dies lähmte den Angriff.

2. Die englischen Feldherren verachteten den Feind und waren nicht tätig genug (Howe).

3. Die Entfernung von England erschwerte die Herbeischaffung von Ersatztruppen, Proviant und Munition.

4. Die Engländer verstanden sich in dem fremden Lande nicht auf den kleinen Krieg.

5. England wurde seit 1777 in gefahrvolle Kriege mit Frankreich, Spanien, Holland und den Maratten (in Ostindien) verwickelt.

Schluß. Es ist betrübend, daß Recht und Freiheit sich oft nicht selbst zu verteidigen imstande sind, doch haben sie an der Vorsehung, welche die Umstände lenkt, eine mächtige Bundesgenossin.

11.

Charakteristik Friedrichs des Großen.[1])

König Friedrich II. von Preußen war ein Mann von feuriger enthusiastischer Empfindung und schnell erregt; leicht kamen ihm die Tränen in die Augen. Wie seinen Zeitgenossen war ihm

1) Von G. Freytag, Bilder 4, 233 ff.

leidenschaftliches Bedürfnis, das Große zu bewundern, sich weichen Stimmungen elegisch hinzugeben. Zärtlich blies er sein Adagio auf der Flöte, wie andern ehrlichen Zeitgenossen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetische Phrase rührte ihm Tränen und Empfindsamkeit auf. Trotz aller französischen Sentenzen war die Anlage seines Wesens auch nach dieser Richtung sehr deutsch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurteilt, die ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen. Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Äußerungen der Nichtachtung liegen in der Regel dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, so scheint uns, eine auffallende und seltsame Verbindung von zwei ganz entgegengesetzten Richtungen des Gemüts, die sonst auf Erden in ewig unversöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebenso sehr das Bedürfnis, sich das Leben zu idealisieren, als den Drang, sich und andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören. Seine erste Eigenschaft war vielleicht die schönste, vielleicht die leidvollste, mit der ein Mensch für den Kampf der Erde ausgestattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er besaß in hohem Grade jene eigentümliche Kraft, die die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Wesens umzubilden strebt und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfnis, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der Grazie seiner Phantasie das Bild seiner Lieben sich zuzurichten und das Verhältnis, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei; auch wo er am leidenschaftlichsten empfand, liebte er mehr sein verschönertes Bild des andern, das er in sich trug, als diesen selbst. In solcher Stimmung hat er Voltaires Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen und hielt sich an das Bild. Wem die Natur diese Anlage ge-

geben hat, Liebe und Freundschaft vorzugsweise durch das bunte Glas poetischer Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urteil anderer in der Wahl seiner Lieben immer Willkür zeigen; eine gewisse gleichmäßige Wärme, die rücksichtsvoll alle bedenkt, scheint solchen Naturen versagt zu sein. Wem der König in seiner Weise Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer, wie sehr auch seine Stimmung in einzelnen Momenten wechselte. Er konnte dann in seiner Trauer über den Verlust einer solchen Gestalt sentimental werden, wie nur irgend ein Deutscher aus der Wertherperiode. Er hatte mit seiner Schwester von Bayreuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des schweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schwester wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düstern Genuß darin, das Herzliche dieses Verhältnisses sich und andern vorzustellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer seinem Herzen nicht durch Vermittelung poetischer Empfindungen nahe trat, nicht die liebespinnende Poesie ihm anregte, ja wer gar etwas in seinem reizbaren Wesen störte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgültig, ein König, der nur fragte, wie weit der andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, sie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber sie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem Sinn, der Höheres will als sich selbst, verbunden sein müssen, wenn sie denselben Mann in höherem Alter nicht isolieren und verdüstern soll. Sie wird auch im günstigsten Falle neben den wärmsten Verehrern bittere Feinde aufregen. Etwas von dieser Anlage hat der edlen Seele Goethes schwere Schmerzen, dauerlose Verhältnisse, viele Enttäuschungen und ein einsames Alter bereitet. Sie wird doppelt verhängnisvoll für einen König, dem andere so selten sicher und gleichberechtigt gegenübertreten, dem die offenherzigsten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden, ungleich in ihrem Ver-

halten, bald unfrei im höfischen Banne seiner Majestät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieses Bedürfnis nach idealen Verhältnissen und die Sehnsucht nach Menschen, die seinem Herzen Gelegenheit gaben, sich rückhaltslos aufzuschließen, zunächst durch seinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, die allen Täuschungen todfeind war, sich gegen jede Illusion unwillig sträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachspürte. Diese prüfende Auffassung des Lebens und seiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuschungen werden, die den phantasievollen Fürsten, wo er Vertrauen schenkt, häufiger kränken als den Privatmann. Aber sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher ihm diese Anlage kam? War es märkisches Blut? War es ein Erbteil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort; auch wo Schweigen und Ertragen die Vorsicht gebietet, vermag er nicht sich zu beherrschen; dann ist seine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich übertreibend verzieht er sich das Bild des andern zur Karrikatur. Sieht man näher zu, so ist freilich auch hierbei die Freude an der geistigen Produktion die Hauptsache, er befreit sich selbst von einem unholden Eindruck, indem er gegen sein Opfer improvisiert, er malt ins Groteske mit innerem Behagen, und er wundert sich wohl, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend ist darin seine Ähnlichkeit mit Luther. Daß es nicht würdig ist und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König so wenig als den Reformator, beide sind in einer Aufregung, wie auf der Jagd, beide vergessen

über der Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben sich selbst und ihrer großen Sache dadurch ernsthaft geschadet und sich aufrichtig gewundert, wenn sie das einmal erkannten. Freilich sind die Keulenschläge oder die Streiche mit der Pritsche, die der große Mönch des 16. Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer als die Stiche, die der große Fürst im Zeitalter der Aufklärung austeilt. Aber wenn der König neckt und höhnt und vielleicht einmal boshaft zwinkt, so wird ihm das unartige Wesen schwerer verziehen; denn es ist häufig kein gleicher Kampf, den er mit seinen Opfern führt. So hat der große Fürst alle seine politischen Gegner behandelt und tödliche Feindschaft gegen sich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiserin Elisabeth und Kaiserin Maria Theresia hat er an der Tafel gescherzt, beißende Verse und Pamphlete in Umlauf gesetzt. So hat er sein Dichterideal Voltaire bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit Menschen, die er wirklich hochschätzte, denen er das größte Vertrauen schenkte, die er in den Kreis seiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an seinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem seiner nächsten und liebsten Genossen. Die Briefe, die er ihm aus den Feldlagern des siebenjährigen Krieges schrieb, gehören zu den schönsten und rührendsten Erinnerungen, die uns von dem Könige geblieben sind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, ist ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sanssouci wohnen soll. Und wenige Jahre darauf ist dieses schöne Verhältnis in der peinlichsten Weise gelöst. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beste Franzose, den der König an sich gefesselt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben. Aber er war weder ein bedeutender, noch ein besonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weisen, klaren, sichern Philosophen mit gefälligem Witz und frischer Laune, er hatte sich sein Bild ganz gemütlich und poetisch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zusammensein, fand sich der König getäuscht, ein weichliches Wesen des Franzosen,

das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondrisch spielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großes Talent, noch von starkem Geist war, das Ideal, das er sich von ihm gemacht, wurde zerstört. Da beginnt der König ihn wegen seiner Weichlichkeit zu verspotten, der empfindliche Franzose erbittet Urlaub, zur Herstellung seiner Gesundheit auf einige Monate nach Frankreich zu reisen. Der König ist durch dies übellaunische Wesen verletzt und fährt fort, in den Freundesbriefen, die er ihm nachsendet, dieses Kranktun zu höhnen. In Frankreich solle sich jetzt ein Werwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies sei, als Preuße und in seiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder esse? Die Unart habe er doch sonst nicht gehabt, aber auf Reisen ändere sich vieles am Menschen. Der Marquis bleibt statt weniger Monate zwei Winter; als er zurückkehren will, sendet er Zeugnisse seiner Ärzte; wahrscheinlich war der wackre Mann in der Tat krank gewesen, aber den König verletzt diese unbehilfliche Legitimation eines alten Freundes im Innersten. Und wie dieser zurückkehrt, ist das alte Verhältnis verdorben. Noch will ihn der König nicht loslassen, aber er gefällt sich darin, durch Stachelreden und starke Scherze den Treulosen zu strafen. Da fordert der Franzose, in tiefster Seele gekränkt, seine Entlassung. Er erhält sie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Bescheide. Als der Marquis in dem letzten Brief, den er vor seinem Tode dem König schrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhielt, wie höhnend und schlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König schweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten schrieb er betrübt von seiner Freundschaft für ihren Gatten und ließ ihm in fremdem Land ein kostbares Denkmal errichten. Mit den meisten seiner Lieben ging es dem großen Fürsten so, magisch wie seine Kraft anzuziehen, ebenso dämonisch war seine Fähigkeit abzustoßen. Wer aber darin einen Fehler des Mannes schelten will, dem sei die Antwort, daß es in der Geschichte kaum einen andern König gegeben hat, der in so großartiger Weise sein geheimstes Seelenleben seinen Freunden aufgeschlossen hat als Friedrich.

12.

Wie erklärt sich die schwärmerische Verehrung, die Klopstock im 18. Jahrhundert genossen hat?

Einleitung. Wohl kein Dichter des 18. Jahrhunderts ist bei Lebzeiten so gefeiert worden wie Klopstock.

Thema. Diese warme Verehrung Klopstocks erklärt sich:

1. Aus der ganzen Zeitrichtung. Sturm- und Drangzeit, Wertherstimmung, Pietismus. Gründung von Waisenhäusern, Bibelgesellschaften (die erste im Halleschen Waisenhause unter Franckes Einfluß), Missionsgesellschaften, Brüdergemeinden (Zinzendorf), Bachs Passionsmusik. Rührselige Zeit, wo die Tränen reichlich flossen, Briefe voller Sentimentalität, reich an Gefühlsergüssen, meist 10—12 Seiten lang. Namen wie Gottlieb, Gottlob, Gotthold (vgl. Klopstock, Lessing u. a.) sehr beliebt. Außerordentlich häufige Gesprächsstoffe: Freundschaft und Unsterblichkeit.
2. Aus der Beschaffenheit von Klopstocks Dichtungen.
   a) Er wählt gern die damals so beliebten religiösen Stoffe. Den Plan, Heinrich I. in einem Epos zu besingen, gibt er auf und feiert an dessen Stelle in seiner Messiade Jesum Christum. Auch seine Oden haben oft religiösen Charakter (vgl. Frühlingsfeier, dem Erlöser, dem Unendlichen, die Welten, Psalm, das große Halleluja). Außerdem preist der Dichter in seinen Oden Freundschaft, Freiheit, Vaterlandsliebe, veredelten Naturgenuß.
   b) Diese Dichtungen weisen eine hohe, erhabene Sprache auf, die nicht trocken und verstandesmäßig geartet ist, sondern Wärme des Gefühls und blühende, reiche Phantasie bekundet. Klopstock hat geradezu eine neue poetische Sprache geschaffen voller Schwung und Pathos, die einen schroffen Gegensatz bildet gegen die trockene verstandesmäßige Sprache und den leeren Schwulst vieler Vorgänger.

c) Die Oden sind nach Herders Ausspruch „Gesang". „Also erhebe man die Stimme und lese sie vor, auch wenn man sie sich selbst liest. So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Silben eine Gedankengestalt. Kaum hat unsere Sprache ein Buch, in dem so viel lebendiger Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönt wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag aufs unterscheidendste zu bilden."

Schluß. Nach Klopstocks Tode ist freilich viel von seinem Ansehen geschwunden. Schon Lessing sagte:

Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein! Wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein.

13.

Mit welchem Recht nennt man unser Zeitalter das papierene Zeitalter?

Einleitung. Einteilung der Zeitalter nach den Metallen; die Gegenwart nennt man im Scherze das papierene Zeitalter.

Thema. Rechtfertigung dieser Benennung.

1. Steigerung des Briefverkehres im Familien- und Geschäftsleben. Allgemeine Bekanntschaft mit der Kunst zu lesen und zu schreiben. Das billige Porto. Tägliche Postverbindung zwischen Städten, die sich früher nur zweimal in der Woche einen Briefboten zusandten.

2. Das Aktenwesen. In Handel und Wandel schriftliche Abmachungen, während sonst das bloße Manneswort bindend war. Schriftlicher Verkehr mit den Behörden, die für jede Behandlung eine aktenmäßige Grundlage lieben. Die Genauigkeit und Ausführlichkeit der gerichtlichen Protokolle.

3. Die Masse der neueren Literatur. Die Wissenschaft hat bei ihrem raschen Fortschritte stets zu ergänzen, zu berichtigen und Neues mitzuteilen. (Wie viele Bücher sind über Homer, über

Goethes Werther und Faust geschrieben worden!) Sie zieht das ganze Leben in ihren Bereich; jedes Handwerk hat seine Literatur. In gleichem Maße wächst die Zahl der poetischen Werke und der Jugendschriften.

„Man zähle die Naturgeschichten und Geographien für die Schuljugend, die deutschen Geschichten und vollends gar die Unterhaltungsbücher für Kinder, die durchgängig bloß Spekulation auf den Geldbeutel der Eltern sind. So haben wir denn eine Kinderliteratur erhalten, die der Literatur für die Alten nicht viel nachgibt. Mein Sohn könnte eine Bibliothek von 15 000 Werken haben, die für Leser von nicht 16 Jahren in Deutschland geschrieben und gedruckt worden sind." W. Menzel (1836).

4. Die Zeitungen und Zeitschriften, politische, literarische, religiöse, Modezeitungen u. a. Das regere öffentliche Leben fordert einen schnellen Austausch der Ansichten und Erfahrungen. Einfluß der Zeitschriften auf die öffentliche Meinung und auf das Zusammenwirken aller Gleichgesinnten in den verschiedensten Gegenden und Ländern. Lesezirkel.

5. Das Papiergeld, das den Staaten, Gemeinden und Privatgesellschaften zu ihren Unternehmungen die Kapitalien liefert.

Schluß. An sich enthält jener Beiname weder ein Lob noch einen Tadel. Alle Schrift ist nur ein Mittel, und es kommt auf die Beschaffenheit des Zeitgeistes an, der durch sie wirkt.

14.

Warum hat man das 19. Jahrhundert das eiserne genannt?

Einleitung. Während die drei ersten Zeitalter nach der Schilderung der Dichter einander in kurzen Zwischenräumen folgten, umfaßt das vierte, das eiserne, schon ein paar Jahrtausende; doch für keinen Zeitabschnitt innerhalb derselben scheint der Name so geeignet, wie für das 19. Jahrhundert.

Thema. Die Rechtfertigung jener Benennung.

1. Eine Menge von Gegenständen, die man sonst aus anderem Material verfertigte, wird jetzt aus Eisen hergestellt.

Der Haushalt weist eiserne Öfen, Herdplatten, Pfannen und Töpfe auf. Die Fabriken gießen und schmieden eiserne Grabmonumente, Brücken, Gitterzäune, Treppen, Balken, ganze Häuser und Schiffe. Selbst unsere Schreibfedern sind von Eisen.

2. Die immer mehr zunehmende Anwendung von Maschinen. Sie verdrängen beinahe das Pferd und den Arbeiter vom Ackerfelde, den Handwerker aus den Werkstätten. Sogar die Frauen nähen und stricken mittels Maschinen.

3. Das ungeheure Netz der Eisenbahnen nebst den Telegraphen und Telephonlinien. Die Dampfschiffe mit den eisernen Maschinen.

4. Waffen hat das Eisen auch früher geliefert, aber nie in so erschrecklicher Menge. Die großen Heere, die stete Kriegsbereitschaft aller Staaten, die immer rege Erfindung neuer Gewehre und Geschütze.

Schluß. Das Eisen ist nur noch zum Teil das Sinnbild eines gewalttätigen Zeitalters, doch müssen wir uns eingestehen, daß das 19. Jahrhundert sich vor andern unter dem Zeichen des Mars gestaltet hat. Einen großen Teil davon hat Europa, bis auf kurze Pausen, mit Kriegen ausgefüllt.

15.

Die deutsche Jagd im 12. und im 18. Jahrhundert.

Einleitung. Der Jagdbetrieb ist bei den verschiedenen Völkern in gleicher Zeitepoche sehr abweichend ausgeübt worden, aber auch bei demselben Volke finden sich große Unterschiede in den einzelnen Zeiträumen.

Thema. Die deutsche Jagd im 12. und 18. Jahrhundert.

1. Die Teilnehmer. Im Mittelalter die Ritter, in der Neuzeit die Fürsten und Herren. Während in der alten Zeit jeder Freie dieser Beschäftigung nach Belieben obliegen konnte, wurde die Jagd später immer mehr an den Grundbesitz gebunden und immermehr ein ausschließliches Recht der Großen. Leibeigene

und später Fronpflichtige gaben die Treiber ab, durften aber bei schwerer Strafe kein Stück Wild schießen, auch wenn es großen Schaden an der Flur anrichtete.

2. Die jagdbaren Tiere. Im Mittelalter zahlreicher; denn damals gab es noch Bären, Wölfe, Luchse, Auerochsen, Wiesente, Elentiere, Schelche (Riesenhirsche), Wildschweine, die im 18. Jahrhundert entweder nicht mehr oder in viel geringerer Zahl vorhanden waren.

3. Art der Jagd. Im Mittelalter schoß man in der Regel mit Spießen auf Bären, Wiesente und Auerochsen, mit Wurfspeeren auf Hirsche, mit Bogen auf kleineres Wild (Hasen, Füchse u. a.); seltener gebrauchte man die Armbrust. Der Falken bediente man sich zur Jagd auf Geflügel wie Reiher, Kraniche, Fasane, Tauben. Wölfe, Bären und Wildschweine wurden auch in Gruben gefangen. Am häufigsten war die Birschjagd, wobei die Jäger auf dem Anstand das Wild belauschten oder im Walde aufsuchten; daneben kommt auch die Heckenjagd vor, bei der man das Wild nach Lücken in einer Umzäumung trieb, an denen Netze angebracht waren. Im 18. Jahrhundert benutzte man besonders Pulver und Blei zum Schießen; daneben kommt die „stracke" Jagd vor, bei der Wildschweine durch Hunde gestellt und mit Spießen abgefangen wurden, sowie die Parforcejagd, die zur Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich übernommen wurde. Dabei wurden die Hirsche durch Reiter und Hunde so lange verfolgt, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrachen; doch gingen häufig Pferde und Hunde zu Grunde, und auf den Fluren wurde großer Schaden angerichtet. An Stelle der Heckenjagd trat die Lappenjagd, bei der das Wild durch an Leinen befestigte Lappen zurückgescheucht und dann abgeschossen wurde.

4. Zweck der Jagd. In beiden Zeitaltern galt sie als besonderes Vergnügen, doch reizte im 12. Jahrhundert, wo das Jagdwild gefährlicher war, das Abenteuerliche und die Gelegenheit, Mut und Kraft, Gewandtheit und Unerschrockenheit zu zeigen in höherem Maße. Auch war damals das Bestreben, Fleisch für die Küche zu liefern, größer. Denn das Fleisch der Haustiere genoß man nicht so gern und mußte es überdies meist ge-

salzen oder geräuchert verzehren, da man im Herbste gern alles entbehrliche Vieh schlachtete, um nicht zu viel überwintern zu müssen. Im 18. Jahrhundert aber überließ man das durch die Parforcejagd zu Tode gehetzte Wild, weil es ungenießbar war, den Hunden.

Schluß. Die Jagdliebhaberei und der Jagdluxus sind jetzt nicht mehr so groß, auch das jagdbare Wild hat abgenommen, Hochwild in größerer Menge gibt es meist nur noch in umzäunten Gebieten, Frondienste sind abgeschafft.

16.

Worauf beruht unser Interesse an der Geschichte und die Begeisterung, die sie erweckt?

A.

1. Für jeden ist es anziehend, zahlreiche Beweise von Tapferkeit, Weisheit und Edelmut, von Vaterlandsliebe und Nächstenliebe kennen zu lernen,

2. die Unternehmungen und Schicksale einzelner hervorragender Männer und ganzer Völker zu beobachten,

3. das Einschreiten des Weltgerichtes —

> Böses muß mit Bösem enden!
> An dem frevelnden Geschlecht
> Rächet Zeus das Gastesrecht
> Wägend mit gerechten Händen.
>
> Schiller (Siegesfest) —

4. und die ordnende Hand der Vorsehung wahrzunehmen, welche die Ereignisse in Wechselbeziehung setzt, das eine hindernd, das andere fördernd, alles mit Güte und Weisheit hinausführt, die Geschichte der einzelnen Völker und Zeitalter zu einer Geschichte des Menschengeschlechtes verknüpft.

B.

1. Die Begeisterung ist allerdings der höchste Gewinn, den wir von der Geschichte haben, weil die bloße Kenntnis des Rechten und Edlen nichts schafft.

Und wenn wir abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Goethe (Iphigenie).

2. Die Begeisterung selbst wird aber erst erfolgreich sein, wenn ihr die Erfahrung der Jahrhunderte zu Gebote steht und die Erkenntnis ihre Bestrebungen leitet.

Schluß. Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert zu sprechen und zu dichten.

Goethe.

17.

Weshalb ließen die weltlichen und die geistlichen Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen?

1. Sie sollten sittliche Vorbilder sein und nicht ihre Herzen an irdische Güter hängen. Auch Christus verschmähte die Herrlichkeit der Welt und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Der Reichtum verleitet zur Üppigkeit, zur Habsucht.

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz;
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Schiller (Wallenstein).

2. Sie sollten sich wie **Brüder** lieben und mußten deshalb alle in derselben Armut leben. Der Besitz als Quelle des Neides, des Streites.

3. Kein persönliches Interesse sollte den **Gemeinsinn** und die Hingabe an die Zwecke des Ordens beeinträchtigen.

Schluß. Man wußte gleichwohl die Macht des Geldes zu schätzen. Zwar nicht die einzelnen Mitglieder, aber die Orden selbst waren meistens sehr reich. Auch Sparta und Rom hatten in ihrer besten Zeit arme Bürger, aber einen gefüllten Staatsschatz.

18.

Der französische und der englische Park.

Einleitung. Prunkgärten gab es schon seit den ältesten Zeiten, z. B. den Garten der Semiramis, den Park der Kalypso, den Garten des Alcinous u. a. In der Neuzeit spielen die wichtigste Rolle der französische und der englische Gartengeschmack. Beide sind auch in Deutschland vertreten, jener z. B. in Herrenhausen bei Hannover und in Schwetzingen, dieser in München und Wörlitz.

Thema. Welcher Unterschied besteht zwischen dem französischen und dem englischen Gartenstil?

1. Der englische Park ist **einfacher**, der französische kunstreicher, gekünstelter. Hier finden wir Pavillons, Theater, Statuen, Terrassen, Fontänen, Wasserkünste, Laubengänge, dort mehr Teiche, große Rasenflächen, mehr Blumen- und Baumgruppen.

2. Der englische Park ist **unregelmäßig**, der französische sehr regelmäßig angelegt. Als Ludwig XIV. im 17. Jahrhundert die Gärten von Versailles ins Leben rief, beauftragte er damit einen Architekten, Lenôtre, der die Grundzüge des italienischen Gartenstils auf die Ebene und auf künstlich geschaffene Anhöhen übertrug. So kommt es, daß dieser vielfach mit dem altrömischen übereinstimmt, wie er z. B. in der Villa Hadrians bei Tibur

und in dem Garten des Plinius vorkommt.[1]) In England wachsen die Bäume und Sträucher ungehindert, wie es die Natur mit sich bringt, in Frankreich werden sie sorgfältig gezogen, gebogen und geschnitten, sogar die Hecken. Geschorene Baumgänge und Strauchhecken durchschneiden einander in rechten Winkeln. Kreise, in deren Mitte eine Fontäne spielt, Halbkreise, welche die Fronte der Pavillons umschließen, zeigen mathematische Genauigkeit. Selbst der Irrgang läuft in einer regelmäßigen Kurve durch die Gebüsche. Meßschnur, Zirkel und Schere dressieren die Natur. Im englischen Park stehen die Bäume bald einzeln, bald gruppenweise, fremdländische und heimische durcheinander, die Teiche sind nicht kreisrund, sondern von unregelmäßiger Form, die Mauern sind stellenweise durchbrochen, dadurch gewinnt man hübsche Ausblicke. Indem man hell- und dunkelbelaubte Bäume, größere und kleinere nebeneinander stellt, schafft man Lichtwirkungen und Gegensätze.

Schluß. Die Eigenart der beiden Gartenstile hängt mit dem Volkscharakter zusammen. Der Franzose hat schon frühzeitig sich fügen und unterordnen lernen, für den Germanen sind Freiheit und Geltendmachung des persönlichen Willens von jeher sehr wichtig gewesen. Wie die Schere Lenôtres die französischen Gartenhecken beschneidet, so meistert und stutzt seit Jahrhunderten eine Akademie die französische Sprache zurecht, in England ist beides undenkbar. (Vgl. meine Schrift „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen." 6. Auflage, Leipzig 1907, S. 39.)

19.

Die Eisenbahn als Beförderin der Kultur.

Einleitung. Man hört ab und zu klagen, daß durch die Anlage von Eisenbahnen die idyllische Schönheit und Ruhe ab-

1) Schon dort finden sich beschnittene Bäume und Hecken, aus Buchsbaum gebildete Tierfiguren und Namenszüge, Laubengänge, gerade und kreisförmige Alleen, Teiche, Wasserkünste, Statuen u. a.; ebenso in den italienischen Gärten aus späterer Zeit, z. B. in dem 1549 angelegten Boboligarten beim Palazzo Pitti in Florenz.

geschiedener Gegenden gestört worden sei. Aber solche Klagen sind vereinzelt, weit häufiger vernimmt man Lobeserhebungen, die man ihr spendet als mächtigem Hebel des Kulturfortschritts.

Thema. Welche Gebiete lassen erkennen, daß sie durch die Eisenbahn gefördert worden sind?

1. Der Personenverkehr. Die Menschen sind beweglicher geworden, kleben nicht mehr so sehr an der Scholle, machen große Reisen. Was bei Goethe und Seume noch als große Tat erscheint, eine Reise bis nach Sicilien, ist jetzt nichts Seltenes mehr. Die Menschen werden dadurch gewandter, können sich leichter in Kunst und Wissenschaft vervollkommnen, da sie die Kunst- und Wissensschätze an Ort und Stelle aufsuchen und studieren. Auch ist viel eher möglich, wissenschaftliche und andere Versammlungen zwischen Vertretern verschiedener Länder zu veranstalten (internationale Kongresse). Ferner wird Kranken die Möglichkeit geboten, ohne Gefahr in ein wärmeres Klima (Riviera usw.) überzusiedeln, Erholungsbedürftigen die Alpenwelt und die See nahe gerückt, Naturfreunden die Ersteigung von Bergen (Zahnradbahnen auf den Rigi usf.) bequemer gemacht, Bekannten ermöglicht, sich in großen Städten mittels der elektrischen Bahn leichter zu besuchen.

2. Der Schriftenaustausch. Früher schrieb man selten einen Brief, zumal wenn er in größere Entfernung geschickt wurde, weil sich der Portopreis um so mehr steigerte, je weiter der Adressat wohnte, jetzt ist der Briefverkehr riesig gewachsen. Ähnlich ist das Verhältnis im Zeitungswesen, das im Laufe des 19. Jahrhunderts, namentlich in der zweiten Hälfte, eine gewaltige Ausdehnung erhalten hat. Jetzt kann man in der Provinz am Morgen bequem die großen Berliner u. a. Zeitungen lesen, die am Abend vorher auf die Bahn gegeben worden sind. Auch der Bezug von Büchern und Zeitschriften ist bedeutend gewachsen und durch alles dies der Bildungsgrad des Volkes erhöht worden.

3. Der Güterverkehr. Alle Waren, die der Kaufmann oder der Privatmann von auswärts bezieht, bekommt er jetzt viel schneller und ist sicherer als bei dem Wagentransport früherer

Zeit, daß sie ihm unbeschädigt zugehen. Schwere Gegenstände, die man früher kaum oder nur selten auf größere Entfernungen verschickte, kann man jetzt bequem erhalten, ebenso Dinge, die leicht in Fäulnis gehen, z. B. Seefische, die fortwährend nach Mitteldeutschland versandt werden; dasselbe gilt von ostpreußischen Gänsen (geschlachtet und gerupft), von Blumen, die man von der Riviera bezieht, von Apfelsinen u. a. Südfrüchten.

4. Industrie und Gewerbe werden wesentlich durch die Eisenbahn gefördert infolge des Transports der Steinkohlen, auf denen auch die Herstellung des Gases beruht. Ferner beziehen die Gewerbe mit Leichtigkeit Maschinen und Materialien, die sie verarbeiten oder brauchen, wie Baumwolle, böhmisches Holz, pirnaischen Sandstein, Harzer Granit, carrarischen Marmor u. a. Ebenso sind große Gewerbe- und Industrieausstellungen, namentlich Weltausstellungen möglich geworden, auf denen die einzelnen Besucher eine Menge neuer Anregungen finden.

5. Soziale Mißstände werden leichter gehoben. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es in Deutschland keine größere Hungersnot wieder gegeben, weil durch die Bahnen leicht ungarisches, russisches u. a. Getreide herbeigeschafft werden kann. Bei Überschwemmungen u. a. Naturereignissen ist oft leichter Hilfe an Ort und Stelle zu bringen, bei Aufständen Militär.

6. Das Kriegswesen wird gefördert. Jetzt können viel größere Massen von Truppen als früher schnell an die Grenze befördert und mit Lebensmitteln (durch Nachschub des Proviants) versehen werden. Ebenso ist man jetzt in der Lage, die leichter verwundeten Soldaten und die Gefangenen auf größere Strecken fortzutransportieren.

7. Sitten, Einrichtungen, Gewohnheiten abgelegener Gegenden ändern sich. Das Bildungsniveau der verschiedenen Provinzen wird gleichmäßiger.

Schluß. Neben der Eisenbahn sind in neuerer Zeit als wichtige Beförderungsmittel das Dampfschiff, das Automobil, das Zweirad usw. zu nennen.

20.

Welche Vorteile gewährt die Auswanderung?

Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.
Goethe.

Einleitung. Gewöhnlich fallen uns nur die nachteiligen Folgen der Auswanderung und ihre schlechten Beweggründe ins Auge. Welche sind diese?

Thema. Manches gereicht ihr jedoch zur Empfehlung.

1. Viele Auswanderer erlangen ihre besonderen Zwecke; Unabhängigkeit, Wohlstand, Rückkehr zum einfachen Naturleben ꝛc.

2. In der neuen Welt wird mehr Land angebaut; die Erde wird mehr und mehr für den Menschen erobert.

3. Rohe Nationen werden zivilisiert.

4. Das Heimatland kann nun seine Bevölkerung leichter ernähren.

5. Die Kolonisation befördert den Austausch der Rohstoffe und der Fabrikate.

6. Die nationale Abneigung der Völker vermindert sich.

7. Das Interesse für den fremden Erdteil belebt die wissenschaftliche Forschung.

Schluß. Wer sein Vaterland verläßt, ist nicht immer dessen Feind, aber die allgemeinen guten Folgen rechtfertigen auch nicht in jedem Falle die Auswanderung.

21.

Der Nutzen der Kolonien.

Einleitung. Nicht nur der Umfang der einzelnen Kolonien ist verschieden groß, sondern auch ihr Klima, ihre Bodenbeschaffenheit, Bevölkerung u. a.

Thema. Daher ist auch der Nutzen, den sie gewähren, nicht gleich. Worin besteht dieser?

1. Sie entlasten das Mutterland von überflüssigen Elementen, schützen es also vor Übervölkerung, die eintritt, wenn

der Boden nicht genug hervorbringt, um alle Bewohner zu ernähren; geben aber auch vermögenden, tüchtigen und unternehmungslustigen Leuten der Heimat Gelegenheit, ihre Kraft zu betätigen, ohne daß sie dem Stammlande verloren gehen und ihr Kapital und Wissen ins Ausland bringen.

2. Sie geben dem Mutterlande die Möglichkeit, schlechte Menschen fortzuschaffen und dadurch unschädlich zu machen. Zu solchen Zwecken dienen die Strafkolonien, z. B. Neukaledonien, Französisch- und Niederländisch-Guayana, Sibirien u. a.

3. Sie schaffen wichtige Absatzgebiete für die heimische Industrie. Denn die Bewohner werden ihre Bedürfnisse am liebsten im Mutterlande decken, zumal wenn sie aus der Heimat ausgewandert sind und die Gebrauchsgegenstände nach ihrem bisherigen Geschmacke weiter beziehen wollen.

4. Sie bilden eine gute Bezugsquelle für allerhand Waren, die deshalb billiger von dort eingeführt werden können als vom Auslande, weil kein oder ein geringerer Zoll darauf liegt. In dieser Beziehung kommen besonders in Betracht die Ackerbaukolonien, die Plantagenkolonien und die Handelskolonien. Sie versorgen uns mit Getreide, sogenannten Kolonialwaren u. a. So liefern uns z. B. unsere afrikanischen Kolonien Straußenfedern, Elfenbein, Erzeugnisse der Kokos-, Öl-, Dattel- und Sagopalmen, Kaffee und Kakao, Baumwolle, Kautschuk, Zimt, Gewürznelken, Pfeffer, Muskatnuß, Tabak, Tee, Indigo u. a.

5. Durch diese Einfuhr wird Handel und Gewerbfleiß in der Heimat gefördert und dadurch der Wohlstand gehoben. So kommt es, daß England, Holland u. a. Länder mit altem Kolonialbesitz viel Reichtum aufzuweisen haben.

6. Ebenso wird Macht und Ansehen des Heimatlandes vergrößert. Gereicht es schon zur Erhöhung der Machtstellung des deutschen Reichs, daß es neuerdings Kolonien erworben hat, so dienen die neuen Besitzungen auch als Stützpunkte der Kriegsflotte (Kohlenstationen, Depots für Aufnahme neuer Nahrungsmittel). Auch gibt es Militärkolonien, die dazu dienen, das Mutterland zu schützen (z. B. die österreichischen an der „Militär-

grenze" gegen die Türkei) oder ein neu erobertes Gebiet gegen etwaige Aufstände der Bewohner zu sichern.

Schluß. Die ältesten Kolonien waren Ackerbaukolonien, wie schon das Wort Kolonie (lat. colonia von colonus, colere agrum; vgl. incola) erkennen läßt. Die neuere Zeit hat aber die Arten der Kolonien und dadurch ihren Nutzen vermehrt.

22.

Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues.

Einleitung. Der Ackerbau hat seit den ältesten Zeiten die Völker auf eine höhere Kulturstufe erhoben.

Thema. Auch gegenwärtig wirkt er sehr günstig auf einen wichtigen Bestandteil des Volkes.

1. Er hält den Landmann zur Arbeit an und gewöhnt ihn an eine regelmäßige, festgeordnete und ausdauernde Tätigkeit.

Nicht verändert sich in jedem Jahre der Boden,
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüten gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes.

Goethe (Herm. u. Dor.).

2. Die beständige Pflege der Pflanzen und Tiere gibt dem Landmanne eine friedliche und freundliche Gesinnung.
3. Das zurückgezogene Leben und die Freude an der Natur schützt ihn vor der Verderbnis der Sitten.

Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni fenore. Horat (Epod.).

4. Er kann nicht seines Schöpfers vergessen,
   a) da er stets dessen wunderbare Werke vor Augen hat;
   b) da er so oft erfährt, daß trotz seiner Arbeit alles an Gottes Segen gelegen ist.

Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber Sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde.
Unser tägliches Brot gib uns heute. Klopstock.

Schluß. Kein anderer Stand feiert ein jährliches Erntefest.

23.

Welchen Einfluß übt auf den Seemann sein Gewerbe aus?

Einleitung. Mancher Beruf hat so viel Eigentümliches, daß sich diejenigen, welche sich ihm gewidmet, nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrer Denkweise sehr merklich von andern Menschen unterscheiden, z. B. der Forstmann, der Gastwirt u. a.

Thema. Die hauptsächlichsten Eigenschaften des Seemannes, auf deren Ausbildung sein Gewerbe Einfluß hat.

1. Mut. Das schwache, hölzerne Gebäude. Der Kampf mit Sturm und Klippen. Für den Soldaten gibt es lange Friedensjahre, der Seemann zieht bei jeder Reise in den Krieg.

Illi robur et aes triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago ratem
Primus. Horat. c. I, 3.

2. Pünktlicher Gehorsam. In der Gefahr kann sogar eine augenblickliche Nachlässigkeit oder Saumseligkeit bei der Ausführung eines Befehls die übelsten Folgen haben. Notwendigkeit des Gehorsams, wenn bei einer Windstille der Vorrat von Lebensmitteln und Wasser auf die Neige geht und übermäßige Enthaltsamkeit gefordert wird. Das ganze Schiff mit Segeln, Stangen, Tauen, Geräten ist ein Bild der Ordnung, und diese regelt auch die Arbeiten des Matrosen. Die Strenge der Disziplinargesetze und die unbeschränkte Gewalt des Kapitäns, die durch die Umstände völlig gerechtfertigt erscheinen.

3. Gewöhnung an Entbehrungen. Der Seemann verzichtet auf die Annehmlichkeiten einer ordentlichen Wohnung, des Familienlebens, des gesellschaftlichen Verkehrs, welche sich auf dem Lande selbst ärmeren Leuten darbieten. Sogar das, was ihm an Festtagen zuteil wird, die doppelte Portion Grog, ein Tanz auf dem Verdeck, eine theatralische Schnurre, ist nur der dürftigste Ersatz für die Freuden, die der Landbewohner an jedem Tage im Kreise der Seinigen und im Umgange mit lieben Nachbarn und Verwandten genießt.

4. Frömmigkeit, meistens mit Aberglauben vermischt. Der Seemann fühlt sich mehr als jeder andere von der Gunst des Schicksals abhängig. Viele genießen jedoch nur einen mangelhaften Schulunterricht. Die Einsamkeit, das abenteuerliche Leben, das weite Meer mit der verschwimmenden Ferne, das Zwielicht der Nächte, die er oftmals wachend auf dem Verdeck zubringt, erregen seine Phantasie und richten sie auf Wundergeschichten; die Sturmvögel (verwandelte Matrosen), deren Beleidigung oder Tötung dem Schiffe unvermeidlichen Untergang bringt; der fliegende Holländer, ein Seitenstück zum wilden Jäger; die phönizischen Schiffersagen.

5. Ein einfaches, geradsinniges, oft etwas derbes Benehmen. Wer die weite Welt gesehen, bekümmert sich nicht um die kleinlichen Vorschriften der gesellschaftlichen Kreise. Er ist im Gefühle seiner mannhaften Selbständigkeit zu stolz, um sich durch ein höfliches Entgegenkommen andere geneigt zu machen oder gar ihnen zu schmeicheln. Er sieht mit Geringschätzung auf die Landratten herab, die sich vor jeder Gefahr verkriechen. Sein Respekt vor Titeln und Würden, Gold und Seide ist sehr mäßig, denn mehr als einmal hat er bei Stürmen gesehen, wie Not und Tod zwischen vornehm und niedrig, reich und arm keinen Unterschied macht.

Schluß. Im allgemeinen haben Charakter und Sitten des Seemannes viel Ansprechendes, und die meisten seiner Eigenschaften sind derart, wie wir sie an jedem Menschen schätzen.

24.

Drei gewaltige Kiele: Vogelkiel, Federkiel, Schiffskiel.

Einleitung. Scheint die Zusammenstellung der drei Gegenstände (Vogelkiel, Federkiel, Schiffskiel) ein wenig gewaltsam, so stehen sie doch nach ihrer wunderbaren Kraft und Wirkung in einem inneren Zusammenhange, und es ist anziehend, sich dies zu vergegenwärtigen.

Thema. Die gewaltige Wirkung dieser drei Kiele.

A. Der erste Kiel ist, den die Vögel spannen,
Womit sie über Berg und Tal von dannen
Ziehn, hingeschaukelt auf des Himmels Wind.

1. Der Vogel schwingt sich in den lichten Äther empor, wo er sich in ungebundener Freiheit selig auf den Flügeln wiegt. Da gibt es nicht Baum oder Fels, die ihn zu einem Umwege nötigten, keine Schranken, die ihn aufhielten. Die reine Himmelsluft erfrischt sein Blut, wie ein Trunk aus dem Quell der ewigen Jugend. Die kriechenden, schreitenden, laufenden Landtiere können sich alle nicht von dem Boden losmachen, höchstens daß sie für eine Weile den luftigen Baumwipfel erklettern. Der Fisch ist gänzlich in das dämmernde Nebelreich der Tiefe gebannt. Schon damals, als Dädalus die Federn mit Wachs zusammenleimte, erschien der Flügelschwung des Vogels dem Menschen als ein beneidenswerter Vorzug.

2. Welche schwerfällige Apparate sind bis heute die Luftballons geblieben; wie zierlich, leicht und sicher sind dagegen die Bewegungen des Vogels. Jetzt umschwebt einer den andern in verschlungenen Windungen, jetzt schießen sie im Zickzack durch die Luft; jetzt steigen sie höher und höher empor, bis sie kein Auge mehr wahrnimmt, jetzt stürzen sie sich mutwillig aus der Höhe herab.

3. Für die Schnelligkeit und Ausdauer des Vogelfluges findet sich auf Erden kein Gleichnis. Kann der Flug ein Geschöpf ermüden, das sich mit der Willkür des Gedankens bewegt, das wie ein Traumbild, dem keine körperliche Schwere anklebt,

vor unseren Blicken gaukelt? Einige kräftige Schwingungen tragen den Vogel hoch über den Wald, und er schwebt in die unermeßliche Ferne dahin. Doch plötzlich ist er wieder zurück und flattert auf den gewohnten Ast, fröhlich singend, so wenig ermüdet, als hätte er keine Feder geregt. Die Schwalbe durchfliegt in der Stunde einen Raum von zehn Meilen. Obgleich sie keiner Ruhe zu bedürfen scheint, wird sie von der Taube an Ausdauer übertroffen; für die Brieftaube sind 300 englische Meilen ein Weg von sechs Stunden (H. Masius, „Naturstudien" 344).

B. Der zweite Kiel, nicht weniger geschwind,
Ist der, womit ein Wunderbau von Tannen
Gerüstet ist, worauf sich zum Tyrannen
Des Meeres macht das kühne Menschenkind.

1. Das Schiff bewirkt, daß jede Zone an den Erzeugnissen der anderen teil hat, daß der durch das Meer zerstückelte Erdball dennoch ein Ganzes ist.

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr,
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert 2c.

Schiller (Spaziergang).

Nicht nur die vornehme Dame mischt in ihrer Tasse die Erzeugnisse fremder Weltteile, selbst jene Bäuerin, die für ihren vom Ackerwerke heimkehrenden Mann das dürftige Abendbrot bereitet, entbehrt nicht gänzlich der Produkte und Fabrikate ferner Länder. Zu dem Kattun, der sie bekleidet, lieferte vielleicht eine Pflanzung am Alabama die Baumwolle. Sie würzt die aus Virginien herstammende Kartoffel mit einer saueren Brühe, zu der das Lorbeerblatt in Italien gebrochen und der Pfeffer auf den Sundainseln geschüttelt wurde. Den glänzenden Salzfisch brachte man von der Küste Norwegens herüber. Der zinnerne Teller ist Erz aus Cornwall, das Messer schwedisches Eisen.

2. Durch den Schiffskiel treten aber die Völker der Erde auch in einen geistigen Verkehr. Der löwen-

mutige Missionar vertauscht sein schönes Sachsen mit dem eisigen Grönland, das milde Rheintal mit dem Strande der südafrikanischen Walfischbai.

Als nach Japan weit entlegen,
Xaver dachte, Gottes Mann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an:
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Malten sie ihm vor Augen dar,
Redeten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

„Wer will's übers Meer nicht wagen,
Über tausend Wasser wild,
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt?" Frdr. v. Spee.

Wann europäische Sitten und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst unter unseren farbigen Mitbrüdern einmal festen Fuß fassen und zu einer gesunden, stetigen Entwickelung gelangen werden, kann niemand sagen; seltsame Erscheinungen, an deren Möglichkeit man vor hundert Jahren nicht geglaubt hätte, beweisen wenigstens die wunderbare Macht des Beispiels. Jener Fürst in Hinterindien ist noch ein Wilder. Sein Sohn bewirtet jedoch die europäischen Gäste bereits in Zimmern, die mit den feinsten Möbeln aus unseren Hauptstädten geschmückt sind. Er hat eine französische Modekleidung angelegt. Seine braunen, von Juwelen blitzenden Finger gleiten über das Elfenbein eines Wiener Flügels und lassen Straußische Walzer erklingen.

C. Der dritte Kiel ist's aber, der gewaltig
Vor allen ist; wohin kein Vogel fliegt,
Kein Schiff, da geht sein Fußtritt doppelspaltig.

Er bringt in das Reich des Geistes ein. Vernunft und Rede verleihen ihm ihre Macht, gelangen aber selbst erst durch dies neue Organ zur höchsten Wirksamkeit.

Er ist's, der den Gedanken selbst besiegt,
Den unsichtbaren Riesen vielgestaltig,
Daß er gebannt auf zarten Blättern liegt.

1. Das gesprochene Wort ist an den engen Umkreis der Hörweite gebunden, das geschriebene vernimmt man an dem fernsten Orte. Wie beschränkt wäre der Verkehr, wenn Kaufleute, Behörden, Gelehrte unter sich und mit anderen nur durch mündliche Botschaften verhandeln könnten. Eltern und Kinder, Geschwister und Freunde, die das Schicksal nach Ost und nach West zerstreute, sind nicht gänzlich geschieden.

Auch getrennte Freunde mit süßen Banden zu knüpfen,
Fand die gute Natur uns eine Sprache und Schrift.
Sie führt Seelen zusammen, die fern an einander gedenken,
Führt den Seufzer herbei, der in den Lüften verhallt.

Herder (Griech. Anthol.).

2. Die Schrift stellt den Inhalt des Wortes fest. Schon nach kurzer Zeit würde sich über eine Meinungsäußerung, über eine Willenserklärung, eine Verabredung ein Streit erheben, den selbst verständige und redliche Zeugen nicht immer beseitigen könnten. Das geschriebene Wort ist in weit geringerem Maße dem Mißverständnis und der absichtlichen Fälschung ausgesetzt.

3. Die Schrift läßt das Wort auch nicht verhallen und überliefert es den fernsten Zeiten. Die Bibel und Homer, die Sprachen und die Weisheit des Altertums sind uns durch die Schrift erhalten.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

Schiller (Spaziergang).

Ohne die Schrift hätte die Menschheit keine Geschichte. Jede Generation lebte ohne Kenntnis der vorigen und ohne Zusammenhang mit ihr nur für sich selbst, und schon das Andenken an die letzte Vergangenheit, an die Schicksale und Bestrebungen der Väter und Großväter, würde sich in eine traumhafte Sage verwandeln.

Schluß. Die beiden letzten Kiele verdanken ihre Gewalt dem Menschen und verherrlichen dessen Geist, während sich in dem ersten nur die Größe der Natur offenbart.

Vieles Gewaltige lebt und doch
Nichts gewaltiger, denn der Mensch;
Weil auf dunkele Flut der See,
Von Südstürmen umhergedrängt,
Er tritt, des Wogengetoses
Empörten Schwall hindurch. — —
Und Red' und des luftigen Sinns
Gedanken erlernet er.

Aus Sophokles' „Antigone".

25.

Durch das Pulver ist nicht bloß der Krieg grausamer und unmenschlicher, sondern auch die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden.

(Vgl. J. Grimm „Gesch. d. deutsch. Sprache" S. 43.)

Einleitung. Im Orient war das Pulver schon früh bekannt, seinen Gebrauch im Kriege lehrten jedoch erst die Europäer. In Deutschland bediente man sich schon im 14. Jahrhundert, bald nach der sagenhaften Erfindung des Pulvers durch den Franziskaner Berthold Schwarz, und so auch in Spanien und Frankreich der Feuerwaffen. Freilich schritt ihre Vervollkommnung sehr langsam vor. Die Kanonen warfen nur Vollkugeln und waren wegen ihrer Schwere nur bei einer festen Aufstellung, hauptsächlich bei Belagerungen anwendbar. Das Handrohr blieb, so lange man es mit der Lunte oder mit dem Radschlosse abfeuerte, eine sehr unbeholfene Waffe, und die Langsamkeit seiner Verbesserung zeigt sich genugsam darin, daß erst Leopold von Dessau den hölzernen Ladestock, dessen Zerbrechen dem Schützen die Waffe unbrauchbar machte, mit dem eisernen vertauschte. Gustav Adolf und Friedrich der Große legten ein großes Gewicht auf das Handgewehr und machten dadurch, daß sie das Pelotonfeuer auf Kommando und ein schnelles Laden einüben ließen, die Infanterie zum Kern des Heeres. Die neuere Zeit erfand das Perkussionsschloß (1821) und die Zündnadel nebst der Spitzkugel (1840). Durch Napoleon I. wurde das inzwischen vielfach verbesserte grobe Geschütz die entscheidende

Waffe, und man ist fortwährend bemüht, seine furchtbare **Wirkung** durch die Potenzierung der zerstörenden Kraft, durch eine **große** Beweglichkeit und rasche Bedienung zu steigern. Gezogene Geschütze seit 1851, aus Gußstahl seit 1859. Hinterlader (1866). Mitrailleusen.

Thema. Inwiefern ist jener Ausspruch begründet?

A. Der Krieg ist durch das Pulver grausamer und unmenschlicher geworden.

1. Die mörderische Wirkung der Feuerwaffen. **Durch** wenige Schüsse werden in kurzer Zeit ganze Reihen niedergeworfen. Gräßliche Verstümmelungen. Schon im dreißigjährigen Kriege, als die Kanonen noch so unvollkommen waren, mußte man die Streithaufen in lange Linien ausdehnen und wegen des starken Verlustes größere Heere aufstellen. Die zerspringende Bombe. Die Kartätsche, welche auf einmal 40—170 dreilötige Kugeln umhersprüht. Wie wenig Schaden taten, hiemit verglichen, jene Wurfspieße und Pfeile, die oft von dem Panzer abprallten und sich mit dem Schilde auffangen ließen.

2. Dem Helden gewähren in unzähligen Fällen Mut und Stärke keinen Schutz. Sonst suchte sich der tapfere Mann in der Schlacht einen würdigen Gegner, sie maßen im Einzelkampfe ihre Kräfte, und dem Besiegten war es, was schon Homer so oft hervorhebt, ein Trost im Tode, wenn er einem berühmten Helden unterlag. Jetzt kann der Mutigste sein Leben durch einen schlechten Mann verlieren, der ihn aus der Ferne oder aus einem Verstecke niederschießt. Den Kugeln gegenüber befinden sich die Menschen in einer schrecklichen Gleichheit; sie raffen den Beherzten wie den Feigen, den Edlen wie den Gemeinen dahin. Die Kriegsgeschichte zeigt, wie viel die Tapferkeit vermag, wenn es der Mensch nur mit dem Menschen zu tun hat. Bei Marathon fielen 192 Griechen, und eine Schlacht, welche die Sieger so wenig kostete, beendigte dennoch einen ganzen Feldzug. Als Epaminondas seinem Vaterlande bei Leuktra die Hegemonie erstritt, fielen nur 47 Thebaner. Alexander soll bei

Arbela nur 500 Mann verloren haben. Karl der Große gründete sein Weltreich durch eine kleine Schar kühner Eisenreiter. Bei der neueren Kriegsführung fordert man oft von dem Tapfern, daß er den Tod ohne Schutz und Gegenwehr hinnimmt. Hier muß ein Regiment, um eine Lücke in der Stellung zu decken, unbeweglich im Kugelregen aushalten. Dort werden bei der Erstürmung einer Batterie Hunderte niedergestreckt, ehe sie an den Feind herankommen, ehe es ihnen möglich ist, zur Verteidigung ihres Lebens oder zu einer mutigen Tat die Hand zu erheben. Sie sind nur Gegenstände, an denen sich die erste Wut der Geschütze erschöpft.

Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.

Schiller (Siegesfest).

3. Das leidenschaftslose Hinmorden der Gegner. Man bezeichnet es als eine günstige Veränderung, daß das Handgemenge, in dem die Menschen einander mit der Wut wilder Tiere anfallen, durch das Pulver seltener geworden ist. Und doch ist es wohl noch eine größere Barbarei, wenn die Kanoniere mit leidenschaftsloser Ruhe ihr Geschütz auf jene Schar richten, in der sie nur das Ziel sehen, wenn sie nur von der Kunstfertigkeit und Gewandtheit, die man ihnen auf dem Übungsplatze beigebracht, den besten Gebrauch zu machen bemüht sind, um die dunkele Masse, in der sie keinen einzelnen unterscheiden, wie einen leblosen Gegenstand zu zerstören. Im Handgemenge hat der Soldat den Feind des Vaterlandes vor sich, der Fall seines Nebenmannes, der Blick voll Haß, ein schmähendes Wort erhitzen sein Blut, er begegnet mit seinem Schwerte dem des andern, das ihn bedroht und verwundet, die Kraft streitet mit der Kraft um den Preis des Lebens und der Ehre, ja es bleibt Raum für das Mitgefühl, wenn der hart verletzte Gegner zusammenbricht und um die Schonung seines Lebens bittet. Wie schlimm die Kampfwut sein mag, sie liegt noch im Bereiche der menschlichen Natur, aber ein kunstgerechtes Hinmorden ohne eine solche Erregung der Leidenschaft, ohne ein unmittelbares persönliches Hineintreten in den Streit, ist eine unmenschliche Barbarei.

B. Die Jagd ist durch das Pulver tückisch und weniger poetisch geworden.

1. Sie ist deswegen tückisch, weil der Jäger nicht mehr in offenem Kampfe einem mächtigen Tiere entgegentritt, sondern es heimlich überschleicht, ihm in dem Verstecke auflauert oder es durch täuschende Zeichen heranlockt, um es dann mit der Schußwaffe, gegen die überdies in den meisten Fällen kein Widerstand möglich wäre, zu erlegen.

2. Unpoetisch ist die Jagd schon deshalb, weil sie nicht mehr eine Kundgebung des Heldensinnes ist. Die Dichter haben jetzt keinen Herakles oder Theseus, keine Atalante, keinen Meleager zu besingen, von denen uns die Lieder melden, daß sie in kühnen Abenteuern die Welt von Ungeheuern reinigten. Auch im Mittelalter war die Jagd noch ein Gleichnis der Schlachten. Sorgfältig unterschied man, wie auch der „Tristan" Gottfrieds von Straßburg zeigt, durch allerlei technische Benennungen, durch sinnige Gebräuche, ja selbst durch die kunstmäßige Zerlegung des Wildes die Jagd von dem Geschäfte des Fleischers, um ihr auch in Nebendingen ihren höheren Charakter zu wahren. In frischer Tatenlust vereinigte sich eine Gesellschaft von Rittern zu einem Streifzug durch die Wildnis. Die Hunde trieben den mutigen Hirsch und schlimmere Gegner, den Eber, den Auerochsen, den Bären aus dem Dickicht. Nur mit Lanze und Schwert bewaffnet, warf sich ihnen der Ritter entgegen. Am Abend fand man sich mittels der rufenden und antwortenden Hifthörner auf einem sonnigen Grasplatze und an der sprudelnden Quelle zusammen. Auch die Frauen waren mit hinausgezogen. Nachdem sie sich an der Falkenjagd belustigt, hatten sie unter den Zelten oder unter den rauschenden Bäumen das Mahl bereitet. Ihre Gegenwart schmückte das Fest, und sie waren hier ebenso an ihrem Platze, wie bei den Turnieren, weil gefahrvolle Kämpfe den Tapferen Gelegenheit geboten hatten, sich auszuzeichnen und ihren Dank zu erwerben. Stieg der Mond über die Tannen, so zog man heim, und die Waldhörner erklangen in fröhlichem Chor. Sie sind jetzt verstummt, und Jägerlieder

haben wir wohl noch in den Büchern, aber kein Jäger singt sie mehr, wie sich die alten Sagen von dem wütenden Heere und dergl. nur noch unter den Gelehrten fortpflanzen. — Ist die Jagd auch deshalb unpoetisch geworden, weil ihr bei dem Mangel an Wild das Material fehlt, so ist hieran ebenfalls das Pulver schuld. Denn ohne dasselbe wären die Raubtiere und das edele Wild nicht so schnell vernichtet worden.[1])

Schluß. Auf die Poesie der Jagd möchte man gerne verzichten, hätte nur das Pulver nicht zugleich die Barbarei des Krieges gesteigert. Man hat eingewendet, die Kriege würden jetzt schneller beendet. Dieser Behauptung ließen sich manche Beispiele aus den letzten Jahrhunderten entgegenstellen, und ist das Raubtier darum milder, weil es seine Beute rascher und in größeren Bissen verschlingt? Ferner seien die Kriege jetzt seltener, weil man die ungeheueren Kosten scheue, welche die Ausrüstung großer Heere und namentlich auch die Feuerwaffe verursacht, da von manchem Geschosse jedes einzelne Stück ein sorgsam gearbeitetes Kunstwerk sei. Wird aber dieser Aufwand den Völkern erspart, wenn die Staaten sich nicht ab und zu einmal mit den alten, billigen Waffen zum Kriege ausrüsten, sondern sich beständig in dem Zustande des bewaffneten Friedens befinden, wenn das Pulver eine Kriegskunst ins Leben gerufen, welche die Unterhaltung eines großen, stehenden Heeres schon aus dem Grunde nötig macht, weil selbst der gemeine Soldat nur in mehrjährigen Übungen den Dienst erlernen kann, wenn ferner die fortschreitende Erfindung mitten im Frieden von Zeit zu Zeit die kostspieligste Verbesserung und Umänderung der

1) Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hat im Laufe seiner Regierung (1611—1652) 104 599 Stücke Wild erlegt, darunter 15 142 Hirsche, 28 253 Stücke Schwarzwild, 98 Bären, 812 Wölfe (G. Klemm, „Allgemeine Kulturgeschichte" [1851] IX, 143). Karl X. von Frankreich, den die Unterhaltung seines Jagdpersonales 1 800 000 Frcs. kostete, erlegte im Jahre 1826 11 954 Stücke Wild. Nicht zehn Herkules zusammen könnten eine solche Beute aufweisen, und doch geben diese Taten einem Dichter vielleicht nur den Stoff zu einer Elegie, nicht zu einem Heldengedichte.

Waffen erfordert? Früher hatte bisweilen eine Generation eine hitzige Krankheit zu überstehen, jetzt verliert eine nach der andern ihr bestes Mark durch ein schleichendes Fieber.

26.

Welchen Erschwerungen war der Handel im Mittelalter ausgesetzt?

Einleitung. Der Handel war im Mittelalter bei weitem nicht so ausgedehnt wie jetzt; er stand hinter dem der Gegenwart sowohl an Umfang der Handelsgegenstände als an Ausdehnung des Absatzgebietes zurück.

Thema. Wodurch wurde der Handel des Mittelalters erschwert?

1. Durch die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel.
   a) Beschaffenheit der Straßen. Diese wurden schlecht gepflegt, hatten oft tiefe Löcher, sumpfige Stellen usw.
   b) Beschaffenheit der Beförderungsmittel. Es gab weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe, sondern nur Wagen und Ruder- oder Segelschiffe.
   c) Die Geldmünze war nicht einheitlich, namentlich ganz verschieden zwischen Nord- und Süddeutschland, zeigte aber auch sonst in den einzelnen Gebieten Abweichungen.
2. Durch die Unsicherheit des Verkehrs.
   a) Häufige Überfälle durch Raubritter bei Landhandel.
   b) Nicht selten Überfälle durch Seeräuber auf dem Meere.
3. Durch allerhand Maßnahmen der Behörden.
   a) Zölle wurden in viel größerem Umfange erhoben als jetzt; zunächst zu Lande und zur See bei Frachtdurchfuhr: Wagen- und Lastengeld für die Benutzung der Straßen, Brückengeld (wobei oft aus Erpressungslust Brücken an Stellen gebaut wurden, wo dies wegen der Kleinheit des Gewässers gar nicht nötig war), Torgeld bei Einlaß in die Städte und durch Wasserklausen, die zur Befestigung von Städten und Burgen an vorüberfließenden Gewässern

errichtet wurden, sodann bei Warenumsatz: Ufergeld, das von Schiffen erhoben wurde, welche am Flußufer anlegten, um zu verkaufen oder einzukaufen, Zuggeld, wenn man das Recht erlangen wollte, ein Schiff an der Leine stromaufwärts ziehen zu lassen, Marktzoll, wenn man Waren auf dem Markte kaufte, um sie wieder zu verkaufen. Ursprünglich wurden diese Zölle nur von Reichs wegen erhoben, später aber auch von Klöstern und geistlichen Stiftern sowie von weltlichen Herrschaften, die dieses Recht von der Krone erlangten.

b) Straßenzwang. Es wurden den Kaufleuten oft bestimmte Straßen von den Landesherren für ihre Warenzüge vorgeschrieben[1]), die häufig weder die kürzesten noch die am besten gehaltenen waren, aber an Zollstätten vorüberführten (durch Erhebung dieser Gebühr wollten die Fürsten oft die Kosten der Straßenanlage decken). Wer der Vorschrift zuwider handelte und einen andern Weg einschlug oder auch nur an schlecht gepflegten Stellen übers Feld fuhr, ging seiner ganzen Waren und obendrein des Fuhrwerks verlustig.

c) Grundruhr und Strandrecht. Diese bestimmten, daß Wagen, die zerbrachen oder umfielen, sowie Schiffe, die mit dem Kiel das Flußbett berührten oder an den Strand geworfen wurden, dem Landesherrn verfielen. Bei dem schlechten und mangelhaften Zustande der Straßen und der oft geringen Tiefe des Fahrwassers konnte dies leicht geschehen.

d) Stapelrecht, d. h. die Verpflichtung, bei der Ankunft der Schiffe oder Wagen an einem mit diesem Recht ausgestatteten Platze die Waren auszuladen, mehrere Tage für die Bewohner zum Verkauf zu stellen und dann mit dem Rest auf Schiffen oder Wagen, welche von den betreffenden Orten gestellt wurden, weiter zu fahren. Solche

1) Z. B. durfte man von Crossen a. d. O. nicht quer durch die Neumark nach Landsberg an der Warthe fahren, sondern mußte den Umweg über Frankfurt und Küstrin machen.

Stapelplätze waren z. B. an der Donau Ulm, Regensburg, Wien, am Rhein Worms, Speier, Mainz, Köln, an der Elbe Magdeburg und Hamburg, an der Oder Frankfurt und Stettin, an der Weichsel Thorn und Danzig.

e) Geleitswesen. Wegen der Unsicherheit des Verkehrs machte es sich meist nötig, Bewaffnete zum Schutze des Warenzugs mitzunehmen, die immer der Landesherr des befahrenen Geleites zu stellen hatte, die also beim Überschreiten jeder Landesgrenze durch andere ersetzt wurden. Dafür mußte ein nicht unbeträchtlicher Preis gezahlt werden. Nahm man aber kein Geleit mit, so lief man Gefahr, von Raubrittern überfallen zu werden, ja sogar vom Landesherrn selbst, der dadurch die Besitzer der nachkommenden Warenzüger zwingen wollte, Geleit zu nehmen.

f) Festsetzung der Bannmeile für den Bierverkauf. Bei den meisten Städten war die Bestimmung getroffen, daß auf die Entfernung einer Meile nur städtische Biere von dem Dorfwirt eingekauft und verschenkt werden durften.

g) Marktbestimmungen anderer Art. Weinverkauf und Weinschank hatte in den Städten meist nur der Ratskeller; Salzverkauf ein vom Stadtrat dazu ermächtigter Kaufmann. An fremde Aufkäufer durften die zum Markte gebrachten Waren in der Regel erst dann verkauft werden, wenn der an einer Stange befestigte Wisch entfernt war.

Schluß. Von diesen und anderen Erschwerungen des Handels wissen wir in der Zeit des Freihandels und der Gewerbefreiheit nicht mehr viel. Doch sind manche von ihnen, z. B. Brückenzoll und Chausseegeld, erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgehoben worden.

27.

Die wichtigsten der Neuzeit eigentümlichen Genußmittel.

Einleitung. Die Zahl der Genußmittel ist durch die Ausbreitung des Handels und die Entdeckung neuer Weltteile um einige sehr wichtige vermehrt worden.

Thema. Welches sind die wesentlichsten der für die Neuzeit charakteristischen Genußmittel?

1. Ihre Einführung:

a) Kaffee. Heimat Kafa im südlichen Abessinien und Arabien, 1534 in Konstantinopel eingeführt, Anfang des 17. Jahrhunderts durch die Venetianer in Italien bekannt geworden, unter Ludwig XIV. durch einen muhammedanischen Gesandten nach Paris gebracht; daher in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts die ersten Kaffeehäuser in Frankreich (Paris, Marseille), im nächsten Jahrzehnt auch in Deutschland (Wien, Nürnberg, Regensburg, Hamburg). In den Familien als Genußmittel langsam eingeführt, zuletzt auf dem Lande.

b) Tee. Heimat China. Bekanntschaft damit durch die Portugiesen und die Holländer im 16. Jahrhundert, Einführung in Europa im 17. Jahrhundert: 1635 soll der Tee auf dem Seewege nach Frankreich und bald darauf nach England, 1638 auf dem Landwege nach Rußland gekommen sein. 1660 wurde er in öffentlichen Londoner Lokalen getrunken; nach Deutschland kam er besonders auf die Empfehlung des Leibarztes vom Großen Kurfürsten Bontekoe, der 1667 eine Lobrede darauf veröffentlichte. Wegen der hohen Steuern war der Verbrauch gering; noch jetzt ist der Tee nur in England und Holland Nationalgetränk, stark verbreitet ist sein Genuß in Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, in Deutschland nur in den Städten und bei den höheren Volksschichten.

c) Kakao. Heimat im tropischen Amerika; natürlich erst in Spanien bekannt geworden, von da unter Ludwig XIII. nach Frankreich und Deutschland verbreitet. Die Fabrikation wurde 1606 in Italien eingeführt, das erste Schokoladenhaus in England 1687 eröffnet. Nationalgetränk ist Schokolade und Kakao nur in Spanien geworden. Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, schreibt im 17. Jahrhundert: Ich kann weder Tee noch

Kaffee noch Schokolade vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gern trinkt.[1])

d) Tabak. Heimat Amerika, durch Columbus bekannt geworden. Sitte des Rauchens Anfang des 16. Jahrhunderts in Europa, von Südamerika aus zuerst in Spanien, dann von Nordamerika aus in England verbreitet. 1622 brachten englische und holländische Soldaten den Brauch nach dem Rhein und Main, und von dort aus wurde er durch den dreißigjährigen Krieg in Deutschland allgemein. Anbau der Pflanze in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert (1659 Wasungen, 1676 Brandenburg, 1697 Pfalz). Da es anfangs verboten war, öffentlich zu rauchen, so entstanden in Frankreich, zunächst in Paris, besondere Lokale für die Tabakraucher, die Tabagien genannt und bald auch in Deutschland nachgeahmt wurden.

e) Branntwein. Die Kunst des Destillierens ist durch die Araber erfunden und Anfang des 12. Jahrhunderts in Spanien und Italien bekannt geworden. Doch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Branntwein noch selten getrunken und meist als Arznei benutzt. Erst bei Beginn der Neuzeit wurde der Gebrauch allgemein, in Deutschland namentlich infolge des dreißigjährigen Krieges. Das Verfahren, ihn aus Kartoffeln und Korn herzustellen, seit dem 18. Jahrhundert; seitdem größere Verbreitung.

2. Folgen der Einführung.

a) Für die Lebensweise der Menschen. Von einschneidender Wichtigkeit waren besonders Kaffee, Tabak und Branntwein. Sie regen an, aber auch auf, und durch die Übertreibung ihres Genusses sind nicht zum kleinsten Teil die häufigen Nervenerkrankungen der neuesten Zeit herbeigeführt worden. Alkoholmißbrauch hat auch Trunksucht und ein Heer von andern Übeln im Gefolge. Daher ist gegen die Ausbreitung dieser Narkotika stets lange geeifert worden; so bekämpften den Tabak Staat

1) Schokolade ist Kakao mit Zusatz von Zucker, Vanille u. a.

und Kirche, und die Moralprediger verdammten den „holländischen Rauch". Später wurde auf ihn wie auf die andern Genußmittel eine hohe Verbrauchssteuer gelegt.[1])

Während man früher zum Frühstück gewöhnlich eine Mehl- oder Milchsuppe genoß, wurde nach und nach an deren Stelle der Kaffee gesetzt; während am Nachmittag sonst in der Regel zwischen Mittags- und Abendbrot nichts genossen wurde, kam allmählich das Kaffeetrinken in Aufnahme; dann wurden die Kaffeekränzchen und die Teegesellschaften üblich.

b) Für Handel und Gewerbe. Für die Kaufleute bildete der Handel mit Kaffee, Tee usw. einen wichtigen Zuwachs; auch rief der vermehrte Genuß der daraus bereiteten Getränke neue Industriezweige ins Leben, wie die Porzellanfabrikation. Auch die Möbelfabriken erhielten reichere Beschäftigung. Denn seitdem Gesellschaften gegeben wurden, richtete man eine sogenannte gute Stube ein, die mit besseren Möbeln ausgestattet werden mußte.

Schluß. Auch verschiedene wichtige Nahrungsmittel sind erst in der Neuzeit bekannt geworden, so Kartoffel und Mais von Amerika, Reis (der allerdings schon den alten Griechen und Römern bekannt war, aber nur zu medizinischen Zwecken benutzt wurde) aus Asien.

---

1) In Mühlhausen in Thüringen machte der Stadtrat am 5. Febr. 1777 bekannt: Nachdem durch das häufige Kaffeetrinken viel Geld verwendet und außer Landes geschafft, hierfür auch viel Geld verschwendet wird und den meisten die Hintansetzung ihrer Hantierung (durch Besuch der Kaffeehäuser) zum größten Schaden gereicht, die unumgängliche Notwendigkeit aber erfordert, dieses verderbliche Übel in etwas einzuschränken, so hat ein hochedler und hochweiser Rat dahin verordnet, daß fürderhin der Kaffee nicht anders als in ganzen Pfunden und zwar ungebrannt allhier verkauft wird, in Gegenlebung dieses Verbotes aber der Käufer und der Verkäufer 5 Taler Strafe entrichten sollen.

28.

Die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses.

Einleitung. Der Genuß alkoholhaltiger Getränke (Bier, Wein, Branntwein) hat in Europa weite Verbreitung, doch ist die Menge des Genossenen überall verschieden. Den Höchstverbrauch zeigen Frankreich und Italien, den geringsten Schweden und Norwegen, zwischen beiden Gruppen stehen England und Deutschland.[1]) Erst seit der jüngsten Zeit bricht sich die Erkenntnis immermehr Bahn, daß es für Körper und Geist vorteilhafter ist, weniger Alkohol zu sich zu nehmen.

Thema.

1. Negativ:
   a) Im Haushalte des menschlichen Körpers spielt dieser keineswegs die Rolle eines Nahrungsmittels. Dem Bier kommt daher nicht die Bezeichnung „flüssiges Brot" zu. Denn die zu dessen Erzeugung verwandte Gerste verliert durch die Gärung vier Fünftel ihres Nährwertes, und es dürfte wohlfeiler sein, sich mit teueren Schnepfen als mit Bier zu ernähren. Außerdem wirkt der hohe Gehalt des Bieres an Extraktivstoffen ungünstig auf die Blutmischung und damit auf die Herztätigkeit ein. Als Nahrungsmittel ist daher das Bier gering anzuschlagen. Ähnlich verhält es sich mit Wein und Branntwein.
   b) Alkohol kann aber auch nicht als Mittel zur Erwärmung des Körpers angesehen werden. Er ruft zwar nach dem Genuß ein kurz dauerndes Wärmegefühl hervor, dadurch daß er die Schlagadern erweitert und eine größere Menge Blutes aus den inneren Organen an die Körperoberfläche in die Haut treibt. In Wirklichkeit aber wird durch diesen Vorgang die Wärmeabgabe des Körpers gesteigert.

---

1) In Frankreich kommen jährlich auf den Kopf der Bevölkerung 16,5 Liter, in Italien 13,2, in England und Deutschland 10,5, in Schweden 5,4 und in Norwegen 3,3. Man berechnet die jährliche Ausgabe dafür in unserem Vaterlande auf 2 Milliarden Mark.

Hierin findet auch die Erscheinung ihre Erklärung, daß Trunkene leichter erfrieren als Nüchterne.

2. Positiv:

a) Durch eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen ist ferner festgestellt worden, daß der Genuß von größeren Mengen geistiger Getränke zerstörend auf das Eiweiß, den wichtigsten organischen Bestandteil im Körper, einwirkt. Aber auch wenn man weniger zu sich nimmt, schadet man sich und setzt die Leistungsfähigkeit herab. Truppenkörper des indischen Heeres waren, wenn man sie abstinent hielt, am leistungsfähigsten, und von Schriftsetzern, deren eine Hälfte täglich eine Flasche Bier zu sich nahm, während die andere Hälfte keins bei der Arbeit genoß, arbeiteten jene langsamer und schlechter als diese. Allgemein bekannt aber ist, daß Sportsleute und berufsmäßige Kraftmenschen, sobald sie etwas besonderes zu leisten haben, sich des Alkohols gänzlich enthalten.

b) Der chronische Genuß größerer Mengen geistiger Getränke gibt für den Gesamtorganismus die Ursache von Krankheit und Tod ab. Magenerkrankungen, Leber- und Herzkrankheiten, Verkalkung der Blutgefäßwände, Störungen des Blutkreislaufes, Nierenleiden werden oft schon durch geringe tägliche Alkoholmengen erzeugt. Die individuelle Neigung wie die Neigung der einzelnen Organe spielt hierbei eine große Rolle. Alkohol setzt auch die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen ansteckende Krankheiten (Pocken, Scharlach, Cholera, Starrkrampf, Milzbrand, Lungenschwindsucht u. a.) herab. Sodann wirkt er vorwiegend lähmend, nicht erregend auf das Nervensystem. Schon nach dem Genuß von $^2/_3$ Liter bis 1 Liter Bier läßt sich eine Erschwerung sämtlicher geistiger Vorgänge unzweideutig nachweisen. Der Alkohol löst zwar die Zunge und wird zum Sorgenbrecher, indem er das Schmerzgefühl herabsetzt und den Kummer vergessen macht, aber er trübt unser Urteil und läßt uns entgegenstehende Schwierigkeiten verkennen. Überdies ist die Trunksucht

in vielen Fällen als Ursache von Verbrechen und Geisteskrankheit anzusehen. Auch besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen Selbstmord und Alkoholmißbrauch. Endlich ist erwiesen, daß ein hoher Prozentsatz von Kindern, die von trunksüchtigen Eltern abstammen, an schweren Körpererkrankungen leidet, nervös, schwach oder blödsinnig wird, während derartige Leiden bei Kindern nüchterner Eltern sehr selten vorkommen.

Schluß. Aus alledem ist zu erkennen, daß der Alkohol, auch in kleineren Mengen genossen, schädlich wirkt und daher sein Genuß im Interesse des Wohlbefindens möglichst eingeschränkt werden muß.

29.

Der Krieg als Feind und als Freund der Künste.

Einleitung. Krieg oder Frieden allein bestimmen nicht das Gedeihen der Künste. Ihre Blüte ist ebenso von einer idealen Zeitrichtung, von der Lebendigkeit des Nationalgefühls, von der Regsamkeit des wissenschaftlichen Strebens, von dem Wohlstande des Volkes und von anderen Dingen abhängig. Doch hat auf diese mitwirkenden Faktoren der Krieg selbst nicht selten einen entscheidenden Einfluß, und damit wird er allerdings zu einer hauptsächlichen Ursache des Aufschwunges oder des Verfalles der Künste. Im allgemeinen bestätigt die Geschichte folgendes Gesetz: Der Krieg ist für das unterliegende Volk ein Feind, für das siegreiche ein Freund der Künste.

Thema. Welchen Schaden erleiden die Künste durch den Krieg und inwiefern ist er ihnen förderlich?

A. Der Krieg als Feind der Künste.

1. Es werden viele Kunstschätze zerstört oder geraubt. Die Verwüstung Roms durch die Vandalen im Jahre 455 hat eine sprichwörtliche Berühmtheit erlangt. Auf ähnliche Weise hausten die Türken, fanatische Bilderstürmer, 1453 in

Konstantinopel, und Napoleon I. beraubte halb Europa, um Paris zu schmücken.

2. Die Kriegslasten, Plünderungen und Kontributionen führen zur Verarmung. Weder der Staat noch der Privatmann hat Geld für die Künste; man scheut den Aufwand für diese wie eine Luxusausgabe.

3. Es verliert sich der Sinn für die Kunst.

a) In einer ernsten, sorgenvollen Stimmung richtet alles seine Gedanken auf die ersten Bedingungen der Existenz, auf die Herstellung der Gewerbe und des Handels, auf die Wahrung der politischen Unabhängigkeit und Selbständigkeit, so weit sie zu erreichen sind. Den Dichtern wird nur erlaubt, den Schmerz des Volkes auszusprechen, nicht aber für sich selbst in dem heitern Asyl der Kunst Vergessenheit zu suchen. So macht man es noch heute Goethe zum Vorwurf, daß er 1809 die „Wahlverwandtschaften", und Jean Paul, daß er in derselben Zeit des Elends „Katzenbergers (lustige) Badereise" schrieb.

b) Ja, die Gesinnung und die Sitten können ganz verwildern. Im dreißigjährigen Kriege verstummte das deutsche Volkslied für immer. Hundert Jahre lang flossen seitdem die Kunst und alle Bildung, Gutes und Schlimmes, den Deutschen nur aus fremder Quelle zu. Mit Mühe wurde die Selbständigkeit der Sprache gerettet.

B. Der Krieg als Freund der Künste.

1. Der Patriotismus, das Nationalgefühl, oft mit einer religiösen Erhebung verbunden, wollen sich auch in den edlen Formen der Kunst vernehmen und bewußt werden, wie umgekehrt die Poesie in die Taten einzugreifen sucht oder sie gerne verherrlicht.

Gleim und Ramler. Die Dichter aus der Zeit der Freiheitskriege. Schillers „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell", die nach dem Tode des Dichters erst recht zur Wirkung kamen. Die Gefahren des Vaterlandes gaben der neuen Romantik eine nationale Richtung, und dies führte, was noch wichtiger war, zur

Erforschung der älteren deutschen Dichtung, zur Beachtung des Volksliedes, deren Geist mehr und mehr die ganze Nation durchdringen.

2. Der Krieg bietet den Künsten Stoffe und Ideen, die gleichsam ihre physische Nahrung sind.

Völker, die keine Helden hatten, haben auch kein Epos. Ohne Achill kein Homer. Ein großer Teil der Dramen Shakespeares ist eine Gabe des Krieges. Malerei und Bildhauerkunst haben in ihren Denkmälern noch heute nicht die Heldenzeit von 1813—1815 erschöpft.

3. „Der Krieg erhebt alles zum Ungemeinen."[1])

Die erhöhte nationale Kraft, die sich in Kriegstaten bewährte, kommt auch auf anderen Gebieten zum Vorschein. Die griechischen Tragiker besangen nur ausnahmsweise die Perserkriege, aber ihre Dichtungen von den Fürstenhäusern der Vorzeit wurden großartige Erscheinungen, wie es die Siege bei Marathon und Salamis gewesen. Die Dichter des Mittelalters schilderten nicht die Kreuzzüge, aber die Freude an Heldentaten gab sich in der Blüte des Epos kund. Klopstock und Lessing kopierten in der Poesie die Schlachten des großen Friedrich.

4. Der Krieg bringt die Völker in Verkehr; man lernt die Kunstschätze und die Dichtungen der Fremde kennen.

Die alte Einfachheit der griechischen Dichtersprache weicht zur Zeit der Perserkriege bei Pindar und Äschylus dem Wetteifer mit der asiatischen Pracht. Die Römer nahmen die besiegten Griechen zu ihren Lehrern. Die Kreuzzüge befruchteten die Phantasie der Europäer mit den Naturbildern und der Sagenfülle des Morgenlandes; sie machten die deutschen Ritter mit den französischen bekannt, die deutschen Dichter eigneten sich das sagenreiche Epos der Nachbarn an, um es tiefer auszubilden. In Übereinstimmung mit der politischen Kombination brach die

1) Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.
Schiller (Braut von Messina I, 8).

deutsche Poesie und Kritik seit dem siebenjährigen Kriege mit der französischen und schloß einen Bund mit England.

Schluß. Viele Kriege haben für die Poesie gar keine segensreiche Folge gehabt, und es ist fraglich, ob das Gute, was andere hervorbrachten, nicht auch auf friedlichem Wege zu erreichen war. Niemand wird sich daher nach diesem Beförderer der Kultur sehnen. Sollte aber einmal unser Vaterland durch solche schreckliche Ereignisse erschüttert werden, so möge es dafür in der geistigen Verjüngung eine Entschädigung erhalten.

30.

Der Nutzen der Wanderschaft.

Einleitung. Vor Zeiten war es allgemeiner Gebrauch, daß die jungen Handwerker einige Jahre in der Fremde zubrachten. Viele Volkslieder weisen auf die dichterische Seite dieses Reiselebens hin, doch hatte es auch seinen praktischen Wert. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt" (Eichendorff, der frohe Wandersmann). „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen" (M. Claudius, Urians Reise um die Welt).

Thema. Nutzen der Wanderschaft.

1. Fachbildung. Längerer Aufenthalt bei geschickten Meistern in größeren Städten. Man lernte bessere Materialien und ein zweckmäßigeres Handwerkszeug kennen. Geschmackvollere Formen, ein besseres Verfahren. Wieviel Neues sieht jemand, der in der kleinen Stadt oder auf dem Lande ausgelernt hat, wo z. B. der Schuhmacher, mag der Fuß länger oder kürzer sein, alles über einen Leisten schlägt.
2. Geistesbildung. Die Natur mit ihrer landschaftlichen Schönheit und ihren merkwürdigen Erzeugnissen. Sitten und Gewohnheiten in anderen Gegenden und Ländern. Große Städte mit ihren Fabriken, Gebäuden, Kunstwerken, historischen Denkmälern. Dies alles mußte den Gesichtskreis eines Jünglings, der meistens in den engsten Verhältnissen aufgewachsen war außerordentlich erweitern.

3. Charakterbildung. In der Fremde ist man auf sich selbst angewiesen, entbehrt der Fürsorge und des Schutzes der Angehörigen. Daher:
   a) Umsicht und Mut in Widerwärtigkeiten und Gefahren.
   b) Bescheidenheit und Freundlichkeit, weil man schon wegen des knappen Reisegeldes die Gunst der Menschen braucht. Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land.
   c) Fleiß und Wirtlichkeit.
   d) Ein frommes Gottvertrauen.

Schluß. Alle diese Vorteile gewinnt nur der, welcher sich in der Schule und bei seinem Meister mit ausreichenden Vorkenntnissen ausgerüstet hat, welcher geistige Regsamkeit, einen reinen festen Willen besitzt; im andern Falle bildet er sich zu einem Umtreiber aus. Noch heute stehen Meister, die in der Fremde gewesen sind und in den großen Werkstätten der Hauptstädte gearbeitet haben, in Ansehen. Im ganzen sind die Reisenden mit Knotenstock und Ränzel schon eine seltene Erscheinung geworden.

31.

Wozu dient den Menschen der Stab?

Einleitung. Das goldne Szepter der Könige, der Knotenstock, den sich der Wanderbursch am Wege schneidet, die mit Tuchlappen umwundene Krücke des Stelzfußes haben ein sehr verschiedenes Aussehen, und doch gehören sie nebst vielem anderen zu derselben Familie.

Thema. Die verschiedenen Arten der Stäbe nach Form und Bestimmung.

A. Der Hirtenstab.

Er macht eine besondere Klasse aus und ist gleichsam der Urstab, weil er, während die anderen Stäbe, wenigstens vorzugsweise, nur Waffe oder nur Stütze sind, beide Zwecke in sich vereinigt. Mit ihm schützt der Hirt seine Herde vor einem An-

griffe oder hält sie selbst in Ordnung, und sein stetes Umhergehen macht ihm eine Stütze zum Bedürfnis. Gebräuchliches Attribut der Hirten:

Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht. Schiller.

Nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Derselbe.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Tal. Goethe.

Die Erzväter mit langen, oben gekrümmten Stäben auf Bildern zum alten Testament. Die Wichtigkeit des Stabes spiegelt sich in Vergleichen, wie: Dein Stecken und Stab tröstet mich (Ps. 23, 4).

Drum seid getrost, mit Vaterhänden
Wird er hinfort uns leiten bis ans Grab,
Uns vollbereiten und vollenden,
Im dunkeln Tal führt uns sein Hirtenstab.
Evang. Gesangbuch.

B. Der Stab als Zeichen der Herrschaft und Amtsgewalt.

1. Der Krummstab der Bischöfe und Äbte, dem vorigen am nächsten verwandt. Die gekrümmte Handhabe wie beim Hirtenstabe. Die Geistlichen sind Hirten ihrer Gemeinden. Wegen des Wohlstandes auf den geistlichen Gütern das Sprichwort: Unter dem Krummstab ist gut wohnen.

2. Das Szepter der weltlichen Fürsten. Nach der Gestalt nähert sich hier der Stab dem Schwerte. Homer nennt auch die Könige Hirten der Völker. Das Szepter ist ihr Attribut geworden, daher: die szepterhaltenden Könige. Übertragung der Macht des Landesherrn auf die oberste Gerichtsbehörde: das Stabgericht, welches Gewalt über Leben und Tod hat, und auf die Anführer des Heeres: der Kommandostab, der Marschallstab; Stabsoffiziere in ihrer Gesamtheit — der Stab. Weiterhin ist der Stab das Amtszeichen der Herolde, der Polizei- und Ge-

richtsdiener. In der homerischen Volksversammlung überreicht der Herold dem, der das Wort erhält, seinen Stab.

3. Der Zauberstab. Der Magier gebietet mit ihm den dienenden Geistern und der Natur. Aarons Stab fraß die Stäbe der Gaukler. Circe verwandelte mit ihrem Stabe die Gefährten des Odysseus. Der Schlangenstab des Hermes ein Heroldsszepter und zugleich wundertätig, da er mit ihm die Augen der Menschen schließt und öffnet, wie er es will. Die goldsuchende Wünschelrute (virga Mercurialis). Der lituus der Augurn.

4. Der Stab als Zeichen männlicher Würde. Der Hausherr geht nicht aus ohne sein stattliches Bambusrohr mit goldenem Knopfe oder einem Griff von Elfenbein. In der Hand junger Doktoren, Referendare, Kandidaten bedeutet der Stock, daß sie ihre Lehrjahre hinter sich haben und im Begriff sind, in Amt und Würden einzutreten.

C. Der Stab als Stütze.

1. Für ältere Leute. Das Rätsel der Sphinx. Attribut des Greises.

Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.
Schiller (Mädchen aus der Fremde).

Dem Blinden dient der Stab als Stütze und Führer.

Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme,
Auf seinen Stab gelehnt ꝛc. Uhland.

Dem Vater Melchthals hat der Landvogt alles geraubt,

Nichts hat er ihm gelassen als den Stab,
Um nackt und blind von Tür zu Tür zu wandern.
Schiller.

Der Lahme muß den Stab mit der Krücke vertauschen.

Gewiß, ich wurde rot wie Glut,
Als ich mit hellem Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke. Overbeck.

2. Der Wanderstab. Der Handwerksbursch, auf den möglichen Fall der Verteidigung bedacht, gebraucht einen derben, knotigen Dornstock mit eiserner Spitze. Symbol des Reisens in den Phrasen: zum Wanderstabe greifen, seinen Stab weitersetzen. Besondere Arten sind der Pilgerstab, welcher an die Hirtenstäbe der Erzväter erinnert, die selbst ihr Leben eine Wallfahrt nannten,

Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab. Matthisson.

All mein Erbteil, meine Habe,
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn. Schiller (Pilgrim).

und der Bettelstab, welcher das Symbol eines heimatlosen, liederlichen Lebens geworden ist. Für Verarmen sprichwörtlich: an den Bettelstab kommen. Der halbtote Iros soll sich mit seinem Stabe gegen Schweine und Hunde wehren.

3. Das Spazierstöckchen, mit dem die Stutzer tändeln. Sonst liebt es die Jugend, mehr kraftvoll als zierlich zu erscheinen, und der Student erwählt sich daher den schweren Ziegenhainer.

Schluß. Stöcke, die noch für einen besonderen Nebenzweck eingerichtet sind: der Waffenstock, der Pfeifenstock, der Angelstock und der Flötenstock.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen. Uhland.

32.

Über das Verhältnis von Not und Überfluß zur Entwickelung der Künste.

Einleitung. Sollte der Mensch wirklich, wie manche Geschichtsbücher angeben, die ersten Erfindungen den Tieren abgesehen haben? Lehrte ihn etwa eine Krähe, die auf einem

schwimmenden Baumstamme saß, den Kahn erfinden, veranlaßte ihn das Lied des Vogels, sich im Singen zu versuchen? Unmöglich kann man behaupten, daß die Natur ihrem vollkommensten Geschöpfe einen minder entwickelten Instinkt verliehen habe als dem Tiere, das sich nach dem ganzen Umfange seiner Bedürfnisse selbst zu helfen weiß; und nicht nur der Biber erhielt Witz genug, sich eine Wohnung zu bauen, sondern auch der Mensch. Gewiß ist aber, daß besondere Übelstände und Bedürfnisse den Menschen zum Gebrauche seiner Kraft, zum Nachsinnen und Erfinden anregen, und so ist nach dem alten Spruche die inopia die inventrix artium gewesen. — Scheinen jedoch nicht manche Künste, z. B. Malerei, Bildhauerei mehr eine Erfindung des Wohlstandes zu sein?

Thema. Über den Anteil, welchen Not und Überfluß an der Entwickelung der Künste haben.

A. Vorbereitende Erklärungen.

1. Wir machen einen Unterschied zwischen den mechanischen und den schönen Künsten. Die mechanischen Künste haben den Zweck, für die sinnlichen Bedürfnisse des Menschen zu sorgen. Sie bauen ihm eine Wohnung, bestellen den Acker, schmieden Geräte und Waffen, bereiten Bekleidungsstoffe. Sie fördern allerdings auch das geistige Leben, aber nur mittelbar, indem sie in den Dienst der Wissenschaften und der höheren Künste treten, ihnen Stoffe, Werkzeug und dergl. liefern.

2. Will man genauer verfahren, so kann man von den mechanischen Künsten noch das bloße Handwerk absondern. Die Schuhmacher, Schneider, Stellmacher zählt man nicht mehr zu den Künstlern. Erfordert dagegen ein Gewerbe eine reifere Verstandesbildung, ein sinniges Nachdenken, mancherlei wissenschaftliche Fachkenntnisse, ein geübtes Auge, eine besondere Geschicklichkeit der Hand und ist es höheren Bildungszwecken dienstbar, so spricht man mit Recht nicht mehr von einem Handwerk. Der Maschinenbauer, der Optikus, der Lithograph, der Orgelbauer ꝛc. gehören zu den Künstlern, wiewohl natürlich auch nur noch zu denen, welche den mechanischen Künsten obliegen.

3. Schön ist nach Kant dasjenige, was an sich gefällt und Wert hat, ohne daß es einem sinnlichen Bedürfnisse dient. Die schönen Künste stellen Gedanken und Empfindungen, die sich über die niedere Sphäre des alltäglichen Lebens erheben, in anmutigen und erhabenen Gestalten dar. Ihre Werke verfolgen keine andere Absicht, als durch ihren Inhalt Geist und Herz zu erfreuen oder zu rühren und durch ihre Form der Phantasie und den Sinnen zu gefallen. Solche Künste sind vornehmlich die Poesie, die Musik, die Malerei, die Bildhauerkunst.

B. Das Verhältnis von Not und Überfluß zu den mechanischen Künsten.

1. Das sinnliche Bedürfnis hat den Grund zu den mechanischen Künsten gelegt. Der Mensch braucht zu seinem Bestehen Obdach, Nahrung und Kleidung: ein Handwerk wurde nach dem andern ausgebildet. Bleibt ein Volk arm, so erhält die Not das Handwerk auf der niedrigsten Stufe.

2. Der Wohlstand vermehrt die Bedürfnisse ins Ungeheure; er gewährt die äußeren Mittel und die Bildung, ihnen zu genügen. Man will neben dem Nützlichen das Bequeme, die Erleichterung der Arbeit ꝛc. Welcher Unterschied zwischen der Zelthütte, der Bastdecke, dem Rindenboote des Indianers und einem fürstlichen Schlosse, einem Kaschmirschal, einem Dampfschiff! Die Druckerei, das Fernrohr, das Mikroskop werden die Gehilfen der Wissenschaften. So bewirkt der Überfluß, daß sich das Handwerk zu den mechanischen Künsten verfeinert.

3. Der Überfluß veranlaßt ferner ein Zusammenwirken der schönen und der mechanischen Künste, indem er von jenen für die Gegenstände des alltäglichen Bedürfnisses mancherlei Zierart entlehnt, und oft erscheint alsdann die Rücksicht auf das bloße Bedürfnis als etwas ganz Untergeordnetes. Sehen wir einen kostbaren Pokal, der reich mit plastischem Bildwerk geschmückt ist, so fällt uns kaum ein, daß man daraus auch trinken kann. Für die herrliche Figur von Alabaster, welche eine Stutzuhr trägt, wäre, wenn es sich bloß um das Bedürfnis handelte, vielleicht ein Nagel in der Wand ein genügender Ersatz.

C. Verhältnis der Not und des Überflusses zu den schönen Künsten.

1. Die schönen Künste entspringen einem geistigen Bedürfnisse, das sich nicht erst mit dem Wohlstande einstellt; denn der Sinn für das Schöne ist dem Menschen angeboren und regt sich unter den dürftigsten äußeren Verhältnissen. Das Fenster der ärmlichsten Hütte hat seine Scherben mit Blumen, das Bauer mit einem Singvogel. In dem kleinen Krautgarten findet sich immer noch ein Plätzchen für einen Fliederstrauch, für eine Kürbislaube ꝛc. Der Wilde, für welchen der buntfarbige Kattun eine zu teure Ware ist, bemalt wenigstens seinen Körper. Er musiziert auf der Trommel und der Muschel. Er schnitzt seltsame Tierszenen in seine Waffen. Die Pfeife wird mit Bändern, Korallen, Federn und Skalps geschmückt. Er führt mimische Tänze auf. — Heißt also Not überhaupt so viel wie Bedürfnis, so hat sie auch die schönen Künste erfunden. Doch tritt sogleich eine Einschränkung hinzu, wenn wir die Not nicht auf unbefriedigte Triebe des Geistes, sondern, was wohl in dem alten Spruche gemeint ist, auf die äußere Dürftigkeit und den Kampf mit der Not beziehen sollen.

2. Diese Not wird den Sinn für das Schöne nicht ganz unterdrücken, aber sie läßt die Regungen des Kunsttriebes zu keiner Entwickelung kommen. Am besten gedeiht bei armen Völkern noch die Poesie, namentlich das Epische und Lyrische, da das Wort den billigsten und bildsamsten Kunststoff bildet. Erst wenn der Wohlstand ein Volk der Sorgen überhebt, ergibt es sich mit Freude den Interessen des Geistes. Der hungernde Vogel singt nicht, nur das Gefühl des Behagens strömt in Liedern aus. Die wachsende Einsicht in den Wert der Wissenschaften und Künste nötigt zu einem immer größeren Aufwande. Monumente, Kunstsammlungen, Akademien, stehende Theater ꝛc. kosten ungeheure Summen. Es befestigt sich die Ansicht, daß die Sorge für sinnliche Bedürfnisse sich zwar auf eine notwendige Bedingung des Lebens richtet, die geistigen Bedürfnisse jedoch seinen wahren Zweck

in sich fassen und daher nie zu teuer bezahlt werden. Denn das physisch Unentbehrlichste ist für den Menschen nicht das Wichtigste. Was wäre unentbehrlicher zum Leben als die Luft, aber atmen heißt nicht leben.

3. Der Überfluß kann indessen den Künsten auch gefährlich werden. Der Luxus verwandelt den Sinn für das Schöne in eine leere Vergnügungssucht und Prachtliebe. Die Scheu vor dem Denken bringt das ernste Drama in Verfall, man liebt den bequemeren Genuß der Oper und des Balletts. Das Epos mit seinen strengeren Formen macht dem Romane Platz. Man schmückt den Prachtbau mit Statuen und Gemälden nicht um ihrer selbst willen, sondern um seinen Reichtum zur Schau zu stellen. Die Kunst selbst wird von der Verderbnis angesteckt, wenn in ihr nicht mehr das Schöne, sondern das Unterhaltende, Effektvolle, Glänzende herrscht, wenn sie nur das zu schaffen sucht, was nach den Launen der Mode gerade am besten bezahlt wird.

Schluß. Der Mensch handelt niemals ohne ein anregendes Bedürfnis, und in diesem Sinne ist also die Not die Erfinderin aller Künste, der schönen wie der mechanischen. Ärmliche Lebensverhältnisse halten jedoch selbst das Handwerk in einer unentwickelten Kindheit zurück, und die höhere Ausbildung der Künste, welche schon ohne die Unterstützung der Wissenschaften kaum denkbar ist, haben wir nebst den letzteren allein dem Überfluß zu verdanken.

33.

Welche Kräfte unterstützen den Menschen bei seinen Arbeiten?

Einleitung. Kein Tier bedient sich eines Werkzeuges, der Mensch dagegen ist von Anfang an darauf bedacht gewesen, sich die Arbeit zu erleichtern. Seine Werke übersteigen bei weitem das Maß seiner natürlichen Kräfte. Seine höhere Bestimmung fordert es, daß er auch bei dem Schaffen der Gewerbe und der mechanischen Künste hauptsächlich nur als geistiges Wesen tätig

ist, indem er die Kräfte der Natur für sich eintreten läßt und für seine Zwecke verwendet.

Thema. Wie wird die Kraft des Menschen durch die Natur ergänzt und ersetzt?

1. Werkzeuge. Der Mensch bereitet sie zwar, aber er verdankt ihre mächtige Hilfe nur zum kleinsten Teile sich selbst. Denn die Natur, die in ihnen nach wunderbaren Gesetzen wirkt, verleiht ihnen ihre Kraft, und der Mensch gibt ihnen nur die Form, welche es dem Naturgesetze möglich macht, durch sie seine Wirkung zu äußern. Die Härte bedingt den Wert des geschliffenen Eisens. Jeder Wilde gerät über Säge und Bohrer in ein gerechtes Erstaunen. Der Hebel, das Schwungrad, die schiefe Ebene als Keil und als Schraube und die Rolle finden in der Mechanik am häufigsten ihre Anwendung. Wichtige Hebel unter den einfachsten Werkzeugen sind die Brechstange, der Hebebaum, das Ruder mit dem Pflock, der Schwengel an der Pumpe, die Kurbel an Rädern ꝛc. Andere Werkzeuge, wie Flegel, Sense, vervielfachen die Kraft des Menschen durch ihren Schwung. Jede Maschine hat ihre Hebel und ihr Schwungrad. Die wunderbare (nach dem Verhältnis der Radien vervielfachte) Schnelligkeit eines kleineren Rades, das mit einem größeren durch den Laufriemen verbunden ist; das Spinnrad, die Drehbank. Meistens wirken schon in einem einfachen Werkzeuge mehrere Gesetze zugleich. Die Axt verstärkt die Kraft des Menschen nach dem Gesetze des Keils, des Falles, des Schwunges und des Hebels.

2. Die Tiere. Der unberechenbare Nutzen, den uns der Pflugstier und das Pferd gewähren, auf deren geschickter und williger Hilfe nicht allein die Kultur des Erdbodens, sondern mittelbar auch die Entwickelung des menschlichen Geistes selbst beruht. Der Elefant, das Kamel, der Esel, das Renntier, der Zughund haben eine beschränktere Brauchbarkeit, wie die Völker, welche sich mit ihnen behelfen müssen, eine beschränktere Bildung. Gewöhnlich sind in jedem Teile der Erde nicht mehr als zwei, höchstens drei dieser Tiere heimisch oder zum Dienste gewöhnt,

in manchem nur eins. Die Sparsamkeit der Natur und die Enthaltsamkeit des Menschen gehen hier Hand in Hand.

Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Tiere nur versteht er mehrend zu ziehen. Goethe.

3. Wind und Wasser. Die stärkste und billigste Ergänzung unserer Kraft. Welchen Aufwand an kostbarem Raum und Unterhalt verursachte das Ruderschiff, welches vielleicht eine zwanzig Mal so starke Bemannung erforderte wie ein Segelschiff von gleicher Größe. Getreide-, Öl- und Sägemühlen, durch Wind oder Wasser getrieben. Im Altertume die beschwerliche Handmühle. In Ägypten gilt die Magd, die hinter der Mühle ist, für die niedrigste ihres Geschlechtes (Exod. XI, 5). Wie emsig müssen im Hause des Odysseus die Mühlen arbeiten, um den Freiern Brot zu schaffen.

Täglich waren daran zwölf Müllerinnen geschäftig,
Mehl aus Weizen und Gerste zu fertigen, Mark der Männer.
Aber die anderen schliefen, nachdem sie den Weizen zermalmet;
Jene nur ruhte noch nicht, denn schwächlicher war sie an Gliedern.
(Odyssee XX, 107.)

4. Dampf. Zweckmäßige Einrichtung der Dampfmaschinen seit 1780 durch James Watt. Wind und Wasser sind billiger, doch nur unter besonderen Umständen anwendbar. Dampfschiffe und Eisenbahnen, welche die Völker einander näher bringen, indem sie die Entfernung verkürzen, Waren, Sitten und Interessen austauschen. Sie machen das Wort Napoleons I., daß jeder Krieg zwischen Europäern ein Bürgerkrieg sei, zur vollen Wahrheit. Auch aus den Fabriken werden die Pferde durch den Dampf mehr und mehr verdrängt, sogar von dem Ackerfelde. Sie brauchen einen größeren Arbeitsraum, ihr Unterhalt ist teurer, und sie reiben sich schneller auf. Der Dampf ersetzt Tag für Tag die Arbeit von vielen Millionen Menschen. Welcher Gewinn, wenn diese Ersparnis an Zeit und Kraft wirklich der geistigen Bildung der Völker zu gute käme, wenn nicht der selbstische Geist der Industrie die Konkurrenz des Dampfes mit der Menschenhand nur benutzte, um für den Tagelohn des Arbeiters nicht mehr

den Preis des Kornes zum Maßstabe zu nehmen, sondern den der Kohle, des Futters der Maschine. In dieser Hinsicht ist selbst das Pferd kein so gefährlicher Rivale des Menschen.

5. Elektrizität. Telegraph, Telephon, elektrische Bahn, Automobil, Elektromotor, elektrisches Boot, elektrische Post, elektrisches Licht, Elektrometallurgie, d. h. Benutzung der Elektrizität bei der Scheidung der Metalle aus ihren Erzen, galvanische Vernickelung u. a.

Schluß. Wir blicken mit Stolz auf unser Geschlecht, doch haben wir auch alle Ursache zur Bescheidenheit, da vieles erst so spät erfunden wurde oder zur Anwendung kam, was der Erfindung erst ihren Wert gibt. Warum preisen wir die Phönizier wegen der Erfindung des Glases, da doch niemand im ganzen Altertume von diesem den rechten Gebrauch zu machen wußte? Wie spät fing man an, die Fenster mit Glas zu versehen, und wann wurde es erst zum Werkzeug für das Auge des Forschers? Zweitausend Jahre hindurch quälte man sich mit dem Kopieren der Handschriften, obgleich man doch beständig mit Siegeln und Stempeln druckte. Das Altertum benutzte die Segel nur bei dem günstigsten Winde, Wassermühlen blieben ihm lange und Windmühlen gänzlich unbekannt. Die älteren Dampfmaschinen konnten ein Mühlenwerk nur dadurch in Bewegung setzen, daß sie eine Wassermasse emporhoben und auf ein oberschlächtiges Schwungrad leiteten. Eine neue Epoche begann, als James Watt den auf- und absteigenden Stempel mit einer Kurbel versah und dadurch eine unmittelbare Kreisbewegung hervorbrachte.

34.

Weshalb ist hauptsächlich Italien für die Deutschen das Land der Sehnsucht?

Einleitung. Die Reiselust wurde besonders seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein allgemeiner und bleibender Charakterzug der Deutschen, als das glänzende, geistig regsame, jedoch auch üppige Hofleben in Paris den Adel aller Nationen an sich

zog[1]). Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts machte man Italien zum Ziele der Reisen, und Paris hat nur noch vorübergehend durch politische Ereignisse oder durch die bedeutenden Schöpfungen der technischen Kultur ein größeres Interesse erregt.

Thema. Worauf gründet sich jene Sehnsucht nach Italien?

A. Die Gegenstände selbst.

1. Natur und Volk sind anziehend wegen ihres bestimmten und abgeschlossenen, südlichen Charakters. Der Deutsche findet es dort anders als zu Hause.

2. Man will den weltgeschichtlichen Schauplatz sehen, auf dem die Kaufleute der norditalischen Städte, die Bürger der alten Roma, die mächtigen Päpste ihre große Rolle gespielt haben. Die Konflikte mit den Italienern des Mittelalters sind vergessen, und keine nationale Abneigung stört die erhebende und ernstwehmütige Erinnerung an das wunderbare Wachstum und den tiefen Fall der menschlichen Größe.

3. Das Kunstinteresse findet in keinem Lande eine solche Befriedigung. Bauwerke, Bildhauerkunst und Malerei repräsentieren in überreicher Fülle die Antike und die Renaissance, mithin die Hauptepochen der Kunst.

B. Besondere Anregungen.

1. Das Studium der klassischen Literatur ist die Grundlage der modernen Bildung. Von Jugend auf erscheint uns Italien als unsere geistige Heimat. Man will die Stätten betreten, wo einst Cicero und Cäsar, Horaz und Vergil geweilt, wo die Naturbilder der römischen Dichter in dem frischen Glanze der Gegenwart leuchten. Auch Dantes und Tassos Dichtungen gewinnen dort an Leben und haben ihre Freunde.

2. Winkelmanns Begeisterung für die Antike, wenn auch nur durch die Tradition bekannt, unterstützt das Interesse,

1) Der Lieblingsort der französischen großen Herren scheint dagegen Venedig gewesen zu sein, „weil man nirgends sonst höher spielte, lockerer lebte und bessere Bälle und Opern hatte".

und eine völlig frische Wirkung hat Goethes „Italienische Reise". Man verspricht sich, durch deren Schilderungen unterrichtet und geleitet, einen ähnlichen Genuß und Gewinn, namentlich auch die rechte Erkenntnis des Geistes der klassischen Periode unserer Dichtkunst. Seumes Spaziergang nach Syrakus.

Schluß. Wieviel Dank sind wir den Männern schuldig, die hauptsächlich durch ihre Dichtungen den Sinn der Nation so veredelt haben, daß die höheren Stände jetzt in Italien und wohin sie sonst reisen, eine ganz andere Bildung suchen, als vormals der deutsche Adel in Paris.

35.

Der Einfluß der Schweizer auf die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Einleitung. Jede lebenskräftige Schriftsprache bleibt in Fühlung mit den Mundarten und bildet sich dadurch weiter, daß sie bald aus dieser, bald aus jener etwas aufnimmt. Daher sagt der Italiener Foscolo in seiner Danteausgabe mit Recht: „Jede Sprache, die sich nicht aus den Mundarten des Volkes erfrischt, bleibt weniger ein Natur- als ein Kunsterzeugnis, kalt und lehrhaft, gekünstelt und den toten Sprachen nicht unähnlich, die von den Gelehrten geschrieben werden."

Thema. So ist die neuhochdeutsche Schriftsprache nicht unwesentlich von den Schweizern beeinflußt worden.

1. Im Wortschatz:
   a) Von dort sind Kunstausdrücke für die Erscheinungen des Hochgebirges wie Alp, Alm, Matte, Fluh, Firn, Föhn, Halde, Grat, Tobel hauptsächlich verbreitet worden.
   b) Andere Wörter sind besonders durch die Schriften von Schweizern in die Literatur übergegangen und im übrigen Deutschland gang und gäbe geworden, z. B. staunen, Abhang, Abbild, die durch Hallers Dichtungen bekannt geworden sind, anstellig (Lavater), Abglanz (Bodmer), Heimweh usf.

c) Dort hat man zuerst dem Dichter das Recht zuerkannt, sich selbst neue Wörter zu bilden, was namentlich von Wichtigkeit war bei Übersetzungen griechischer u. a. poetischer Werke. Dahin gehören namentlich Zusammensetzungen mit Partizipien wie die Bildungen Bodmers engelbewachter Berg, himmelstützende Alpen, dufttriefender Hauch u. a.

d) Dort ist man zuerst dem Fremdwörterunwesen derb zu Leibe gegangen, so Ägidius Tschudi in seiner Alpisch Rhetia 1538 und Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, ein Baseler Professor, der sich bei seinen Universitätsvorlesungen zuerst (1526 ff.) der deutschen statt der lateinischen Sprache bediente.

e) Dort ist das erste deutsche Wörterbuch geschrieben worden von Josua Maaler, einem Züricher Pfarrer 1561 („Die Teutsch spraach").

2. Im Stil.

a) Schriftsteller wie Haller gaben der deutschen Sprache nach einer Zeit der größten Verwilderung und des tiefsten Verfalls zuerst wieder Hoheit und Würde, Kraft und Feuer, Bilderreichtum und Gedankentiefe. Dadurch hoben sie das Ansehen der Muttersprache. Im Gegensatze zu Gottsched und seinen Anhängern betonten sie, daß sich die Sprache des Dichters von der prosaischen Ausdrucksweise unterscheiden müsse. Sie betrachteten kühne Bilder, allerhand Redefiguren, Personifikationen u. a. als einen Haupthebel dichterischer Ausdrucksweise und hielten sie für wesentlich, ihre Darstellung zu beleben. Sie legten auch großen Wert auf schmückende Beiwörter (Epitheta).

b) Sie gestatteten der Sprache viel größere Freiheit in syntaktischer Hinsicht, indem sie teils auf griechisch-römische Konstruktionen zurückgingen, teils bereits abgestorbene deutsche Fügungen wieder einführten und lebenskräftig machten. So gaben sie dem Dichter die Möglichkeit, die Wörter freier zu stellen, z. B. wieder nach der Weise althochdeutscher und mittelhochdeutscher Epen das Eigenschaftswort hinter das Hauptwort (Röslein rot, Häuslein klein,

die Augen dein). Ferner erweiterten sie den prädikativen Gebrauch des Partizips; erst jetzt wurde es möglich zu sagen: Die Zeitung lesend, versank er in ruhigen Schlummer u. a., verbanden viele intransitive Zeitwörter mit einem Akkusativ wie schweigen, rauschen, weinen, gebrauchten nach griechischem Vorbilde oft den Genetiv der Eigenschaft u. a.

Schluß. Trotz heftiger Angriffe, die sie mit Gottsched und den Leipzigern zu bestehen hatten, sind sie doch siegreich geblieben und haben sich dadurch besonders um unsere Dichtersprache große Verdienste erworben. (Vgl. meine Schrift „Ästhetik der deutschen Sprache". 2. Aufl. Leipzig 1905 S. 254 ff.)

36.

Weshalb empfiehlt es sich, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden?

Einleitung. Die Zahl der Fremdwörter im Deutschen ist ziemlich beträchtlich. Sie stammen aus verschiedenen Sprachen, die meisten aus dem Latein und aus dem Französischen; jene sind besonders durch den Einfluß der Gelehrten, diese durch den des Adels übernommen worden. Soweit sie eingedeutscht, also ihrer Form nach deutsch geworden sind (z. B. Tisch = lat. discus, Pflanze = lat. planta, fein = franzöſ. fin, Felleisen = franzöſ. valise) oder unentbehrlich erscheinen (z. B. Ausdrücke für Erzeugnisse und Erfindungen, die uns aus anderen Gegenden zugekommen sind, wie Kakao, Bambus, Ananas, Atlas, Lotto), kann man nichts gegen sie einwenden.

Thema. Dagegen empfiehlt es sich, entbehrliche Fremdwörter in seiner Rede nicht zu verwenden:

1. Aus Rücksicht auf unsere Muttersprache, deren Schönheit und Ansehen leidet, wenn sie mit allerlei bunten Flicken verunziert wird. Eine Sprache, die über einen weit größeren Wortschatz verfügt als diejenige, bei denen wir Anleihen machen, und viel biegsamer ist als diese, hat es wahrhaftig nicht nötig, daß man ihr fremde Reiser aufpfropft. Weiden

doch auch die Dichter, wenn sie gottbegnadet sind, die Fremdlinge soviel als möglich.

2. Aus Rücksicht auf unsere Mitmenschen, denen wir Deutlichkeit und Leichtverständlichkeit in mündlicher Rede und schriftlicher Darstellung schuldig sind. Es gibt aber viele, denen die fremde Sprache, aus der die auswärtigen Zutaten stammen, unbekannt ist, die daher den Redenden unrichtig oder unvollständig verstehen. Daher sehen die Prediger und alle die, welche sich an einen größeren Kreis wenden, von Fremdwörtern ab.
3. Aus Rücksicht auf uns selbst.
   a) Wir sollen uns nicht gehen lassen und nicht aus Bequemlichkeit die meist vieldeutigen und unbestimmten Fremdlinge gebrauchen, sondern uns zur Pflicht machen, über einen guten, sich genau deckenden Ausdruck der Muttersprache nachzudenken.
   b) Wir sollen uns nicht über andere überheben wollen, was Halbgebildete gern tun. Aber das Volk, auf das diese durch Einstreuung fremder Ausdrücke einen tieferen Eindruck machen wollen, macht sich höchstens über sie lustig.

Schluß. Daher ist auch schon seit Jahrhunderten ein Kampf gegen die Fremdwörter in unserer Sprache geführt worden, namentlich durch die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und in neuester Zeit durch den allgemeinen deutschen Sprachverein, der sein Entstehen in erster Linie dem seit dem Kriege von 1870/71 erstarkenden Nationalbewußtsein verdankt.

37.

Humanismus und Renaissance.

Einleitung. Die Werke der alten Griechen und Römer verloren im Mittelalter ihre Bedeutung nicht ganz. Die Scholiasten gingen zurück auf Aristoteles, Vergil wurde eifrig gelesen und bewundert. Die lateinische Sprache war die Grundlage aller höheren Bildung und die Schriftsprache der Gelehrten.

Thema. Welche Rolle spielte das Altertum zur Zeit des Humanismus und der Renaissance?

A. Wissenschaft.

1. Das Bildungsbedürfnis bemächtigte sich jetzt weiterer Kreise als im Mittelalter, wo es sich in der Hauptsache auf die Geistlichkeit beschränkt hatte. Daher entstanden seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland zahlreiche Universitäten und Lateinschulen, neue Wissenschaften wie die Philologie traten auf, Handschriften wurden hervorgesucht, Bibliotheken gegründet, griechische und lateinische Schriftsteller durch den Druck vervielfältigt und weit verbreitet, mit Anmerkungen versehen, griechische ins Lateinische, lateinische ins Deutsche übersetzt, Schulbücher wie Wörterbücher, Grammatiken, Anleitungen zum lateinischen Stil verfaßt, lateinische Gedichte gemacht. Aber auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft erfolgten großartige Anregungen: Die Mathematiker studierten den Euklid und den Ptolemäus; die Naturwissenschaften, die Geschichte, Erdkunde und Philosophie blühten auf.

2. Der Humanismus (im 15. und 16. Jahrhundert) rückte keinen neuen Gegenstand in die Gesichtsweite, sondern ging nur von einer anderen Betrachtungsweise aus. Man sah die Werke der Alten nicht mehr bloß als Fundgruben der Gelehrsamkeit an, sondern hauptsächlich als Quellen geistiger Anregung. Man trat den Alten menschlich näher, pflog mit ihnen idealen Umgang wie mit gleichgestimmten Freunden. Das Wort Humanismus (von humanus, menschlich) soll ausdrücken, daß man aus den Schriften der Griechen und Römer für alle menschlichen Regungen und Interessen Nahrung sog. Es war also damals eine Zeit der „Wiedergeburt" (Renaissance). Aber nicht bloß um sich feinere Lebensgenüsse zu schaffen, trieb man humanistische Studien, sondern auch aus religiösem Drange. Man wollte wieder zu den reinen Quellen des christlichen Glaubens vordringen und daher die Originalwerke der

Kirchenväter sowie die Bibel im Urtext (hebräisch und griechisch) lesen.

3. Nicht die griechische Erziehung mit ihrer musisch-gymnastischen Grundlage gab den Studien die Richtung, sondern die römische **Beredsamkeit** (Eloquenz), vor allem die formale Schulung, das sprachliche Können. Daher rührt die große Verehrung Ciceros und der Rhetorik. Hatte im Mittelalter unter den römischen Schriftstellern Vergil die führende Stellung gehabt, so erhielt sie jetzt Cicero. Dessen Briefe, Reden, rhetorische und philosophische Schriften, die entweder ganz oder ziemlich ganz in Vergessenheit geraten waren, wurden seit Petrarka wieder hervorgesucht und zum Gegenstande eifriger Studien gemacht. Es war ein Ruhm, so wie Cicero lateinisch zu schreiben, diese Fähigkeit galt für das Höchste, was man erreichen konnte. Denn die Form wurde häufig über den Inhalt gestellt.
4. Die geistige Bildung hatte einen **kosmopolitischen** Zug wie im alten Rom (Gelehrtenrepublik). Auch die Unterschiede der Geburt, ja selbst der Geschlechter treten zurück, da auch Frauen vielfach an der Humanitätsbildung teilnahmen. „Die Renaissance steht dem Standesbewußtsein und dem Nationalbewußtsein gleich feindlich gegenüber; insoweit ist sie bis zu einem gewissen Grade demokratisch und kosmopolitisch" (Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Zeiten S. 24).
5. Das Einzelwesen ging nicht mehr wie im Mittelalter in Staat, Kirche, Volk auf; das Bewußtsein vom Werte und der Bedeutung des eignen Ich erwachte. Daher sagt Jakob Burckhardt in seiner Schrift „Kultur der Renaissance" mit Recht: „Der **Individualismus** war die treibende Kraft der Renaissance" und Th. Zielinski a. a. O. fügt dem hinzu: „Die Weltflucht oder vielmehr die Flucht vor der Masse ist das ausgeprägte, charakteristische Merkmal der Zeit. Wir finden sie schon bei Petrarka als eine Sehnsucht nach einem einsamen, der Wissenschaft und der Poesie

gewidmeten Leben; sie wächst aber mit der Zeit und artet bei Machiavelli bereits in einen wahren Welthaß aus."

6. Wie im Altertum, so war auch jetzt das Streben nach Ruhm stark ausgeprägt. Man wollte fortleben im Munde der Nachwelt (vgl. Schillers Siegesfest, wo Neoptolemos die Worte äußert: Von den Lebens Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch; ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch).

B. Kunst:

a) An Stelle des gotischen Baustils tritt jetzt der der Renaissance. Jener hatte hauptsächlich beim Kirchenbau Verwendung gefunden, dieser wurde namentlich bei Profanbauten gebraucht. Denn der Einfluß der Kirche trat zurück, das Bürgertum erstarkte, Reichtum häufte sich in den Städten auf, überall regte sich neue Lebensart. Zuerst kam die antike Kunstanschauung bei Malern und Bildhauern in Aufnahme (auf Gemälden, Holzschnitten, Kupferstichen, Grabdenkmälern usw.), später auch in der Architektur. Dabei lassen sich in Deutschland drei verschiedene Perioden von Aneignung der Antike unterscheiden:

1. Das Dekorative waltet vor und zwar in dem leichten, zierlichen Gepräge eines Ornaments von Blättern und Blumenranken, durchwebt mit Masken und anderem Figürlichen. Die Antike ist hier noch bewußtes Streben einzelner, aber noch nicht Gesamtbedürfnis der christlichen Welt. Man bringt antike Details an und vereinigt sie mit den überlieferten Formen des Mittelalters.
2. Später (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) fing man an sich strenger an den römischen Stil zu halten und die einzelnen Teile des Kunstdenkmals miteinander in Einklang zu bringen, z. B. im Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, im Schloßhof zu Dresden usf. Im Kirchenbau kehrt man zur flachgedeckten oder gewölbten Basilika zurück.
3. Dann verfiel die Renaissance, alles wurde derber, oft überladen willkürlich, barock; die Ornamente wurden

vielfach ein Spiel mit geometrischen Figuren; Säulen Halbsäulen, Pilaster häufte man und brachte sie oft zwecklos oder zweckwidrig an.

b) In Gartenanlagen kam der altklassische Geschmack ebenfalls zur Geltung mit seiner symmetrischen Anlage, seinen beschnittenen Hecken und geschorenen Bäumen, geradlinigen Gängen usf. Auch eine andere Naturbetrachtung bricht sich Bahn; an Stelle der naiven tritt die sentimentale. Man bekommt Sinn für die Erhabenheit des Meeres, die Stimmung der Winterlandschaft und die Schauer der Nacht.

Schluß. Ausgang dieser neuen Bewegung ist Italien. Im Bereiche der Wissenschaften gingen Dante und Petrarka voran, in dem der Kunst Brunelleschi u. a. Doch ist man in Deutschland fast auf keinem Gebiete soweit vorgeschritten als auf der Apenninenhalbinsel; nur legte man in unserem Lande mehr Wert auf das Griechische, weil es zum Verständnis des Neuen Testaments wesentlich war.

38.

Was haben das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames?

Einleitung. So abenteuerlich diese Zusammenstellung beim ersten Anblicke scheinen mag, stehen doch beide Gegenstände als Verkehrsmittel im näheren Zusammenhange, und es ist eine natürliche Folge hiervon, daß sich zwischen ihnen manche Ähnlichkeit findet.

Thema. In welchen Beziehungen kann man sie miteinander vergleichen?

1. Münzen aus Gold, Silber und Kupfer oder Nickel. Die Sprache der Dichter, die schriftmäßige Prosa, die gewöhnliche Umgangssprache.
2. Heimisches und fremdes Geld. Die Muttersprache und fremde Sprachen.

a) Bisweilen nimmt man fremde Münzen und Fremdwörter auf, die dann wohl auch zu dauerndem Gebrauche nationalisiert werden. Den Vermittler machen gewöhnlich der Handel und Kriege. Dukaten und Gulden waren ursprünglich italienische Münzen. Wer auch nur in Kluges etymologischem Wörterbuche blättert, wird mit Erstaunen wahrnehmen, wie viele fremde Wörter in unsere Sprache übergegangen sind.

b) Den Austausch der heimischen und fremden Münzen bewirken die Geldwechsler, den Austausch der Sprachen die Dolmetscher und die Übersetzer.

3. Das Konventionsgeld und die Weltsprache. Ein Goldstück oder eine Silbermünze, die bei allen kultivierten Völkern zu demselben Werte ausgeprägt würden, gibt es noch nicht. Man behilft sich mit den Feststellungen des Münzfußes in den verschiedenen Ländern, so daß eine gegenseitige Abrechnung möglich ist. Konventionssprachen haben sich mit größerer Bestimmtheit ausgebildet. Viele Jahrhunderte hindurch war das Latein die Sprache der Politik, der Kirche und der Gelehrten. Seit Ludwig XIV. wurde das Französische bei allen politischen Verhandlungen üblich, und es ist außerdem die Sprache, in welcher Angehörige der verschiedensten Nationen sich miteinander verständigen.

4. Alte Münzen, höchst schätzbare Denkmäler der Vergangenheit, die der Kenner sammelt und studiert; andererseits veraltete Ausdrücke oder gänzlich ausgestorbene Sprachen, das Steckenpferd der Philologen.

5. Richtiges und falsches Geld. Die überzeugungstreue, lautere Wahrheit und die heuchlerische Lüge, vorab die Verleumdung, welche ihren Verdächtigungen das Gepräge der Wahrheit gibt.

Schluß. Das Geld und die Sprache sind zwei gewaltige Kulturmächte, die ebenso segensreich wie verderblich wirken können.

39.

Die Wirkung der Nachricht: „Es wird Krieg!“

Einleitung. Von früher Kindheit an lesen wir von Schlachten und Plünderungen, aber den Ernst solcher Ereignisse begreifen wir erst, wenn wirklich ein Krieg bevorsteht. In den Schulbüchern fallen auf jedem Blatte Tausende von Menschen, zuletzt hat es nur unser Gedächtnis mit Zahlen zu tun, und selten bedenkt jemand, wieviel Lebensglück durch ein einziges kleines Gefecht vernichtet wird.

Thema. Wahrnehmungen bei dem Ausbruch eines Krieges.

A. Die unruhige Tätigkeit bei den Rüstungen.

1. Einberufung der Reserven.
2. Ankauf von Pferden.
3. Beschaffung und Vervollständigung der Geräte und Waffen.
4. Kontrakte über Lieferung von Getreide, Schlachtvieh 2c.
5. Armierung der Festungen und Schiffe.
6. Übungen und Märsche.

B. Besorgnisse.

1. In betreff des Handels und der Gewerbe, da der Kredit sinkt und die Wertpapiere fallen. Steuern und Anleihen.

2. Verstümmelung oder Tod der Brüder, Freunde 2c., von denen man mit Schmerzen Abschied nimmt.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letzten Mal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt und alles weint,
Todblaß von uns gewandt. Schubart.

3. Greuel bei einer Invasion. Die ruchlose Gleichgültigkeit, mit der Cäsar Gallien, Ludwig XIV. die Pfalz verwüstete.

4. Der mögliche Ausgang. Man vergleicht das Vaterland mit der feindlichen Macht: Truppenzahl, Übung, Tapferkeit, Bündnisse.

C. Beruhigung.

1. Die gerechte Sache.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland.
Schiller (Jungfrau v. Orleans II, 10).

2. Selbst die Übermacht wurde schon so oft besiegt. Der Heldenmut eines begeisterten Volkes (Griechen, Schweizer, Niederländer).

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund.
Schiller (Tell I, 2).

3. Mindestens kann der Untergang ruhmvoll sein (Karthago).

Cum tempus est necessitasque postulat, decertandum manu est et mors servituti turpitudinique anteponenda. Cicero.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.
Schiller (Jungfrau v. Orleans I, 5).

Schluß. Es ist ein schlimmes Zeichen für den sittlichen Zustand der Menschheit, daß Fürsten und Völker noch immer nicht ihre schlechten Leidenschaften bezähmen und ihre Streitigkeiten mit Vernunft schlichten können, selbst wenn Leben und Wohlfahrt so vieler Tausender auf dem Spiele stehen.

Ein furchtbar wütend Schrecknis ist
Der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten.
Schiller (Tell I, 2).

Ist es denn so reizend sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubaun? Tiedge.

40.

Hat Goethe (im 2. Teile des „Faust") **das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht?**

Einleitung. Das Papiergeld ist ein Schuldschein, dem nur ein hinreichendes Unterpfand (Kredit) Wert gibt. Tresorscheine, verzinsliche Kurspapiere der Handelsgesellschaften, der

Gemeinden, des Staates, Hypotheken, Wechsel ꝛc. Die ersten Geldscheine (Anweisungen) sollen im 13. Jahrhundert die Lombarden ausgegeben haben. Goethe macht das Papiergeld zwar nur im Scherz zu einer Erfindung des Mephistopheles, doch kann man immer fragen, ob es nicht wirklich, wie nach dem Volksglauben alle Gaben des Teufels, nur einen scheinbaren Wert hat.

Doch da erleb' ich neue Pfiffe!
Was einer noch so emsig griffe,
Des hat er wirklich schlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löst sich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand.

Thema. Welche Vorteile gewährt das Papiergeld, und welche Nachteile sind mit seinem Gebrauche verbunden?

A. Vorteile.

1. Man kann große Summen mit Bequemlichkeit bei sich tragen und verschicken. Das eiserne Geld der Spartaner.

Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen,
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen.

2. Die Geldmittel werden außerordentlich vermehrt. Der Gutsbesitzer, der Kaufmann verdoppelt durch eine Hypothekenschuld sein Betriebskapital und gewinnt vielleicht das Dreifache der Zinsen, welche er für die Anleihe gibt. Die großen Unternehmungen der Aktiengesellschaften, der Staaten, sind nur durch die Ausgabe von Schuldscheinen möglich geworden. Die Kurspapiere bringen das Vermögen der Privatleute in den Handel. Der größte Teil des liegenden Besitztumes ist für kaufmännische Geschäfte flüssig gemacht.

B. Nachteile.

1. Geldpapiere können leichter verloren gehen. Eine Brieftasche und ein schwerer Kassenbeutel. Durch Feuer wird nur das Metallgeld nicht ganz vernichtet.

2. Es ist anlockend, die Scheine nachzumachen. Der Betrüger begnügt sich nicht einmal mit Scheinen zu 5 oder 10 Mark. Wechselfälschung. Nachgemachtes Metallgeld ist leichter zu erkennen.

3. Mit der größeren Ausdehnung ist in den Handel auch eine größere Unsicherheit gekommen. Wer alles einsetzt, muß gewärtig sein, alles zu verlieren. Die Schwindeleien der Börsenmänner. Seltenheit der Bankrotte, solange man hauptsächlich mit barem Gelde handelte. Jetzt heißt es:

Ein Aschenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiserpracht.

4. Ungünstige Umstände und eine schlechte Verwaltung verringern den Wert der Kurspapiere und verursachen schwere Verluste. In Frankreich galten zur Zeit der Revolution 500 Frank Assignate 1 Frank Silber, in Nordamerika verhielt sich 1780 der Papierdollar zum Silberdollar wie 11 000 zu 1.

Schluß. Da mit der Vermehrung des Geldes der Luxus steigt und eine Verteuerung der Waren eintritt, so ist der Geldschein größtenteils ein Scheingeld; wenigstens hebt sich der wirkliche Reichtum der Völker nicht in gleichem Grade, denn bei Finanzoperationen macht zweimal zwei in der Regel nur drei. Doch hat die Belebung des Handels die wichtigsten Folgen für die Kultur, und schon aus diesem Grunde hätte Mephistopheles, wenn er den Menschen mit seiner genialen Erfindung schaden wollte, seinen Zweck verfehlt. Er erscheint auch hier als

ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

41.

Wodurch unterscheidet sich der Charakter der Römer hauptsächlich von dem der Griechen?

Einleitung. Beide Völker zeigen in ihrem Charakter einen schroffen Gegensatz, der schon den Alten deutlich zum Bewußtsein gekommen ist.

Thema. Worin unterscheiden sich die Römer von den Griechen?

1. Durch ihren sittlichen Ernst und ihr würdevolles Auftreten (gravitas Cic. Tusc. I, 1, 2).
2. Durch ihre zähe Ausdauer, ihre Beharrlichkeit, ihren festen, unbeugsamen Mut, wodurch sie sich vorzüglich zum Kampfe eigneten. Große Tapferkeit, militärische Disziplin.
3. Ihr organisatorisches Geschick und ihre staatsmännische Begabung. Einrichtung neuer Gemeinwesen, Angliederung unterworfener Staaten, Zentralisation der Herrschaft.
4. Ihren nüchternen, aber praktischen Verstand, der sich besonders
   a) in der Ausbildung des Rechts (Corpus iuris) und der Redekunst zeigt, aber auch auf andern Gebieten wahrnehmbar ist, z. B.
   b) im Bauwesen (Wasserleitungen, Landstraßen gegenüber griechischen Tempeln und Säulenhallen),
   c) in der Religion. Ihnen fehlte der Trieb und die Gabe, sich idealische Göttergestalten zu ersinnen und diese durch phantasievolle Sagen zu beleben. Ihre altitalischen Götter (Mars, Saturnus, Janus) wurden frühe mit griechischen vermischt, und ihre Religion erhielt, trotz der Aufnahme der griechischen Mythen, statt des poetischen einen politischen Charakter. „Die göttlichen Wesen, welche diese schlichten Menschen verehrten, schwebten ihrem andächtigen Geiste nicht in bestimmter menschlicher Gestalt vor wie den Griechen.... Nach echt bäurischer Anschauung bestand eine Art gegenseitiger Verpflichtung zwischen Menschen und Göttern, daß jeder von beiden Teilen dem andern gegenüber seine Schuldigkeit tue. Dieses Gefühl der Gebundenheit und die gewissenhafte Sorge für die Erfüllung aller Verbindlichkeiten nannte der Römer religio" (Ribbeck, Geschichte der röm. Dichtung, Stuttg. 1894, S. 4).
   d) in der Sagengeschichte. Die älteste Heldensage der Römer ist im Verhältnis zu der griechischen äußerst dürftig.

α) Um die Atriden, Labdakiden und so viele Fürstengeschlechter bewegt sich eine ganze Welt von Heldentaten, von rein menschlichen Leidenschaften und Schicksalen, während die römischen Könige mit ihren Kriegen und Gesetzen sogleich in die Geschichte eintreten, die dann durch sagenhafte Zusätze unschönen Inhalts mehr entstellt als geschmückt wird.

β) Es fehlt der römischen Geschichte namentlich der jugendliche Zug des Abenteuerlichen, des Hinausstrebens in die Ferne. Das Meer war den Römern noch Jahrhunderte hindurch eine Schranke, während es dort, als der Schauplatz großartiger Seeromane, die Argonauten, die achäischen Könige nach Asien hinüberlockte, Odysseus zu so vielen Küsten und Inseln trug.

e) in der Poesie: So weit die griechische Sage zurückreicht, kennt sie auch Dichter und Sänger. An viele Taten der alten Helden knüpft sich keine politische Wirkung; sie schienen nur unternommen, um zur Ehre und Freude der Nation durch die Dichtkunst verherrlicht zu werden. Zu dem Epos gesellte sich eine reichhaltige Lyrik; Ruhm und Liebe, der fröhliche Genuß des Lebens, Freiheit und Weisheit: alles wird zum Gesange. Den Römern blieb die Poesie fremd; selbst als man griechische Dichtungen aufnahm und nachbildete, erschien sie vielen als ein unmännlicher Luxus. Bezeichnend ist, daß sie von neuen Gattungen der Poesie die Satire und das Lehrgedicht geschaffen und gepflegt haben.

f) in der Musik: „Die Dichtung der Griechen, von der Musik ausgegangen, kam gern auf sie zurück: selbst das hohe Trauerspiel war nur aus dem Chor entstanden, so wie auch das alte Lustspiel, die öffentlichen Ergötzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gastmahls bei ihnen selten ohne Musik und Gesang, die meisten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben" (Herder). In Rom waren nur die rohen dramatischen Possen der Atellanen volksmäßig. „Die Musik der Römer

war eine lärmende oder lustige und ward im Lauf der Zeit nur wenig veredelt. Diejenigen Opferfeierlichkeiten, bei denen man Musik anwandte, wurden stets unter lärmendem Schreien und mit stampfendem Tanzen und Springen gehalten; auch der beim Trinken übliche Gesang und das einheimische Flötenspiel wurden nie, wie die Musik der Griechen, vervollkommnet" (Schlosser). „Das ernsthafte, ehrenfeste Bauern- und Hirtenvolk war für Sang und Spiel von Haus aus wenig aufgelegt" (Ribbeck a. a. O. S. 3).

g) in den Spielen: Was Rom an Stelle der griechischen nationalen Festspiele setzte, die Arena der Gladiatoren, bot dem Volke nur ein blutiges Schauspiel dar, welches seinen schaudervollen Gipfelpunkt bei der Verfolgung der Christen erreichte.

5. Geringe Phantasiebegabung und Mangel an Fähigkeit zur philosophischen Spekulation zeigt die Dürftigkeit der Leistungen Roms im Bereiche der Skulptur, wo es zu rauben, aber nicht zu schaffen verstand, und auf dem Gebiete der Philosophie, wo man einfach griechische Vorbilder nachahmte.

Schluß. So stehen beide Völker nebeneinander wie Jugendsinn und Manneswürde. In Griechenland ist vorwiegend ein idealer Aufschwung, die Phantasie, die festliche Verklärung des Daseins durch das Schöne; in Rom die praktische Richtung, der Verstand, die ausdauernde Kraft. Rom beherrschte den Erdkreis, Griechenland das Reich der Ideen und der Phantasie. Vergil hat Recht, wenn er Äneide VI, 847 ff. sagt:

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus,
Orabunt causas melius caelique meatus,
Describent radio et surgentia sidera dicent.
Tu regere imperio populos, Romane, memento,
Hae tibi erunt artes pacique imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos.

42.

Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der jüdischen Kultur?

Einleitung. Die Griechen sind in mehrfacher Hinsicht, z. B. im Seewesen und in der Schrift die Schüler der Phönicier gewesen, doch bestehen zwischen beiden sonst große Gegensätze; ebenso zwischen den Griechen und den mit den Phöniciern stammverwandten Juden.

Thema. Gegensätze zwischen der griechischen und der jüdischen Kultur.

1. Die phantasievolle Personifikation der Natur und sittlicher Ideen. Vergl. Schillers „Götter Griechenlands".
2. Die glänzende Heldendichtung, deren Bedeutsamkeit durch die Einflechtung der Göttersagen erhöhet wird. Die Hebräer bilden eigentlich nur die religiöse Lyrik aus. Ihre einfache Sage und Heldengeschichte. Sie haben weder Epos noch Drama, da ihnen ohnehin, wie vielen Orientalen, der Sinn für die plastische Gestaltung fehlte.
3. Die versinnlichende Idealanschauung der Griechen brachte die Werke der Bildhauerkunst zur Vollendung. Dagegen das Gebot: Non facies tibi sculptile neque omnem similitudinem, quae est in caelo desuper etc. Vgl. 2. Mos. 20, 4 in der Vulgata.
4. Wetteifernd baute man in Griechenland die herrlichsten Tempel. Jerusalem erhielt nur einen Tempel, und dieser war von fremden Baumeistern errichtet.
5. Die griechischen Philosophen forschten
   a) nach der Entstehung der Welt und ihren Urstoffen, während die mosaische Schöpfungsgeschichte der Spekulation keinen Raum ließ;
   b) nach dem Wesen der Götter, wobei Pythagoreer, Eleaten, Plato das Göttliche auf die Einheit zurückzuführen strebten;
   c) nach dem obersten Beweggrund zur Pflichterfüllung, während in der mosaischen Religion ein solches Moralprinzip (nämlich Lohn und Strafe) den Geboten beigefügt war.

6. Der ſtarren Theokratie der Hebräer gegenüber in Griechenland die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit, die politiſche Redekunſt, die pragmatiſche Geſchichtsſchreibung.

Schluß. Die Kultur beider Völker iſt für Europa ſegensreich geweſen und wirkt noch gegenwärtig fort.

43.

Charakteriſtik Alexanders des Großen.[1])

Einleitung. Als die Freiheit Griechenlands verloren gegangen war, verkörperte ſich noch einmal alle Herrlichkeit des griechiſchen Weſens in dem Sohn des Bezwingers der Griechen, Alexander von Makedonien, der beſtimmt war, griechiſche Waffen und griechiſche Bildung bis zu den Ufern des Indus zu tragen. Bedeutung.

Von ſeinem Vater Philipp hatte er die kriegeriſche und ſtaatsmänniſche Tüchtigkeit, von ſeiner Mutter Olympias, einer Tochter des Arſaciden Neoptolemos aus Achilles' Geſchlecht, den unwiderſtehlichen Trieb zum Außerordentlichen, Wunderbaren und Geheimnisvollen geerbt. Jenen herrlichen Helden Griechenlands, von dem er mütterlicherſeits ſeine Abſtammung herleitete, hat er ſich von Kindheit an zum Vorbild genommen.

Äußere Verhältniſſe: a) Eltern, Erzieher. Bildungsgang.

Von Leonidas, einem nahen Verwandten ſeiner Mutter, wurde er in allen körperlichen Übungen trefflich geſchult und mit der äußerſten Strenge an die größten Anſtrengungen und Entbehrungen gewöhnt. Als aber der allzu finſtere Ernſt des Leonidas anfing, ungünſtig auf die Gemütsentwicklung des feurigen Knaben zu wirken, wurde er dem Akarnanier Lyſimachus übergeben, demſelben, dem er ſpäter in Kleinaſien das Leben rettete. Dieſer, nicht frei von Eitelkeit und zur Schmeichelei geneigt, bewahrte ſeinen Zögling nicht vor höfiſcher Weichlichkeit. Der unvermittelte Gegenſatz zwiſchen ſeiner Erziehungsweiſe und der rauhen Strenge des Leonidas war nur zu geeignet, die Maßloſigkeit in dem Weſen Alexanders noch zu ſteigern und würde

1) Nach P. Döring.

noch viel unheilvoller gewirkt haben, wenn es nicht Philipp gelungen wäre, Aristoteles, den größten Philosophen Griechenlands, für die Erziehung seines nunmehr dreizehnjährigen Sohnes zu gewinnen. Acht Jahre lang hat sich Alexander der Leitung des Aristoteles erfreut, und nie hat ein ausgezeichneterer Lehrer einen begabteren Schüler unter seiner Obhut gehabt. Nicht im Geräusch des glänzenden Hofes von Pella, sondern in stiller Abgeschiedenheit unterwies Aristoteles seinen Zögling zugleich mit einigen Altersgenossen in der Grammatik, Rhetorik, Musik und in allen denjenigen Wissenschaften, durch die der Geist zu edler und freier Bildung geführt wird. Namentlich leitete er ihn tief in das Verständnis der homerischen Gedichte ein, aus denen Alexander sein Ideal von Heldengröße schöpfte, und die ihm so lieb und teuer wurden, daß er sich sein Leben lang nicht von ihnen getrennt hat. Damals entstanden auch jene Freundschaften fürs Leben mit Hephästion, Ptolemäus und Nearchus. Dabei wurde seine körperliche Ausbildung keineswegs vernachlässigt, und bald tat er es an Kraft und Gewandtheit allen seinen Altersgenossen zuvor.

b) Stellung im Leben.

Kein Wunder also, daß Philippus stolz war auf einen solchen Sohn und ihm einst sagte: „Suche Dir ein anderes Reich! Mazedonien ist für Dich zu klein.“ Aber nicht ungetrübt sollte seine Jugendzeit verlaufen. Sein Vater Philipp verstieß seine Gemahlin Olympias und behandelte auch den Sohn mit Mißtrauen und Härte. Als Philipp ermordet wurde, hatte Alexander den Schmerz, daß man ihn für den Anstifter des Mordes hielt; und sein Oheim Attalus trachtete darnach, ihm die Herrschaft zu entreißen. Alexander ließ ihn töten und wandte sich dann dazu, die Aufstände in Griechenland und Thrazien zu unterdrücken. Erst nachdem dies vollbracht war, konnte er an die vom Vater hinterlassene Lebensaufgabe der Unterwerfung Asiens herantreten.

Auf die Bitten seiner Freunde, er möge sich vor dem Zug nach Asien vermählen und die Geburt eines Thronerben erwarten, antwortete er: „Wie kann ich an Hochzeit denken, wenn Asien als Kampfplatz meiner wartet?“ Als er seine ersten Siege über

die Asiaten erfochten hatte, bot ihm Darius die Hand seiner Tochter und die Hälfte seines Reiches als Mitgift an; aber Alexander wies dieses Anerbieten zurück. Erst nachdem er ganz Vorderasien bezwungen hatte, vermählte er sich mit Roxane, der Tochter des Häuptlings Oxyartes, die er mit Gefahr seines Lebens von der Felsenburg ihres Vaters geraubt hatte. Bei seiner Hochzeit wurden zugleich tausend seiner Krieger mit den edelsten Frauen der Perser vermählt. Roxane gebar ihm erst nach seinem Tode einen Sohn, der dem Vater nicht ähnlich werden sollte.

Alexander aber begnügte sich nicht, Asien mit Waffengewalt zu unterwerfen. Er suchte vielmehr Sieger und Besiegte miteinander auszusöhnen und eine Verschmelzung der unterworfenen Gebiete zu einem einheitlichen Reiche anzubahnen. Zu dessen innerer Lebensmacht machte er den Hellenismus, die durch die vergangenen Jahrhunderte gereifte griechische Bildung, die zugleich die höchste menschliche Bildung des Altertums war.

Mochte nun auch nach seinem frühen Tode das Reich zerfallen, die Segenswirkung seines Lebens überdauerte die Jahrhunderte und ist mit unvertilgbaren Zügen in die Geschichte der Menschheit eingeschrieben.

Wie vermochte aber ein einzelner Mensch so Unermeßliches zu leisten? Die Lösung dieses Rätsels liegt zum Teil zwar in den Verhältnissen des zum Untergang reifen persischen Weltreichs, mehr noch in der wunderbaren und fast das Maß des Menschlichen übersteigenden Persönlichkeit Alexanders. Diese also gilt es jetzt näher ins Auge zu fassen.

Eigenschaften: a) körperliche.

Seine Gestalt überschritt nicht viel die gewöhnliche Mittelgröße. Als er in das Zelt der gefangenen königlichen Frauen des Darius eintrat, überragte ihn sein Freund Hephästion so sehr, daß die Frauen diesen für den König hielten. Dabei hatte Alexanders Körper teils durch seine Naturanlage, teils infolge der sorgfältigsten gymnastischen Ausbildung das schönste Ebenmaß. „Der heftige Gang, der feurige Blick, das zurückwehende Haar und die gewaltige Stimme verrieten den Helden." Nur das allergrößte Übermaß der Anstrengungen und der Aus-

schweifungen vermochte es, diesen scheinbar unzerstörbaren Körper so früh zu zerstören.

b) geistige. In seinem Temperament vereinigten sich die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit des Sanguinikers mit der Tatkraft und nachhaltigen Leidenschaftlichkeit des Cholerikers. Dabei war sein Sinn dem Großen und Ungemeinen zugewandt, und Ruhmbegierde beherrschte ihn ganz und gar. Er huldigte unbedingt dem Grundsatze, den Schiller dem Neoptolemus in den Mund legt:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Sein Gedächtnis hatte er früh trefflich geübt und soll z. B. die homerischen Gedichte fast ganz auswendig gewußt haben. Daß ihm diese Kraft der Erinnerung bei der unendlichen Fülle militärischer und politischer Obliegenheiten sehr zu statten kam, ist unzweifelhaft. Von großartigem Schwung war seine Phantasie, die, von den edelsten Bildern erfüllt, ihn zu immer neuen Großtaten anspornte.

Sie war es vornehmlich, die ihn trieb, Indien, das alte Wunderland, aufzusuchen. Von ihr getrieben würde er bis zum großen Ozean vorgedrungen sein, wenn nicht der traurige Zustand seiner Krieger ihn zur Rückkehr bewogen hätte. Nicht minder wunderbar ist die Schärfe seines Verstandes, die ihn auch in den schwierigsten und gefahrvollsten Lagen stets das Richtige treffen ließ. Die verwickeltesten Verhältnisse durchschaute er mit Leichtigkeit, um Mittel und Wege war er nie verlegen. So seltsam vereinigten sich in ihm die entgegengesetztesten Eigenschaften, daß es schwer ist, zu wissen, auf welche derselben man seine Handlungsweise zurückführen soll. War es z. B. Ausfluß einer phantastischen Laune und stolzer Überhebung, als er sich im Ammonium für den Sohn des Jupiter Ammon erklären ließ, oder geschah dies aus staatskluger Rücksicht auf die Neigung der Orientalen, in ihren Herrschern Söhne der Götter zu sehen? Trefflich wußte er sich ferner die Bedeutung zu nutze zu machen, die seine Zeitgenossen den Vorzeichen beizulegen pflegten. Hier-

bei ſtand ihm auch die Gabe des raſchen ſchlagenden Wortes in hohem Maße zu Gebote, und ſeine Beredſamkeit war faſt nicht minder unwiderſtehlich als ſein Schwert. Nie wohl hat ein Eroberer größere Achtung vor geiſtigen Gütern gezeigt als er. Wiſſenſchaften und Künſte wie auch deren Träger ſtanden bei ihm ſtets in hohen Ehren.

Den zarteſten Regungen der Freundſchaft, des Vertrauens, der Dankbarkeit, der Großmut und des Mitleids war er zugänglich. Die hervorragendſte Eigenſchaft aber in ihm war ſein unbezwingbarer Mut. Er trieb ihn ſchon als Knaben, den Bucephalus zu beſteigen, an deſſen Bändigung die kräftigſten Männer verzagten, er riß ihn, als ihm kaum der erſte Flaum ſproß, an der Spitze der Reiterei in die heilige Schar der Thebaner hinein, er hieß ihn allein von der Mauerzinne in die belagerte Stadt der Maller hinabſpringen, durch ihn ſchlief er die Nacht vor der Entſcheidungsſchlacht bei Arbela und Gaugamela ſo ruhig und feſt, als wenn keinerlei Wagnis bevorſtände; in ihm liegt endlich zumeiſt das Geheimnis ſeiner Erfolge. Bei einer ſolchen Fülle großartiger Eigenſchaften bedurfte es kaum ſeiner an Verſchwendung grenzenden Freigebigkeit, um ihn zum Abgott ſeiner Truppen zu machen. Wurden doch die von ihm Beſiegten faſt nicht weniger zu ſchwärmeriſcher Hingabe an ihn hingeriſſen als ſeine eignen Untertanen. Aber ſeine großen Tugenden waren auch mit großen Fehlern verbunden. Namentlich war ihm, wie die Ermordung ſeines Freundes und Lebensretters Klitus beweiſt, ein furchtbarer Jähzorn eigen. Wenn freilich die tiefſte Reue eine Tat ungeſchehen machen könnte, ſo würde es in dieſem Falle geſchehen ſein. Sodann widerſtand er gegen das Ende ſeiner Laufbahn nicht mehr den Verlockungen der Sinnenluſt und führte dadurch nicht minder als durch die Anſtrengungen, die er ſich zumutete, ſein frühes Ende herbei.

Die unermeßliche Trauer, die nicht bloß die Mazedonier Schluß
und Griechen, ſondern auch die Aſiaten bei ſeinem Tode ergriff, zeigt, welchen Wert dieſer einzigartige Mann für ſie hatte. Ehe das Alter ſeine Kräfte ſchwächen, ehe ein Mißlingen ſeinen Ruhm ſchmälern konnte, ſtarb er in voller Manneskraft, auch hierin

seinem großen Vorbilde, dem Achilles, ähnlich. Sein Wunsch, jenem gleich, einen Lobredner wie Homer für seine Taten zu finden, ist freilich nicht in Erfüllung gegangen; wohl aber hat sich die dichtende Sage seiner bemächtigt, und in Bild und Wort ist seine Gestalt für das Gedächtnis der Menschheit unvergänglich geworden als die eines Heldenjünglings, der seinesgleichen nicht hat.

44.

Die Verurteilung der in der Schlacht bei den Arginusen siegreichen Feldherrn.

Einleitung. Die Feldherren wurden hingerichtet, weil sie es unterlassen hatten, die Schiffbrüchigen und die Toten aufzusammeln. Das Apaturienfest. Schlosser entschuldigt die Athener. Auch Grote erinnert an die Pietät, mit der sich ein Seevolk seiner Matrosen annimmt.

Thema. Die Athener haben sich einer rohen Gewalttat schuldig gemacht.

1. Die Feldherren hatten nicht aus Bequemlichkeit oder Gleichgiltigkeit heilige Pflichten verletzt. Ihre Absicht, durch schnelle Verfolgung den Rest der spartanischen Flotte zu vernichten, war äußerst wichtig. Gleichwohl bestimmten sie 46 Schiffe dazu, die Schiffbrüchigen und die Leichen aufzufischen.

2. Daß diese Zahl unzureichend war und daß nicht wirklich nur ein Sturm die Sache unmöglich machte, hat niemand nachgewiesen.

3. Das Volk hatte mit jenen Verunglückten Mitleid, behandelte aber die Feldherren, die doch auch ihr Leben gewagt und einen glänzenden Sieg erfochten hatten, wie niedrige Verbrecher (Verhaftung).

4. Es entzog die Untersuchung dem verfassungsmäßigen Gerichtshofe. Man verwehrte den Angeklagten, sich hinlänglich zu verteidigen, bedrohte die Prytanen, die an Recht und Gerechtig-

keit mahnten, und entschied in leidenschaftlicher Aufgeregtheit durch eine summarische Abstimmung.

Schluß. Der Einspruch des Sokrates gegen das ungesetzliche Verfahren muß für uns maßgebend sein. Die Athener selbst forderten später, um ihre eigene Schuld zu beschönigen, die Ankläger der Feldherren vor Gericht, doch entkamen diese.

45.

Auf welche Vorstellungen und Tatsachen gründet sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel gesetzt haben?

Einleitung. Der Parnaß hat die Spuren davon behalten, daß einst durch ein heftiges Erdbeben das Gebirge von Phocis zerrissen worden ist. Tiefe Klüfte wechseln mit kahlen Felswänden, die terrassenförmig hinansteigen. Der rauhe Gebirgswinkel hat nur zwei Zugänge. In dieser einsamen Wildnis lag am südlichen Abhange des Parnaß die Stadt Delphi, und auf der Höhe, wo sich eine Schlucht 300 m tief hinabsenkte, der heilige Bezirk des Apollo mit dem prachtvollen Tempel und den vielen zu ihm gehörigen Gebäuden. Im Gegensatze zu der unfruchtbaren, nur mit Felsblöcken besäeten Öde, die er durchschritten, hatte der Wanderer hier plötzlich einen Ort vor Augen, den die glänzendsten Schätze der Kunst und ein orientalischer Reichtum schmückten. Mitten in der Einsamkeit des Gebirges fand er ein ebenso geräuschvolles wie bedeutsames Leben; denn die vielen Fremden erhielten die Stadt in einer fortwährenden Regsamkeit, und in dem Tempelbezirke erinnerten die feierlichen Aufzüge der Gesandten, die Opferfeuer auf den Altären, die Aufstellung der Weihgeschenke ꝛc. an die Beziehung, in welcher der Hauch des an dem Dreifuß gesprochenen Wortes mit den wichtigsten Ereignissen und den Schicksalen der Völker stand. Von allen griechischen Orakeln genoß das pythische das höchste Ansehen. Seine Priester hatten für ganz Griechenland den Kultus nach seinen allgemeinen Grundlagen geordnet, und ihnen

übertrug man, wo göttliches Recht verletzt war, die Bestimmung der Sühne. Hier holte man sich Rat, als bei den Angriffen der Perser der Untergang des Vaterlandes unabwendbar schien. Sollte eine Kolonie auswandern, so ließ man von der Pythia den Führer und den Ort der Ansiedelung bestimmen; ja es galt für ein Vergehen, wenn man in diesem Falle nicht das Orakel befragte (Herod. V, 42). Von den lydischen Königen erschienen öfters Boten in Delphi, sogar von den Römern im Kriege mit Veji und mit Hannibal. Bei Herodot werden einige hundert pythische Orakelsprüche erwähnt. Wann und wodurch der Glaube an das delphische Orakel erschüttert werden mußte, erkennt man leicht, sobald man es sich vergegenwärtigt hat, worauf er beruhete.

Thema. Was hat dem Orakel das Vertrauen der Griechen verschafft?

A. Religiöse Vorstellungen.

1. Orakel konnte es nicht geben, hätte man nicht die feste Überzeugung gehabt, daß unser Dasein unter der Leitung der Götter stehe und daß alles, was dem Menschen begegnet, ihre Fügung sei. Bei Homer ist die Mythologie gewiß kein poetischer Schmuck; er selbst und das Zeitalter, welches er darstellt, hatten stets mit frommer Gläubigkeit das göttliche Walten vor Augen und im Herzen. Auch später wurde im häuslichen und im öffentlichen Leben nichts Wichtiges eingerichtet oder unternommen, ohne daß man sich durch Opfer, Gelübde und Gebete des Beistandes der Götter zu versichern suchte. Apollo war im allgemeinen nicht eine Gottheit des Schicksals, aber er erscheint hier als der Vertraute des Zeus, des höchsten Herrschers über Menschen und Götter, von dessen Fügungen er manches den Sterblichen vorherzusagen berechtigt ist.

2. Die Griechen hatten ferner den Glauben, daß die Götter den Menschen nicht ratlos ließen, sondern ihn, wenn auch nur auf eine dunkele oder bildliche Weise, durch gewisse Winke und Andeutungen belehrten. Bald gaben die Schicksalsmächte bei einem Unternehmen durch Himmelszeichen, Vogelflug, die Beschaffenheit der Eingeweide eines Opfertieres,

durch Träume Beifall oder Mißfallen zu erkennen, bald ließen sie die geheimen Ursachen eines unglücklichen Ereignisses (die thebanische Pest und Ödipus) oder zukünftige Dinge erraten. Die Annahme, daß sich die Götter durch solche Kundgebungen gnädig bewiesen, rief die gesamte sehr mannigfache Kunst der Weissagung und so auch die Spruchorakel ins Leben.

3. Die Götter sendeten den Menschen, namentlich begünstigten Heroen, durch ein Gebet bewogen oder aus freien Stücken, oft ein Zeichen, das leicht verständlich war. Im allgemeinen, namentlich bei wichtigeren Gelegenheiten, übertrug man jedoch sowohl die Anfrage wie die Deutung den Priestern, weil man die amtlichen Diener der Götter für ihre besonderen Vertrauten hielt. Wie grausam rächte es Apollo an den Achäern, daß man nicht die Bitte des Chryses erhört hatte. Von der Gunst der Götter empfingen die Priester die Gabe, die Geheimnisse des Schicksals zu ahnen und sie mit Bestimmtheit oder andeutend zu offenbaren. Doch wurde oft auch ihnen das Verständnis nur aufgetan, wenn der Enthusiasmus, die Ekstase ihre Seele über die Schranken der menschlichen Natur erhob und in den Zustand der Verzückung oder eines heiligen Wahnsinnes versetzte.

B. Tatsachen.

1. In vielen Fällen verlangte man nicht eine Weissagung, sondern einen Rat, und es war natürlich, daß die Orakel sich mehr als einmal bestätigten.

   a) Die Bildung der Priester machte das Orakel zu einem Organe der Weisheit, der Sittlichkeit und der Kultur. In der Vorhalle des Tempels stand das *γνῶθι σαυτόν* eingegraben, die Mahnung des weisen Chilon, welche damit für ganz Griechenland zum Wahlspruch werden sollte; ferner das *μηδὲν ἄγαν*, welches der oberste Grundsatz der Griechen war, wie denn auch ihre Dramatiker so viele Tragödien mit einer Erinnerung an das Maßhalten schließen. Man hatte den schönen Gebrauch, daß die, welche in den Tempel traten, erst im Wasser der kastalischen

Quelle ein Sühnbad nahmen. Die griechische Anthologie sagt hierüber:

Rein nur nahe dem Tempel, o Freund, und der heiligen Gottheit Schranken, nachdem du das Naß reinen Gewässers berührt.
Weniges Wasser genügt für den Redlichen; aber den Frevler
Wüsche mit sämtlicher Flut nicht der Okeanos rein.

Das Orakel war ein oberster Gerichtshof, der oft Sühne forderte (z. B. die Bestattung des Pausanias neben dem Tempel, in dem man ihm gegen das göttliche Recht die Begnadigung versagt hatte) und den Bußfertigen Rat erteilte (wie es den Athenern die Berufung des Epimenides empfahl) — Philosophen, Dichter, Künstler fanden hier eine hingebende Anerkennung (Solon, Sokrates, Pindar). Der Wald von Statuen in Delphi war das Nationalmuseum der Griechen.

b) Seit der dorischen Wanderung wurde das Orakel durch häufige Anfragen zur Beteiligung an der Politik veranlaßt, und sein Ansehen wuchs, weil es eine lange Zeit hindurch mit unparteiischem Wahrheitssinn die Fortschritte der Gesetzgebung, Recht und Freiheit schützte. Die Priester unterstützten Lykurg, Solon, Klisthenes durch ihren gewichtigen Einfluß. Es war ihr Werk, daß die Spartaner den Athenern bei der Vertreibung der Pisistratiden Hilfe leisteten. Sie wußten wohl, weshalb sich Tyrtäus zum Anführer eignete. — Außerdem verhalf ihnen der Verkehr mit den Fremden zur genauen Kenntnis entlegener Gegenden, und die Kolonisation, eine der folgenreichsten Unternehmungen Griechenlands, wurde von ihnen geleitet. Kyrene im nördlichen Afrika, Syrakus, Gela und Heraklea auf Sizilien, Rhegium und Kroton in Unteritalien und viele andere Kulturstätten verdanken ihre Gründung der Aufforderung des delphischen Gottes. Bei inneren Streitigkeiten, Bündnissen, Kriegen und Friedensschlüssen mußte das Orakel seine Stimme abgeben, und es war die Stimme der Weisheit. Nunquam illud oraculum Delphis tam celebre et tam clarum fuisset neque tantis donis refertum

omnium populorum atque regum, nisi omnis aetas oraculorum illorum veritatem esset experta (Cicero, De divin. I, 37).

2. Die uralten Überlieferungen von in Erfüllung gegangenen Orakeln behielten ihre Wirkung. Theben wurde von der Pest befreit, als man den Mörder des Lajus entdeckte, Oreſtes genas von ſeinem Wahnſinn, als er das Bild der Artemis aus dem Lande der Taurier holte: in dieſe Begebenheiten waren die wunderbarſten Geheimniſſe verflochten, und das Orakel ſchien die verborgenen Umſtände gekannt zu haben, da es durch ſeine Ausſprüche ſowohl die Entdeckung der Abkunft des Ödipus als des Aufenthaltes der Iphigenie herbeiführte. Kodrus' Tod verſchaffte den Athenern wirklich, wie das Orakel vorausgeſagt, den Sieg. Manche Begebenheit traf auf eine merkwürdige Weiſe mit den Worten der Pythia zuſammen, und dies machte einen unauslöſchlichen Eindruck. So hatte ein Spartaner Glaukus angefragt, ob er ihm anvertrautes Geld zurückgeben oder behalten und einen Meineid ſchwören ſollte. Das Orakel erinnerte ihn daran, daß der Eid einen Sohn habe, der den unredlichen Mann und ſein ganzes Geſchlecht von der Erde vertilge. Glaukus wählte das Beſſere, doch ſchon die Befragung der Pythia in einer ſolchen Sache wurde mit dem Ausſterben des ganzen Hauſes beſtraft (Herodot VI, 86).

3. Die Prieſter halfen ſich mit doppelſinnigen Weisſagungen, und wenn jemand durch einen ſolchen Ausſpruch zu Schaden kam, ſchrieb man lieber ihm ſelbſt als dem Orakel einen Irrtum zu. Die Undeutlichkeit der Antworten mußte man ſich wohl gefallen laſſen, da man doch die Gottheit ſelbſt zu einer ganz beſtimmten und unumwundenen Offenbarung ihres Willens und ihrer Geheimniſſe nicht nötigen konnte. Die Geſchichte des Kröſus zeigt, wie ſorgſam die Prieſter darauf bedacht waren, ſich eine Hintertür offen zu halten. Die Söhne des Tarquinius Superbus, die bei der Heimkehr ihre Mutter küſſen ſollten, verſtanden das Orakel nicht ſo gut, wie Brutus. Der Be-

ſcheid, den Pyrrhus erhielt, wetteifert an Unbeſtimmtheit mit dem Spruche für Kröſus:

Sieg, Äacide, verkünd' ich in deinem Kampf mit den Römern.

Manches von jenen Orakeln, welche nur durch Umſtände, die kein Menſchenwitz vorausſehen konnte, einen Schein der Wahrheit erlangten, mochte erdichtet ſein, verſtärkte aber auch ſo den Wunderglauben der Menge. Pythia hatte den Athenern die Gefangennehmung aller Syrakuſaner in Ausſicht geſtellt; die Sache kam ganz anders, aber man rettete die Ehre des Orakels mit der Fabel, daß ihnen eine Namensliſte der Feinde in die Hände gefallen ſei, und mehr als dieſe Beute auf dem Papier ſollte ihnen nicht verſprochen ſein (Plutarch). Die hölzernen Mauern, die die Pythia den Athenern empfahl, verſchafften ihr dagegen den unbeſtrittenen Ruhm, das wirkſamſte Mittel zur Befreiung des Vaterlandes erkannt zu haben.

4. Wie ſollte man endlich gegen eine Anſtalt Mißtrauen hegen, deren Verherrlichung und Beſchirmung Menſchen und Göttern in gleichem Maße am Herzen lag! Delphi ſtand unter der Obhut einer mächtigen Amphiktyonie, die im Intereſſe des Tempels mehrere Kriege führte. Die koſtbaren Schätze an Gold und Silber, mit denen man das Heiligtum ſchmückte, werden auf 10 000 Talente oder 45 Millionen Mark berechnet.[1]) Die Perſer wurden von einem Angriffe auf Delphi durch Unwetter und Erdbeben zurückgeſchreckt, ebenſo die Gallier unter Brennus. Wir können noch heute nichts entdecken, was uns zu einem Zweifel an dieſen wunderbaren Ereigniſſen berechtigte, und müſſen unſere Zuflucht zu der Vermutung nehmen, daß ſich damals das vulkaniſche Feuer noch häufig in den Gebirgen geregt haben mag.

Schluß. Der Verfall des Orakels erklärt ſich aus einer Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe und der religiöſen Anſichten. Gemeinhin legt man darauf das größte Gewicht, daß

1) Nach Diodor war dies nur der Raub, den die Phocenſer in die Münze ſchickten. — Das Gold der Weihgeſchenke des Kröſus wog über 271 Talente. A. Boeckh, Die Staatshaushaltung der Athener I, 11.

die Phocenser die Tempelschätze plünderten und so der heiligen Unverletzlichkeit des Institutes tatsächlich ein Ende machten. Es mußte allerdings ein eigenes Gefühl erwecken, wenn man die Söldner überall in Griechenland mit den Kostbarkeiten, die einst dem Gotte gehört, ihre schwelgerischen Gelage bezahlen sah, wenn Gastwirte, Kaufleute, Geldwechsler im öffentlichen Verkehre diese Münze anerkannten. Von ebenso großem Einflusse war es jedoch, daß das Orakel, als mit dem peloponnesischen Kriege die Reihe der Bürgerkriege anfing, nicht mehr der einen Hälfte Griechenlands dienen konnte, ohne bei der andern in Haß zu geraten. Es war von jeher mit den Doriern befreundet gewesen und stand jetzt auf der Seite der Spartaner, die es sogar mit Geld unterstützte. Sein nationales Ansehen hatte auf seiner Neutralität beruht; jetzt aber sah man den Gott von Beutestücken umgeben, welche Griechen den Griechen in Krieg und Raub abgenommen, von schönen Weihgeschenken, deren häßliche Inschriften von Siegen der Griechen über Griechen erzählten (Plutarch). Endlich war es natürlich, daß die politische Weisheit der Pythia im Angesicht der macedonischen und der römischen Macht verstummte. Während die Priesterin bis dahin alle Einmischung in das Kleinleben des Privatmannes abgelehnt hatte, erhielt sie jetzt nur neben den klugen Vettern und Basen eine Stimme im Familienrat. Gleichzeitig hatte das Aufblühen der Philosophie und die wahre oder scheinbare Aufklärung des Volkes den naiven Glauben an das Walten der homerischen Götter und an die Unfehlbarkeit ihrer Priester untergraben. Seit 400 v. Chr. sank die Achtung vor dem Orakel daheim und in der Fremde; es erhob sich nur dann und wann zu einer vorübergehenden Blüte, bis es mit dem gesamten Olymp dem Eifer der Christen erlag und von Theodosius geschlossen wurde.

46.

Was verdankt Europa dem Morgenlande?

Einleitung. Der Philosoph Schelling hat mit einigem Recht geäußert: „Was ist Europa anderes als der für sich un-

fruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und der erst dadurch veredelt werden mußte?" Dies Verhältnis kommt auch deutlich in den Namen der beiden Erdteile Asien und Europa zum Ausdruck. Jenes kommt von dem semitischen Wort açû, das zu deutsch Morgen oder Aufgang bedeutet (vgl. Orient von oriens sol, Anatolien von griech. anatole, Aufgang der Sonne, und Levante von französ. se lever, sich erheben), dieses von ereb, Abend, Untergang.

Thema: Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland macht sich besonders in drei Perioden geltend.

1. Zur Zeit der Phönicier. Diese haben nach den Ländern am Mittelmeere zunächst allerhand Tiere eingeführt wie Esel und Maultier zum Tragen der Lasten, die gezähmte weiße Taube als Gegenstand des Kultus der Astarte und den Pfau als Prunkvogel, sodann Kulturgewächse wie Palme, Cypresse, Myrte, Granate, Quitte, Mandel, Maulbeere, Safran, Rohr und Kümmel, ferner Erzeugnisse des Gewerbfleißes gebracht wie Waffen, Gerätschaften, Kleider, Fläschchen, Büchsen, Figuren u. a.

2. Zur Blütezeit der arabischen Macht: Den Arabern sind wir zu Danke verpflichtet für die Chemie (und die Alchimie mit dem arab. Artikel al), z. B. die Kunst, das Quecksilber aufzulösen, den Borax zu reinigen, den Weingeist darzustellen aus Zucker und Reis, Scheide- und Königswasser zu bereiten, Kali, Alkohol, Syrup und Elixiere zu gewinnen; auch haben sie uns die Bereitung des Papiers aus Leinen und Baumwolle gelehrt. Ferner haben sie sich angelegen sein lassen, die Erzeugnisse ihrer Heimatländer wie die Gewürznelken, den Ingwer, die asa foetida, die Tamarinde in den ärztlichen Gebrauch einzuführen und durch Reisen besonders in den östlichen Ländern Asiens allerhand medizinische Pflanzen Chinas, Indiens und der Südseeinseln wie den Kampfer, die Sennesblätter, den Rhabarber, Moschus, das Opium, Zuckerrohr und die Teestaude dem Abendlande zugänglich gemacht. Ebenso haben sie durch den Handel

eine Reihe anderer wichtiger Gegenstände auf den europäischen Markt gebracht wie Zucker, Kaffee, Endivie, Orange, Koffer, Karaffe, Kattun, Atlas, Sofa, Matratze, Maske, Kandare, Kabel, Karat, Tarif, Tara, die größtenteils arabische Namen tragen. In den Ländern des Mittelmeeres wurde durch sie Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Aloe, Durra, Senna, Papyrus, Jasmin u. a. angepflanzt. In Salerno entstand unter arabischem Einflusse die erste medizinische Universität; ebenso verdankt man den Arabern die erste Beobachtung und Behandlung des Aussatzes und der sogenannten englischen Krankheit. Im Bereiche des Bauwesens erkennt man ihren Einfluß an den Bezeichnungen Arabeske, Moreske, Alkoven (= arab. al-quobbah, Gewölbe), in der Musik an arabischen Ausdrücken wie Laute und Pauke. Sie haben uns auch das Schachspiel übermittelt.

3. Zur Zeit der Kreuzzüge. Die Religiosität wurde mächtig gefördert, ja artete zur Selbstpeinigung aus, z. B. haben die Geißelungen der Flagellanten zur Abwehr des schwarzen Todes im Orient ihr Vorbild. Infolge der gesteigerten religiösen Begeisterung machte sich in der Baukunst der Fortschritt vom Rundbogenstil zum Spitzbogenstil, d. h. der Sieg des Germanismus über den Byzantinismus bemerkbar; die Poesie erhielt durch die Teilnahme der Ritter an den Orientzügen starke stoffliche Anregungen, namentlich erweiterte sich jetzt der Ideenkreis beträchtlich durch allerhand Sagen, Märchen und Legenden wie die Sage vom heiligen Gral; in der Sprache erfolgte eine starke Strömung gegen das bisher herrschende Latein zu gunsten der heimischen Sprache. Auch wissenschaftliche Anregungen wurden durch die Kreuzzüge gegeben: Die bis dahin stiefmütterlich behandelten Naturwissenschaften traten mächtig in den Vordergrund, gefördert durch den Einfluß der arabischen Literatur, die Geschichte, die bis dahin vielfach mit Legenden und Märchen verquickt war, wurde nun wissenschaftlicher betrieben, zur Erweiterung geographischer und naturgeschichtlicher Kenntnisse trug besonders der neu erwachende Missionseifer bei. Neue Pflanzen wurden durch den Levantehandel verbreitet wie Buchweizen, Kaiserkrone, Lilie, Syringe (Holunder), ebenso sarazenische

Lebensgenüsse wie der Gebrauch seiner Gewürze, der Seidenstoffe, Gold- und Juwelierarbeiten; infolge davon hob sich auch der deutsche Handel, und Städte, die mit dem Mittelmeere starke Verbindung hatten, wie Nürnberg und Augsburg, wuchsen an Reichtum und Ansehen.

Schluß. Auch zu anderen Zeiten hat der Einfluß des Morgenlandes nicht gefehlt. So stammt dorther das Christentum, so ist in neuerer Zeit unsere Literatur vielfach durch den Orient angeregt worden. Zeugnis legen davon z. B. ab Goethes westöstlicher Divan, Rückerts Weisheit des Brahminen, Bodenstedts Lieder Mirza Schaffys. Daher sagt Goethe:

Herrlich ist der Orient übers Mittelmeer gedrungen,
Nur wer Hafis liebt und kennt, weiß, was Calderon gesungen.

Weiteren Stoff findet man in meiner Programmabhandlung über „Kultureinflüsse des Orients auf Europa". Eisenberg S.-A. 1892, S. 1—16.

47.

M. Porcius Cato, ein Römer von altem Schrot und Korn.

Einleitung. Cicero hat dem Cato in seiner Schrift über das Greisenalter ein schönes Denkmal gesetzt.

Thema. Cato war ein echter Römer.

1. Er besaß hervorragende Willenskraft und Schaffensfreudigkeit, ließ sich daher durch Mißerfolge nicht entmutigen; ebenso war er ein strenger Hausvater.

2. Er war schlicht und einfach in Sitte und Lebensweise, zog daher als Konsul und Zensor energisch gegen Luxus und Wucher zu Felde, reinigte auch Senat und Ritterschaft von anrüchigen Mitgliedern. Ebenso war er natürlich und künstelte nicht in mündlicher und schriftlicher Ausdrucksweise, liebte daher rhetorisches Beiwerk nicht und empfahl seinem Sohne: Rem tene, verba sequentur. Dagegen hatte er einen gesunden und kräftigen Witz (acetum Italum).

3. Er war ein Feind aller Neuerungen, so auch alles griechischen Wesens in Lebensweise und Literatur; daher eiferte

er gegen den Aufenthalt einer atheniſchen Geſandtſchaft in Rom unter der Führung des Philoſophen Karneades, bezeichnete die von Syrakus nach Rom geſchleppten Kunſtwerke als feindliche Brüder, glaubte, die griechiſchen Ärzte würden die Römer vergiften, ſchrieb die erſte römiſche Geſchichte in lateiniſcher Sprache, während dies die Römer bis dahin nur in griechiſcher getan hatten, und bekämpfte die Fremdwörter.

4. Er liebte die Landwirtſchaft und pflegte ſie ſelbſt, hielt ſchon frühzeitig Verteidigungsreden für Angeklagte, nahm oft an Kriegszügen teil und war auch auf Erweiterung des römiſchen Reichs und der römiſchen Macht eifrig bedacht (Ceterum censeo Carthaginem esse delendam).

Schluß. Cicero hat den Cato idealiſiert, ihm namentlich hohe griechiſche Bildung zugeſchrieben, hauptſächlich deshalb, weil er ſich ſelbſt unter dem Bild des Cato darſtellen wollte.

48.

Hatte Hannibal Ausſicht, die Stadt Rom zu erobern, wenn er nach der Schlacht von Cannä dahin gezogen wäre?

Einleitung. Nach Livius XXII c. 51 ſagte der Reiterbefehlshaber Maharbal nach der Schlacht bei Cannä zu Hannibal: die quinto victor in Capitolio epulaberis, forderte ihn daher auf, ihn mit der Reiterei vorauszuſchicken und mit dem Fußvolk nachzufolgen. Als nun Hannibal nicht ſofort darauf einging, ſondern ſich erſt die Sache überlegen wollte, äußerte er: vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis.

Thema. Die Ausſichten, Rom zu erobern, waren auch nach der Schlacht von Cannä nicht günſtig.

1. Wegen der Lage des puniſchen Heeres.

a) Zu geringe Truppenzahl: Hannibal hatte nach Liv. XXII c. 46 vor der Schlacht 40 000 Fußſoldaten und 10 000 Reiter, nach c. 52, 6 verlor er davon 8000 Mann. Außerdem hatte er die Aufgabe, die zahlreichen

römischen Gefangenen bewachen zu lassen, nach c. 49, 13; 49, 18; 50, 11; 52, 4, zusammen etwa 18 700. Sonach blieben für ihn höchstens 36 000 Mann verfügbar.

b) Zustand des Heeres. Die Truppen waren durch die Anstrengungen der Schlacht und durch Wunden erschöpft.

c) Die Gallier in Hannibals Heere waren den Strapazen einer Belagerung keineswegs gewachsen. Zeigten sie sich doch schon schlaff und unzuverlässig beim Zuge durch das überschwemmte Arnogebiet (c. 2, 6).

2. Wegen der Schwierigkeit der Aufgabe:

a) Rom war eine starke Festung, die Mauern hatte man schon nach der Schlacht am Trasimenischen See in Verteidigungszustand setzen lassen, die Besatzung verstärkt.

b) Hannibal hatte kein Belagerungsgerät, ohne das er vollends nichts auszurichten vermochte.

c) Hannibal mußte auf dem Marsche nach Rom an verschiedenen Städten vorbeiziehen, die römische Garnisonen hatten, mußte diese daher einschließen und dadurch die Zahl seiner Truppen noch mehr vermindern.

d) Die Entfernung nach Rom betrug über 40 geogr. Meilen. Diese Strecke konnte er nicht in 4—5 Tagen zurücklegen, wie Maharbal behauptete, sondern höchstens in 10—12 Tagen. Inzwischen aber konnten sich die Römer auf eine Belagerung vorbereiten.

Schluß. Hannibal war daher klug genug, von einem solchen Wagnis abzusehen. Denn im Falle des Mißlingens, war der Zauber seines Namens bei den italischen Völkern dahin. Er rechnete daher bloß auf einen ehrenvollen Frieden etwa unter der Bedingung, daß Rom Sardinien herausgab, die beiden Pofestungen Placentia und Cremona schleifte und das Gleichgewicht auf dem Mittelmeere wieder herstellte. Im übrigen hoffte er, Rom später von zwei Seiten zugleich angreifen zu können. Daher rief er den Hasdrubal aus Spanien.

49.

Cäsar und Wallenstein.

Einleitung. Wallenstein vergleicht sich bei Schiller in Wallensteins Tod II, 2 mit Cäsar, indem er sagt: „Was tu ich Schlimmeres als jener Cäsar tat, des Name noch bis heut' das Höchste in der Welt benennet?"

Thema. Inwiefern konnte sich Wallenstein in seiner damaligen Lage mit Cäsar vergleichen?

1. Beide waren große Feldherrn, kluge und energische Männer, außerdem von Ehrgeiz erfüllt und zum Herrschen geboren.
2. Beide verfolgten ähnliche Zwecke. Wallenstein wollte sich, da ihm ein kaiserliches Erbland versprochen war, durch den Bund mit den Schweden die böhmische Krone sichern. Cäsar suchte sich durch den Kampf gegen die Senatspartei den Weg zur Alleinherrschaft zu bahnen.
3. Sie waren zu ihrem Vorhaben gewissermaßen berechtigt.
   a) Wallenstein hatte den Undank des Kaisers auf dem Reichstage zu Regensburg erfahren; er wußte, daß dieser ihm jetzt, da die höchste Gefahr vorüber war, nicht freiwillig ein Erbland abtreten, sondern ihn vielmehr beseitigen würde.
   b) Cäsar hatte Gallien erobert und romanisiert, die Helvetier, die Deutschen zurückgeschlagen. Dadurch war Roms Macht und Ansehen außerordentlich vermehrt worden. Solchen Taten gegenüber konnte die Senatspartei, da auch des Pompejus Siege seit zehn Jahren in Vergessenheit sanken, keine Verdienste geltend machen, und dennoch suchte sie ihn zu stürzen.
4. Beide glaubten keinen Verrat am Vaterlande zu üben.
   a) Wallenstein sträubte sich dagegen, daß die Schweden ein deutsches Land in Besitz nähmen. Außerdem erwartete er, der Kaiser würde sich durch den Abfall des Heeres bewegen lassen, endlich dem schrecklichen Kriege ein Ende zu machen und Frieden zu schließen.
   b) Cäsar stritt nicht gegen Rom, sondern gegen eine Partei, die unfähig war, das Reich zu regieren, und selbst, um sich zu be-

haupten, rücksichtslos die Gesetze verletzte. Strebte Cäsar nach der Alleinherrschaft, so bedurfte auch Rom der Monarchie. Sein Interesse war zugleich der Vorteil des Staates.

5. Man bedrohte sie selbst mit dem Untergange, indem man ihnen ihre Heere abforderte.

a) Wallensteins Truppen waren nur dem Scheine nach ein kaiserliches Heer. Sein Name hatte die Scharen um die Fahnen versammelt. Seine Siege, die strenge Disziplin, die freigebigste Fürsorge hielten sie zusammen. Weder ein religiöses noch ein vaterländisches Interesse, sondern die Anhänglichkeit an den Feldherrn war die Seele der Armee.

b) Ebenso hatte Cäsar in Gallien seine Legionen in ein Heer verwandelt, das nicht dem Staate, sondern ihm selbst angehörte. Außerdem bestand ein Teil davon aus Galliern.

c) Ohne Gewalttaten war aus dieser Verwickelung nicht herauszukommen. Die Feindseligkeiten beginnend, forderten der Kaiser von Wallenstein, der Senat von Cäsar, daß sie das Kommando niederlegten, denn an der Spitze ihrer Heere behielten sie die Macht, ihre Pläne auszuführen. Beide Feldherren wollten sich aber nicht entreißen lassen, was ihr Eigentum war. Ohne ihre Armeen sanken sie nicht nur in das Privatleben zurück, sondern sie waren auch der Rache ihrer Feinde bloßgestellt.

Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.

Schluß. Keine Dekrete, sondern nur Krieg oder Meuchelmord konnte solche Konflikte lösen. Wallenstein hatte nicht Cäsars Glück, aber diesen selbst traf endlich dasselbe unglückliche Schicksal, das den Wallenstein ereilte. So sehr die Verhältnisse sie entschuldigen mögen, haftet an den Bestrebungen beider ein böser Flecken, der die Nemesis herausforderte.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sät,
Erfreuliches zu ernten. Jede Untat
Trägt ihren eignen Rache-Engel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen

II.

Aufgaben aus dem Gebiete der Erd- und Naturkunde.

1.

Wie kommt es, daß Afrika später als die übrigen Erdteile von den Europäern erforscht worden ist?

Einleitung. Afrika ist als Teil der alten Welt den Europäern seit der ältesten Zeit bekannt, aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig erschlossen worden. Noch in den sechziger Jahren bildete das Mittelstück des Erdteils auf den Atlanten einen weißen Fleck.

Thema. Afrika ist zuletzt unter allen Erdteilen der genaueren Kenntnis und Einwirkung Europas erschlossen worden. Denn verschiedene Umstände erschwerten es, ins Innere vorzudringen:

1. Die Beschaffenheit des Landes.
   a) Der Erdteil ist wenig gegliedert (vgl. dagegen Europa!), Meerbusen sind nur in geringer Zahl vorhanden.
   b) Die Küste ist vielfach flach und hat wenig günstige Häfen, stellenweise finden sich auch Sandbänke, z. B. die Syrten an der nordwestafrikanischen Küste.
   c) Randgebirge, die sich an vielen Stellen erheben, erschweren den Verkehr mit dem Innern.
   d) Die Flüsse können, wo sie das Gebirge durchbrechen (vgl. den Nil, Niger, Congo, Zambesi), wegen ihrer Stromschnellen und ihres starken Gefälles nicht von Schiffen befahren werden.

e) Wüsten (Sahara Kalahari) und Sumpfgebiete erschweren den Zugang.

f) Das Klima ist vielfach für den Europäer sehr nachteilig, ja lebensgefährlich, zumal in den Tropen, wo sehr leicht heftige Fieber auftreten.

g) In Zentralafrika fehlt es sehr an Transportmitteln. Im Norden hat man das Kamel zur Verfügung, im Süden das Rind, aber in der Mitte ist man auf die Tragkraft der Menschen angewiesen.

2. Die Beschaffenheit der Bewohner.

a) Sie sind dem Fremden lange Zeit feindlich entgegengetreten, im Süden verwildert durch jahrhundertelangen Sklavenhandel, im Norden fanatisiert durch einen noch älteren Glaubenskrieg gegen die christliche Welt des südöstlichen Europas.

b) Sie hatten vielfach ganz fremde Sitte und Sprache.

Schluß. Wenn auch spät, so ist der Erdteil doch noch erschlossen worden durch drei der kräftigsten Hebel, die menschliche Tatkraft zu verstärken imstande sind, kaufmännischen Egoismus, wissenschaftlichen Ehrgeiz und religiöse Hingebung (Missionare).

2.

Moskau und Petersburg.

A. Die Städte.

1. Lage. Moskau, in der geographischen und ethnographischen Mitte des russischen Reichs und in anmutiger, fruchtbarer Gegend gelegen, ist naturgemäß zur Hauptstadt geworden, Petersburg, außerhalb des slavischen Gebietes auf finnischem Boden in sumpfiger, reizloser Gegend gegründet, ist auf Befehl des Kaisers zur Hauptstadt erhoben worden.

2. Die Straßen sind hier gerade, breit, eintönig, dort eng, krumm und hügelig, vielfach mit Baumreihen bepflanzt, selbst mit Gebüschen von Flieder und Goldregen in der Mitte;

3. Die Häuſer ſind hier ſtattlich,[1]) auch die hölzernen großenteils dreiſtöckig, dort weniger groß, aber oft durch Gärten von der Straße getrennt und, wo dies nicht anging, durch lebhafte Farben gehoben. Die Vorſtädte, in denen viele Bauern wohnen, haben oft dorfartigen Charakter. So macht Moskau den Eindruck reichſter Mannigfaltigkeit, welchen die Menge der Kirchen und altertümlichen Gebäude noch erhöht. Denn wiewohl während des großen Brandes über ſechstauſend Häuſer zerſtört wurden, ſind ſie doch meiſt genau, wie ſie geweſen waren, wieder aufgebaut worden.

B. Die Bewohner

1. In Petersburg ſpielen die Fremden eine bedeutende Rolle, hier iſt gewiſſermaßen der Stapelplatz der europäiſchen Kultur, hier erhalten die jungen Ruſſen ihre Ausbildung, bevor ſie in die Provinzen entſandt werden. In Moskau wohnen die altruſſiſchen Familien, in der Mehrzahl Moskowiter von ihren Voreltern her; deshalb herrſcht hier alte Sitte und Abneigung gegen die fremde Kultur, ein Umſtand, der Peter den Großen mit dazu beſtimmt hat, den Herrſcherſitz anderswohin zu legen. Während daher die Stadt an der Newa den Ruſſen Reſpekt einflößt, bildet die an der Moskwa für ſie einen Gegenſtand der Zuneigung und Verehrung; ſie nennen ſie zärtlich „das heilige Mütterchen".
2. Petersburg iſt die erſte Handelsſtadt des Reiches; es führt hauptſächlich ruſſiſche Rohprodukte nach den übrigen Ländern Europas aus; Moskau dagegen iſt die erſte Induſtrieſtadt des Reiches. So ergänzen ſich beide in trefflicher Weiſe.

---

1) „Jedes Haus ein Palaſt, jeder Palaſt eine Stadt". Vgl. B. Volz, Lehrbuch der Geographie.

3.

Die Bodenkultur Italiens.

Einleitung. Die italienische Landschaft ist sehr stark durch Kultur und Menschenhand verändert worden.

Thema. Wie sind die Bodenverhältnisse Italiens gegenwärtig?

1. Es gibt zwei Arten unangebauten Landes:
   a) Das Hochgebirge des Apennins, wo kein Ackerbau möglich ist, sondern höchstens dürre Heide wächst und ab und zu Sträucher und Bäume, während im Altertum größere Strecken bewaldet waren.
   b) Die Sumpfgebiete der Maremmen[1]), Pontinischen Sümpfe, der Campagna usw., besonders am Meeresufer. Sie sind im Sommer sehr ungesund wegen ihrer Ausdünstungen und der Stechmücken, die durch ihre Stiche Malaria erzeugen. Bäume finden sich selten außer Pinien, aber viele Wiesen, daher dienen sie zahlreichen Büffel- und Rinderherden zum Aufenthalte. Im Altertum waren sie weit stärker bewohnt, mehr kultiviert und gesünder, z. B. die Gegend von Pästum (Posidonia), die Umgebung von Rom (Campagna) u. a.
2. Es gibt auch zwei Arten angebauten Landes:
   a) gut bewässerte Ebene, besonders im Pogebiete, in der Niederung des Arno u. a. Man baut hier Getreide, Mais, Reis, Gemüse, Wein, Obst, Maulbeeren usw. Das Wasser der Flüsse wird überallhin geleitet in größeren und kleineren Rinnsalen, um das Land zu bewässern.[2]) Der Boden gibt wegen des milden Klimas mehrere Ernten im Jahre.

---

1) von maritima, nämlich regio.

2) Wie eifrig man früher auf den Besitz solcher Rinnsale bedacht war und wie sehr man zuweilen mit Nachbarn darüber im Streite lag, erkennt man aus dem Bedeutungsübergang von rivalis, Bachnachbar (von rivus, Bach) in Rival, Nebenbuhler.

b) Terrassenwirtschaft: Gegend der Bergabhänge; Olivenwälder, Weinstöcke, Feigenbäume, Mandeln, Maulbeerbäume, weiter gegen Süden Citronen, Limonen, Orangen (die auch in geschützten Lagen Oberitaliens, z. B. am Gardasee gedeihen), Palmen, Kakteen, Agaven, Johannisbeerbäume, Lorbeeren, Cypressen, Korkeichen usw.

Schluß. So ist das Landschaftsbild Italiens nicht bloß an sich sehr reizvoll, sondern auch durch die verschiedene Bodenkultur abwechselungsreich und mannigfaltig.

4.

Welche Vorteile und welche Nachteile sind unserem Vaterlande durch seine geographische Lage erwachsen?

Einleitung. Bestimmung des Begriffes der Lage, z. B. bei einem Hause, Feldgrundstücke, Orte usw.

Thema. Lage Deutschlands.

I. 1. in physikalischer Hinsicht:
   a) Klima.
   b) Grenzen im Norden das Meer, im Süden die Alpen, im Osten und Westen ganz oder meist offen.
   2. in politischer und sozialer Hinsicht:
   Grenznachbarn sind im Süden und Westen (Römer und) Romanen, im Osten Slaven, im Norden Germanen (Dänen, Niederländer, Schweden u. a.).

II. 1. Vorteile dieser Lage:
   a) äußere:
      aa) das verhältnismäßig rauhe Klima stählt den Körper.
      bb) das Meer veranlaßt zu Schiffahrt und Seehandel.
      cc) die Nachbarschaft der kultivierten Römer und Romanen brachte auf verschiedenen Gebieten Anregung (Einführung neuer Kulturpflanzen, Haustiere u. a.).

b) innere:
   aa) Künste (Steinbau, Bauſtile) und Kunſtgewerbe (Hugenotten) u. a. gefördert.
   bb) Wiſſenſchaften: Römiſches Recht, Humanismus, Militärweſen u. a.

2. Nachteile dieſer Lage:
   a) klimatiſch: Maifröſte u. a.
   b) politiſch: oft Bedrohung durch die Nachbarn: Römer, Franzoſen (Ludwig XIV., Napoleon), Hunnen, Mongolen, Slaven.
   c) ſozial: viele Fremdwörter eingedrungen.

Schluß. Trotz der Nachteile lieben wir unſer Vaterland. Klopſtock: Wählte mir kein anderes Vaterland und ſtünd' mir frei die ganze Wahl.

5.

Der Wandel des Naturgefühls nachgewieſen an den Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Shakeſpeares, Klopſtocks und Goethes.

Einleitung. Der Sinn für die Natur hat den Menſchen nie ganz gefehlt, doch iſt er nicht nur nach dem Bildungsgrade, ſondern auch nach den Zeitaltern verſchieden geweſen.

Thema. Das Naturgefühl bei Walther von der Vogelweide, Shakeſpeare, Klopſtock und Goethe zeigt eine ganz verſchiedene Färbung.

1. Walther von der Vogelweide. Naive Freude an der Natur, die ſich von dem Geſichtspunkt der Nützlichkeit leiten läßt. Wohl drückt er gern die Stimmung aus, die in dem wechſelnden Leben der Natur liegt, aber ſein Naturgefühl iſt nur idylliſch. Dagegen hat er keinen Sinn für das Erhabene, Großartige, Furchtbare in der Natur, für die Schauer der Nacht und die Schönheiten einer Winterlandſchaft. Er iſt betrübt im Winter und fröhlich im Lenz. Heide, Wald, bebautes

Feld kennzeichnen die Reihenfolge in der Wertschätzung der Natur.

2. Shakespeare zeigt sentimentales Naturgefühl, das absichtlich die Natur um ihrer selbst willen aufsucht und in Dichtung und Bild schildert. Er beseelt die Natur in eigentümlicher Weise. Bei ihm begrüßt der Morgen stolz mit Herrscherblick die Häupter der Berge, Meer und Wind sind alte Zänker, die augenblicklich Waffenstillstand geschlossen haben, die Zeit ein alter Glöckner und ein kahler Küster. Natur und Handlung werden oft auf den gleichen Ton gestimmt: Die Geisterschauer der Novembernacht umwehen uns im Hamlet, und wie Macbeth auf die Ermordung des Königs Duncan sinnt, da eilt die Krähe mit heiserem Krächzen zum Wald, die Fledermaus beginnt den scheuen Flug, die Eule schreit, der Wolf heult, das Sternenlicht erlischt und die Erde erbebt.

3 Klopstock weist ein elegisch-idyllisches Naturgefühl auf, verbunden mit überschwänglicher Empfindsamkeit. Überall sieht er in der Natur die Größe, Allmacht und Güte Gottes, z. B. in der „Frühlingsfeier".

4. Goethe ist in die Schule Jean Jaques Rousseaus gegangen, bei dem wir zuerst ein sympathetisches Naturgefühl und wirkliche Liebe zur Natur finden. Er ist ein begeisterter Verehrer von ihr in diesem Sinne; er hat zuerst die romantische Schönheit der schneebedeckten Berge voll auf sich wirken lassen, die furchtbare, erhabene, großartige Alpenwelt gepriesen. Daher hat er drei Schweizerreisen unternommen 1775, 1779 und 1797. So schreibt er beim Anblick des Genfer Sees: „Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisberge die Augen und die Seele an sich."

Schluß. Mit der Freude an der Natur und ihrer tieferen Kenntnis ging die großartige Entwickelung der Naturwissenschaften Hand in Hand. (Vgl. A. Biese, die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Berlin 1888.)

6.

Welchen günstigen Einfluß übt ein längerer Aufenthalt im Gebirge auf den Menschen aus?

Einleitung. In jedem Sommer wandern unzählige Menschen in das Gebirge.

Thema. Günstiger Einfluß des Gebirges auf den Menschen.

A. Auf die Gesundheit des Körpers.

1. Die reine Bergluft stärkt die Nerven.
2. Eine anstrengende Bewegung stählt die Muskeln.
3. Eine einfache, naturgemäße Diät bekommt dem Körper.

B. Auf den Geist.

1. Man entgeht der Versuchung zu erschlaffenden Unterhaltungen.

2. Man lernt edlere Genüsse lieben.

3. Das Schaffen der Natur und die Arbeitsamkeit der Bergbewohner erwecken in uns den Trieb zur Tätigkeit.

4. Die Gesellschaft zerstreut und hält uns im Umkreis des menschlichen Treibens zurück; in der Einsamkeit sammelt sich der Geist, und man hat nur die Werke Gottes vor Augen. „Schon der bloße Anblick der Natur in ihrer immer wechselnden Gestalt muß, wenn wir es nur geschehen lassen, die Leidenschaften beruhigen, all die widerstrebenden Neigungen unserer Natur aussöhnen und mit friedlicher und tröstlicher Stimme uns die Liebe, die Weisheit dessen verkündigen, der unser Geschick gestaltet, wie roh wir auch daran herumzimmern." (R. James.)

Schluß. Nicht zu allen Zeiten ist die Liebe zum Gebirge gleich groß gewesen wie jetzt, sondern sie ist erst seit J. J. Rousseau in größerem Umfange erwacht (vgl. A. Biese, Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten in der Schrift: Pädagogik und Poesie S. 280 ff.).

7.

Weshalb gehen wir so gern an die See?

Einleitung. Die Zahl der Seebäder ist in Deutschland während des 19. Jahrhunderts riesig gewachsen, weil so viele das Verlangen haben, einige Wochen am Ufer der Nord- oder Ostsee zuzubringen.

Thema. Der Aufenthalt an der See ist für Körper und Geist von großem Vorteil.

A. für den Körper.

1. Die Luft am Meeresufer ist reiner als die Großstadtluft, aber auch erfrischender und erquickender. Sie stärkt die Nerven, durch ihren Salzgehalt erwärmt sie den Körper und regt den Appetit an. Die Seebäder tun dies in erhöhtem Maße (vgl. Goethes Fischer).
2. Das Ohr vernimmt mit Wohlgefallen die eigentümliche Musik der Wogenbrandung, das Auge schaut mit Freude die sich stets verändernden Linien der auf- und abflutenden Wassermassen, das wunderbare Farbenspiel der Meeresoberfläche bei Morgen- und Abendrot sowie zu anderen Tageszeiten (Mondschein!), die verschiedenen Formen und Farbenabschattungen der Wolken u. a.

B. für den Geist.

1. Man bereichert sein Wissen dadurch, daß man viele neue Eindrücke bekommt: Seewesen (Schiffsverkehr), Fischerei (Seetiere), Wechsel von Ebbe und Flut u. a.
2. Man führt der Phantasie und dem Gemüte neue Anregung zu: Das Meer macht den Eindruck des Ewigen, Unveränderlichen, Erhabenen und Großen. Das Hin- und Herfluten ist ein Spiegelbild des menschlichen Lebens, wo alles in beständigem Wechsel ist; die sich wälzenden und überschlagenden Wogen gleichen den mit einander ringenden und streitenden Menschen, die hereinbrechende Sturmflut predigt, daß hienieden alles vergänglich ist und daß die Elemente das Gebild von Menschenhand hassen.

Schluß. So wohltätigen Einfluß auf Körper und Geist übt höchstens noch ein mehrwöchiger Aufenthalt im Gebirge aus.

8.

Meer und Wüste.

Einleitung. Nur ein kleiner Teil der Erdoberfläche ist für den Menschen bewohnbar. Eisfelder, Prärien, Urwälder, Meer und Wüste. Die letzten beiden haben vieles miteinander gemein; nicht wenige Wüsten sind vermutlich alter Meeresgrund.

Thema. Die Ähnlichkeit des Meeres und der Wüste mit Rücksicht auf die Reisenden.

1. Beide sind unbegrenzte, unfruchtbare und unbewohnte Ebenen. Ihre Namen werden vertauscht in den Ausdrücken Sandmeer und Wasserwüste. Einen gleichen Gegensatz zu Meer und Wüste bilden die Inseln und die Oasen, welche auch für den Reisenden denselben Wert haben.

2. Das Meer hat keine Straßen, auf dem Schiffe der Wüste zieht man ebenfalls durch eine weglose Einöde. Die Fata morgana täuscht in beiden die Reisenden über die Nähe eines bewohnten Landes.

3. Die Einförmigkeit der Reise. Man ist auf den kleinen Raum des Schiffes beschränkt und verläßt den Tag über kaum den Rücken des Kameles, dessen schaukelnder Gang ebenfalls die Seekrankheit erzeugt. Man ist von aller Welt abgeschieden, hat stets nur dieselben Gefährten um sich. Die Aussicht ist großartig, aber ohne Abwechselung und zuletzt ermüdend. Die Lebensweise ist täglich dieselbe und daher jedes Abenteuer, z. B. die Jagd auf Haifische oder Hyänen und Löwen eine angenehme Unterbrechung.

4. Der Mangel an frischen Lebensmitteln. Der Skorbut ist auch eine Plage der Wüste. Die Gefahr, durch Hunger und Durst umzukommen, wenn Windstille eintritt oder wenn man sich verirrt.

5. Auf dem Meere wie in der Wüste bedrohen den Reisenden Stürme, Raubtiere und Räuber.

Schluß. Die See hat einige Vorzüge, hauptsächlich den, daß sie durch die Bequemlichkeit des Wassertransportes bewohnte Länder verbindet, während die Wüste eigentlich diese trennt.

9.

Weshalb spricht man bei einer Unterhaltung so oft von dem Wetter?

Einleitung. Man belächelt ein Gespräch über einen so trivialen Gegenstand, und wer über nichts Besseres zu reden weiß, mag auch wenig Geist haben.

Thema. Zur Anknüpfung einer Unterhaltung, namentlich mit fremden Personen, eignet sich nur ein Gegenstand von allgemeinem Interesse wie das Wetter.

1. Für die verschiedenen Gewerbe.
   a) für den Landmann. Diesen leitet die Rücksicht auf Wärme und Kälte, Sonnenschein und Regen bei der Bestellung des Ackers; sie bedingen das Gedeihen seiner Saaten und Früchte und erschweren oder erleichtern das Einbringen der Ernte.
   b) für den Kaufmann; dieser berechnet mit dem Landmanne nach dem Wetter den möglichen Ausfall der Ernte. Ein früher Winter, ein spätes Frühjahr, Wassermangel in den schiffbaren Flüssen, aufgeweichte Landwege, verschneite Chausseen hindern oder verteuern den Transport der Waren und verringern den Verkehr. Selbst der Kleinstädter hat Ursache zur Klage, wenn das Landvolk, welches den Wochenmarkt versorgt und dagegen seine Einkäufe macht, der bösen Wege halber ausbleibt.
   c) für den Müller. Dieser wartet bei einer anhaltenden Dürre und Windstille sehnsuchtsvoll auf das Knarren der Wetterfahne und auf eine Veränderung an dem unbewölkten Himmel. Unzeitige Tauwinde bedrohen ihn mit den Gefahren des Eisganges und der Überschwemmung.

d) für den Fischer, dem anhaltende Stürme den Erwerb manches Tages entziehen.

e) für den Maurer und Zimmermann. Diesen erschweren häufige Regengüsse auf dem Bauplatze die Arbeit und verderben die Materialien. Ein Haus, das in einem nassen Sommer erbaut ist, wird bald schadhaft. Große Kälte läßt den Kalk erfrieren und verhindert das Mauern im Freien.

2. Der Stand des Wetters ist für jeden Haushalt wichtig. Der Blumen- und Gemüsegarten. Wäsche und Bleiche. Der Holzbedarf. Die frühere oder spätere Anschaffung geeigneter Kleidungsstücke und unter Umständen ihr zu rascher Verbrauch. Die Billigkeit oder der hohe Preis der Lebensmittel.

3. Die Vergnügungen, namentlich im Sommer, sind vom Wetter abhängig. Spaziergänge, Konzertgärten, Landpartien. Heiteres Wetter erzeugt eine heitere Stimmung; rauhe Luft und Regentage, die uns in die Zimmer einsperren, machen alles verdrießlich.

4. Das Wetter ist eine physikalische Merkwürdigkeit. Der Wechsel ist regellos, die Ursachen sind oft dunkel. Alle haben sonderbare Erfahrungen gemacht, die man gerne austauscht und sich zu erklären sucht.

Schluß. Spotte nicht voreilig über Gewohnheiten, aber laß dich auch nicht von ihnen beherrschen.

10.

Weshalb pflegt der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen?

Einleitung. Der Mensch wüßte sehr wenig, wenn er nur von den Dingen eine Vorstellung hätte, die er selbst mit seinen Augen gesehen hat. Es gehört jedoch zu den Vorzügen unserer Natur, daß sich die Phantasie aus den Elementen, die ihr einmal die Anschauung zugeführt hat, auch von solchen Gegenständen, die uns in der Wirklichkeit nie bekannt geworden sind, ein in den Hauptsachen richtiges Bild entwerfen kann. So hat niemand von uns die amerikanischen Grassteppen mit ihren Büffelherden oder eine durch die Sahara dahinziehende

Karawane gesehen, wem wären sie jedoch eine unfaßliche Erscheinung? Wer darauf verzichten muß, eine größere Reise zu machen, der könnte sich damit trösten, daß in London jährlich viele Hunderte sterben, die niemals in ihrem Leben einen grünen Wald oder ein Saatfeld gesehen; noch mehr Beruhigung wird ihm der Gedanke gewähren, daß die Schilderungen der Reisenden und der Dichter seiner Phantasie ein weit vollständigeres Bild von der Welt geben, als es selbst ein durch mehrere Jahre fortgesetztes Reiseleben vermöchte. Es geht dem Reisenden meistens wie dem Soldaten in der Schlacht; dieser weiß als Augenzeuge manches recht genau, aber er sieht nur Einzelheiten, die in einem Umkreise von wenigen Schritten vorfallen, und wir würden aus seinen Mitteilungen den Gang des Kampfes lange nicht so gründlich kennen lernen, wie aus Büchern. — So ist auch das Meer nach seinen allgemeinen Eigentümlichkeiten selbst denen, die es nie sahen, nicht unbekannt. Wir versetzen uns mit dem Wanderer auf die sandige Düne. Er ersteigt die Klippen des Ufers und blickt hinaus in die wogende See, in den Tumult der grünen, schaumgekrönten Wellen; welche Gedanken, welche Empfindungen werden seine Seele beschleichen? Die bloße Vorstellung der Lage gestattet uns einen Blick in sein Inneres.

Thema. Aus welchen Gründen macht das Meer auf den Menschen einen elegischen Eindruck?

A. Das Meer mahnt uns an den Sieg des Todes über das Leben.

1. Das Ufer ist meist sandig, mit seinem Steingeröll und den Dünen, die keine Blume und kein Grashalm schmückt, das Bild der unfruchtbarsten Wüste. Nur hie und da sieht man einige armselige Fischerhütten an einen Hügel oder Felsen gelehnt. Erst weiter vom Strande ab steigt eine Reihe geordneter Äcker die Höhe hinan, aber der Boden wird auch hier gewöhnlich schlecht bestellt und liefert nur den notwendigsten Bedarf an Getreide und Gemüse. Man läßt ganze Strecken wüst liegen, weil man es vorzieht, das tägliche Brot durch den

Fischfang zu gewinnen, dessen geringer Ertrag doch zu den Mühseligkeiten und Gefahren in gar keinem Verhältnisse steht. Da ist nirgends eine heitere Schar geschäftiger Menschen, welche ein lebhaftes Gewerbe zusammenführt und in Bewegung setzt. Nur zu Zeiten wird die Stille auf einen Augenblick unterbrochen. Einige Männer besteigen mit ihren Netzen den Kahn. Nach wenigen Minuten sind sie weit in der See, ihre Stimme ist nicht mehr zu hören, bald sieht man nur noch einen schwarzen Streifen in der Ferne, und außer daß einige Kinder im Sande spielen oder einige Möven in der Luft kreisen, ist in dieser tiefen Einsamkeit alles Leben verschwunden.

2. Öder noch als der Strand ist das Meer selbst. Welche unermeßliche Fläche, die in allem das Gegenteil zu der ernährenden Erde bildet! Denn nirgends gibt es eine Wiese mit munteren Herden, nirgends ein Getreidefeld oder einen Wald. Umsonst durchläuft der Blick den ganzen Horizont, um an irgend einem Punkte wieder eine Pflanzstätte der Menschen zu entdecken. Da erhebt sich nirgends der Turm einer Dorfkirche, da begrüßt uns kein Hüttendach mit der traulichen Rauchsäule. Der letzte Kreis der Wellen verschwimmt mit dem grauen Ringe des Gewölkes, und uns überkommt das Gefühl einer trostlosen Leere. Zwar zerteilt sich oft die starre Masse unter dem Drucke des Windes in viele Millionen regsame Wellen. Sie steigen und sinken und drängen einander in sinnverwirrendem Getümmel. Näher und näher brauset es heran, bis endlich die langen, rasch daherrollenden Schlagwellen unaufhörlich und unaufhaltsam an den Felsen branden und über das Ufer stürzen. Doch was soll dies Spiel der riesigen Kraft ohne einen Zweck, das geschäftige Tun ohne eine Wirkung, diese Lebendigkeit ohne Leben?

Es schleicht heran, an abertausend Enden
Unfruchtbar selbst Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente! Goethe.

3. Das Meer ist nicht nur selbst eine Öde, sondern es ist auch der Feind des Lebens[1]) und erscheint uns, wenn der Blick über die empörten Fluten streift, als das gefräßige Ungeheuer, welches raubgierig, voll Haß und gefühllos mit seiner brüllenden Brandung schon so viele tausend Schiffe zerschmettert, eine ungeheure Menge der kostbarsten Güter verschlungen und unzählige Menschen in den Abgrund gerissen hat. Und unter welchen grausigen Umständen wird der Unglückliche das Opfer der Flut? Wie bejammernswert sind die Armen, die sich in der letzten Not an ein schwimmendes Brett angeklammert haben und nun in der wütenden See zwischen Trümmern und Leichen herumgeschleudert werden, während ihr Hilferuf, ihr Angstschrei in dem Tosen der Winde und Wellen erstickt.

Wie die Fische, die der Hai verschlingt, ohne einen Klagelaut ihr Leben hingeben, wie die Ungeheuer der Tiefe in der Hungerwut einander schweigend anfallen, schweigend zerfleischen, so verwischt das Meer mit einer entsetzlichen Schnelligkeit jede Spur seiner Untat. In wenigen Minuten sind die Trümmer des Schiffes und die Leichname verschwunden. Meistens erfahren Eltern und Geschwister, Frauen und Kinder gar nicht einmal, wo und wann ihre Lieben das Leben verloren haben. Hier sind zahllose Menschen versunken; aber niemand hat eine Ruhestätte erhalten. Da ist kein Rasenhügel, den die Liebe an Gedenktagen mit Blumen schmücken, kein Grab, das die Witwe, der Sohn, die Tochter am Feste aller Seelen besuchen könnte.

Denn ein großer, stiller Friedhof
Eine weite Gruft bist du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu.

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch' ein lebend Trauermal. A. Grün.

---

1) Ganz ohne Leben ist es allerdings nicht; denn es gibt darin allerhand Fische und andere Seetiere.

B. Das Meer erinnert uns als das heilige Sinnbild des Unendlichen an die Beschränktheit der menschlichen Natur.

1. Es liegt außerhalb des Bereiches der Menschenmacht. Woher dies Schweben der Flut? woher dies ewige Steigen und Sinken? Während die Erde dem Menschen untertan ist, walten hier Gesetze, die seiner Einwirkung, ja seiner Kenntnis entzogen sind, zeigen sich hier Kräfte tätig, die seines Stolzes spotten und mit seinen Werken ihr Spiel treiben. So erzählt die Sage, daß der große Knut, dem mehrere Reiche gehorchten, einst auf goldenem Stuhle an dem Ufer saß und dem Meere Schweigen gebot, daß dieses jedoch respektlos ihm seinen Schaum in den Bart schleuderte. Spielend zertrümmerte der Hellespont die Brücken des großen Königs, unter dessen Szepter sich die Völker vom Indus bis zur Donau beugten.

2. Das Meer überdauert die Geschlechter der Menschen und ihre Werke. An diesem Strande wohnte vor tausend Jahren ein Urvolk mit seiner phantastischen Naturreligion, mit seinen seltsamen Sitten, mit seinen Heldentaten, mit seinen Freuden und Leiden. Das Volk ist verschwunden, aber dieselben Wasser rauschten schon damals und dieselben Wasser werden noch rauschen, wenn das jetzt lebende Geschlecht bis auf den letzten Mann verschollen ist. So mahnt uns das Meer daran, daß wir von gestern sind. Wie oft sind im Laufe der Jahrhunderte bald europäische, bald asiatische Heerscharen über denselben Hellespont gezogen, um ihrem Erdteile den Vorrang zu erstreiten. Mit Schwermut blickt der Hydriot, der Abkömmling der alten Argiver, wenn er mit seinem Schiffe aus der Stadt des Halbmondes heimkehrt, nach Sigeum hinüber. Dieselben Wogen trugen Agamemnons Flotte nach Troja, sie vernahmen den Tumult der Schlachten, den Wehruf der Priamiden, als Hektor fiel, die Klagen des Achill, die Klagen der Thetis, in ihnen spiegelten sich die Flammen der heiligen Stadt, sie wurden zu einem Wettkampf mit dem erfindungsreichen Odysseus aufgeboten; in ihrem Murmeln und Rauschen vernahm einst der göttliche

Sänger die flüsternden Laute der Sage, die er zu Liedern gestaltete.

3. Du bist auf dem betretbaren Boden bis zu der letzten schmalen Linie vorgeschritten; da liegt die unermeßliche Meeresfläche, und so weit dein Blick über sie hinstreift, er entdeckt kein Ziel, keine Grenze: du stehst an der Pforte der Ewigkeit. Seit Homers Zeiten sprechen die Dichter alle von dem heiligen Meere. Es ist das heilige Bild der göttlichen Macht. Hier umweht dich das ahnungsvolle Geheimnis einer höheren Welt, wie den Wanderer, der sein sinnendes Auge zu den Sternen der Nacht erhebt, wie den Jäger, welchen hoch im Gebirge die erhabene Einsamkeit der Gletscher umfängt Das Sehnen nach dem, was ewig ist, erfüllt deine Seele; jedes irdische Interesse verstummt.

Schluß. Das Meer stimmt aber nicht bloß elegisch, sondern es beruhigt auch durch seinen gleichmäßigen Wellenschlag. Daher saß Odysseus den ganzen Tag am Strande, als er sich von Kalypso wegsehnte und von Heimweh ergriffen war.

11.

Worin gleichen Gebirge und Meer einander?

1. Sie sind die großartigsten Schöpfungen der Natur und die erhabensten Offenbarungen der Macht Gottes.

2. Sie haben großen Reichtum an Produkten.

3. Sie haben einen bedeutenden Einfluß auf Klima und Wetter. Ohne Flüsse und Regenwolken gäbe es keine Vegetationen.

4. Sie sind wichtig als politische Grenzen.

5. Die Anwohner und Bewohner der Berge sowie Küstenvölker und Insulaner haben scharf ausgeprägte Eigentümlichkeiten und unterscheiden sich nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, nach Beschäftigung, Lebensweise, Sitten und Charakter sehr wesentlich von anderen Menschen.

„Auf der ganzen Erde hat die Natur durch nichts so dauernde Unterschiede gemacht, als durch die Gebirge. Hier sitzt

sie auf ihrem ewigen Thron, sendet Ströme und Witterung aus, und verteilet so wie das Klima, so auch die Neigungen, oft auch das Schicksal der Nationen."

12.

Die Bedeutung des Waldes für den Menschen.

Einleitung. Zu allen Zeiten haben die Menschen den Wald geliebt und geschätzt, namentlich aber haben ihn die Deutschen von jeher gepriesen.

Thema. Der Wald verdient auch geschätzt zu werden wegen des großen Nutzens, den er der Menschheit gewährt.

1. Er nützt uns durch das, was er selbst hervorbringt oder hervorbringen hilft.
   a) Das Holz dient zum Brennen, als Baumaterial usw.
   b) Er bietet uns allerhand Beeren (Heidelbeeren, Preiselbeeren u. a.) und Blumen (seltene Orchideen gedeihen besonders im Buchenwald, Maiblumen u. a.).
   c) Er spendet uns Wildbret (Hirsche, Rehe u. a.).
   d) Er gewährt uns Kühlung und Schatten, erquickt unsere Augen durch seine Farben, erfreut unsere Ohren durch den lieblichen Gesang der Vögel, die er beherbergt.
   e) Er versorgt die Quellen mit Wasser.
2. Er nützt uns durch das, wovor er uns bewahrt.
   a) Er schützt in den Alpen vor Lawinensturz (vgl. Schillers Tell III, 3: „Die Lawinen hätten längst den Flecken Altorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht als eine Landwehr sich dagegenstellte") und in bergigem Gelände vor Erdrutschungen.
   b) Er hält an der Meeresküste die Dünen und überhaupt die Sandmassen fest und schützt damit die Felder und Ortschaften vor Versandung.
   c) Er schützt ganze Landschaften vor Überschwemmungen, indem er die Regenmengen auffaugt und verhindert, unmittelbar

in die Gewässer zu fließen (in Italien, Griechenland u. a. waldarmen Ländern richten starke Regen großen Schaden an).

d) Er bewahrt vor Fieber, indem er in sumpfigen Gegenden dem Boden die schädlichen Dünste entzieht.

Schluß. An Stelle der Waldverwüstung früherer Zeit ist neuerdings größere Schonung getreten.

13.

Welche Gedanken weckt in uns der Abzug der Wandervögel?

Einleitung. Die wehmütige und sehnsüchtige Stimmung, in die uns der Herbst versetzt.

Thema. Worauf richten sich unsere Gedanken und Wünsche?

A. Unser eigener Wandertrieb wird rege, und wir sehnen uns nach der Ferne.

1. Wir möchten den Banden des Alltagslebens entfliehen, in unser Dasein Bewegung bringen und die Freiheit genießen.

2. Wir möchten die Fremde kennen lernen,

3. wenigstens für einige Zeit unseren Wohnort, den der Winter bedroht, mit jenen Gegenden vertauschen, die ein ewiger Sommer schmückt.

B. Tiefere Naturen gedenken der eigentlichen Heimat des Geistes.

1. Sie empfinden den Unbestand alles Irdischen.

2. Sie schauen nach dem Ziele ihrer Wallfahrt aus, nach den Landen voll unvergänglicher Herrlichkeit.

Schluß. Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Schiller (Sehnsucht).

14.

Laubwald und Nadelwald.

Einleitung. Bei einem Spaziergange vor das Tor erfreut man sich an dem Anblicke der freien Natur und vergißt dabei, daß das meiste, worauf unser Auge fällt, nicht mehr die Natur in ihrer Freiheit ist. Die Obst- und Gemüsegärten, die Saaten sind bereits Schöpfungen der Kultur, Gräben und Dämme schreiben dem Wasser seinen Lauf vor, selbst die Wiesen haben oft ein angesäetes edleres Gras. Nur die größeren Wälder entwickeln sich noch in ungebundener Willkür, die Axt oder die Meßschnur kann hier nur in kleinen Bezirken das Gepräge der freien Natur verwischen. Gleichwohl trennen sich auch die Wälder nach bestimmten Eigentümlichkeiten in abgesonderte Gruppen. Wie des Menschen Hand jeder Getreideart ihren besonderen Platz anweist, so halten hier die Gesetze der Natur selbst die Massen der Laubbäume und der Nadelbäume auseinander. Allerdings finden sich auch gemischte Bestände, da die Ursachen, die jeder Art das Gedeihen geben, einander in demselben Raume durchkreuzen können. Für die Betrachtung denken wir uns beide Arten in ihrer reinen Gestalt.

Thema. Der Laubwald und der Nadelwald nach ihren verschiedenen Eigentümlichkeiten.

1. Lage und Boden. Die Laubwälder suchen das nahrhaftere Erdreich der Täler auf. Liebliche Bäche und Flüsse schlängeln sich durch die Gründe hin. In den Brüchen sammelt sich das Wasser der Quellen. — Die Nadelwälder steigen aus den sandigen Ebenen empor und lagern sich über die Bergrücken; ja sie erklettern mit den aufgetürmten Granitmassen hohe Gipfel. Sie lassen sich an trockenem Kiesgrunde genügen. Schnee und Regen erzeugen wilde Bergwasser, die in tief ausgerissenen Schluchten raschen Laufes, ohne den Wald zu tränken, von Terrasse zu Terrasse hinabstürzen.

2. Die Bäume. Im Laubwalde teilen sich die Stämme in ein Gewebe von Ästen und Zweigen, die bald niederhangend,

bald aufstrebend eine Kuppel oder eine Krone bilden Die Blätter, äußerst mannigfach gestaltet und mit einem verschiedenartigen Grün wechselnd, runden die Wipfel ab und bekleiden sie mit dem üppigsten Schmucke. Die Stämme der einzelnen Geschlechter sind ungleich an Höhe und Stärke, die Rinde bald rauher, bald zarter und meist anders gefärbt. — Der Nadelbaum hat eine weit weniger entwickelte Gestalt. Die Stämme erheben sich wie Lanzenschafte aus dem Boden. Sie teilen sich nicht, ihre Äste gleichen eingesetzten Leitersprossen, die in allmählicher Verkürzung eine Pyramide bilden. Oft ist der Stamm fast kahl und nur die Spitze trägt einen grünen Strauß. Das Blatt des Laubbaumes ahmt mit seinem Geäder die Äste der Krone nach, in den Nadeln der Zapfenbäume wiederholt sich die gerade Linie des Stammes. Die Nadel füllt sich nicht mit dem saftigen Grün des Blattes, doch ist sie fester und überdauert Herbst und Winter. Die Rinde der Nadelbäume vermehrt ihre Einförmigkeit; sie ist (abgesehen von der Edeltanne) schwarz und trocken oder rötlich und mit Harz überflossen.

3. Die übrige Vegetation. Die Feuchtigkeit der Erde und ihre von den verwesten Blätterhaufen erhöhete Fruchtbarkeit breitet unter den Laubbäumen einen herrlichen Grasteppich aus. Mannigfache Blumen sind über ihn ausgestreut. Der Nachwuchs der Wurzelschößlinge und zahlreiche Gebüsche verkleiden die Lücken zwischen den Stämmen, ziehen an den Ufern der Bäche dahin und zieren den Wiesengrund mit malerischen Gruppen. — Die Nadelwälder haben oft einen sehr kümmerlichen Graswuchs. Einzelne Flecken sind mit Moos und Flechten überzogen. Hie und da sprossen Heideblumen auf. Unter den Bäumen liegt eine Schicht brauner Nadeln, deren Harz jahrelang die Fäulnis hindert. Das Unterholz und die Laubbüsche fehlen meistens. Die jungen Tannen präsentieren sich gleich in der steifen Tracht der Väter. Doch gedeihen hier mancherlei Sträucher mit erquickenden Beeren (Heidelbeeren, Preiselbeeren u. a.), und der würzige Harzgeruch umwallt uns wie ein Meer von Duft.

4. Die Temperatur. Im Laubwalde bewirkt die Ausdünstung des Bodens, der Gräser und der Blätter, daß die

Luft selbst da, wo lichtere Kronen die Strahlen der Sonne nicht aufhalten, eine erfrischende Frühlingskühle hat. Dicht aneinander stehende Bäume, die ihre laubreichen Wipfel zusammendrängen, bedecken den ganzen Sommer hindurch den Unterraum mit tiefem Schatten. Die Hitze über den Laubmassen und die Kühle darunter streben beständig nach einer Ausgleichung, und in den Blättern regt sich daher ein tausendstimmiges Flüstern. — Der Nadelwald wird überall von der Sommersonne durchbrochen, die an sich trockene Luft erhitzt sich in ihm leicht bis zu einer drückenden Schwüle. Während der Laubwald sich selbst die Zugluft erzeugt, umstarrt uns der Nadelwald stumm und unbeweglich, bis ihn der Wind von außen her erfaßt und durchströmt. Dann knarren und pfeifen die kahlen Äste, die unbiegsamen Wipfel ächzen, mancher Stamm zersplittert oder wird mit seinen Wurzeln, wenn sie nicht tief in die Erde greifen und sogar entblößt sind, umgeworfen. Die Stelle, wo das ausgerissene oder ausgegrabene Wurzelgeflecht stand, bleibt ein tiefer Kessel, in dem sich braune Nadeln und Tannenzapfen ansammeln. Im Laubwald stößt der Sturm nicht auf die harten Ränder der Stämme und Äste. Die Blättermassen runden die Töne ab; man hört nur ein wechselsweise anschwellendes und gedämpftes Sausen, wie an der wogenden See. Die geschmeidigen Wipfel neigen sich vor der Macht, die über ihnen dahinbraust. Sie stützen einander, und nur ein alleinstehender Zeuge alter Zeiten, dessen Mark sich bereits auflöst, erliegt dem furchtbaren Drucke.

5. Die Tiere. Die Singvögel lieben Gebüsche und fließendes Wasser. In dem Gipfel der Buche schmettert der Fink sein fröhliches Lied, von der Linde am einsamen Waldbrunnen her tönt bis zum späten Abende die Klage der Nachtigall. Rehe und Hirsche benagen die zarten Zweige des Unterholzes und sonnen sich auf stillen Grasplätzen. Das Wildschwein lagert sich im kühlen Bruch. — Auf den Wipfeln der Nadelbäume nistet der Raubvogel, der wie von einer hohen Warte in weitem Umblick nach Beute späht: die Bussarde, der Finkenhabicht, der Wanderfalke usw. Geschwätzige Schwarz- uud Buntspechte hacken die Rinde der Tannen auf. In dem leichten Sandboden, unter

den hohl liegenden Wurzeln, machen die Füchse und Dachse ihre Gruben, aus denen sie zur Nachtzeit auf Raub ausgehen. Auf dem heißen Boden erheben sich die Brüthütten der Ameisen. Mancherlei Wespen, Käfer und Schmetterlinge, die das hellere Licht lieben, schwirren unter den Bäumen umher, glänzend in bunten Farben, aber stumm. Selten vernimmt man im Tannenwalde die lebensfrohen Weisen der Singvögel, häufiger den heiseren Schrei einer Krähe oder, wenn es bereits dunkelt, den kurzen, ominösen Ruf der Waldohreule, des Waldkauzes usw.

Schluß. Wer sich gern in einer heiteren Stimmung befindet und mit munteren Genossen an dem sprudelnden Jungbrunnen der Natur erfreut, der wird dem Laubwalde den Vorzug geben; für den, dem der Ernst des Lebens nur wehmütige Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit übrig ließ und den einsamen Umgang mit seinem Herzen zum Bedürfnis machte, wird der stille, düstere Nadelwald mehr Anziehendes haben. In seine Einsamkeit voll schweigenden Ernstes verlegte die Romantik die Hütten der Einsiedler. Im Laubwalde tummeln sich die Jagdgesellen beim heiteren Klange der Hörner.

15.

In welche Stimmung pflegt der Winter (hauptsächlich in Norddeutschland) das Gemüt zu versetzen?

Einleitung. Der Norddeutsche beklagt sich wohl zuweilen über sein rauheres Klima, und doch verdankt er der scharfen Ausprägung seiner vier Jahreszeiten so manche Vorteile. Wir lernen die Natur in der verschiedensten Gestalt und nach den Eigentümlichkeiten jeder Zone kennen. Derselbe Ort, welcher im Juli und August unter der schwülen Glut der tropischen Sonne zu liegen scheint, ist im Januar und Februar gleichsam in die eisigen Schneegefilde Grönlands versetzt. Ein alter Spruch sagt: Wie viele Sprachen du lernst, auf so viele Arten lernst du ein Mensch sein. Auch die Verschiedenheit der Jahreszeiten bewirkt, daß wir in jeder andere Menschen sind. Es wechseln mit ihnen

Kleidung und Speise, Arbeiten, Sorgen und Vergnügungen, ja unser geistiges Leben erleidet ähnliche Wandelungen. Das Fallen des Laubes, die Öde der Felder, der Abzug der Wandervögel können in dem Süddeutschen nicht denselben schwermütigen Ernst erregen, es kann ihn die Empfindung, daß alles Irdische verhallt, nicht mit derselben Tiefe ergreifen, weil nur bei uns auf den Herbst eine völlige, über vier Monate anhaltende Erstorbenheit der Natur folgt, und wiederum wird der Süddeutsche auch Frühling und Sommer nach der kurzen Entbehrung nicht mit derselben Freude begrüßen. — In dem Einflusse, welchen der Winter auf unsere Gemütsstimmung und damit auf unsere Neigungen ausübt, lassen sich zwei Perioden unterscheiden, die durch das Weihnachtsfest getrennt sind. Wir durchleben einen Zeitraum der Resignation, die sich aber bloß auf unser Verhältnis zur Natur beschränkt und sonst eine sehr bedeutsame Gegenwirkung hervorruft, und einen Zeitraum der freudigen Erwartung.

Thema. Die Stimmung unseres Gemütes in den beiden Abschnitten des Winters.

A. Die Zeit der Resignation.

1. Das Gefühl frischer Kraft und Selbständigkeit. Während uns die hinwelkende Natur im Herbste zur Wehmut stimmt, steigert ihr völliges Entschlafen, seltsam genug, nicht diese Trauer über die Vergänglichkeit. Gerade dann, wenn der Winter alles begraben hat, aber mit scharfem Frost und Schneegestöber einen entschiedenen Charakter annimmt, durchdringt uns ein frisches Lebensgefühl. Die Ursache ist teils ein sittlicher Umstand: wir haben auf die sommerliche Anmut der Natur verzichten gelernt und uns darein gefunden, daß wir nun völlig auf uns selbst angewiesen sind; teils ist sie physischer Art, denn die kältere Luft bringt in Nerven und Muskeln eine frische Spannung. Selbst Frauen und Kindern macht es Vergnügen, vor dem Tore und auf dem Eise der Kälte zu trotzen. Welches fröhliche Treiben auf dem Flusse, wo sich alt und jung herumtummelt, die Schlitt-

schuhläufer ihre Reigen aufführen und stattlich geschmückte Klingelschlitten vorüberfliegen. Wann sah man solche frische, rote Wangen!

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Er scheut nicht süß, nicht sauer. M. Claudius.

2. Sowie sich uns die Natur verschließt, versetzen wir uns häufiger und lieber in das Reich des Geistes. Auf dem Schreibtische brennt die trauliche Lampe. Draußen ist es still und finster, keine Zerstreuung lockt uns hinaus. Der Geist kehrt bei sich selbst ein und versenkt sich gern in die Welt, welche in den Büchern lebt. Auch die Kirchen füllen sich am Sonntage trotz ihrer kalten Räume. Die frommen Regungen im Tempel der Natur, mit denen man im Sommer auf Spaziergängen und Lustfahrten die Mahnung des Gewissens beschwichtigte, reichen nicht mehr aus, und man sehnt sich, das reinere und bestimmtere Wort Gottes zu hören. Selbst viele Unterhaltungen haben einen geistigen Charakter. Die Knaben suchen in den Mußestunden den Baukasten und das Schachbrett hervor, die Mädchen zeichnen Stickmuster, schreiben Noten und musizieren. Jetzt muß die Großmutter in der halbdunkeln Ecke am Ofen ihre Märchen erzählen. Von den Leihbibliotheken werden reichere Spenden gefordert. Die Konzertgeber wählen für die Säle ein feineres Programm, als es für die Gärten nötig war. Oper und Drama sammeln alle Kräfte zu ernsten Anstrengungen. Die öffentlichen Vorträge der Literaten.

3. Der Familiensinn tritt in seine vollen Rechte. Während im Sommer der allgemeine, lebhaftere Verkehr alles aus dem Hause führte und oft auch die Familienglieder trennte, indem der eine sich an diese, der andere an jene Freunde anschloß, hält der Winter sie am Herde zusammen, und während sie sonst sich an Garten und Feld nur miteinander erfreuten, haben sie jetzt aneinander selbst ihre Freude. Wie viele Tausende sind den Winter hindurch allein auf das Familienzimmer angewiesen. Die rauschenden Lustbarkeiten entführen nur die ver-

hältnismäßig geringe Zahl der reichen Leute ihren Kindern. Manches Städtchen bringt kaum alle fünf Jahre für sich und die ländliche Umgebung einen Ball zustande. Konzerte und Theater kennt man hier nur aus der Zeitung. Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern müssen einander genügen, und Dank der deutschen Volksnatur, sie verstehen es, aneinander genug zu haben. Diese lieblichen und herzerfreuenden Idyllen in der Kinderstube und am häuslichen Herde bleiben zwar ungeschrieben, doch jeder deutsche Jüngling und jedes deutsche Mädchen nimmt bei dem Abschiede vom Vaterhause im Schreine seines Herzens ein köstliches Buch mit, das ihm in der Fremde mit den Jahren immer teurer wird: es ist das Buch seiner Kindheit, und diejenigen Kapitel, welche die süßesten Erinnerungen wachrufen, haben nach der Mehrzahl gewiß den Winter zur Staffage.

B. Die Zeit der freudigen Erwartung.

1. Das Weihnachtsfest als Wendepunkt. In der Erde erwacht unter der Schneehülle der Keim eines neuen Lebens. Schon unseren heidnischen Vorfahren war die Nacht zum 25. Dezember eine geweihte, heilige Nacht. Mit ihr begann das neue Jahr, und man feierte in grüngeschmückten Hallen das Fest der winterlichen Sonnenwende, der Wiedergeburt der Natur aus der Finsternis zum Lichte. Es kümmert uns nicht, daß die eisigen Ostwinde jetzt erst recht mit dem Winter Ernst machen, wir haben einmal den Berggipfel überstiegen. Immer näher rückt die Sonne der Erde, die Tage werden länger und länger: wir sind gewiß, daß der Frühling nicht ausbleibt. Jene resignierende Stimmung weicht der heiteren, sorglosen Erwartung. — Die religiöse Bedeutung des Festes verstärkt und vertieft diese Wirkung der Natur. Mit freundlichem Scheine blinkt am fernen Firmamente der kleine, stille Stern, der einst siegreich die Finsternisse zerstreuen und Himmel und Erde mit seinem Glanze erfüllen soll. Eine neue Zeit, ein neues Leben ist angebrochen. Da prangt der grüne Tannenbaum mit seinen Lichtern und Gaben als Sinnbild der Verheißung. Die Liebe und die Hoffnung der Eltern erlabt sich an der fröhlichen Unschuld der Kinder.

Möchten sie aufblühen gleich dem Kinde, das heute geboren ward, und zunehmen, wie an Alter, so an Gnade bei Gott und den Menschen. Jetzt wird auch das alte Jahr unter Preis und Dank beschlossen. Wir beginnen das neue mit der Erwartung neuer Segnungen im Reiche der Natur, wie im Reiche der Gnade.

2. Und sie kommen alle, die ersehnten Boten des Frühlings. Mit Petri Stuhlfeier findet sich die Lerche ein. Kaum gesättigt von den Spitzen der Saat, schwebt sie mit fröhlichem Gesange über dem Schneefelde; sie traut den Strömungen der lauen Südluft und den wärmeren Strahlen der Mittagssonne, welche allmählich den Schnee von den Abhängen hinwegtauen und die Eisrinde der Bäche mürbe machen. Schon kommt das Schneeglöckchen zum Vorschein, die Gräser beginnen sich zu regen, ein frühe erwachter Schmetterling flattert über den sonnigen Platz, und der Storch, der von seiner geheimnisvollen Reise zurückgekehrt ist, spaziert wie sonst auf den feuchten Wiesen umher. Die Erde ist von ihren Banden befreit, doch auch das gebeugte Herz richtet sich auf und spricht in neuer Lebenskraft: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, mir wird nichts mangeln!

Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern,
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht. Goethe (Faust).

Schluß. Das Fest der Auferstehung Christi trat an die Stelle des heidnischen Frühlingsfestes der Lichtgöttin Ostara, und die Verwandtschaft beider wurde bei uns mehr als irgendwo festgehalten, denn während viele andere Völker das Osterfest mit dem biblischen Namen Pascha benennen, gaben ihm die Deutschen

den Namen ihrer Frühlingsgöttin. Noch vor kurzem trug die Dorfjugend in manchen Gegenden im März einen Strohmann, das Bild des Winters, des Todes der Natur, auf das Feld hinaus und verbrannte ihn in dem Osterfeuer, worauf der Sommer, „seine Maien und Blümelein mancherlei", mit heiteren Reimen begrüßt wurden. — Möchten diese Feste uns jetzt nicht mehr bloße Naturfeste sein; möchten wir uns ein Herz fassen, auch in höherem Sinne die Geburt des Sonnenkindes zu feiern und den Sieg des Helden, der Grab und Tod bezwang.

O sende, Weltenschöpfer, du,
Auch dieser Sonne Strahl uns zu,
Und gib, daß ihr begnadend Licht
Des Busens dunkle Nacht durchbricht. Hilarius.

16.

Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung.

Einleitung. Die Natur ist der Schauplatz, auf welchem der Mensch seine Rolle spielt, sie ernährt ihn, sie ist der Gegenstand seiner Forschungen und entwickelt sein Nachdenken, sie erfreut ihn durch die Schönheit ihrer Gestalten und reizt ihn, sich in der Kunst der Nachbildung zu versuchen, sie ist die Offenbarung Gottes, und der in ihr waltende Geist spricht zu unserem Geiste; bei dieser Mannigfaltigkeit der Beziehungen muß sie sich unserem Auge auf eine sehr verschiedenartige Weise darstellen.

Thema. Die Auffassung der Natur nach dem jedesmaligen Interesse, das sie erregt.

1. Der ökonomische Standpunkt.

Man liebt den stattlichen Wald, weil er tüchtiges Bauholz liefert, man überzählt von des Hauses weitschauendem Giebel sein blühend Glück, die wollreiche Schafherde, die glatten Rinder, das strotzende Weizenfeld, die Gemüsegärten. Diese Freude an der Natur ist nicht poetisch, hat aber gleichwohl einen sehr be-

achtenswerten Grund, zumal da sich unter den deutschen Landwirten wohl nur selten eine amerikanische Baumwollseele findet die einzig für den Erwerb lebt.

2. Der Standpunkt des Naturforschers.

Ihm macht es Freude, die Eigentümlichkeiten der Naturgegenstände, die Gesetze ihrer Entstehung und Entwicklung kennen zu lernen. Dieses wissenschaftliche Interesse an der Natur wird nicht immer mit einem dichterischen verbunden sein. Nicht jeder Musiker, welcher Choräle und Oratorien liebt, will sich an ihnen erbauen, und so zeugt der fleißige Gebrauch des Fernrohrs, des Mikroskops und des anatomischen Messers nicht immer von einem empfänglichen Sinn für die Schönheit der Natur.

3. Das sittliche Interesse.

Man ehrt und liebt die Natur, weil in ihr alles Lebende, treuer als der Mensch, die ihm vorgeschriebene Bahn einhält. Die Ameise, die Biene sind das Muster des Fleißes. Der zärtliche Vogel rupft sich die Federn aus der Brust, um den Jungen das Nest zu polstern. Nur die verzogenen Haustiere oder die Raubtiere übernehmen sich in Speise und Trank. „Folge der Natur!" war der Grundsatz der Stoiker. In allen Idyllen will uns der deskriptive Teil die Natur nach ihrer Unschuld und Einfachheit als Vorbild aufstellen. Brockes zieht aus der Beschreibung jeder Blume eine Moral wie aus einer Fabel. Vieles von Rückert gehört hierher; ja die ganze Fabeldichtung gründet sich auf das sittliche Interesse an der Natur.

4. Die sinnliche Naturfreude.

Die Kühle des Waldes, das Grün des Laubes, das feuchte Blau der Gewässer versetzen die Sinne in eine angenehme Stimmung und erregen das Lebensgefühl. Man verbindet mit dieser Art des Naturgenusses gerne die Freuden der Geselligkeit.

Es geht doch, sagt mir, was ihr wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben

Daher im frischen Blumenduft,
Und mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir zerrinnen.
Wieland.

Die meisten Lyriker, nicht bloß die eigentlichen Anakreontiker, preisen die Natur wegen dieses sinnlichen Behagens. Das bleibe ihnen unverwehrt, doch sollten sie auch eines höheren Aufschwungs mächtig sein, weil dieses Gefühl für die schöne Natur mit dem Geschmack an Kirschen und Milch, oder an Apfelsinen und Rebensaft in zu naher Verwandtschaft steht.

5. Das ästhetische Interesse an der Natur.

Es unterscheidet sich von dem sinnlichen Naturgenusse dadurch, daß man sich an der malerischen Schönheit der Formen, Gruppen, Lichter ꝛc. erfreut. Die neuere Poesie hat mit der Abbildung einzelner, oft nur kleiner Gegenstände angefangen (die Dichter an der Pegnitz, Brockes); die gruppierende Landschaftsdichtung wird zuerst in Geßners Idyllen mit Erfolg versucht. Die englischen Gärten im 18. Jahrhundert. Thomsons Jahreszeiten und die deutschen Nachbildungen.

6. Die religiöse Naturbetrachtung.

Hier erscheint die Schöpfung dem frommen Sinn stets als die unmittelbare Manifestation des Herrn, welcher Himmel und Erde gemacht hat. Das Größte und das Kleinste in ihr ist eine bedeutungsvolle Bilderschrift. Niemand hat es so wie Klopstock den Hebräern nachempfunden, daß die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Feste seiner Hände Werk verkündiget. Bei Goethe erreichte der fromme Naturſinn dieselbe Innigkeit, doch war seine Anschauung pantheistisch. Die Schöpfung von Joseph Haydn.

Schluß. So lange es eine deutsche Poesie gibt, wird die Natur ihr Gegenstand und ihre Zierde bleiben. Dies liegt nicht allein daran, daß wir von herrlichen Landschaften umgeben sind, oder daran, daß der lange, öde Winter bei uns die Empfänglichkeit verjüngt und dem Frühlinge immer neue Reize gibt, sondern hauptsächlich daran, daß unserm Gemüte ein idyllischer Zug und

das Verständnis des Geistes eingepflanzt ist, der über der einsamen Waldquelle lispelt und donnernd in den Wogen des Meeres rauscht.[1])

17.

Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben?

Einleitung. Die Menschen lieben es, sich über das Schicksal zu beklagen; man hört wohl die Äußerung, sie seien schlechter daran als das Tier.

Thema. Inwiefern scheinen die Tiere von der Natur mehr begünstigt zu sein und weshalb sind diese Vorzüge doch nur scheinbar?

A. Welche Vorzüge haben die Tiere erhalten?

1. Viele Tiere sind stärker als der Mensch. Sie haben eine dauerhaftere Gesundheit; die Vögel können fliegen, viele Tiere können schneller laufen, haben ein schärferes Gesicht und einen feineren Geruch. Den Menschen bedroht ein Heer von Krankheiten, und selten fühlt sich jemand recht gesund.

2. Das Tier hat weniger Bedürfnisse und kann diese leichter befriedigen. Unzählige Menschen leben nur für den Erwerb des täglichen Brotes. Die Sorge reibt sie auf und verführt wohl gar manchen zu Verbrechen.

3. Dem Tiere erspart der unfehlbare Instinkt alles Lernen und Nachsinnen, während der Mensch seine Jugend in der Schule verbringt, um nicht ein unwissendes, hilfloses Geschöpf zu bleiben.

4. Es gibt keine schwerere Pein, als das Bewußtsein der Schuld. Wie beseligend ist der Friede des Herzens und welche Kämpfe kostet es, diesen zu gewinnen und zu behaupten! Das Tier weiß in seiner glücklichen Unschuld nichts von dem bittern Gefühl einer Verschuldung.

1) Eine ähnliche Aufgabe wäre die Klassifikation der Spaziergänger. Es findet sich hierüber eine Skizze in Jean Pauls „unsichtbarer Loge" III, 98.

B. Gleichwohl ist der Mensch nicht stiefmütterlich behandelt worden.

1. Der Mensch ist nicht von Natur ein Schwächling. Der Indianer hat die schärfsten Sinne. Die Stärke des Elefanten, die Schnelligkeit der Schwalbe, der scharfe Blick des Adlers bleiben hinter dem zurück, was die Erfindungen der Technik leisten.

2. Die vielen Bedürfnisse hat man sich ebenfalls selbst aufgebürdet. Man lerne entbehren. Der Ärmste besitzt mehr, als Diogenes brauchte. Auch die Sorge hat ihre Reize. Sie erfreut durch den Erfolg, durch ihre sittlichen Wirkungen, und es ist ein schönes Gefühl, für die zu sorgen, die man lieb hat.

Erst dann genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu' erbeute. Schiller.

3. Wer möchte mit dem unbewußten, allein auf das nächste Bedürfnis beschränkten Instinkte des Tieres die freie Entwickelung des Geistes vertauschen, Wissenschaft und Kunst als eine Bürde, nicht als die Verklärung des Lebens betrachten?

4. So wird auch niemand die Schuldlosigkeit und den innern Frieden der Tiere mit dem Verluste der sittlichen Freiheit erkaufen wollen; denn das Bewußtsein, recht zu handeln, ist unser höchstes irdisches Gut, und wir würden darauf verzichten.

Wär's der Glocke eigen nicht zu springen,
So wär' es ihr auch eigen nicht zu klingen.

Schluß. Unsere ganze Kultur gründet sich darauf, daß die Natur dem Menschen diejenigen Vorzüge versagte, welche sie scheinbar dem Tiere verliehen hat.

18.

Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend.

Einleitung. Jeder mag gerne in einem Walde, an der See weilen oder die Aussicht von einem Berge genießen. Wir sollen uns aber nicht bloß an der Schönheit

der Natur erfreuen, sondern auch durch sie unser Nachdenken anregen lassen.

Thema. Wie demütigt und wie erhebt uns die Natur?

A. Sie lehrt uns unsere Nichtigkeit erkennen.

1. Viele Erscheinungen in der Natur sind weit großartiger als alle Werke des Menschen. Die Pyramiden, die Paläste und Münster sind, mit den Gebirgen verglichen, winzige Kartenhäuschen. Wir sind stolz auf einen schiffbaren Kanal von 30 Meilen Länge, und doch verschwindet dieser wie eine Regenrinne gegen die Stromgebiete Amerikas. Was ist ein chinesisches Laternenfest gegen den gestirnten Himmel, der mächtige Klang einer vielstimmigen Orgel gegen das Konzert der donnernden Brandung? Was ist die Erde, dieser Tropfen, der an dem Rande des Eimers hängen blieb, als ihm der Ozean der Welten entquoll? Was sind die tausendmal Tausend, was die Myriaden alle, welche diesen Tropfen bewohnen und bewohnten? und was ist auf der Erde unter diesen Myriaden der einzelne Mensch? (Vgl. Klopstock „Die Frühlingsfeier".)

2. In der Natur ist alles vollkommener und mit der höchsten Weisheit eingerichtet. Das feinste Gewebe aus Flachs oder Seide erscheint unter dem Mikroskope ungleich, rauh, voller Knoten und Lücken, nicht aber der Flügel des kleinsten Insektes. Die Lilie ist schöner gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht. Kein Gemälde erreicht die Zartheit und den Farbenschmelz einer Blume; immer wird uns das Mikroskop daran die derben Pinselstriche und den unvermittelten Stufengang der Farben zeigen, während auf der Blüte alle Tinten unmerklich ineinander fließen. Mit welcher wunderbaren Genauigkeit entspricht in dem Bau des Vogels alles einzelne dem Bedürfnis des Fluges: der kahnförmige Leib, die leichten, markloſen und mit Luft gefüllten Knochen, die zugespitzten, zur fächerartigen Entfaltung eingerichteten Schwingen, die steuernden Schwanzfedern, der die Luft durchschneidende, keilförmige Kopf usw. — Der Mensch hat an seinen Maschinen immerfort zu bessern, die Räder und Walzen

knarren und ächzen, sie reiben sich in wenigen Jahren auf. Aber selbst die Kometen halten die ihnen vorgeschriebene Bahn und Zeit ein.

B. Der Anblick der Natur ist erhebend, weil wir uns ihr gegenüber unserer höheren Würde bewußt werden.

1. Uns ist ein unsterblicher Geist zuteil geworden, während auch die großartigsten Werke der Natur nur der Endlichkeit angehören und kein eigenes, bewußtes Leben haben. Dem unermeßlichen Weltall mit seinen Wundern gegenüber, was ist der Mensch?

Halleluja dem Schaffenden! mehr wir die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten.
Klopstock.

Er ist ein Wesen, dessen Seele mit der Freude an dem Wahren, Guten und Schönen die Weihe zu einer ewigen Dauer empfing und sich schon hienieden aus dem Staube der Sinnenwelt zu Gott erhebt:

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten,
Bist du näher, als den Welten!
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht. Derselbe.

„Der Mensch muß sich fast Gewalt antun, um dem Eindrucke nicht zu erliegen, den das Anschauen der Alpenzinne und das Gefühl ihrer Größe erzeugen. Doch wenn die Majestät der Alpen wegen des Bewußtseins unserer Schwäche uns danieder drückt, so erhebt uns der edlere Geist gegen diese Entmutigung und stellt den Adel seiner Abkunft, seine göttliche Natur mit diesen seelenlosen Massen in Gegensatz". (J. Löwenberg, „Schweizer Bilder" S. 43.)

2. Der Mensch hat Vernunft und freien Willen, während in der Natur nur das Gesetz und der Instinkt herrschen. Mag das, was wir hervorbringen, noch so unvollkommen sein, es ist das Werk unserer Einsicht, unserer freien Tätigkeit; die Natur gleicht einer in Bewegung gesetzten Maschine, die bewußtlos ihre Wunder schafft. Kein Tier kann den ihm

vorgeschriebenen Kreis der Lebensordnung überschreiten; der Mensch lebt in jedem Klima, er bildet sich zu jedem Berufe aus. Cäsar Ducornet († 1836) wurde ohne Arme geboren, aber seine Füße machten ihn zu einem berühmten Historienmaler. Der Instinkt der Tiere ist bewundernswert, jedoch so despotisch, daß er sie auf eine belustigende Weise aller Überlegung beraubt. Das Huhn brütet mit gleichem Eifer, wenn man ihm statt der Eier einige runde Steine unterlegt. Die norwegischen Bergmäuse ziehen auf ihren Wanderungen stets in gerader Linie über Land und Wasser hintereinander fort. Sie schwimmen nicht um den Kahn herum, sondern überklettern ihn. Werden sie durch eine steile Felswand aufgehalten, so umgehen sie sie zwar, aber sie vermögen nicht, die frühere Richtung in einer Diagonale aufzusuchen, sondern wandern erst an der andern Seite des Felsens bis zu der unterbrochenen Linie hinab.

3. Der Mensch besiegt die Natur und ist ihr Herr. Wo er sich ansiedeln will, muß der Urwald Platz machen, der Morast verdunsten, das Raubtier in die Einöde weichen, der Acker, welcher Disteln und Dornen trägt, sich in einen Garten umwandeln. Seine Schiffe durchkreuzen die Meere, der Dampfer trotzt dem Sturm und der Windstille. Die Lokomotive rollt über den Strom hin und erhält eine Bahn unterhalb seines Bettes. Die stärksten Tiere müssen dem Menschen dienstbar sein; sie folgen dem Lenkseile, sie erschrecken bei einem zornigen Worte ihres Herrn, sie freuen sich, wenn er sie freundlich anblickt. Er übersteigt mit dem Saumroß den Kamm der Gebirge, er durchwandelt mit dem Kamel die Schrecken der Wüste. Selbst dem zerschmetternden Blitze schreibt er den Weg vor.

4. Die Natur ist hauptsächlich für den Menschen geschaffen. Die Blume hat kein Gefühl ihres Lebens; ihre Pracht ist für sie selbst nicht vorhanden. Dem Tiere ist ein Anteil an der Schöpfung eingeräumt. So erhält der Fisch sein Leben auch dazu, daß er selbst das Behagliche der kühlen, verschleierten Tiefe genießt, der Vogel, daß er in der Luft der Freiheit durch Flur und Wald streift oder sich jubelnd im Äther auf den Schwingen wiegt. Jedoch ist die nur sinnliche Empfindung

der Tiere für die Schönheit der Schöpfung sehr beschränkt. Wie das kleine Kind alles in den Mund steckt, so forscht das Tier mit Auge und Ohr, mit der prüfenden Zunge und der schnüffelnden Nase überall nach Nahrung. In seinem Natursysteme gibt es nicht mehr als zwei Klassen: die eine umfaßt das Eßbare, alles übrige gehört zur zweiten. Das häßliche Kamel, die zierliche Gazelle, das schön gestreifte Zebra, der Mensch mit seiner wunderbaren Gestalt, dies alles ist dem Löwen ohne Unterschied nur Speise. Wieviel muß der Mensch dem Schöpfer wert sein, daß er die Erde, alle ihre Werke, so groß und so viel, für ihn erschuf!

Schluß. Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,
Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, dich vernimmt;
Weniger Herzen erfüllt, mit Ehrfurcht und Schauer,
Gottes Allgegenwart! Klopstock.

19.

Der Mensch als Zögling und als Herr der Natur.

A. Der Mensch als Zögling der Natur.

1. Sie regt zu technischen Erfindungen an.
2. Sie erweckte in ihm das wissenschaftliche Interesse,
3. den religiösen Sinn,
4. den Formensinn und das Gefühl für das Schöne.

B. Der Mensch als Herr der Natur.

1. Der menschliche Geist geht weiter, als ihn die bloße Betrachtung der Außenwelt führt, und schöpft aus sich selbst. Wer sich allein auf die gemeine Erfahrung stützt, der muß behaupten, daß sich die Sonne um die Erde bewegt, daß der Tod den Geist des Menschen vernichtet ꝛc.

2. Auf dieser höheren Stufe der Erkenntnis ist die Natur dem Menschen nur noch Stoff, Mittel, Gleichnis.

Prof. Dr. L. Cholevius

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen

Zwölfte, völlig umgearbeitete Auflage von

Prof. Dr. O. Weise

2. Bändchen

Aufgaben aus dem ästhetischen, sittlichen und geistigen Gebiete

1907

Leipzig und Berlin

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

DD
11.3
.55
1907
v.2

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
Goethe.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Thurs
Gift
Prof. Josef Wiehr
8-18-70
vol. 2
850641-291

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Wir stimmen in unserm Urteile über die Brauchbarkeit der Themen selten überein. Von Hunderten, die uns in älteren und neueren Sammlungen geboten werden, gefallen nur wenige allen und nicht einmal jedem dieselben. Dies liegt nicht immer an den Themen. Denn natürlich werden uns stets nur Aufgaben über solche Gegenstände besonders ergiebig scheinen, die bereits unser eigenes Nachdenken beschäftigt haben, so daß sie in unserm Bewußtsein eine Reihe von Gedanken anregen; andere verwerfen wir wieder als untauglich, obwohl sie nur den Fehler haben, einem Gebiete anzugehören, das uns bisher fremd geblieben ist.

In vielen von den hier behandelten Aufgaben lehnt sich ein abstraktes Moment an eine konkrete Grundlage, so daß der begabtere Schüler Gelegenheit hat, sich in der Auseinandersetzung des Gedankens zu versuchen, der weniger begabte, der gern zur schildernden Darstellung tatsächlicher Beziehungen seine Zuflucht nimmt, auch nicht leicht in Not gerät. Allgemeine moralische Themen sind nicht gemieden, obwohl ich weiß, daß man manches gegen sie eingewendet hat; die Schüler müssen auch in Aufsätzen dieser Art einige Übung erhalten.

Vorwort zur zwölften Auflage
des I. Bandes.

Die „Dispositionen" von L. Cholevius sind seit dem Tode des Verfassers (1878) noch mehrfach neu gedruckt worden, doch nach ihrem Inhalt unverändert geblieben. Daher kommt es, daß ein großer Teil davon veraltet ist und den Anforderungen der

Gegenwart nicht mehr genügt. Vielfach liegen die Stoffe dem Gesichtskreise der Schüler gänzlich fern, z. B. bei den Aufgaben über die Birke als Lebensbaum der Letten und über die Totengerichte der Ägypter, oder sie sind minderwertig, z. B. der Reimkampf, oder zu allgemein gehalten. Manche sind auch in der von R. Lehmann mit Recht als „Mumie in der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts" bezeichneten Chrienform behandelt. Dazu gesellen sich Mängel formeller Art. So ist die Darstellung oft breit, und die Anordnung läßt viel zu wünschen übrig, da die Aufgaben in bunter Reihe vorgeführt werden. Diesen Übelständen habe ich in der vorliegenden Neubearbeitung möglichst abzuhelfen gesucht. Ziemlich die Hälfte der Aufgaben ist gestrichen und durch neue ersetzt worden[1]); dabei sind die literarischen Stoffe, die bisher stark gegen die übrigen zurücktraten, wesentlich vermehrt und auch sonst die Bedürfnisse der Gegenwart berücksichtigt worden. Sachlich Zusammengehöriges hat nebeneinander Platz erhalten: so finden sich in Bändchen I die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen, erd- und naturkundlichen Aufgaben, in II die Themen aus dem ästhetischen, sittlich-religiösen und geistigen Gebiete, in III die literarischen Stoffe und in IV die Sentenzen und Sprichwörter. So hoffe ich denn, daß die „Dispositionen" in dieser neuen Gestalt die alte Gunst wiedergewinnen und noch lange zu Nutz und Frommen der höheren Schulen in Gebrauch bleiben werden gleich der „Praktischen Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze", die sich in meiner Neubearbeitung nach dem Urteile der Fachgenossen als brauchbar erwiesen hat.

Eisenberg, S.-A., im Herbst 1907.

O. Weise.

---

1) Cholevius bietet in der letzten Auflage seiner vier Bändchen 237 Aufgaben, die vorliegende Bearbeitung 254, darunter 112 neu aufgenommene. Eine Ergänzung zu diesem Buche ist meine in demselben Verlage erschienene Neubearbeitung von K. Menges Dispositionen und Musterentwürfen zu deutschen Aufsätzen, worin 80 Themen behandelt sind.

Inhalt des vorliegenden 2. Bändchens.

III.

Ästhetische Aufgaben.

Seite

*1. Wie unterscheiden sich das antike und das moderne Trauerspiel? 1
*2. Die Bedeutung Homers für die Griechen und für andere Völker 3
3. Warum haben die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt? 5
*4. Vergil und Homer als epische Dichter 5
*5. Die Eigenart der ägyptischen Kunst 10
*6. Wie befolgt Goethe in Hermann und Dorothea die von Lessing im Laokoon aufgestellten Gesetze der epischen Dichtkunst? . . 12
*7. Die Kunstmittel der Darstellung in Goethes „Novelle" . . . 15
*8. Welche Kunstgesetze lassen sich bei der Betrachtung von L. da Vincis Abendmahl gewinnen? 17
9. Der Taucher, ein Gemälde 19
*10. Welchen Einfluß hat die Kunst auf das menschliche Gemüt? 21
11. Die Farben als Symbole 22

IV.

Aufgaben aus dem religiösen, sittlichen und geistigen Gebiete.

*1. Rückerts Ausspruch: „Die Natur ist Gottes Buch" erläutert durch Klopstocks „Frühlingsfeier" 26
2. Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten 27
*3. Was bedeuten die Worte des Pfarrers in Hermann und Dorothea I, 186—188? 29
*4. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der biblischen Lebensanschauung? 30
*5. Leichtsinn und Sorglosigkeit führen zur Verkennung der Wirklichkeit, nachgewiesen an Goethes Egmont 32
6. Goethes Harfner verkennt in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" die 'himmlischen Mächte' 33
7. Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unserer Seele? 36
8. In welchem Zusammenhange stehen die Anfänge des Christentums und das Fischergewerbe? 38
9. Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft? 40
10. Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer unedlen Seite . 41

Seite

11. Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln 43
12. Welche nachteiligen Folgen hat es für uns, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden? 45
13. Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne gründen sich auf denselben Zug der menschlichen Natur . . 47
14. Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte 48
*15. Auch im Vergnügen soll man Maß halten 50
16. Das Memento mori und das Memento vivere können in gleichem Grade verderblich sein, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt 51
17. Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend 52
18. Über die Ursache und den Wert der Nacheiferung 54
19. Kann nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein? 55
20. Lerne die Kunst zu schweigen! 56
*21. Welchen Nutzen gewähren uns große Kenntnisse? 57
22. Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde 59
23. Hoffnung und Erinnerung, ein Vergleich. 60
24. Armut und Reichtum nach ihrer Einwirkung auf die Sittlichkeit. 62
25. Ist das Bedürfnis der Freundschaft ein Mangel oder ein Vorzug? 66
26. Welche Bande knüpfen uns an das Vaterland? 69
27. Es ist oft schwer, die Wahrheit zu sagen, aber andererseits auch schwer, sie zu hören 73
28. Hoffnungen und Blüten, ein Vergleich. 76
29. Die Tadelsucht, ihre Ursachen und ihre Folgen 79
30. Was soll die Jugend vom Alter und was das Alter von der Jugend an sich haben? 84
31. Durch nichts verraten die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden 86
32. Ist Armut für den Menschen schimpflich? 87
33. Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden? . 88
34. Unter welchen Bedingungen darf uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen? 89
35. Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit. 90
36. Ist es unbedingt ein Lob, recht viele Freunde zu besitzen? 91
37. Wie unterscheiden sich das Gesetz und die Moral voneinander? 92

Inhalt des 1. Bändchens.

I.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Aufgaben.[1])

Seite

*1. Wie unterscheidet sich der Staat des Altertums von dem der Gegenwart? 1
*2. Das alte und das neue deutsche Kaisertum 4
*3. Die Eigenart des deutschen Volkes. (Ganz ausgeführt). . . 6
*4. Welche Vorteile hat uns die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs gebracht? 22
5. Welche kriegerischen Zusammenstöße sind zwischen Asien und Europa bis zum Jahre 1900 erfolgt? 23
6. Wodurch haben sich die Mönche während des Mittelalters besonders um unser Volk verdient gemacht? 27
7. Inwiefern bezeichnen die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäischen Völker? 28
*8. Welche nachteiligen Folgen hatte der Dreißigjährige Krieg für die deutsche Landwirtschaft? 32
*9. Wodurch wurde der Niedergang der Hansa herbeigeführt?. . 35
10. Wodurch wurde es den Vereinigten Staaten von Nordamerika erleichtert, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen? . 37
*11. Charakteristik Friedrichs des Großen. (Ganz ausgeführt) . . 37
*12. Wie erklärt sich die schwärmerische Verehrung, die Klopstock im 18. Jahrhundert genossen hat? 43
13. Mit welchem Recht nennt man unser Zeitalter das papierene Zeitalter? 44
14. Warum hat man das 19. Jahrhundert das eiserne genannt? 45
*15. Die deutsche Jagd im 12. und im 18. Jahrhundert 46
16. Worauf beruht unser Interesse an der Geschichte und die Begeisterung, die sie erweckt? 48
17. Weshalb ließen die weltlichen und die geistlichen Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen? 49
*18. Der französische und der englische Park 50
*19. Die Eisenbahn als Beförderin der Kultur. 51
20. Welche Vorteile gewährt die Auswanderung? 54

1) Die mit Sternchen versehenen Nummern sind neu hinzugekommen.

Seite

*21. Der Nutzen der Kolonien 54
22. Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues 56
23. Welchen Einfluß übt auf den Seemann sein Gewerbe aus? 57
24. Drei gewaltige Kiele: Vogelkiel, Federkiel, Schiffskiel . . 59
25. Durch das Pulver ist nicht bloß der Krieg grausamer und unmenschlicher, sondern auch die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden 63
*26. Welchen Erschwerungen war der Handel im Mittelalter ausgesetzt? 68
*27. Die wichtigsten der Neuzeit eigentümlichen Genußmittel . . 70
*28. Die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses 74
29. Der Krieg als Feind und als Freund der Künste 76
30. Der Nutzen der Wanderschaft 79
31. Wozu dient den Menschen der Stab? 80
32. Über das Verhältnis von Not und Überfluß zur Entwickelung der Künste 83
33. Welche Kräfte unterstützen den Menschen bei seinen Arbeiten? 87
34. Weshalb ist hauptsächlich Italien für die Deutschen das Land der Sehnsucht? 90
*35. Der Einfluß der Schweizer auf die neuhochdeutsche Schriftsprache 92
*36. Weshalb empfiehlt es sich, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden? 94
*37. Humanismus und Renaissance 95
38. Was haben das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames? 99
39. Die Wirkung der Nachricht: „Es wird Krieg!“ 101
40. Hat Goethe (im 2. Teile des „Faust“) das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht? . . . 102
*41. Wodurch unterscheidet sich der Charakter der Römer hauptsächlich von dem der Griechen? 104
42. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der jüdischen Kultur? 108
*43. Charakteristik Alexanders des Großen. (Ganz ausgeführt) . . 109
44. Die Verurteilung der in der Schlacht bei den Arginusen siegreichen Feldherrn 114
45. Auf welche Vorstellungen und Tatsachen gründet sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel gesetzt haben? 115
*46. Was verdankt Europa dem Morgenlande? 121
*47. M. Porcius Cato, ein Römer von altem Schrot und Korn 124
*48. Hatte Hannibal Aussicht, die Stadt Rom zu erobern, wenn er nach der Schlacht von Cannä dahin gezogen wäre? . . 125
49. Cäsar und Wallenstein 127

II.

Aufgaben aus dem Gebiete der Erd- und Naturkunde.

Seite

*1. Wie kommt es, daß Afrika später als die übrigen Erdteile von den Europäern erforscht worden ist? 129
*2. Moskau und Petersburg 130
*3. Die Bodenkultur Italiens 132
*4. Welche Vorteile und welche Nachteile sind unserem Vaterlande durch seine geographische Lage erwachsen? 133
*5. Der Wandel des Naturgefühls nachgewiesen an den Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Shakespeares, Klopstocks und Goethes 134
6. Welchen günstigen Einfluß übt ein längerer Aufenthalt im Gebirge auf den Menschen aus? 136
*7. Weshalb gehen wir so gern an die See? 137
8. Meer und Wüste 138
9. Weshalb spricht man bei einer Unterhaltung so oft von dem Wetter? 139
10. Weshalb pflegt der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen? 140
11. Worin gleichen Gebirge und Meer einander? 145
*12. Die Bedeutung des Waldes für den Menschen 146
13. Welche Gedanken weckt in uns der Abzug der Wandervögel? 147
14. Laubwald und Nadelwald 148
15. In welche Stimmung pflegt der Winter (hauptsächlich in Norddeutschland) das Gemüt zu versetzen? 151
16. Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung 156
17. Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben? 159
18. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend 160
19. Der Mensch als Zögling und als Herr der Natur 164

Inhalt des 3. Bändchens.

V.

Aufgaben aus der Literatur.

a) Aus der deutschen Literatur.

		Seite
1.	Hagen im Nibelungenliede	1
*2.	Gunther und Etzel im Nibelungenliede	3
*3.	Wate im Gudrunliede. (Ganz ausgeführt)	4
*4.	Rüdiger von Bechlarn im Nibelungenliede und Max Piccolomini in Schillers „Wallenstein"	8
*5.	Walther von der Vogelweide, ein Hüter deutscher Ehre	10
*6.	Die Eigenart des Volksliedes, erläutert an dem Liede über „Sickingens Tod"	10
*7.	Welche Richtungen in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind vertreten durch Luther, P. Gerhardt, Joh. Scheffler, v. Zinzendorf und Gellert?	12
*8.	Klopstock als patriotischer Dichter	14
*9.	Just in Lessings „Minna von Barnhelm"	16
*10.	Der Begriff der Ehre, festgestellt an Tellheim in Lessings „Minna von Barnhelm" und an Sophokles' „Ajas"	17
11.	Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm"	19
12.	Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti"	20
13.	Warum söhnt uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aus, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia?	22
*14.	Die Fabeln Lessings und Gellerts	24
15.	Welche Betrachtungen enthält die Fabel Kleists vom „gelähmten Kranich"?	25
*16.	Herders Gedichte „Dämmerung" und „das Kind der Sorge".	27
*17.	Die Spuren des Sturmes und Dranges in Leisewitzens „Julius von Tarent"	29
*18.	Englischer Einfluß auf unsere poetische Literatur	32
*19.	Die Treue in Goethes „Götz von Berlichingen"	34
*20.	Der Zustand des Deutschen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen". (Ganz ausgeführt)	35
*21.	Herzog Alba nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande"	40
*22a.	Was erfahren wir in Goethes „Egmont" über König Philipp II. von Spanien?	45
*22b.	Warum liebten die Niederländer König Philipp II. nicht? (Nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande")	46
23.	Die Schwermut und die Genesung des Orestes. (Nach Goethes „Iphigenie")	47

Seite

*24. Oreſtes und Pylades in Goethes „Iphigenie" 52
25. Die Zuſtände Italiens z. Zeit des Torquato Taſſo. (Nach Goethe) 53
*26. Der erſte Geſang von Goethes „Hermann und Dorothea" als Expoſition des ganzen Epos 61
*27. Die Geiſterwelt in Goethes Balladen 63
*28. Die Unterſchiede zwiſchen Goethes Ballade u. Schillers Romanze 64
*29. Was erfahren wir über Schiller in Goethes „Epilog zur Glocke"? 66
30. Erklärung von Goethes Gedicht: „Geſang der Geiſter über den Waſſern" 67
*31. Goethes Sturm- und Drangzeit. (Nach einigen ſeiner Gedichte) 68
*32. Welche Rolle ſpielt das Waſſer in Goethes Gedichten der ſiebziger Jahre des 18. Jahrhunderts? 70
*33. Wie unterſcheiden ſich Goethe und Schiller voneinander? . 72
*34. Goethes Vater nach „Dichtung und Wahrheit" Buch 1—4. 74
35. Weshalb ſind wohl Schillers „Räuber" (1781) für die Zeitgenoſſen eine ſo anziehende Dichtung geweſen? 77
36. Wodurch bewegt die Gräfin Terzky Wallenſtein, ſich mit den Schweden zu verbinden? (Nach Schiller) 80
37. Iſt Oberſt Buttler in Schillers „Wallenſtein" ſo dargeſtellt, daß ſich in ſeinem Charakter keine Widerſprüche finden? . . 81
*38. Wodurch wurde Wallenſtein in Schillers Drama zum Verräter? 85
39. Aus welchen verſchiedenen Gründen wird Wallenſtein von ſeinen Anhängern verlaſſen? (Nach Schiller) 87
*40. Was erfahren wir in „Wallenſteins Lager" über die Perſon des Feldherrn? 88
41. Mit welchen verſchiedenen Empfindungen ſcheiden Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben? 91
42. Zeugt in Schillers „Jungfrau von Orleans" das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich v. einem unkindlichen Herzen? 94
*43. Der zweite Halbchor in Schillers „Braut von Meſſina" . . 98
*44. Die Natur in Schillers „Braut von Meſſina" 101
45. Die Frauen in Schillers „Wilhelm Tell" 103
*46. Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell" . . 106
47. Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell" 108
*48. Das Verhältnis von Glauben und Wiſſen nach einigen Schillerſchen Gedichten 109
49. Fatum und Vorſehung in Schillers erzählenden Gedichten . 110
*50. Wie zeigt ſich der Einfluß Homers in Schillers Gedichten der dritten Periode? 112
*51. Der Graf von Habsburg und des Sängers Fluch 114
*52. Das ſittliche Problem in Schillers „Kampf mit dem Drachen" und in Kleiſts „Prinzen von Homburg" 115
53. Erklärung von Schillers Gedicht: „Die Worte des Glaubens" (1797) 117

Seite

54. Schillers Rätsel über den Pflug 124
*55. Schiller als Sänger der Freiheit 125
56. Der Pfarrer von Grünau. (Nach Vossens „Luise") 127
57. Heines „Fichtenbaum und Palme" 140
*58. Eichendorff und Wilhelm Müller 141
*59. Die Exposition in Grillparzers Drama „Sappho" 142
*60. Das häusliche Leben der Thüringer im 4. Jahrhundert nach G. Freytags Roman „Ingo" 144
*61. Das Heidentum in Webers Epos „Dreizehnlinden" 145
62. Die Linde in der deutschen Dichtung 146
63. Was sagen die Dichter in ihren Schöpfungen über die Poesie? 151

b) Aus der griechischen und lateinischen Literatur.

*1. Die Mauerschau im 3. Buche der Ilias 162
2. Wie zeigte sich Achilles bei den Leichenspielen, die er für Patroklus veranstaltete? 165
3. Der Schild des Achilles und das Lied von der Glocke . . . 166
4. Wodurch wird Achills Benehmen gegen Hektor entschuldigt? 175
*5. Die Zyklopen nach dem 9. Buche der Odyssee 177
*6. Wie zeigt sich die Schlauheit des Odysseus bei den Vorbereitungen zum Freiermorde? 179
*7. Eumäus nach Homers Odyssee Buch 14—16 180
8. Der Landsitz des Laertes, das Eiland der Kalypso und der Garten des Alcinous nach Homers Odyssee 181
*9. Die Phäaken nach Homers Odyssee Buch 6—8 187
*10. Charakter und Bedeutung des Kreon in den beiden Ödipusdramen des Sophokles 189
*11. Warum flieht Sokrates nicht aus dem Gefängnisse? (Nach Platos Kriton) 191
*12. Mit welchem Rechte hat Thucydides sein Geschichtswerk ein κτῆμα ἐς ἀεί genannt? 191
13. Der Schiffbruch des Äneas nach Vergil. (Än. I, 81—207) 193
14. Die Erzählung Ovids von der Entstehung der Welt und die Darstellung der Bibel 194
*15. Wie entschuldigt Cicero des Dejotarus Parteinahme für Pompejus? 198
16. Quintus Fabius und Papirius Cursor, nach Livius VIII, 30—35 199

c) Aus der neueren ausländischen Literatur.

1. Die Redekünste des M. Antonius in Shakespeares „Julius Cäsar" III, 2 200
*2. Schuld und Sühne in Shakespeares „Macbeth" 203
*3. Frithjofs Schuld und deren Sühne nach Tegners „Frithjofssage" 205
4. Was macht uns die Erzählung von Robinson so anziehend? 206

Inhalt des 4. Bändchens.

VI.

Sentenzen und Sprichwörter.

Seite

1. Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
(Goethe, Faust I) 1

2. Es kann sich ein Charakter auch in der Stille und ein Talent im Strom der Welt bilden. (Vgl. Goethe, Tasso I, 2) . . . 4

*3a. Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. (Goethe, Iph. II, 1) 7

*3b. „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen" nachgewiesen an Pylades in Goethes „Iphigenie" 8

*4. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. (Goethe, Götz I, 3) . 9

5. Nehmet den heiligen Ernst mit (in das Leben) hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit. (Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII, 8) 11

*6. Ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.
(Goethe, Westöstl. Divan) 18

*7. Solln dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturme sein.
(Goethe) 14

*8. Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Goethe, Was wir bringen) 15

9. Erst die Menschheit zusammen ist der wahre Mensch. (Goethe) 16

10. Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
(Goethe, Hermann u. Dorothea) 17

*11. Heilig sei dir der Tag! (Goethe, ebenda) 20

12. Des Menschen Engel ist die Zeit. (Schiller, Wallensteins Tod V, 11) 21

Seite

13. Fluchwürd'ger Argwohn, unglückſel'ger Zweifel!
Denn alles wanket, wo der Glaube fehlt.
(Schiller, Wallenſteins Tod II, 7) 22

14. Hat Schiller recht, wenn er ſagt: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert"? (Schiller, Wallenſteins Tod I, 6) 23

*15. Herrenlos iſt auch der Freiſte nicht. (Schiller, Tell II, 2) . 25

16. Im Vaterlande ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft. (Schiller, Tell II, 1) 26

17. In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe tut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.
(Schiller, Maria Stuart I, 1) 28

18. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen. (Schiller, Maria Stuart II, 5) 31

*19. Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. (Braut von Meſſina IV, 4) 32

*20. Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an.
(Schiller, Sprüche) 33

21. Die Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand. (Schiller, Glocke) 35

22. Der Lebende hat recht. (Schiller, An die Freude) 36

23. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.
(Schiller, Kampf mit dem Drachen) 40

24. Hoffnung und Mäßigung, beide verehr' ich auf einem Altare; Jene nur wecket die Kraft, dieſe nur ſichert den Sieg. (Nach Herder) 43

25. Was iſt in Herders Wahlſpruch: „Licht, Liebe, Leben!" als die Beſtimmung des Menſchen bezeichnet? 48

*26. Arbeit und Fleiß das ſind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.
(Fiſchart, Glückhaftes Schiff) 49

27. Wie weit gilt das Wort Wielands: „Der Weiſe ſchickt ſich in die Zeit"? 50

28. Wer gar nicht ſcherzen kann, der iſt ein armer Mann,
Und nur noch ärmer iſt, wer nichts als ſcherzen kann.
(Rückert) 52

29. Ein nied'rer Sinn iſt ſtolz im Glück, im Leid beſcheiden;
Beſcheiden iſt im Glück ein edler, ſtolz im Leiden. (Rückert) 54

*30. Begeiſterung iſt die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.
(Zedlitz, Totentänze) 55

31. Ohne Tapferkeit iſt keine Tugend, und der Beſte kommt vom rechten Wege ab, wenn ihn der Mut verläßt. (F. H. Jacobi) 56

Seite

32. Die Kunst ist lang, das Leben ewig 57
33. Über den Wahlspruch Kaiser Heinrichs II.: „Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris“ 62
34. Wenn ohne Neid und Haß die Menschen wären,
Nie uns und andere träf' ein Mißgeschick,
Wie manche Tugend möchten wir entbehren!
(Nach Molière) 63
35. Das Beste ist das Wasser. (Pindar, Olymp. I, 1) 64
36. Die Hälfte ist oft mehr als das Ganze. (Pittakus) 70
37. Du bist ein Mensch! erwäge und bedenk' es stets. (*Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.*) (Philemon) 72
38. Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes. (Horat., ep. II, 2, 77) 74
*39. Ferro nocentius aurum. (Ovid) 76
40. Studia res secundas ornant. (Cicero pro Archia) . . . 78
41. Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent. (Cicero pro Archia) 81
42. Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis. (Cicero de orat.) . . 85
43. Was ist von dem Worte des Tacitus zu halten: „Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris?“ 88
44. Was bedeutet das Sprichwort: „Ende gut, alles gut“? . . 89
45. Doppelt gibt, wer gleich gibt 90
*46. Bescheidenheit ist das schönste Kleid 91
47. Volksstimme, Gottesstimme. Mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen“ 92
*48. Erst wäg's, dann wag's 93
49. Was haben wir von dem Sprichwort zu halten: „Undank ist der Welt Lohn“? 94
50. Fortes fortuna adiuvat oder: Gott ist in dem Schwachen mächtig 95
51. Wer an den Weg baut, hat viele Meister 99
*52. Morgenstunde hat Gold im Munde 103
53. Das Bessere ist der Feind des Guten 103

III.

Ästhetische Aufgaben.

1.

Wie unterscheiden sich das antike und das moderne Trauerspiel?

Einleitung: Nicht bloß in der Einrichtung des Theatergebäudes, in der Zeit der Aufführung und der Zahl der zugleich aufgeführten Stücke unterscheidet sich das Altertum von der Neuzeit, sondern auch in der Art dieser Stücke.

Thema. Die neuere Tragödie unterscheidet sich von der altgriechischen in verschiedener Hinsicht:

1. Entstehung: Die griechische ist aus dithyrambischen Sologesängen erwachsen, die bei der Weinlese zu Ehren des Gottes Dionys gesungen wurden, die deutsche aus dem Vortrage religiösen Stoffes an den hohen Kirchenfesten (Weihnachten und Ostern), jene ist also aus lyrischen Elementen erwachsen, und die Dialogszenen (Epeisodien = Einschiebsel; vgl. Episode) sind erst später eingefügt worden; diese aber aus ursprünglich epischen Partien.

2. Stoff: Die griechische beschränkt sich in der Hauptsache auf die hellenische Heldensage, selten sind geschichtliche Dramen wie die Perser des Äschylus, noch seltener ist der Stoff frei erfunden; das deutsche Trauerspiel hatte ursprünglich das Geheimnis der Menschwerdung, das Leiden, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi zum Gegenstande (Misterien = ministeria, d. h. gottesdienstliche Handlungen), lehnte sich daher an

den Gedankenkreis der vier Evangelien des Neuen Teſtamentes an; ſeit Hans Sachs griff man auch zum Alten Teſtament und ging zu anderen Gebieten über; z. B. ſchrieb Hans Sachs Tragödien mit den Titeln: Der hörnene Siegfried, Meluſine, Julian der Abtrünnige, Klytämneſtra. In neuerer Zeit ſind hiſtoriſche (z. B. bei Schiller) und frei erfundene Stoffe am häufigſten.

3. Kräfte, die für die Entwickelung und Löſung der Handlung belangreich ſind: Im Altertum das Schickſal und gelegentlich auch, z. B. in Euripides' Iphigenie auf Tauris, der deus ex machina; in der neuern Zeit lediglich die Charaktere der Handelnden, namentlich des Hauptheldeu. Im Altertum iſt bei Beginn des Dramas der Knoten ſchon geſchürzt, die Schuld des Helden wird vorausgeſetzt (z. B. wird im Ödipus Rex nur als Vorfabel angegeben, daß der Titelheld ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheiratet hat); von Intereſſe war es nur zu zeigen, wie der Knoten gelöſt wird, wie ſich der Held gegenüber dem über ihn hereinbrechenden Schickſal benimmt und ſeine Schuld büßt; alſo enthält das antike Trauerſpiel eigentlich nur das, was im 4. und 5. Akte des modernen geboten wird. In dieſem aber wird uns vorher gezeigt, wie der Held aus eignem Antrieb oder vom Gegenſpiel dazu veranlaßt die Handlung auf den Höhepunkt hinaufführt (Akt 1—3).

4. Form der Darſtellung: Das Altertum kann vieles nicht vorführen, was für den Zuſchauer zu wiſſen notwendig iſt. Wegen der geringen Zahl der Schauſpieler (3) und wegen ihrer geringen Beweglichkeit (Kothurn, Auspolſterung uſw.) mußte man auf Enſembleſzenen verzichten, alſo auf Volksſzenen, Schlachten, Verſammlungen, Gaſtmähler u. a. Auch konnte man einen Menſchen nicht gut auf der Bühne ſterben laſſen, ſondern verlegte dies meiſt hinter die Szene. Dieſe Vorgänge werden dann gewöhnlich von Boten gemeldet, die daher gleich Wahrſagern und Herolden eine wichtige Rolle ſpielen. Die Liebesſzenen der modernen Tragödie fehlen faſt ganz, dafür bieten einigen Erſatz die Erkennungsſzenen (Anagnoriſis). Dreigeſpräche kennt man ebenſowenig wie Monologe, die beide in der Neuzeit häufig vorkommen. Die Perſonen ſind bei weitem nicht ſo ſorgfältig und

ins einzelne gehend charakterisiert; die neu Auftretenden werden gewöhnlich von den auf der Bühne Befindlichen angekündigt u. a.; also jetzt durchweg größere Fülle und Mannigfaltigkeit.

Schluß. Schiller hat sich in seiner Braut von Messina in verschiedener Hinsicht an die Vorschriften der Alten angeschlossen, einiges ist auch in das neuere Drama überhaupt übernommen worden, z. B. die Stichomythie.

2.

Die Bedeutung Homers für die Griechen und für andere Völker.

Einleitung. Wenn man im 18. Jahrhundert, namentlich in Frankreich, eine Zeitlang an Homer manches auszusetzen fand, so war dies nicht seine Schuld; man war nicht reif genug, ihn zu verstehen. Bei uns wurde er, seit Herder den Sinn für die Naturpoesie erweckte, mit besonderer Hingebung verehrt.

Thema. Die Bedeutung Homers für sein Volk und für andere Völker.

A. Homer als griechischer Nationaldichter.[1])

1. Die Ereignisse, welche er erzählte, waren aus nationalen Sagen genommen.

2. Das Heldentum, in welchem Verständigkeit und eine edele Gesinnung mit der höchsten Tapferkeit verschmolzen, entsprach der den Griechen eigentümlichen Idealanschauung. Auch die Tragiker stellten die Könige und Königinnen ganz so dar wie Homer, und seine Auffassung blieb in Griechenland unverändert dieselbe.

3. Sitten und Religion sind in dem Grade national, daß man nicht entscheiden kann, ob griechisches Leben und Wesen von Homer nur mit Genauigkeit nachgebildet sind, oder ob sie sich selbst nach seinen Dichtungen gestaltet haben.

1) Vgl. auch die ausgeführte Abhandlung in meiner „praktischen Anleitung" zur Abfassung deutscher Aufsätze, 8. Aufl. S. 75: „Welchen Wert hatte Homer für die Griechen?"

4. Sprache und Stil verraten nirgens einen fremden Einfluß. Verwandtschaft mit späteren Historikern, wie Herodot und Xenophon. Alle jüngeren Epiker erzählen in der Sprache Homers.

B. Homers Bedeutung für andere Völker.

1. Die Ereignisse gehören zwar der Nationalsage an, spiegeln aber zugleich das Menschenleben ab. Des Odysseus Sehnsucht nach Vaterland, Gattin und Sohn, Priamus' und der Seinigen Schicksal, der Untergang eines großen Reiches durch Leidenschaften und den Zorn der Götter: alles könnte sich dem Wesen nach noch heute so zutragen.

2. Die Helden selbst interessieren uns nach ihrer menschlichen Natur, und das Ideal, welches Homer vorschwebte, ist wirklich ein hohes Musterbild sittlicher Vollkommenheit. Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope stehen uns nach ihrer schönen menschlichen Natur so nahe, daß wir ihre Nationalität und ihren Stand vergessen.

3. In Sitten und Religion liegt so viel Adel, daß sie mit den Begriffen der neueren Kultur in keinen zu grellen Widerspruch treten.

4. Sprache und Form sind in ihrer einfachen Schönheit überall verständlich und anziehend; sie wurden daher unter den neueren Kulturvölkern von vielen Dichtern, namentlich von den deutschen zum Muster genommen.

Schluß. Man kann sogar behaupten, daß Homer nicht nur für alle Völker, sondern auch für jedes Lebensalter gedichtet hat. War die damalige Welt so idealisch, daß Homer sie nur mit Treue zu schildern brauchte, oder hat er, wie es alle Dichter machen, die Wirklichkeit nach seinen idealen Anschauungen verklärt?

Alles wiederholt sich nur im Leben;
Ewig jung ist nur die Phantasie,
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Schiller (An die Freunde).

3.

Warum haben die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt?

Einleitung. Beide sind geflügelte Genien, in nachdenklicher Stellung, mit übereinandergeschlagenen Füßen und umgestürzten Fackeln. Vgl. Lessing: „Wie die Alten den Tod gebildet".

Thema. Worin gleichen sie einander?

1. Beide führen einen ähnlichen physischen Zustand herbei. Auch des Schlafenden Glieder sind aufgelöst, sein Auge geschlossen, sein Ohr vernimmt nichts. Wie er ohne Bewegung und bewußtlos daliegt, scheint seine Lebensflamme erloschen zu sein.

2. Beide lassen den Tätigen seine Arbeit einstellen und von den Mühen ausruhen.

3. Beide setzen dem Genuß des Lebens ein Ziel, befreien dagegen auch das Herz von Sorge und Kummer.

4. Auf beide folgt ein Erwachen, ein frohes oder ein schmerzliches, je nachdem sich jedermann seine Zukunft bereitet hat.

Schluß. Während die Alten nicht immer milde, sondern auch herbe Vorstellungen von dem Tode hatten (Lessing, a. a. O.), verstand die christliche Religion es sehr wohl, dem Tode seine Schrecken zu nehmen. „Der Stifter derselben machte es zu einem Hauptzwecke seiner Sendung, den Tod in einen Schlaf zu verwandeln" (Herder).

4.

Vergil und Homer als epische Dichter.

Einleitung. Properz kündigt bald nach dem Jahre 26 an (II, 34, 65):

> Weicht ihr, römische Dichter, bescheiden weichet, ihr Griechen;
> Irgend ein Wunder entsteht, größer als Ilions Lied.

Vergil selbst hatte die Absicht, seinem Volke ein Werk zu schenken, das ihm dasselbe böte, wie Homer den Griechen.

Thema. Worin stimmen beide Dichter überein, und worin weichen sie voneinander ab?

A. Übereinstimmung.

1. Form: Hexameter, episches Gedicht, Proömium, Anlage. Die erste Hälfte der Äneide entspricht der Odyssee, die zweite Hälfte der Ilias, nicht chronologische Darstellung, sondern das zeitlich zuerst Vorgefallene wird in der Odyssee Buch 9—12 erzählt als Bericht des Odysseus vor Alcinous, in der Äneide Buch 2—3 als Bericht des Äneas vor Dido. Verschiedene Gleichnisse und Wendungen hat Vergil aus Homer entnommen.
2. Inhalt: Äneas steigt wie Odysseus in die Unterwelt, um Weisungen für die Zukunft zu holen, die Leichenspiele zu Ehren des Anchises sind denen für Patroklus nachgebildet, die Heeresmusterung dem Schiffskatalog; Vulkan schmiedet Waffen für Äneas wie für Achill, hier bittet Thetis, dort Venus darum, und beidemal werden die kunstreichen Bildwerke des Schildes ausführlich beschrieben. Der nächtliche Gang des Nisus und Euryalus gemahnt an die Doloneia. Um Lavinia wird gestritten wie um Helena. In beiden Epen wallfahrten die Matronen zum Tempel der Minerva, tritt Waffenruhe ein und werden die Anstalten zur Totenbestattung beschrieben, wird Entscheidung durch Zweikampf der beiden Hauptheldenvorgeschlagen, ein feierlich beschworener Vertrag zwischen beiden Königen durch freventlichen Eingriff gebrochen, so daß der Kampf von neuem entbrennt. Zur Klage um den jungen Pallas hat die um Patroklus als Vorbild gedient. Durch die Verwundung wird Äneas auf kurze Zeit dem Kampfe entzogen wie Menelaus. Vergebens sucht Turnus der rächenden Hand des Äneas zu entgehen wie Hektor der des Achill. Jener jagt wie dieser den Feind in stürmischem Kreislauf umher. Das Ende hat dieselbe tragische Färbung.

B. Abweichung.

1. Form:

a) Bei Homer finden sich wie in allen Volksdichtungen zahlreiche wiederkehrende Verse und Formeln. Sobald sich dieselben Handlungen wiederholen, werden auch dieselben Wendungen wieder gebraucht; z. B. werden Reden immer in stereotyper Weise eingeführt, Gegenstände mit ständigen Beiwörtern versehen, Vergleiche immer in Vorder- und Nachsatz mit ὡς .. ὣς eingeleitet usw.; bei Vergil dagegen, dem Kunstdichter, ist davon keine Rede: überall finden wir Abwechselung, die Vergleiche werden durchweg verschieden gebaut, die Epitheta wechseln meist uff.

b) Homers Sprache ist durchaus naiv, einfach, schmuck- und kunstlos, die Vergils gewählt und pathetisch, durchweg rhetorisch (so daß schon die Alten diesen Dichter neben Cicero als Lehrer der Rhetorik angesehen haben) und unter langsamer, beharrlicher Feile nach und nach geglättet. Sagt doch der Dichter selbst von seinem Werke, daß er es allmählich in der Form vervollkommnet habe wie die Bärin, die die anfangs unförmlichen Körper ihrer Jungen durch Ablecken verschönert.

c) Ferner verfährt Homer durchaus objektiv; er berichtet in schlichter, einfacher Weise über die Tatsachen, Vergil dagegen ist ganz subjektiv, d. h. Vorgänge und Reden werden dem Leser nach dem gemütlichen Anteil, den der Dichter selbst daran nimmt, vorgeführt. Häufig drängt sich die Reflexion dazwischen.

d) Homers Gedichte sind im ionischen Dialekt verfaßt, die wenigen darin vorkommenden Äolismen sind Zeugen der ursprünglich äolischen Fassung, bei Vergil sind die von der Sprache seiner Zeit abweichenden Formen beabsichtigte Archaismen, die dem Gedichte altertümliche Form geben sollen, z. B. ast, olli u. a.

e) Was bei Homer mit wenigen charakteristischen Zügen erledigt wird, finden wir in der Äneide oft breit aus-

gemalt. Dies gilt z. B. von den Vergleichen. In der Ilias (XXII, 93—95) erwartet Hektor den Angriff Achills,

So wie die Schlang' in der Schlucht des Gebirgs vor dem Manne nicht weichet;
Satt von der Kräuter Gift und von furchtbarem Zorne ergriffen,
Blickt vielmehr an der Schlucht sie sich windend ihm schrecklich entgegen.

Die Äneis (II, 471—475) wendet dasselbe Gleichnis auf Pyrrhus an und schmückt es mit einer malerischen Beschreibung des Aussehens und der zornigen Bewegung der Schlange. Der junge Held erscheint im Schimmer der Waffen,

So wie die Schlange, die jetzt, nachdem sie von giftigen Kräutern
Satt und geschwollen sich barg in dem kalten Boden des Winters,
Von sich streifend die Haut, in dem frischen Glanze der Jugend
Und mit erhobenem Hals den schlüpfrigen Leib an das Licht zieht,
Steigend empor dann zischt mit dreifach gespaltener Zunge.

Natürlich werden die aus Homer entlehnten Vergleiche[1]) auch sonst umgemodelt und römischen Verhältnissen angepaßt, nicht immer mit Glück. Vgl. Odyss. VI, 102—110 mit Äneide I, 497—506, wo die mit einer Schar bewaffneter Männer zu ernster Tätigkeit in den Tempel gehende Dido verglichen wird mit Diana, die mit ihren Nymphen zur Jagd geht. Wie viel besser paßt dieser Vergleich in der Odyssee auf die mit ihren Gespielinnen auf lieblicher Flur scherzende phäakische Königstochter Nausikaa!

f) Beschreibungen von Gegenständen, z. B. dem Schilde des Achill, werden uns bei Homer oft so gegeben, daß wir sie vor unsern Augen entstehen sehen (vgl. Lessings Laokoon), bei Vergil werden sie uns meist in der

1) Ebenso anderes, z. B. die Beschreibung der Spiele V, 104, die den Leichenspielen Achills zu Ehren des Patroklus nachgeahmt sind, aber in freier Weise; vgl. O. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung, 2. Aufl. Stuttgart 1900 II S. 94 f.

Weise vorgeführt, daß ein Teil nach dem andern beschrieben wird nach der räumlichen Aufeinanderfolge (hier ist, daneben befindet sich usf.), z. B. beim Schild des Äneas, bei den Gemälden im Junotempel zu Carthago, den Türen im Apollotempel zu Cumä usw.

g) Wiederholte Rede und Gegenrede, die bei Homer nicht selten ist, meidet Vergil.

2. Inhalt:

a) Homer hält sich an die alte Überlieferung, Vergil modelt sie nach seinem Bedürfnis um, erfindet vieles dazu und sucht vor allem den Anschauungen seiner Zeit gerecht zu werden. Daher knüpft er im 5. Buche eine Anzahl römischer Geschlechter mit ihrem Stammbaume an troische an, z. B. das der Memmier an Menestheus, das der Sergier an Sergest und das der Cluentier an Cloantheus.

b) Homer verfaßt sein Werk nur aus Freude an den alten Heldengesängen, Vergil dagegen hat erziehliche Zwecke im Auge; er will den Römern die Sitte der Väter und alles, was ihnen aus grauer Vorzeit lieb und heilig ist, vorführen, um sie sittlich zu bessern; z. B. soll ihnen Äneas als Muster eines Gatten, Sohnes und Vaters, als treuer Freund, frommer Mann und guter Patriot im Spiegel der Äneide erscheinen.

c) Das Phantastische der griechischen Schiffermärchen ist in der Äneide durch glaubhaftere Vorgänge ersetzt. Auf den Irrfahrten des Äneas werden uns keine so absonderlichen Dinge wie das Cyklopenabenteuer mitgeteilt.

d) Homer hat Freude an der Schilderung äußerer Vorgänge, Vergil dagegen legt den Hauptnachdruck auf die Darstellung psychischer Vorgänge.

e) Bei Vergil sind in viel höherem Grade als bei Homer die Götter poetische Personifikationen der auch ohne ihr Eingreifen stattfindenden seelischen Prozesse.

f) Vergil hält alles Alltägliche und Triviale möglichst von seinem Epos fern. Ein Thersites wäre in der Äneide undenkbar. Selbst von der Mahlzeit ist nur dann die Rede, wenn damit ein bestimmter Zweck verfolgt wird, wie im ersten Buche. Vgl. 174 ff.

Schluß. In der Verschiedenheit beider Epen ist die Verschiedenheit der Griechen und Römer deutlich wiederzuerkennen, die uns ja auch Äneide VI, 851 ff. mit beredten Worten auseinandergesetzt wird.[1])

5.

Die Eigenart der ägyptischen Kunst.

Einleitung: Bei einem Lande wie Ägypten, das bei seiner großen Fruchtbarkeit schon frühzeitig zu verhältnismäßig großer materieller Kultur gelangte, ist es nicht zu verwundern, daß auch die Kunst dort sehr bald zur Blüte kam.

Thema: Wie ist diese Kunst geartet?

1. Sie hat die Richtung auf das Kolossale nach Breite und Höhe. Nur in einem Lande, wo Tausende von Menschen dem Herrscher billig und bequem jederzeit zur Verfügung standen, war es möglich, so bedeutende Bau- und Skulpturwerke zu schaffen, wie die Pyramiden (die ältesten stammen aus dem 4. Jahrtausend), die großen Felsengräber, die Obelisken, Sphinxe (eine von 51 m Länge), Widderbilder (von 6—9 m Höhe), Menschenstatuen (von 18 m Höhe sind solche im Ramsestempel von Abusimbel oder Ipsambul), großartigen Tempel u. a. Durch die gewaltige Ausdehnung will man Eindruck machen; die Größe einer Figur wird der hohen Stellung des Gottes oder Herrschers angepaßt.

2. Die ägyptische Kunst ist starr und steif, leblos und ausdruckslos. Alles Individuelle fehlt, die Herrscherfiguren

1) Genaueres findet man bei R. Heinze, Vergils epische Technik. Leipzig, 1903. Teubner. 488 S.

sehen einander ganz ähnlich und würden kaum zu unterscheiden sein, wenn nicht der Name auf Inschriften angebracht wäre. Der Gesichtsausdruck ist fast immer der gleiche, mag der Mensch ruhen oder tätig sein; überall dieselbe Körperhaltung, dieselben symbolischen Beigaben: Die sitzenden Figuren haben eine steife Haltung des Oberkörpers, ihre Füße stehen gleichmäßig nebeneinander, der Kopf schaut in teilnahmloser Ruhe immer vorwärts, nie nach der Seite, die Arme liegen mit flach ausgestreckten Händen am Oberleib und Schenkel angeschlossen. Die stehenden Figuren haben meist die Arme übereinander gekreuzt und die Füße geschlossen. Ebenso mangelt auf den Reliefs und Wandgemälden die künstlerische Komposition. Die Darstellungen sind entweder in eintöniger Wiederholung übereinander angebracht oder bilden wie die Schlacht- und Kampfszenen einen bunten Wirrwarr.

3. Die Kunst beschränkt sich fast ausschließlich und jedenfalls mehr als in anderen Kulturländern auf den Kultus der Götter und der Toten. Denn die Bewohner dachten bei dem milden Klima des Landes weniger an die Fürsorge für die Lebenden als an die für die Hingeschiedenen.

4. Von Anfang an zeigen die ägyptischen Denkmäler eine unbeschränkte Herrschaft über das Material, das man trotz der Härte des Gesteins und der Größe der Felsblöcke wohl zu behandeln verstand, ferner genaue Kenntnis der Maßverhältnisse, sichere Berechnung, solide Zusammenfügung. Die Körperformen der Statuen und die Bewegungen der Körperglieder sind mit richtigem Verständnis dargestellt.

5. Während sich anderswo, z. B. in Griechenland, die Kunst erst im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und wesentlich vervollkommnet hat, ist dies in Ägypten durchaus nicht der Fall. Von den ältesten Zeiten bis zu den Ptolemäern ist sie sich völlig gleich geblieben, Fortschritte sind nicht wahrnehmbar. Denn der Künstler des 4. Jahrtausends verfügt über dieselben Kunstformen wie der des ersten Jahrtausends v. Chr. Dies erklärt sich daraus, daß sich Ägypten mehr als jedes andere Land von fremdem Einflusse freigehalten hat und die Priester die ganze Kunst

beherrschten und bestimmten. Wie diese die Urheber aller Wissenschaft waren, so auch die geistigen Leiter aller Bau- und Kunstwerke. Priesterherrschaft ist aber überall in ihren Bestrebungen konservativ.

Schluß. Die ägyptische Kunst zeigt viele Ähnlichkeit mit derjenigen von Persien, Indien u. a. orientalischen Ländern (kolossal, starr, typisch usw. war sie auch hier), ist dagegen grundverschieden von der hochentwickelten griechischen, die sich nur in den Anfängen mit ihr einigermaßen berührt.

6.

Wie befolgt Goethe in Hermann und Dorothea die von Lessing im Laokoon aufgestellten Gesetze der epischen Dichtkunst?

Einleitung. Lessing hat unter den deutschen Kritikern zuerst die Rechte der Poesie als der höchsten Kunst verfochten und ihr die Bahnen gewiesen, hat ihr nachahmenswerte Muster aufgestellt und mehreren Gattungen (Lehrgedicht, Fabel) ihre Rangordnung angewiesen. Vor allem aber hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er die Grenzen zwischen Poesie und Malerei in seinem Laokoon feststellte.

Thema. Goethe hat bei der Abfassung seines Epos Hermann und Dorothea diese Lehren gekannt und berücksichtigt.

1. Während Haller in seinen „Alpen", Kleist im „Frühling", Bodmer in der „Noachide" u. a. Stoffe für ihre Epen wählten, die sich nur zur Beschreibung eigneten, wählte Goethe für sein Stück einen solchen, der Handlung in reicher Fülle bot, also gleich denen der Ilias, Odyssee und Äneide vortrefflich zur epischen Darstellung paßte.
2. Auch einzelne Gegenstände, die der Dichter deutlich vor Augen führen will, malt er so, daß er sie zu Handlungen in Beziehung setzt. Denn nach Laok. Kap. 16 soll der Dichter den einzelnen Gegenstand „in eine Folge von Augenblicken setzen, in deren jedem er anders erscheint und in deren letztem

ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir beim Dichter entstehen sehen". Dies gilt z. B. vom Besitztum des Wirtes IV, 7 ff., wo wir mit der Wirtin durch Hof, Garten, Weinberg und Felder geführt werden, um auf diesem Gange den ganzen Besitz genau kennen zu lernen, ferner vom Garten des Apothekers III, 85, wo Reisende an der Einzäunung vorübergeführt werden und die Schönheiten der Anlage bewundern, dann vom Geschirr Hermanns (V, 132), das wir genau betrachten, da der Wagen vor unseren Augen angespannt wird, ebenso vom Schlafrock des Wirts, der zur Charakteristik von vier Personen benutzt wird: Des Wirtes, der Freude am Soliden und Dauerhaften hat und Gemächlichkeit liebt, der Wirtin, die ihren verständigen Sinn in der Auswahl des alten, trefflichen Stückes bekundet, Hermanns, der in seiner Jugend Anlaß findet, den Vater zu schützen, wenn die bösen Buben über den Stoff mit den indischen Blumen spötteln, und Dorotheas, die den Schlafrock für den Säugling geschickt verwendet und überdies vom Apotheker an dem alten Kattun erkannt wird.

3. Nach Lessing soll körperliche Schönheit dargestellt werden
   a) durch die Wirkung, die jemand ausübt (Laok. Kap. 21). Dies geschieht in unserem Epos bei Dorothea. Denn seit ihrem Anblick ist Hermann wie umgewandelt, so daß der Pfarrer äußert: „Fröhlich kommt ihr und heiter." Daher ist Hermann im 2. Gesange auch gesprächig, während er sonst wortkarg zu sein pflegte; er tritt dem Apotheker mit Entschiedenheit gegenüber, der in Kriegszeiten die Ehelosigkeit für vorteilhaft erklärt. Ebenso macht Dorotheas Schönheit Eindruck auf die Eltern Hermanns und deren Freunde; beim Eintreten Hermanns mit seiner Braut heißt es: „Es erstaunten die Freunde; die liebenden Eltern erstaunten über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar"; desgleichen auf den Pfarrer allein, der sich ausspricht: „Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab; denn es empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling".

b) durch Verwandlung in Reiz oder Anmut (Laok. Kap. 21). Dies ist insofern bei der direkten Beschreibung Dorotheas V, 167 ff. der Fall, als bei Vorführung der äußeren Gestalt und der Kleidung geistige Eigenschaften charakterisiert werden, z. B. knapp sitzt das Mieder, sauber ist die Hemdekrause gefaltet, die das Kinn mit reinlicher Anmut umgibt, frei und heiter zeigt sich das Eirund des Kopfes u. a. Dabei ist zu beherzigen, daß diese Beschreibung der Dorothea auf epische Weise in die Handlung eingreift, indem sie als Kennzeichen dient, an dem das Mädchen erkannt wird.

4. Die Einheit der malerischen Beiwörter wird nach Lessings Vorschrift gewahrt. „Für ein Ding hat Homer gemeiniglich nur einen Zug." Während Kleist u. a. Dichter die Epitheta häufen, ist Goethe damit sparsam und verwendet meist eins, selten zwei oder drei. Der Sohn heißt II, 1 der wohlgebildete, III, 1 der bescheidene, die Hausfrau I, 61 die würdige, I, 100 die geduldige, der Vater I, 44 der gute, der Hauswirt I, 32 der treffliche, I, 151 der menschliche, der Apotheker II, 82 der gesprächige Nachbar, der Pfarrer I, 185 der treffliche, die Wöchnerin II, 42 die bleiche, der Jüngling IV, 71 der treffliche, der Kaufmann der begüterte Nachbar, sodann ist die Rede von des Birnbaums lastenden Zweigen, dem kräftig strotzenden Kohl, dem wohlumzäunten Weinberge, der wohlgezimmerten Scheune; der Pfarrer heißt I, 78 der edle, verständige, IX, 239 der gute, verständige, die Wirtin I, 22 die kluge, verständige Hausfrau.

Schluß. Goethe sagt selbst in Dichtung und Wahrheit: „Jener Lichtstrahl war uns höchst willkommen, den der vortreffliche Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar; die Gipfel beider schienen nur getrennt, wie nah auch die Basen zusammenstoßen mochten. Wie vor

einem Blitz erleuchteten sich uns die Folgen der Gedanken Lessings; alle bisherige anleitende und urteilende Kritik war wie ein abgetragener Rock weggeworfen".

7.

Die Kunstmittel der Darstellung in Goethes „Novelle".

Einleitung. Unter Novelle (= it. novella, frz. nouvelle), einer Dichtungsart, die erst am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland erscheint, versteht man die Erzählung einer Begebenheit, die sich zugetragen haben kann und in ihrem Abschluß außergewöhnlich ist.

Thema. Welche Kunstmittel der Darstellung verwendet Goethe in seiner Novelle?

1. Er führt uns Zeit und Ort sehr anschaulich und greifbar vor Augen.
   a) Zeit. Die Handlung vollzieht sich wie in Hermann und Dorothea innerhalb eines Tages. Bei Nebel hebt sie an, Umgebung und Gestalten sind noch wie verschleiert. Während des Spazierrittes zeigt sich die Aussicht von der Morgensonne beleuchtet, als man am Ziele ist, steht diese beinahe im Zenith. Zu Mittag entdeckt man den Brand, also genau auf der Höhe des Tages beginnt die Wendung. Als Honorio auf den Fang des Löwen wartet, sieht er dahin, wo die Sonne sich auf ihrer Bahn zu senken beginnt; als das Kind den Löwen bezähmt, wird es von den letzten Strahlen der Sonne verklärt. Es ist ein kurzer Herbsttag.
   b) Ort. Das fürstliche Schloß liegt auf einer Anhöhe, ihm zu Füßen breitet sich die Stadt mit dem Markte aus. Von da führt ein steiniger Weg über Wiesen und durch Wald an einem Flusse aufwärts bis zu einer von Bäumen und Felsmauern umschlossenen Burgruine. Daneben geht ein Hohlweg in die Burg hinein. Jenen schlagen die Berittenen und der Tiger ein, diesen der Löwe. Infolge

der steinigen Beschaffenheit des Weges stürzt das Pferd der Fürstin, infolge der Schmalheit des einzigen Eingangs zum Burghof gelingt es, den Löwen zu fangen.

2. Die Spannung des Lesers wird geweckt durch die Mittel der Verzahnung, Steigerung und Kontrastwirkung.
   a) Verzahnung, d. h. Vorbereitung später eintretender Ereignisse. Die entlegene Stammburg wird zunächst in Abbildungen gezeigt und dadurch den betreffenden Personen schon bekannt, ehe sie hinreiten. Die Gesellschaft kommt auf diesem Ritte über den Markt und sieht dort die Tierbude mit den schrecklichen Abbildungen wilder Tiere, aus der am Nachmittag der Tiger und der Löwe ausbrechen. Die Pferde schaudern, wie später das der Fürstin bei der Flucht vor dem Tiger zusammenbricht. Der Fürst Oheim will nicht über den Markt reiten, weil er ein Unglück befürchtet.
   b) Steigerung. Die Handlung steigt allmählich an, auf das unerhörte Ereignis der Tierbezähmung am Schluß ist das stärkste Licht geworfen.
   c) Gegensatz. Das zarte Kind bändigt singend und betend den wilden Löwen durch seinen frommen Sinn und seinen Gesang (Hauptgedanke der Novelle). Die auf die Jagd, d. h. auf Tiermord ausziehenden Hofleute: die friedlich zähmenden Tierwärter der Menagerie. Fürst, Fürstin und Fürst Oheim sind die Vertreter der Kultur, Wärter, Frau und Kind die der Natur, Honorio steht zwischen beiden Gruppen. Empörung der belebten (Ausbruch der wilden Tiere) und unbelebten (Ausbruch des Feuers) Natur. Die erste Hälfte ist arm an Ereignissen und enthält fast nur Vorbereitungen, die zweite Hälfte bietet viele Ereignisse. Der Eingang ist episch, der Schluß lyrisch geartet.
3. Geheimnisvolle Beziehungen reizen den Spürsinn des Lesers.
   a) persönliche: Das Kind mit den schwarzen Augen und Locken erinnert an Mignon, der Fürst an Karl August, Honorio an Goethe (vgl. Tasso), die Fürstin an Herzogin Luise und an Frau von Stein.

b) symbolische Andeutungen: Der Löwe ist das Symbol der Kraft Honorios. Wie jener sich aus eignem Willen überwinden läßt, so zeigt dieser die größte Selbstüberwindung, indem er der Fürstin entsagt, in die er sich verliebt hat.

Schluß. Diese Novelle erschien 1826, aber die Anfänge und ersten Entwürfe reichen bis 1797 und noch weiter zurück. Der Dichter hat sich viel damit beschäftigt, viel hineingelegt und auch sorgfältig an der Form gefeilt.

Vgl. B. Seuffert, Goethejahrbuch Bd. XIX, S. 133 ff., A. Lehmann, Programm des Gymnasiums zu Marienwerder 1846 „Über Goethes Novelle"; A. Lichtenheld, Zur epischen Technik und zu Goethes Novelle, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1894. VIII, S. 471 ff. O. Frick, Winke betreffend die Aneignung der Kunst des Erzählens, Lehrgänge und Lehrproben Heft 4, S. 100 ff.

8.

Welche Kunstgesetze lassen sich bei der Betrachtung von L. da Vincis Abendmahl gewinnen?

Einleitung. Über die wichtigsten Gesetze, welche in der bildenden Kunst befolgt werden, hat uns Lessing in seinem Laokoon aufgeklärt.

Thema. Aus Lionardo da Vincis berühmtem Gemälde „das Abendmahl" lassen sich die wichtigsten Kunstgesetze feststellen.

A. Der Stoff soll eine gewisse Bedeutung haben: Was könnte aber bedeutsamer sein, als das letzte Mahl, das Christus mit seinen Jüngern abhielt? Für die Dominikaner des Klosters alle grazie jedoch, denen Lionardo da Vinci das Bild malte, hatte es insofern noch viel größere Wichtigkeit, als es als Wandgemälde ihr Speisezimmer schmückte und die Wand zierte, die gerade dem Tische des Priors gegenüber stand.

B. Betreffs der Form gelten folgende Gesetze:

a) das der Schönheit. Die einzelnen Personen zeigen ideale Gesichtszüge und entsprechen dem Typus der Landsleute des Malers, haben also keine spezifisch jüdischen Eigentümlichkeiten aufzuweisen. Die Bekleidung ist die seit der Zeit der Renaissance für Christus und seine Jünger üblich gewordene schöne griechisch-römische. Die an der Mahlzeit teilnehmenden Personen kehren uns sämtlich ihre Vorderseite zu, lassen also die eine Langseite der Tafel frei, da es unschön aussehen würde, wenn wir sie teilweise von der Rückseite erblickten. Ebenso ist aus Schönheitsrücksichten vermieden worden, sie auf Polstern liegend darzustellen, vielmehr sitzen sie, wie die neuzeitliche Sitte erheischt.

b) Wahl des fruchtbarsten Moments. Der Maler führt uns nicht vor, wie sich Christus mit seinen Jüngern zur Tafel setzt oder wie er die Tafel schon aufgehoben hat und aufgestanden ist, sondern wie sie die Mahlzeit eben beginnen. Die Brode liegen noch unverzehrt auf dem Tische; der Wein ist noch nicht ausgetrunken.

c) Geschickte Gruppierung. Christus sitzt in der Mitte, zu beiden Seiten sind kleine Abstände gelassen; überdies hebt sich der Kopf stark von dem Hintergrunde ab, da er von dem großen Mittelfenster der Hinterwand eingerahmt wird. Die zwölf Jünger sind in vier Gruppen von je drei zusammengefaßt, und je zwei von diesen so miteinander verbunden, daß rechts (vom Zuschauer aus gesehen) Matthäus seine Hände nach der nächsten Gruppe ausstreckt, links aber Jakobus der Jüngere seine Hand auf die Schulter des Petrus legt.

d) Mannigfaltigkeit und Abwechselung. In den Gesichtszügen zeigen sich verschiedene Arten der Seelenbewegung, ebenso ist die Körperhaltung, vor allem die Handbewegung sehr mannigfaltig, letzteres charakteristisch für die Italiener, die lebhaft zu gestikulieren gewohnt sind. Johannes links neben dem Herrn läßt tiefen

Schmerz erkennen, Thaddäus (der vorletzte rechts) Zweifel und Argwohn, Jakobus der Ältere (rechts neben dem Herrn) Schrecken, Andreas (der drittletzte links) Entsetzen. Simon (der letzte rechts) als der älteste von allen bleibt ruhig, Petrus gibt die Heftigkeit seines Wesens dadurch kund, daß er auf Christus hindeutend in Johannes dringt und dem Judas unwillkürlich den Messergriff in den Rücken setzt. Philippus (der dritte rechts vom Herrn) beteuert, die Hände auf die Brust legend, seine Unschuld.

e) Einheitlichkeit. Diese wird bewirkt 1) durch die gleiche Tätigkeit, durch das gemeinschaftliche Mahl, das alle einnehmen. 2) vor allem aber dadurch, daß der Maler die Wirkung zeigt, die Christus mit der eben getanen Äußerung bei allen Jüngern hervorruft: „Einer unter euch wird mich verraten". Überdies steht die Einfachheit der Tafel und der darauf stehenden Lebensmittel in Einklang mit der einfachen Ausstattung des Raumes, die sich bloß durch die Täfelung der Decke etwas heraushebt.

Schluß. Leider ist das schöne 1496—98 entstandene Ölgemälde im Laufe der Jahrhunderte durch die Natur und durch Menschenhände stark beschädigt worden.

9.

Der Taucher, ein Gemälde.

Einleitung. Bilder, welche nach Dichtungen entworfen werden, haben meistens eine zusammengesetzte Handlung zum Gegenstande und sind daher oft an sich nicht ganz verständlich. Es genügt dem Maler, einen besonders wirksamen Augenblick herauszugreifen, von dem aus die Einbildungskraft nach rückwärts und nach vorwärts in gleicher Weise tätig sein kann, wie dies schon Lessing in seinem Laokoon ausgeführt hat.

Thema. Der Entwurf zu einem solchen Gemälde.

1. Die Landschaft. Unten in der ganzen Breite des Bildes und an der linken Seite bis zum fernen Hintergrunde das

kochende Meer, das die schaumbegrenzten Wellen an den Felsen emporschleudert. Oben schwarze Wolken, die ihre düsteren Schatten mit dem Abendrot vermischen. Ein unheimliches Licht ergießt sich auf das grimmige Meer, als wollte es mit drohender Weissagung mahnen: „Der Mensch versuche die Götter nicht!“ Das klippenvolle Ufer bildet einen Halbkreis mit vorspringendem Bogen.

2. Die Personen.
   a) Ihre Gruppierung: In der Mitte die Hauptpersonen, rechts und links die Ritter und die Frauen.
   b) Einzelne Figuren.
      α) Der König. Er hat den Becher wieder in die Flut geschleudert, und die erhobene Hand deutet nach der Tiefe hinab. In seinem Gesichte liest man den Heldensinn, der ihn an solchen verwegenen Taten Gefallen finden läßt, und zugleich die kalte Strenge, mit der er gleichgültig das Leben des Tapferen aufs Spiel setzt.
      β) Die Prinzessin. Sie blickt mit liebevoller Angst zu dem Jünglinge hin, unschlüssig, ob sie ihn nicht zurückrufen solle. Er geht um ihren Besitz vielleicht in den Tod, doch wenn er das Wagestück nicht unternimmt, so können sie einander niemals angehören; es regt sich die Hoffnung, daß er auch zum zweiten Male die Gefahr bestehen werde, der sich sonst niemand auszusetzen wagte.
      γ) Der Knappe. Er steht auf der Spitze der Klippe, den Fuß zum Sprunge vorgestreckt und im Begriffe, den Mantel abzuwerfen. Das feuchte Haar erinnert daran, daß ihn die Flut schon einmal verschlungen hat. Er wendet noch einen Augenblick das Haupt zu dem Könige und zu der Prinzessin zurück. Sein ganzes Wesen drückt kühne Entschlossenheit aus, wiewohl er das Auge nur schüchtern zu dem herrlichen Preise erhebt, der ihm zuteil werden soll.
      δ) Die Zuschauer. Ein Teil der Frauen sieht mit Schrecken, daß sich das Spiel um Leben und Tod

wiederholt, andere blicken voll Mitleid nach dem Paare. Die jüngeren Ritter geben mit lebhaftem Interesse ihre Bewunderung zu erkennen und ermuntern den Knappen mit Zeichen des Beifalls; die älteren scheinen mit ernstem Schweigen an den unglücklichen Erfolg des frevelhaften Beginnens zu denken oder äußern ihre Mißbilligung.

Schluß. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder!

10.

Welchen Einfluß hat die Kunst auf das menschliche Gemüt?

Einleitung. Unter den Gegenständen der Sinnenwelt, die auf das menschliche Gemüt großen Einfluß ausüben, steht mit in erster Linie die Natur.

Thema. Auch die Betrachtung von Erzeugnissen der Kunst, sowie die eigne Kunstschöpfung und Nachschöpfung sind in dieser Beziehung von hervorragender Bedeutung. Denn

1. gewährt die Kunst die reinste und schönste Erholung und Freude durch die Betätigung der sinnlich-geistigen Kräfte. Sie ist zunächst ein Spiel, z. B. ist die Betrachtung eines Kunstwerkes ebensogut eine spielende Beschäftigung wie der gemeinsame Gesang eines Liedes, das Lesen eines Gedichts, das Anhören eines Märchens; wir überlassen uns dabei dem Spiel der Einbildungskraft.

2. befriedigt und stillt sie den Drang des Gefühls sich zu äußern, erregt und erleichtert das Herz. Liebeslust und Liebesleid, Kampfesmut und Trauer, Sehnsucht und Andacht suchen und finden in Dichtung und Gesang erleichternde Ent-

ladung. So bringt sich in Kunstwerken der Wille und die Lebensstimmung eines Volkes zum Ausdruck. Die gotische Kunst führt uns in ihren Domen die Lebensstimmung des himmelanstrebenden Supranaturalismus vor, der die irdische Sinnenwelt verschmäht, die Renaissance drückt in Architektur, Kostümen, Hausrat, Dichtung und Musik das Streben aus, sich dem Genuß alles dessen, was reizt und gefällt, rückhaltlos hinzugeben.

3. erhebt sie die Seele aus der Alltagswelt mit ihren beständigen Kämpfen in eine Welt der Ideale und befreit sie dadurch von dem Staube niedriger Gefühle und Leidenschaften. Die Kunst wird das Organ der Religion. So hat das griechische Volk seine Götter zu sinnlich-plastischer Gestalt erhoben, so hat die griechische Poesie in Epos und Drama hohe Tugenden wie Mut, Treue, Hingebung, Besonnenheit und Weisheit in lebendigen Bildern dem Volke vor die Seele gestellt. Auch die mittelalterliche Kunst hat die Welt des Glaubens in eine Welt des Schauens umgewandelt.

4. verbindet und einigt sie die Volksgenossen, ja sogar die Genossinnen eines Kulturkreises. Sie lehrt sie, über den allen gemeinsamen Idealen die Sonderinteressen jedes einzelnen zu vergessen und zusammenzustimmen in dem gleichen Gefühle für das Schöne. Dies geschieht besonders bei festlichen Veranlassungen, wo die Kunst eine hervorragende Rolle spielt und alle Anwesenden mit gleichen Gefühlen erfüllt.

Schluß. Daher ist es kein Wunder, daß die Kunst zu allen Zeiten im Menschenleben eine mehr oder weniger große Rolle gespielt hat, ja daß sie sich sogar schon bei ungesitteten Völkern geltend macht.

11.

Die Farben als Symbole.

Einleitung. Die symbolische Bedeutung der Farben gründet sich besonders auf die Gleichartigkeit des Eindrucks, den die Farbe auf das Auge und der Gegenstand, den sie bezeichnet, auf das Herz macht. Außerdem kommt in Betracht, daß wir gewisse

Farben hauptsächlich an solchen Gegenständen wahrnehmen, die schon für sich selbst wegen anderer Eigenschaften etwas Verwandtes ausdrücken und sogar gebräuchliche Symbole sind.

Thema. Was bedeutet jede Farbe, und weshalb hat man ihr diese Bedeutung beigelegt?

1. Grün, das Sinnbild der Hoffnung.
   a) Der sanfte, erfrischende, belebende Eindruck dieser Farbe, auf der das Auge mit heiterer Befriedigung ruht. —
   b) Der Frühling mit seinen Gärten, Wiesen, Saaten, Wäldern; der Zeitpunkt, in dem alles Schöne in der Natur seine vielverheißende Entwickelung beginnt.

Grün ist die Hoffnung, drum umschlinge
Mich der Myrte frisches Grün.
Ein Smaragd soll in dem Ringe
Bei der Trauung Funken sprüh'n. Fr. Kind.

2. Blau, das Symbol der Sehnsucht und Glaubenstreue.
   a) Bald hell und freundlich, bald dunkeler und mit einem Anfluge von schwermütigem Ernste zieht diese Farbe, die einen fernen Hintergrund zu verschleiern scheint, die Blicke nach sich.
   b) Das Vergißmeinnicht, das durchsichtige Blau des Wassers. Der Himmel. Der weite Horizont mit blauen Gebirgen. Die blauen Gewänder auf kirchlichen Gemälden.

Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau? Goethe (Fischer).

3. Hellrot, das Zeichen der Freude.
   a) Die Farbe erheitert das Auge mit ihrem festlich frohen Scheine, zu dem sich eine zarte Anmut gesellt.
   b) Das Morgenrot. Die Pracht blühender Rosenbüsche. Die frischen Gesichter der Kinder.

Von hoher Glut seh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und sein Auge blitzt.
Ich weiß nicht, was es ist; doch ist's die Farbe
Der Freude, und mitfreuend teil' ich sie.
Schiller (Braut von Messina).

4. Scharlach, das Sinnbild der Majestät.

a) Die Türken haben für Trompete und Scharlach dasselbe Wort Nakara. Wie jene mächtig schmetternd das Ohr erschüttert, so blendet diese Farbe durch ihre stechende Glut das Auge.

b) Das gleißende Rot des Himmels beim Aufgange und Untergange der Sonne oder des Feuers, wenn es die Erze schmilzt.

Bekleidung der Altäre und Throne. Die Purpurmäntel der Fürsten. Schmuck an Uniformen. Don Manuel bestimmt für Beatrice die königlichen Gewänder:

Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur schimmernd.
Schiller (Braut von Messina).

5. Leuchtendes Hochgelb als Zeichen heiterer Pracht.

a) Die Farbe erfreut den Blick durch ihre Lichtfülle und edele Würde, während das matte, schmutzige Gelb, als Entstellung des Edeln, nichts Wohltuendes hat und daher wohl auch zum Sinnbilde der Falschheit und des Neides gemacht wird.

b) Das reife Ährenfeld. Der Sonnenschein. Das Gold. Scharlach und Gelb erhöhen gegenseitig ihre Wirkung.

Von Purpur sei, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunika
Unter dem zücht'gen Busen reizend knüpft.
Schiller (Braut von Messina).

6. Weiß, das Symbol der Unschuld.

a) Die Farbe imponiert dem Auge durch die vollkommenste Reinheit, durch das anspruchslose und doch beinahe blendende Licht.

b) Die Schneedecke weiter Gefilde. Das zarte Weiß der Lilien, der Baumblüten. Der milde Schein der Sterne.

Ein weißes Kleid schmückt das Taufkind, das junge Mädchen bei der Konfirmation, die Toten, welche zur Verklärung eingehen.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus. Goethe (Mignon).

7. Schwarz, das Zeichen des Ernstes und der Trauer.

a) Mangel an Farbe und Licht ist dem Auge Mangel an Leben.

b) Die dunkele Nacht, die alle heiteren Farben verschlingt, das Grab.

Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Totensarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Schiller (Braut von Messina).

8. Grau, das Bild stiller Demut und Zurückgezogenheit.

a) Es ist für das Auge die unscheinbarste, gleichgültigste Farbe, noch weniger hervortretend als Weiß und Schwarz.

b) Die Dämmerung, der Nebel, der bewölkte Himmel.

Grau wählt man für den Regenmantel, den schlichten Hausrock; graue Schwestern.

„Wilhelm hatte seit dem Tode Mariannens alle munteren Farben abgelegt. Er hatte sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieser Farbe belebte einigermaßen jene stille Kleidung." Goethe.

Schluß. Die dunkeln Farben gehören mehr dem Norden, dem Alter, den Männern an, die hellen dem Süden, der Jugend, den Frauen.

IV.

Aufgaben aus dem religiösen, sittlichen und geistigen Gebiete.

1.

Rückerts Ausspruch: „Die Natur ist Gottes Buch" erläutert durch Klopstocks „Frühlingsfeier".

Einleitung. Wohl zu allen Zeiten hat man das Wirken einer göttlichen Macht in der Natur angenommen, aber selten ist dieses Gefühl so stark ausgeprägt gewesen wie im 18. Jahrhundert zur Zeit Klopstocks. Am deutlichsten tritt uns dies in seiner „Frühlingsfeier" entgegen.

Thema. Die Natur erscheint hier als Gottes Buch.

1. Alles predigt dem Dichter die Anwesenheit Gottes. Er ist an einem Frühlingsmorgen aus der Stadt hinausgegangen in die freie Natur, um anzubeten. Die Betrachtung des Himmels, der Erde, des Menschen und des Frühlingswürmchens veranlaßt ihn, des Herrn der Herren zu gedenken und auszurufen: „Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an; denn du, Namenloser, du schufest sie". Er hört den Herrn im Gewitter zürnen, sieht die Bäume des Waldes sich vor ihm neigen, den Fluß vor ihm fliehen.
2. Alles läßt ihn Gottes Eigenschaften erkennen, vor allem
   a) seine Allmacht. Diese zeigt sich zunächst in der Großartigkeit des Weltalls, von dem die Erde (die der Hand des Allmächtigen entrann) nur einen Tropfen bildet, und sodann in der erhabenen Naturerscheinung des Gewitters und in der furchtbaren Gewalt des zuckenden Strahls.

Deine ewige, herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröte Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht.
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel! Mahlmann.

b) seine große Güte und Barmherzigkeit. Denn Gott verschont gnädiglich die Hütte des Menschen im Gewitter, erquickt und befruchtet das Land, schüttet Erfrischung aus über den stärkenden Halm und über die herzerfreuende Traube; ebenso verleiht er dem Menschen und vielleicht auch dem Frühlingswürmchen Unsterblichkeit.

Schluß. Alle wahrhaft frommen Männer haben daher mit der Natur innige Freundschaft geschlossen. Gellert singt in der vierten Strophe des Liedes „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht": „Ihn predigt Sonnenschein und Sturm, ihn preist der Sand am Meere. Bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre! Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht, bringt unserm Schöpfer Ehre". Haller sagt: „Genug! es ist ein Gott! Es ruft es die Natur", und Rousseau: „Wäre Gott nicht, so müßte man ihn erfinden, doch die ganze Natur schreit uns zu: er ist!"

2.

Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten.

Einleitung. Religionsgebräuche können leere Formen werden, indem sich ihre Bedeutung aus dem Bewußtsein des Volkes verliert, ursprünglich gründen sich jedoch alle auf eine bestimmte Vorstellung. Erläuterung einiger Gebräuche bei den Opfern der Griechen. (Den oberen Göttern bringt man weiße Tiere dar, läßt ihr Blut in die Höhe spritzen und bereitet sich von ihrem Fleische ein Festmahl. Den unterirdischen Göttern werden schwarze Tiere geopfert, ihr Blut fließt in eine Grube, das Fleisch wird nicht genossen.)

Thema. Weshalb galt den Alten der Herd für heilig, und woraus ergibt sich, daß sie ihn für heilig hielten?

A. Sie ehrten den Herd aus folgenden Gründen:

1. Weil sie die Wichtigkeit des Feuers erkannten.
   a) Die Zubereitung milderer Speisen gehört zu den Anfängen der Gesittung. Homer nennt die Raubtiere Rohfresser (*ὠμηστής*, *ὠμοφάγος*, *ὠμοβόρος*).
   b) Alles, was der Mensch bildet und schafft, verdankt er der Himmelskraft des Feuers. Hephäst, die Gottheit des vulkanischen Feuers, ist zugleich Meister in der Schmiedekunst.
2. Weil der Herd der natürliche Mittelpunkt des häuslichen Lebens war. „Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner." Hestia waltet von uralten Zeiten her bei Göttern und Menschen des Hauses, und niemals halten die Sterblichen ein Gastmahl, ohne daß ihr jeder am Anfange und zuletzt süßen Wein spendet (Homerischer Hymnus auf Hestia und Hermes).

B. Woraus ergibt sich ihre Ehrfurcht vor der Feuerstätte?

1. Die Sage von Prometheus betrachtet das Feuer nicht als ein Geschenk der Götter, sondern sogar als einen Raub, der wider ihren Willen den Menschen zuteil wurde.

2. Der Hausherd war zugleich ein Altar für die Hestia und für die „geschwärzten" Penaten. Hestia bedurfte keiner eigenen Tempel, da sie, als die Beschützerin aller Altäre, an allen Opfern teil hatte.

3. Der Herd war gleich dem Altar ein Asyl. Odysseus bei Alcinous, Themistokles bei Admet.

4. Auch in den Prytaneen hatte man einen Herd, auf dem ein ewiges Feuer unterhalten wurde. *Ἑστία πρυτανῖτις*; der römische Vestadienst.

5. Die auswandernde Kolonie nahm einen Feuerbrand aus dem Prytaneum mit.

Schluß. In unserer Sprache deutet manches auf ähnliche Vorstellungen. Der Herd bezeichnet als Symbol den selbständigen Haushalt, die Heimat, den Mittelpunkt des Segens und des Verderbens: eigener Herd ist Goldes wert; zu seinem Herde zurückkehren; die Schule ist ein Herd des Lichtes, eine Stadt der Herd des Aufruhrs. Wir sind keine Feueranbeter, aber es ziemt sich auch für uns, das Feuer und den Herd mit dankbarem Nachdenken zu betrachten. An dem häuslichen Herd, auf dem das Feuer brennt, empfängt Hedwig mit ihren Knaben den heimkehrenden Tell, welcher der Kinder liebes Haupt verteidigt, des Herdes Heiligtum beschützt hat. Niedersächsische Sitte ist es, daß der junge Bursch seine Auserkorene, wenn er sie beim Brautlauf gefangen hat, auf die Diele des Hauses trägt und dreimal um den Herd herumführt, damit sie sich da eingewöhne und die Stätte ihres künftigen Wirkens lieb gewinne. Ebenso wird die neugemietete Magd um den Herd geführt.

3.

Was bedeuten die Worte des Pfarrers in Hermann und Dorothea I, 186—188?

Einleitung. Der Wirt hat in Gesang I, V. 174 ff. ausgesprochen, daß der gnädige Gott die Stadt seit dem schrecklichen Brande beständig beschützt habe, und daran die Hoffnung geknüpft, daß er dies auch in Zukunft tun werde; darauf erwidert ihm der Pfarrer mit den Worten:

Thema. Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung! Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Was bedeuten diese Worte?

Das Gottvertrauen ist das Gefühl, daß man stets in Gottes schützender und liebender Hand ist; den Gegensatz dazu bildet das Gefühl, daß man sich in der Macht eines blinden, kalten Schicksals oder Zufalls befindet.

Das Gottvertrauen macht

A. Im Glück:

a) verständig. Ohne Gottvertrauen tritt entweder Pochen auf die eigne Kraft oder auf das Glück oder auf beides ein. Die Folge davon ist teils Überhebung, Stolz und falsche Sicherheit, teils Verschwendung und schlechter Gebrauch der irdischen Schätze. Das Gottvertrauen dagegen bewirkt Demut und Bescheidenheit und guten Gebrauch der Habe, weil man weiß, daß man sich diese nicht selbst verdankt und vom Gebrauche Rechenschaft abzulegen hat.

b) sicher. Während das Schicksal tückisch ist (Neid der Götter), weiß sich der auf Gott Vertrauende in der gnädigen Hand eines liebenden Vaters. Daher genießt er das Glück mit dankbarem, freudigem Herzen.

B. Im Unglück gewährt das Gottvertrauen:

a) Trost. Gott meint es gut; auch das Unglück sendet er nur zum Besten des Menschen.

b) Hoffnung. Auch jeder Glaubenslose hofft, daß sich das Unglück wenden soll. Diese Hoffnung wird aber belebt durch den Glauben an das erziehliche Walten des Herrn.

Schluß. Die Worte des Pfarrers sind zunächst nur an den Wirt gerichtet, gelten aber allen Menschen und können ihnen, wenn sie beherzigt werden, zum besten dienen.

4.

Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der biblischen Lebensanschauung?

Einleitung. Die Lebensanschauungen sind nicht bloß in den verschiedenen Zeiten verschieden, sondern weichen oft auch bei den einzelnen Völkern und in den einzelnen Konfessionen voneinander ab.

Thema. So haben auch die heidnischen Griechen und die Christen der Bibel eine ganz verschiedene Lebensauffassung:

1. Hinsichtlich der äußeren Güter.
   a) Reichtum erscheint dem Griechen erstrebenswert, den Anhängern Christi wertlos.
   b) Die Griechen sahen die vollkommene Ausbildung der menschlichen Naturanlage für ein hohes Ziel des Lebens an, das Christentum dagegen verlangt Ertötung des natürlichen Menschen, weil es die Auferstehung des übernatürlichen predigt. Es fordert, nicht auf das Fleisch, sondern auf den Geist zu säen, wenn man statt des Verderbens das ewige Leben ernten wolle. Vgl. Gal. 6, 8; Röm. 8, 13; Joh. 3, 6.
2. Hinsichtlich der inneren Güter.
   a) Vermehrung des Wissens und Vervollkommnung der geistigen Anlagen gilt dem Griechen sehr viel, der Bibel und den alten Christen sehr wenig. Arme, ungelehrte Leute folgen Christo als Jünger nach, die Armen an Geist preist Christus in der Bergpredigt selig. Weisheit wird als Hindernis für das Reich Gottes betrachtet. Glaube ziemt dem Christen, Schweigen und nicht Eloquenz. 1. Kor. 1, 20: Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?
   b) Auch die sittlichen Tugenden werden anders bewertet. Zu den Kardinaltugenden der Griechen gehört:
      α) Die Tapferkeit. Sie ist die Tüchtigkeit schlechtweg (ἀνδρεία von ἀνήρ, virtus von vir, also Tugend des Mannes). Der Christ soll dulden und aushalten, das Schwert in die Scheide stecken und sein Erbe nicht in dieser Welt suchen, sondern in der künftigen.
      β) Die Gerechtigkeit, die selbst kein Unrecht tut, aber auch nicht leidet, daß es dem in Frage Stehenden oder einem andern geschieht. Hier begnügt sich das Christentum mit der einen Seite, selbst kein Unrecht zu tun. Matth. 5, 39 wird gepredigt: So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Vgl. auch 1. Kor. 6, 7.

γ) Die Besonnenheit (σωφροσύνη), das Maßhalten, die Fähigkeit schön zu genießen. Der Christ soll die Sinnenlust in jeder Gestalt fliehen, weil sie zu leicht der Seele Gefahr bringt.

δ) Auch das Streben nach Ruhm und Ehre, die nach Schillers Siegesfest, d. h. nach griechischer Auffassung, unter allen irdischen Gütern die höchsten sind, wird von dem Christen verworfen. Er will nach Demut trachten, niedrig von sich selbst denken, Reue und Zerknirschung an den Tag legen. Vgl. Marc. 10, 35 f.; Matth. 5, 11 f.; 6, 26. Dafür predigt das Christentum die Barmherzigkeit, die brüderliche Liebe zum Nächsten. Sie ist das neue Gebot, das Jesus seinen Jüngern gegeben hat.

Schluß. So zeigt also das Christentum der Bibel in sehr wesentlichen Punkten gerade den entgegengesetzten Standpunkt wie die griechische Lebensanschauung. Doch steht die christliche Lehre der neueren Zeit der griechischen nicht mehr so schroff gegenüber. Die Gegensätze sind mehr ausgeglichen. Vgl. besonders Fr. Paulsen, System der Ethik, 2. Aufl. Berlin 1891, S. 48 ff.

5.

Leichtsinn und Sorglosigkeit führen zur Verkennung der Wirklichkeit, nachgewiesen an Goethes Egmont.[1])

Einleitung. Die dem Egmont eigentümliche Charakteranlage führt den Goetheschen Helden zu einer verhängnisvollen Verkennung der Wirklichkeit.

Thema. Egmont verkennt die Wirklichkeit

1. sofern er seine Umgebung falsch beurteilt, nämlich:
   a) Die spanische Partei.
      α) Die Widerstandskraft der Regentin.
      β) Die Absichten Philipps und Albas.
   b) Die Niederländer.

1) Vgl. G. Schmidt in Fricks Lehrproben. Heft 57. S. 52.

2. Sofern er nicht die Wirkung seines Auftretens abzuschätzen vermag, und zwar
   a) seiner Handlungsweise;
   b) seiner Reden.

Schluß. So kam, was kommen mußte; er wurde von Alba gefangen genommen und hingerichtet.

6.

Goethes Harfner verkennt in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" die 'himmlischen Mächte'.

Einleitung. Viele Tausende erinnern sich dieser Verse Goethes, wenn ein schwerer Kummer ihre Herzen beugt. Sie finden in den einfachen und doch so ergreifenden Worten eine Sprache für ihren Schmerz, aber nur wenige mögen sich dessen bewußt werden, daß sich hier die Klage in eine Anklage Gottes umwandelt und die Trostlosigkeit zu wahrhaft heidnischen Anschauungen verirrt.

Thema. Erklärung des Liedes.

A. Wer nie sein Brot mit Tränen aß
Und nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

1. Es ist nicht gemeint, daß der Mensch, wenn es ihm gut geht, Gottes vergißt, daß er erst, wenn ihn ein Unglück heimsucht, den Herrn erkennt, der den Hohen erniedrigt, den Trotz des Stolzen bricht, aber auch wieder als der versöhnliche, liebreiche Vater sich von allen finden läßt, die ihn mit Ernst anrufen.
2. Nach den Worten des Gedichtes erkennt nur der die himmlischen Mächte, welcher, durch ein hartes Schicksal belehrt, von ihrer Feindseligkeit überzeugt ist und den Wahn aufgibt, daß sie jemand wohl wollen. So sagte einst ein Heide, er glaube an die Götter, denn er merke

ihren Haß. Es ist also der Wille dieser liebloſen Mächte, daß wir Leiden erdulden, daß wir unſer Brot mit Tränen eſſen.

B. Ihr führet uns ins Leben ein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt ſich auf Erden.

1. Was in der erſten Strophe im allgemeinen von den Leiden behauptet wurde, das ſoll nun auch von der Schuld, der Übel größtem, gelten. Nach der mildeſten Auffaſſung liegt in den beiden erſten Zeilen der Gedanke: die Götter laſſen es zu, daß der Menſch ſchuldig wird. Achtet man aber auf die Verbindung, in welcher dieſe Zeilen miteinander ſtehen, ſo könnte der Harfner auch die herbe Meinung ausſprechen, daß die Seelen der Menſchen, ohne ihre Zuſtimmung, von den Göttern in die Welt geſendet werden, damit ſie der Schuld verfallen[1]). Er ſträubt ſich gegen die Anerkennung der Wahrheit, daß nicht nach dem Willen unſeres Schöpfers, ſondern infolge der Entartung unſerer Natur niemand gut iſt, als der alleinige Gott.
2. Doch mögen nun die himmliſchen Mächte unſere Verſchuldung gewollt oder nur zugelaſſen haben, nach den

1) „Die Gottheit ſelbſt nimmt dem Menſchen, den ſie zugrunde richten will, die Klarheit der Vernunft.“ Dieſe Anſicht iſt von Homers Zeiten ab bei Griechen und Römern herrſchend geweſen. In ihrer troſtloſen Stimmung klagt auch die Jungfrau von Orleans (IV, 1), daß ſie von der Himmelskönigin der Sünde preisgegeben ſei:

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh'!
Doch du riſſeſt mich in's Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

beiden letzten Zeilen der Strophe ist es ihnen gleichgültig, daß der Arme in seinem Schuldgefühle verkommt. Der Harfner weiß nicht, daß auch sein Erlöser lebt. Er kennt nur die Rächer des Heidentums, welche den Schuldigen „bis zu den Schatten jagen und auch dort nicht freilassen". Nicht einmal die Griechen waren so mutlos. Die Eumeniden mußten aufhören Orestes zu verfolgen, und Ödipus starb im Frieden.

Schluß. Den mächtigsten Trost im Leiden gewähren uns die Zuversicht auf Gott und die Teilnahme freundlicher Menschen. Der Harfner befand sich in einem wahrhaft entsetzlichen Zustande, da er sich nicht in einer augenblicklichen Aufregung, sondern mit stiller, kalter Verzweiflung dem Wahne ergab, daß die himmlischen Mächte das Elend der Menschen wollen, wenigstens mit Gleichgültigkeit ansehen, und daß er jeden, der sich seiner liebreich annehmen wollte, fliehen müsse, um ihn nicht mit in das Verderben zu ziehen. „Ich sollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beschädigt die, die sich zu mir gesellen." (Wilhelm Meisters Lehrjahre IV, 1.) — Ebenso Orest:

Das ist das Ängstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesund'sten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tods verraten.
Goethe, Iphigenie II, 1.

Wie elend, wer kein Vertrauen zu der Verheißung hat, daß Gott das geknickte Rohr nicht vollends zerbrechen will!

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusamm'en.

7.

Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unserer Seele?

Einleitung. Wenn das Dasein Gottes und die Freiheit des Menschen nicht aus Vernunftgründen gefolgert werden könnten, so würden doch gewisse Ahnungen, Empfindungen und Triebe, welche die Natur selbst in unsere Seele gelegt hat, auf ihr notwendiges Vorhandensein hinweisen. Ebenso verhält es sich mit der Unsterblichkeit. Die Weltweisheit kann den instinktmäßigen Glauben daran unterstützen, aber niemals zerstören.

Studiere nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen. Geibel.

Thema. Das Sittengesetz und der gestirnte Himmel, die mit angeborenen Trieben unserer Seele korrespondieren, verbürgen dem Menschen die Unsterblichkeit.

A. Das Sittengesetz in uns.

1. Unser Rechtsgefühl fordert, daß das Gute und das Böse ihren Lohn zur Folge haben. Aber weder die weltliche Gerichtsbarkeit, noch die Verteilung von Glück und Unglück befriedigen diese Forderung; ja, viele Verbrecher durchstürmen das Leben im Taumel der Genüsse und sterben ohne Reue. Wir müßten an Gott, an dem Leben, an der Natur des Menschen irre werden, wenn es nicht ein Jenseits gäbe. Dem buhlenden Glück ist nicht die Vergeltung übertragen.

Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.
Schiller (Worte des Wahns).

„Ein Tyrann wie Antiochus (Epiphanes) sollte bis an das Ende seines Lebens ungestraft wüten, in Macht und Würde

sterben, und keine Strafe eines höheren Richters sollte ihn dort erwarten? Hier erhob sich die Stimme des Buchs der Weisheit; hier sprach der Glaube der Gequälten noch in ihrer Todesstunde mit Aussichten über das Grab und rief den Richter. So haben alle Völker gefühlt: sie haben Strafe und Belohnung nach diesem Leben geglaubt, wenn sie die gute Sache bis zur Unterdrückung leiden und edele Menschen ungehört unterdrückt sahen" (Herder).

2. Ebenso liegt im Wesen unseres Geistes der Trieb, in einen Zustand sittlicher Vollkommenheit versetzt zu werden. Diese Sehnsucht bleibt nicht ungestillt. Einst brennt in unseren Herzen keine irdische Begierde, sondern allein die reine Opferflamme der Gottesliebe.

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.
Goethe (Faust I, Prolog).

Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besser'm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht. Schiller.

B. Der gestirnte Himmel über uns.

1. Das Heer der Sterne ist nicht gemacht, um den Himmel bloß mit glitzernden Pünktchen zu zieren. Sie sind dem Sterblichen sichtbar, damit er erkennt, daß „die Nacht voll Welten hängt", daß „unseres Vaters Haus viele Wohnungen hat". Sie sind sichtbar, weil sie mit unserm Dasein in Beziehung stehen, weil sie uns Sterne der Hoffnung sein sollen. „Es ist eine Aussicht, die auch die Seele des trägsten Menschen erwecken kann, wenn wir uns vorstellen, daß ein Wandelgang auf mehr als einem andern Stern das Los und der Fortschritt unseres Schicksals sein könnte; oder daß es unsere Bestimmung wäre, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler und verschiedener Schwesterwelten Umgang zu pflegen" (Herder).

2. Die, welche hier unten die Liebe vereint, werden nicht auf ewig getrennt, wenn der Tod seine Hand dazwischen streckt. Platos Traum, daß es dem Menschen einst gestattet sein wird, die edlen Geister der Vorzeit, die er jetzt aus der Ferne verehrt, von Angesicht zu schauen, ist kein bloßer Traum. „Ist

Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Teilnahme beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist, so muß diese schönste Blüte des menschlichen Lebens notwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der [illegible]schattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet" (Herder).

3. Ist es denkbar, daß ein Vater, dessen Herz voll unermeßlicher Liebe ist, seinen Kindern keine größere Annäherung gestatten, „den stillen Eingang zu den Unsterblichen" zeigen, aber nimmer erschließen sollte?

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird. Klopstock.

Nacht der Welten, wie wir in dem dunkeln Worte schau'n
Den, der ewig ist;
So schau'n wir in dir, geheimnisvolle Nacht,
Den, der ewig ist! Derselbe.

Schluß. Dies sind Erwartungen, denen sich jeder gute Mensch mit Freuden hingibt. Daß unser Dasein mit diesem Leben aufhört, hofft und beweist nur der Taugenichts.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können." Goethe.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl,
Wag' es nur zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.
Schiller (Thekla, eine Geisterstimme).

8.

In welchem Zusammenhange stehen die Anfänge des Christentums und das Fischergewerbe?

Einleitung. Zur Zeit der Verfolgungen machten die Christen das Wort ἰχθύς zu ihrem geheimen Erkennungszeichen. Gewiß nicht bloß wegen des zufälligen Zusammentreffens der

Buchstaben mit ihrem wichtigsten Bekenntnisse (Ἰησοῦς Χριστός, θεοῦ υἱός, σωτήρ), sondern weil die Stiftung ihrer Religion mit dem Fischergewerbe in manchen inneren Beziehungen stand, die ihnen unvergeßlich waren.

Thema. Welches sind diese?

1. Die ersten und unter ihnen die bedeutendsten Jünger Christi waren Fischer: Simon Petrus und sein Bruder Andreas; Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus. Petrus erhält das Amt der Schlüssel; auf diesen Fels baute der Herr seine Gemeinde. Johannes war der Jünger, den Christus am meisten lieb hatte.

2. Viele denkwürdige Begebenheiten und Wunder knüpften sich an den See Genezareth und an die Lebensweise der Fischer. Das Ungestüm auf dem Meere erschreckte die anderen; Christus aber schlief, und als man ihn weckte, erwies er sich als den Herrn, dem Wind und Meer gehorchten. — Der Gang über das Wasser. — Die Speisung der fünftausend am See Genezareth mit fünf Broten und zwei Fischen, und der viertausend mit sieben Broten und ein wenig Fischlein. — Der reiche Fischzug, als Petrus auf das Gebot des Auferstandenen noch einmal das Netz auswarf, dazu die Berufung: Weide meine Schafe.

3. Auch manche bedeutsame Gleichnisse erinnern an das Fischergewerbe, wiewohl die Mehrzahl dem Ackerbau entnommen ist. Jene Apostel sollten hinfort Menschenfischer sein. — Das Himmelreich gleicht einem Netze; die guten und die schlechten Fische werden gesondert. — Kein Vater gibt dem Sohne, der um einen Fisch bittet, eine Schlange. — Des Menschen Sohn ist drei Tage und drei Nächte in der Erde, wie Jonas drei Tage in dem Leibe des Walfisches war.

Schluß. Es ist charakteristisch für das Christentum, daß in ihm gerade diejenigen am meisten Aussicht auf das Himmelreich haben, die mit Glücksgütern am wenigsten gesegnet sind, wie diese armen Fischer, die sich Christus zu Jüngern auserkor.

9.

Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft?

Einleitung. Der Greis lächelt wehmütig über das dicke Stammbuch seines Enkels. Wie bald hatten ihn seine eigenen Schulfreunde vergessen!

Thema. Weshalb hat man in der Jugend so viele Freunde oder glaubt sie wenigstens zu haben?

A. Jeder Jüngling besitzt eine Menge Freunde.

1. Er will sein Leben genießen, und die Geselligkeit erhöhet jede Freude. Der Wandertrieb führt ihn aus der Heimat in die Ferne; dort findet er gleichdenkende und gleichempfindende Altersgenossen, an die er sich anschließt. Der Mann denkt an ernstere Dinge und hat an dem Umgange mit den Seinigen genug.

2. Man erweist in der Jugend andern gern kleine Gefälligkeiten; größere Opfer werden nicht gefordert. Der Mann hat zunächst für seine Familie zu sorgen.

3. Die Jugend liebt es sich mitzuteilen und teilzunehmen; sie ist offener und vertrauensseliger. Den Mann machen die größere Selbständigkeit, Vorsicht und Scheu vor fremden Sorgen zurückhaltender; auch ist er durch manche trübe Erfahrung gewitzigt.

4. Die Verschiedenheit der Ansichten, Grundsätze, Neigungen, Sitten dient der Jugend vielleicht zu anregender Unterhaltung und gibt Veranlassung, auf Denken und Empfinden anderer einzuwirken, andere zu den eignen Anschauungen zu bekehren; später, bei einer ernsteren Lebensauffassung, hindert sie oft sogar den geselligen Verkehr.

B. Doch mag auch der Jüngling wohl zusehen, ob seine Freunde nicht seine Feinde sind.

1. Oft verführen sie ihn zu Müßiggang und Leichtsinn;

2. oder sie bestärken ihn aus Gutmütigkeit oder gar aus Eigennutz in seinen Fehlern.

Schluß. Wahre Freundschaft ist ein hohes Gut, und jeder erinnert sich gern solcher Freunde, wie David und Jonathan, Orest und Pylades, Damon und Phintias.

Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt oder nicht gedacht
Durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht.
Goethe (An den Mond).

10.

Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer unedlen Seite.

Einleitung. Die Neugier ist im allgemeinen der Trieb, etwas zu ermitteln oder zu erfahren, wovon man noch keine Kenntnis hat, in das Wesen, den Grund und den Zusammenhang der Dinge Einsicht zu erhalten. Die Neugier ist dem Menschen angeboren. Schon das gewecktere Kind hat stets etwas zu fragen. Wie alle Triebe kann auch dieser Trieb vorteilhaft ausgebildet werden oder eine falsche Richtung nehmen. Der dritte Fall, daß er unentwickelt bleibt, kommt hier nicht in Betracht; es handelt sich also um

Thema: den Wissenstrieb und die gemeine Neugierde.

A. Der Wissenstrieb

1. nach seinem Umfange. Das Interesse des Menschen erstreckt sich auf das ganze All: die Heimat und die Lande jenseit des Ozeans, der Himmel und der Meeresgrund, die Vorwelt und die Mitwelt, Natur und Leben, das Sinnliche und das Geistige, alles und jedes ist ein Gegenstand der Forschung, und ohne diesen Trieb wären die Wissenschaften, das Reich der Gedanken, die edlere Hälfte des Daseins nicht entstanden;

2. nach seiner Kraft. Nur die unechten Söhne der Musen machen aus der Wissenschaft um äußerer Vorteile willen ein Brotstudium. Für den reiferen Menschen haben das Wahre, das Gute und das Schöne immer ihre eigenen

Reize; er fordert von der Wissenschaft keine Bezahlung, sondern er bringt ihr Opfer (vgl. Cicero, De fin. V, 18). Der Gelehrte bekümmert sich nicht um die lärmenden Vergnügungen, um die Ehren und Güter der Welt; er vergräbt sich mit stiller Befriedigung in seine Bücher. Auch ihm ist jedoch die Freude nicht fremd.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Schiller (An die Freude).

Die Wissenschaft hat ihre Pilger wie die Religion; sie durchwandern die schrecklichen Wüsten Afrikas und erklimmen die Gipfel der Kordilleren ꝛc.

Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant: adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Cicero pro Archia.

B. Die gemeine Neugierde.

Sie richtet sich gewöhnlich auf wertlose Dinge, entbehrt des Interesses an der Bildung und verbindet sich meistens mit schlechten Neigungen.

1. Oft entspringt sie aus Müßiggang und Langerweile. Man kann morgens kaum die Zeitungen erwarten, Barbier und Stiefelputzer statten ihren Bericht ab, man plaudert bis Mittag auf dem Markte mit allen Bekannten und geht abends beizeiten in den Klub.

2. Manche haben den Hang, sich in alles zu mischen, oder sie wollen angenehme Gesellschafter sein, und dazu gehört eine genaue Kenntnis des Neuesten in Stadt und Haus.

3. Eine wahre Plage der Menschheit wird die Neugierde durch den Bund mit der schadenfrohen Klatschsucht.

Schluß. Niemand wird es deshalb, weil die Neugier lächerlich oder verderblich sein kann, tadeln, daß die Mutter Natur einen solchen Trieb in unser Herz gelegt.

Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegeneinander verhalten? Goethe (Herm. u. Doroth. I, 88 ff.).

Anm. Cook berichtet von den Peſcherähs: „Als ſie bei uns an Bord ſtiegen, verrieten ſie keine Freude, nicht einmal Neugier", und von den Eingeborenen von Vandiemensland: „Wie ſtumpf der Geiſt dieſer Armen war, verriet ihre Gleichgültigkeit bei dem Anblick Fremder, die von ihnen ſo himmelweit verſchieden waren." Müſſen wir uns nicht oft eine gleiche Stumpfheit vorwerfen? Wie viele Dinge, die merkwürdiger ſind als ein Schiff, laſſen uns gleichgültig und können uns nicht dem Hange zur Bequemlichkeit und zu müßigen Träumereien entreißen?!

11.

Wie lernt man ſich ſelbſt kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.

Einleitung. Sich ſelbſt kennen heißt hauptſächlich, mit ſeinen Neigungen und ſeiner Empfindungsweiſe, mit ſeinen ſittlichen Grundſätzen und mit ſeinen Kräften bekannt ſein. „Erkenne dich ſelbſt" war der Wahlſpruch des weiſen Chilon, eine Inſchrift in der Vorhalle des delphiſchen Tempels. Wichtigkeit der Selbſterkenntnis.

Thema. Wie gelangt man zu der Kenntnis ſeiner ſelbſt?

A. Durch Betrachten niemals.

Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß. Goethe.

1. Edle Neigungen und Empfindungen, als bloße Regungen des Willens und des Gemütes, haben keinen Wert, wenn ſie nicht zu edlen Handlungen führen. Mancher, der im Schauſpiel Tränen vergießt, kann gegen ſeine Nebenmenſchen ſehr hart ſein. Weichheit und Grauſamkeit vermiſchen ſich in dem Charakter vieler Tyrannen. Der Gedanke, daß von den vielen Tauſenden, die er nach Europa führte, nach hundert Jahren niemand leben werde, rührte Xerxes zu Tränen. Als aber Pythius, durch das Wohlwollen des Königs ermutigt, ihn um die Zurücklaſſung ſeines älteſten Sohnes bat, war es ihm

nicht genug, dem Vater die Bitte abzuschlagen, sondern er ließ den Sohn niederstoßen und in Stücke zerhauen (Herodot).

2. Edle Grundsätze sind oft nur ein Schmuck der geistigen Bildung. Man hat sie sich vielleicht aus den Werken der Dichter angeeignet und führt sie im Munde, ohne von ihnen durchdrungen zu sein. Ihre Anwendung im Gespräche beweist vielleicht, daß man das Edle zu schätzen, aber noch nicht, daß man es zu tun vermag.

3. Das Maß unserer geistigen und sittlichen Kräfte können wir am wenigsten durch Betrachtungen ermitteln; denn die Kraft bewährt sich allein im Handeln.

Ungeprüft gibt's tausend Epiktete. Wieland.

B. Unsere Handlungen zeigen uns, was wir wert sind.

Zwar sind auch hier Täuschungen möglich, denn viele pflegen ihre unrühmlichen Taten zu entschuldigen und zu beschönigen; doch fehlt es nicht an einem sichern Maßstab.

1. Handlungen lassen sich mit objektiven, feststehenden Gesetzen vergleichen. Schon der Versuch, uns vor ihnen zu rechtfertigen, weist auf eine Schuld hin.

2. Handlungen unterliegen dem Urteile anderer Menschen.

Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen.
Goethe (Tasso I, 2).

3. Die Probe der Kraft ist der Erfolg. Was wir nicht ausführen, das sind wir meistens nicht imstande auszuführen.

Der Wille lockt die Taten nicht herbei;
Der Mut stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt. Goethe.

Schluß. Ein tüchtiger Arzt sucht vor allem eine Krankheit zu erkennen, dann aber bemüht er sich auch, sie zu heilen. Laßt uns streben, wirklich das zu werden, was zu sein wir uns nur einbildeten!

12.

Welche nachteiligen Folgen hat es für uns, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden?

Einleitung. Viele fromme Menschen suchten vormals die Einsamkeit des Waldes oder die Stille der Klöster auf, um unberührt von weltlichen Zerstreuungen und Begierden ihre Herzen nur Gott zu weihen. Noch heute stehen die Sprüche λάθε βιώσας (Epicur.) und bene qui latuit, bene vixit (Ovid) in Ansehn. Die Zurückgezogenheit ist auch sehr empfehlenswert, sie muß nur nicht zu einer völligen Absonderung von den Menschen ausarten.

Thema. Die nachteiligen Folgen der Einsamkeit.

A. für die geistige Bildung.

1. Man fühlt sich nicht angeregt, Kenntnisse zu sammeln, wenn man nicht die Absicht hat, von ihnen Gebrauch zu machen. Man verfolgt höchstens ein einseitiges Interesse, wobei die Auffassung, da kein Austausch der Gedanken hinzutritt, ebenfalls einseitig ist. Viele verfallen in ein leeres Grübeln und Träumen.

2. Zur Raschheit und Sicherheit des Urteils und zur Redefertigkeit kann man nur im Verkehr gelangen.

B. für den sittlichen Charakter.

1. Die Einsamkeit steigert das Mißtrauen, die Menschenscheu, die Gleichgiltigkeit gegen alle höheren allgemeinen Interessen.

> Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
> Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.
> Goethe (Tasso I, 2).

Alteri vivas oportet, si vis tibi vivere. Seneca.

Ad Archytam scripsit Plato, non sibi se soli natum meminerit, sed patriae, sed suis, ut perexigua pars ipsi relinquatur. Cicero.

2. Wer sich dem Urteile anderer entzieht und nicht auf ihre Vorzüge und Verdienste achtet, verirrt sich leicht zu einer hochmütigen Selbstüberschätzung.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sei.
Goethe (Tasso II, 3).

Die Welt kennen heißt wissen, daß man wenig in ihr bedeutet.
F. v. Schlegel.

3. Niemand kann einer anregenden Unterhaltung entbehren. Für den geselligen Umgang sucht man einen Ersatz in leeren Spielereien (das Angeln, das Abrichten von Vögeln ꝛc.), in dem entnervenden Romanlesen, in den groben Reizen des Lasters (Geiz, Trunksucht).

C. Die Abgeschiedenheit ist oft eine Klippe für die Frömmigkeit.

1. Sie begünstigt den Aberglauben, die Schwärmerei, sie erzeugt schwermütige Selbstpeinigung oder auch Hochmut.

Bleib' nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.
Schiller (Jungfrau v. Orl., Prolog).

2. Der wahrhaft fromme Mensch begnügt sich nicht mit Empfindungen und quietistischen Betrachtungen; er hat ein Herz für seine Brüder, er will für sie und mit ihnen wirken.

D. Äußere Nachteile.

1. Wer auf Geselligkeit und Freundschaft verzichtet, beraubt sich der reinsten Freuden des Lebens.

Mir gäb' es keine größere Pein,
Wär' ich im Paradies allein.
Goethe (Sprüche in Reimen).

2. Er findet in der Not weder Trost noch Unterstützung.

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein.
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.
Goethe (Aus Wilh. Meister).

Schluß. Meide die Einsamkeit, aber lasse dich auch nicht von dem Verkehre zu einer selbstvergessenen Zerstreutheit fortreißen.

13.

Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne gründen sich auf denselben Zug der menschlichen Natur.

Einleitung. Es gibt noch andere Gegensätze, die miteinander verwandt sind und eine gemeinsame Quelle haben. Der macedonische König sagte, er möchte Diogenes sein, wenn er nicht Alexander wäre. Darin liegt: wenn ihn das Schicksal nicht zu einem Volksbeherrscher gemacht hätte, so möchte er wenigstens von niemand abhängig sein. Auf den leidenschaftlichen Eifer folgt in kurzem eine völlige Gleichgültigkeit, wenn es an wahrem Interesse für die Sache fehlt. So berühren sich die Gegensätze.

Thema. Was haben die Heimatliebe und die Sehnsucht nach der Ferne miteinander gemein?

A. Die Heimatliebe entspringt besonders aus den idealen Vorstellungen von der Vergangenheit.

1. Man liebt die Heimat als den Ort, wo man umgeben von lieben Eltern und Geschwistern eine schuldlose, sorgenfreie und heitere Kindheit verlebt hat.

2. Wir lieben das Vaterland, weil uns große Erinnerungen erheben und weil wir gern an die Sitten, Gesetze, Kriegstaten, Dichtungen unserer Vorfahren denken.

B. Die Sehnsucht nach der Ferne entspringt aus idealen Vorstellungen von der Zukunft. Man glaubt, in der neuen Welt und in ihrem Naturzustande könne sich das Leben in völliger Freiheit, gemäß den ursprünglichen Trieben, Bedürfnissen und Rechten des Menschen gestalten.

1. Man werde frei von dem Zwange der verjährten bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände.

2. Man könne ohne das Studium, welches eine Vergangenheit von 3000 Jahren mitschleppt und die frische Natur von

allen Seiten durch Regeln einschränkt, zur reinsten Ausbildung des Geistes und Herzens gelangen.

Schluß. Die Vorsehung hat beide Gefühle in das Herz des Menschen gelegt. Das konservative Element und die Bewegung sollen einander im Zaume halten und zusammenwirken.

Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höhern nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust, zu verharren im Alten
Und sich dessen zu freu'n, was jeder lange gewohnt ist.
Goethe (Herm. u. Dor.).

14.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte.[1]) Goethe.

Einleitung. Höflichkeitsbezeigungen, häufig sehr seltsamer Art, sind bei allen Völkern in Gebrauch. Die bei uns üblichen drücken gewisse sittliche Beziehungen aus. Doch finden sich selbst unter gebildeten Leuten auch Verächter der Höflichkeit, während andere sich durch eine Virtuosität darin hervorzutun suchen.

Thema. Klassifikation und Verhaltungsregeln.

A. Was will man mit den Höflichkeitsbezeigungen kundgeben?

1. Achtungsvolle Bescheidenheit. Man ordnet sich einem andern unter durch Entblößen des Kopfes (der Hut, das alte Symbol für die Freiheit) und durch eine Verneigung. Man läßt ihm den Vortritt. Man fällt keinem ins Wort, äußert die eigene Meinung ohne verletzenden Widerspruch. Bei Besuchen zeugt die Kleidung, in Briefen die sorgfältige Schrift von Aufmerksamkeit ꝛc. Man tritt nicht mit Geräusch ins

1) Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte. Goethe.

Zimmer eines andern, pflanzt sich nicht auf den bequemsten Platz, bemächtigt sich nicht sofort des Gesprächs, langt sich bei Tische nicht über Gebühr zu.

2. Zuvorkommende Dienstfertigkeit. Man hilft dem Gaste beim Ausziehen des Überrockes, nimmt ihm den Hut ab, bringt ihm einen Stuhl. Man sucht der Matrone die verlegte Brille, rückt ihr die Lampe näher, erhascht den fortrollenden Knäuel ꝛc.

Menschen von feinem Gefühle bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des andern; durch ein Erraten seiner leisesten Wünsche; durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen; durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflechte sich fester und sanfter um unser Herz legt, als das schneidende Haarseil einer großen Wohltat.

Jean Paul.

3. Anteil an Leid und Freude. Man fragt nach dem Befinden, erkundigt sich nach den Angehörigen, nach dem Fortgange eines Unternehmens. Man macht einen Besuch, um zu gratulieren oder sein Beileid zu bezeigen. Man leitet das Gespräch auf Dinge, an die sich der andere gern erinnert, und umgeht, was ihn schmerzt oder verstimmt ꝛc.[1])

B. Regeln für das Verhalten.

Man verbinde mit den Formen der Höflichkeit die Freundlichkeit des Herzens. Dann wird selbst die gebräuchliche Phrase kein leeres Wort sein. Dienstfertigkeit und Teilnahme sind wir jedem Menschen schuldig. Mit Achtungsbezeigungen gegen verächtliche Menschen darfst du dich nicht erniedrigen; ist aber dein eigener Wert so groß, daß du das Recht hast, jemand öffentlich und gar, wenn ihr beide Gäste seid, deine Nichtachtung zu erkennen zu geben?

1) Der Komplimentenmacher überschüttet jeden mit übertriebener Versicherung der Hochachtung und Zärtlichkeit. Man weiß, daß er sich nichts dabei denkt, daß er nur geistreich und gewandt erscheinen will und daß man nur zu einem Wettkampf in der Phrase herausgefordert wird. In dieser Kunst sind die Chinesen Meister.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.
Goethe.

Schluß. Worauf gründet sich die Erscheinung, daß manche sich eher einen sittlichen Fehler als einen Verstoß gegen den Anstand verzeihen? Darauf, daß (nach dem Obigen) diese Verstöße selbst sittliche Fehler sind und außerdem den Mangel an Gewandtheit und geistiger Bildung verraten.

15.

Auch im Vergnügen soll man Maß halten.

Einleitung. Schon Solon hat vor Übertreibung gewarnt mit den Worten μηδὲν ἄγαν, übertreibe nichts. Dies gilt auch vom Vergnügen; daher sagt Juvenal Sat. 11, 208 mit Recht: voluptates commendat rarior usus.

Thema. Man soll sich vor dem Übermaß auch beim Vergnügen hüten.

1. Negativ: Wer nicht darin Maß hält, schadet sich
   a) äußerlich; denn es entgeht ihm das Geld, das er sich in dieser Zeit verdienen könnte, ebenso hat er Zeitverlust zu beklagen, und überdies schwächt er oft seinen Körper.
   b) innerlich; denn er entkräftet seinen Willen und verliert nach und nach den sittlichen Halt; überdies wird er zerstreut und zerfahren, schädigt also seinen Intellekt.
2. Positiv: Wer im Vergnügen das rechte Maß hält und zwischen Arbeit und Vergnügen gehörig abwechselt, findet erst den rechten Lebensgenuß, innere Zufriedenheit, wahres Glück. Denn Abwechselung ergötzt (variatio delectat). Das Wort Vergnügen heißt ja ursprünglich seiner Herkunft von genug entsprechend soviel als Zufriedenstellung.

Schluß. Der Goethesche „Schatzgräber" erhält am Schlusse dieses Gedichts die Weisung: Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste sei dein künftig Zauberwort!

16.

Das Memento mori und das Memento vivere können in gleichem Grade verderblich sein, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt.

Einleitung. Die finstern Bußübungen der Kamaldulenser, Karthäuser und Trappisten, die heitere Lebensphilosophie der Hedoniker (Epikur, Horaz, Wieland).

Thema. Die beiden Denksprüche ergänzen sich.

A. Das Memento mori für sich

1. erzeugt düstere Schwermut. Das Herz erstirbt selbst für die höheren Freuden des Lebens, welche uns ein freundschaftlicher Umgang, die Familie, die Natur, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft darbieten, und man hindert seine Umgebung, des Daseins froh zu werden. Wir sind aber nicht geboren, um zu sterben, um uns in einem fortwährenden Todeskampfe aufzuzehren. Die Welt ist kein Jammertal.
2. Es verführt zur Untätigkeit.
   a) Man hat keinen Sinn für die Interessen des Lebens.
   b) Man hat keinen Mut, etwas Bedeutendes zu beginnen. Auch die erhabenste und lauterste Gesinnung stiftet keinen Nutzen, wenn sie nicht in Handlungen ausstrahlt.

B. Das Memento vivere für sich

1. verführt zu einem Genußleben, welches an sich des Menschen ganz unwürdig ist und oft zu einer niederen, egoistischen und herzlosen Sinnenlust ausartet. Daher sollen wir auch an den Tod denken, damit wir edlere Freuden würdigen lernen und nicht in einem tierischen Sinnenrausche untergehen.

2. Es ermahnt uns zwar auch, tätig zu sein, aber diese Tätigkeit, ein weltliches Geschäftsleben, entbehrt jedes höhern sittlichen Zweckes und verliert sich in niedern Interessen. Daher sollen wir auch an den Tod denken, damit wir stets dem würdigsten Ziele nachstreben und mit allen Kräften schaffen, solange es Tag ist.

Schluß. Wo du auch wandelst im Raum, es knüpfet ein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der Tat.
Schiller.

17.

Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend.

Platen (Abassiden).

Einleitung. Nach der Sage von dem Lethestrom war das Vergessen eine Bedingung der Glückseligkeit im Elysium; wir bedürfen schon auf der Erde dieser Kunst, um würdig und glücklich zu leben.

Thema. Was sollen wir vergessen?

A. 1. Beim eignen Tun und Denken

a) Irrtümliche Meinungen, die sich in uns festgesetzt haben (primus sapientiae gradus est falsa intelligere. Lactant.), namentlich Vorurteile gegen Personen, welche Argwohn, Verleumdung, Stand, Religion in uns erzeugt haben.

b) Wohltaten, die wir andern erwiesen haben. „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut." „Tust du was Gutes, wirf es ins Meer, sieht es der Fisch nicht, sieht's doch der Herr." „Was du Gutes tust, schreib in den Sand und nicht auf eine Marmorwand" (Goethe). „Wenn du Almosen gibst, sollst du nicht vor dir posaunen lassen, wie die Heuchler tun, sondern du sollst deine linke Hand nicht wissen lassen, was die rechte tut" (Bergpredigt).

2. Bei den von außen stammenden Einwirkungen.

a) Beleidigungen, besonders wenn sich ein Freund oder ein Mann, dem wir Achtung schuldig sind, übereilt hat.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
Tu', als hätteſt du's nicht gezählt;
Er wird es in ſein Schuldbuch ſchreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.
Goethe (Sprüche in Reimen).

b) Getäuſchte Hoffnungen und übertriebene Vorſtellungen von dem, was wir im Leben leiſten und erlangen würden. Nur wenige Menſchen haben nicht Urſache, von ihren Jugendträumen zu ſagen:

Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
Solang die Knoſpe ſie noch barg.
Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!
Schiller (Die Ideale).

c) Der Gedanke an vormalige beſſere Zeiten läßt uns uns leichter in eine minder günſtige Lage finden. Für Ovid war es in ſeiner Verbannung das größte Unglück, daß er Rom nicht vergeſſen konnte. Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.

In omni adversitate fortunae infelicissimum genus est in fortuna fuisse felicem.
Boethius de cons. phil. II, 4.

d) Unglücksfälle und Leiden, wenn uns die Erinnerung an ſie zu trübe ſtimmt und unſere Kräfte lähmt.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Schiller (Glocke).

B. Warum ſollen wir vergeſſen?

1. Aus Rückſicht auf uns ſelbſt.
2. Aus Rückſicht auf unſere Mitmenſchen.
3. Aus Rückſicht auf Gott.

Schluß. So hat Platen recht, wenn er am Schluß ſeiner „Abaſſiden" ſagt: „Im Leben iſt Vergeſſen nicht die letzte Tugend."

18.

Über die Ursache und den Wert der Nacheiferung.

Einleitung. Das Verlangen, einem Vorbilde gleichzukommen, gründet sich im allgemeinen auf den Trieb zur Vervollkommnung, in welchem sich hauptsächlich der Adel der menschlichen Natur kundgibt. Indessen sind diesem Triebe auch oft unreine Regungen beigemischt, oder er entbehrt der rechten Richtung und Stärke.

Thema. Die Nacheiferung hat verschiedene Ursachen, und ihr Wert ist durch diese bedingt.

1. Die Rücksicht auf materielle Vorteile. Die Wissenschaft ist dem einen die hehre Göttin, dem andern die milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt. Vergl. Schillers Antrittsrede in Jena. Der Lohnsüchtige widmet sich dem Laster oder der Tugend; es kommt darauf an, wer mehr bietet.

2. Die Eitelkeit. Man kann das Würdige weder fassen noch ausführen und ahmt dem Vorbilde in kleinlichen Dingen nach. Der junge Gelehrte folgt J. Grimm in der Orthographie. Der halbe Poet witzelt mit Shakespeare oder schwärmt wie Jean Paul.

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.
Schiller (Wallensteins Lager).

3. Der Ehrgeiz. Große Zwecke werden mit Energie verfolgt, doch kennt die Selbstsucht keine Pflichten und Rechte. Alexander verheert Asien, um wie Achill einen Homer zu finden.

4. Die Liebe zur Sache. Ein edles Beispiel erweckt das Verlangen, einem Interesse zu dienen, von dessen Wert und Wichtigkeit man überzeugt ist.

Schluß. „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt." Goethe.

Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Derselbe (Iphigenie).

Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde.
Sie haben auch auf dich gezählt! Derselbe (Ebenda).

19.

Kann nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein?

Einleitung. Die griechische Sage von der Büchse der Pandora ist offenbar verdorben oder nicht mit Klarheit ausgebildet. Jupiter hatte die Büchse mit lauter Übeln angefüllt, wie kam dann die Hoffnung hinein? Oder, wenn die Hoffnung den aus der Büchse strömenden Übeln als ein Gegengift beigesellt sein sollte, wie konnte sie dann auf dem Boden zurückbleiben und verhindert werden, sich unter den Menschen auszubreiten? Vermutlich enthielt die Büchse nach der ursprünglichen Anlage der Dichtung alle Freuden und Güter des Lebens. Als sie geöffnet wurde, entfloh alles Segensreiche von der Erde in den Olymp, und allein über der Hoffnung schlug man noch den Deckel zu. Die Übel mochten in einem zweiten Gefäße gewesen sein. (Vgl. Hom. Ilias XXIV, 527.)

Thema. Die Hoffnung kann dem Menschen auch nachteilig werden.

1. Sie bestärkt den Trägen in seiner Untätigkeit, den Sorglosen in seiner Nachlässigkeit. Er verläßt sich auf seinen Glauben und rechnet auf Wunder. Ihm sollen die Steine zu Brot werden. Er greift nur mit Unlust zu Hobel und Hammer, die ihm zu wenig einbringen. Die Lotterie und das Testament eines lieben Vetters in Kalifornien werden ihn auf einmal zu einem reichen Manne machen.

2. Sie verführt den Strebsamen zu einem gefährlichen Wagespiel. Der Tierbändiger. Der spekulierende Kaufmann. Krösus' Angriff auf Persien. „Wagen gewinnt, wagen verliert."

3. Wer gewohnt ist, sich Luftschlösser zu bauen, der muß viele Täuschungen erleben. Ihm geschieht stets Unrecht, er hat fortwährend über Gott und die Menschen zu klagen.

4. Die Hoffnung bringt uns um den Genuß der Gegenwart. Der Gutsbesitzer freut sich nicht über seine Ernte, er hatte auf das Doppelte, wenigstens auf höhere Preise gerechnet.

Dem Landgeistlichen ist sein Amt zuwider; er hat das Zeug, vor Philosophen und Poeten zu predigen; er wird sein Licht leuchten lassen, wenn er endlich die Pfarre in der Stadt erhält.

Schluß. Gleichwohl ist die Hoffnung eine herrliche Himmelsgabe, ein mächtiger Trost im Unglück, die Seele alles menschlichen Strebens. Hoffe stets auf das Beste, aber mache dich auf das Schlimmste gefaßt.

Hoffnung und Nemesis. Euch verehr' ich auf einem Altare;
Jene befiehlt mir: Gewagt! diese: Doch nimmer zu viel!
Nach Herder.

20.

Lerne die Kunst zu schweigen!

Einleitung. Der Mensch unterscheidet sich von dem Tiere dadurch, daß er reden kann, der Vernünftige von dem Toren dadurch, daß er schweigen kann.

Thema. Wann sollen wir schweigen?

A. Achte auf dich selbst und auf die Personen, mit denen du zusammen bist.

1. Schweige, wenn andere da sind, die klüger und besser sprechen.
2. Wenn du leidenschaftlich aufgeregt bist.
3. Wenn du keinen Beruf hast, andere zu belehren.
4. Wenn Personen, die du achtest und lieb hast, dich zu strenge tadeln.
5. Streite nicht mit Schwätzern und Aufgeregten.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Schiller (Jungfr. v. O. III, 6).

Contra principia negantem non est disputandum.

Mit einem Schwätzer zanke nicht, du trägst nur Holz zu seinem Feuer.
Jesus Sirach.

B. Sei behutsam in betreff des Gegenstandes.

1. Sprich nicht ohne Aufforderung von dir und deinen Angelegenheiten, als ob es für andere nichts Interessanteres gäbe.

2. Schweige von deinen Ansichten, Grundsätzen, Plänen und Hoffnungen, wenn ein Mißbrauch deines Vertrauens zu besorgen ist. „Sprich nicht vorher von dem, was du im Sinne hast; du wirst sonst, wenn es dir mißlingt, ausgelacht werden" — eine Lehre des weisen Pittakus.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden;
Nur in verschloss'ner Lade wird's bewahrt,
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entflieht es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Schiller (Braut v. M. I, 7).

3. Beteilige dich nicht an der Verbreitung kränkender Gerüchte.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen, fort,
Eine Hand voll wirf zur Tür hinaus,
Es wird ein Berg vor Nachbars Haus.
Wilh. Müller.

Geschichtenträger haben
Des Übels mehr auf dieser Welt getan,
Als Gift und Dolch in Mörderhand nicht konnten.
Schiller.

4. Bewahre vor allem ein dir anvertrautes Geheimnis.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund;
Zu ihrem Rächer fühlt er sich geboren. Schiller.

Schluß. Lerne schweigen, o Freund; dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauteres Gold.
Herder.

21.

Welchen Nutzen gewähren uns große Kenntnisse?

Einleitung. Große Kenntnisse haben einen hohen Wert für uns, schon deshalb, weil sie uns nicht entrissen werden können, weil sie zu den Schätzen gehören, die weder Motten

noch Rost fressen (Matth. 6, 19), aber sie gewähren uns auch einen unmittelbaren Nutzen, d. h. wir können sie zu unserem Vorteil verwenden (Nutzen verwandt mit Nutznießung; beide von nießen = genießen).

Thema. Worin besteht dieser Nutzen, den uns große Kenntnisse gewähren?

I. Sie setzen uns in den Besitz von äußeren Gütern:

1. Sie verhelfen uns bei richtiger Anwendung zu Geld und Gut (vgl. Alfr. Krupp, Werner Siemens).
2. Sie verschaffen und erhalten uns eine sichere Lebensstellung. Beispiele bieten alle Berufsarten.
3. Sie sichern uns Ansehen bei unsern Mitmenschen und oft Ruhm bei der Nachwelt. Vgl. Moltke, Bismarck.
4. Sie ermöglichen uns Macht und Einfluß zu gewinnen. Vgl. Vansen in Goethes Egmont. „Wissen ist Macht."

II. Sie setzen uns in den Besitz innerer Güter:

1. Durch reiches Wissen auf einem Gebiete werden wir erst instand gesetzt, ein richtiges Urteil in diesem Bereiche abzugeben.
2. Reiches Wissen und dessen richtiger Gebrauch gewährt uns innere Befriedigung. Z. B. Sprachkenntnisse machen erst Reisen in fremden Ländern genußreich, Kenntnisse in Botanik, Zoologie und Mineralogie die Spaziergänge, Kunstkenntnisse die Betrachtung von Museen.
3. Kenntnisse stählen auch den Willen und schützen vor Aberglauben und Irrtümern sowie vor Verzagtheit im Unglück (Cicero findet bei dem Tode seiner Tochter Tullia Trost in seinem philosophischen Wissen) und vor Übermut (wahre Bildung macht bescheiden): Sokrates, der Weiseste unter den Griechen, bekannte, daß er nichts wisse, Dubois-Reymond sprach aus: Ignoramus et ignorabimus. Bildung macht frei.

Schluß. Schon Bias, einer der sieben Weisen, hat Kenntnisse höher als alle andern Besitztitel gestellt; denn er pflegte zu sagen: Bona mea mecum porto omnia.[1])

22.

Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde.

Einleitung. Es gibt ernste und leichtfertige, stolze und demütige, reiche und arme Bücher. „Sage mir, was und wie du liest, und ich will dir sagen, was an dir ist."

Thema. Inwiefern sind sie Freunde oder Feinde?

A. Sie sind unsere Freunde.

1. Sie unterhalten uns auf eine anziehende Weise; denn sie wählen stets das Merkwürdigste aus, sie schildern es mit Lebendigkeit nach allen Einzelheiten und oft mit dichterischer Anmut. Sie ermüden uns weder durch die trockene Kürze eines Schulbuches, noch durch die anstrengende Gründlichkeit eines wissenschaftlichen Werkes.
2. Sie belehren uns über anziehende Gegenstände.
   a) Sie sind Freunde, welche weite Reisen gemacht haben, von Ländern und Völkern, von den wunderbaren Schöpfungen der Natur und der Kunst ꝛc. zu erzählen wissen.
   b) Sie sind Freunde, welche Jahrtausende gelebt zu haben scheinen und uns denkwürdige Dinge aus der Geschichte der Menschheit mitteilen.
3. Sie erziehen uns, indem sie uns nicht wie die Moral bloße Lehren geben, sondern das Edle und das Gemeine in phantasievollen Lebensbildern vorführen, um unser Herz mit Wärme oder mit Abscheu zu erfüllen.

---

1) Zu beachten ist das Wort „uns" im Thema; es heißt also nicht „der Menschheit", sondern dem einzelnen, der die Kenntnisse besitzt. Auch pflegen die Schüler an die „Erwerbung der Kenntnisse" zu denken statt an deren Besitz.

B. Sie sind aber auch unsere Feinde.

1. Vor allem die schlechten und unsittlichen Bücher, ja auch schon diejenigen, welche gleich flachen Menschen an Witzeleien, Anekdoten, Skandal und schalem Zeitverderb ihre Freude haben.

2. Selbst gute Bücher sind unsere Feinde, wenn sie uns unseren Berufspflichten abwendig machen, so daß wir, statt zu arbeiten, mit ihnen herumspazieren.

3. Sie sind unsere Feinde, wenn sie uns mit einer solchen Flut von anziehenden Mitteilungen überschütten, daß wir nicht Zeit haben, über das einzelne nachzudenken und es uns wirklich anzueignen. Eifrigen Lesern wird eine scharfe und lebhafte Auffassung unmöglich, sie haben kein sicheres Urteil und ein sehr schlechtes Gedächtnis.

4. Unterhaltungsbücher entfremden uns der Wirklichkeit und machen uns mit unserer Lage und mit uns selbst unzufrieden, indem sie uns in eine reicher ausgestattete Phantasiewelt versetzen und unsere Gedanken an unerfüllbare Wünsche und an unerreichbare Zwecke gewöhnen. Eifrige Leser sind stets sentimentale Träumer.

Schluß. Wähle deine Bücher so wie deine Freunde mit Vorsicht und mache, daß der Verkehr mit ihnen dir wirklich Nutzen bringt. Wer nur liest, um die Zeit damit zu töten, der kann sich auch durch die Lektüre wahrhaft klassischer Werke zugrunde richten. Mit Romanen nehmen wir es am wenigsten genau, und doch sollen gerade diese entweder studiert oder gar nicht gelesen werden.

23.

Hoffnung und Erinnerung, ein Vergleich.

Einleitung. Die Wohnsitze der Völker haben von der Natur eine äußerst ungleiche Ausstattung erhalten; ebenso verschieden sind die Lebensumstände der einzelnen: die Vorsehung bezweckte eine möglichst mannigfaltige Entwicklung des Menschen. Aus diesem Grunde gab sie uns auch nicht dieselben geistigen Anlagen und Gemütsrichtungen.

Thema. Hoffnung und Erinnerung haben etwas Gemeinsames, bilden aber einen noch größeren Gegensatz und bezeichnen daher auch einen charakteristischen Unterschied zwischen den Menschen.

A. Übereinstimmung zwischen beiden.

1. Sie führen uns aus der Gegenwart heraus und zeigen uns das Zukünftige oder das Vergangene in einem idealischen Lichte.
2. Beide sind angenehme Gaben, können aber auch schädlich werden.
   a) Die Hoffnung ermuntert den Dulder, sie bedingt alles Streben und Schaffen, da ohne Aussicht auf Erfolg niemand etwas unternehmen möchte; sie verführt aber auch zur Geringschätzung der Gegenwart, zum Spiel mit Luftschlössern und zur Tollkühnheit.
   b) Die Erinnerung gewährt uns noch einmal den Genuß eines entschwundenen Glückes und läutert den Schmerz über herbe Verluste zu einer süßen Wehmut. Sie macht aber auch die Menschen zu Träumern, indem sie ihr Interesse an der Gegenwart vernichtet und ihre Kraft auflöst.

B. Unterschiede zwischen beiden nach den menschlichen Lebensaltern und Temperamenten.

1a. Die Jugend eignet sich die Zukunft an, sie hat alles Ideale vor sich. Sie hofft, jede Freude, die sie genossen, werde ihr einst in höherem Maße zuteil werden. Die bisherige Lebensführung gehöre noch gar nicht zum Leben; zu Handlungen, welche den Wert und das Glück des Menschen begründen, werde der rechte Zeitpunkt erst eintreten, wenn man die Universität verläßt, oder wenn man ein Amt erhält, oder wenn man das Alter der Schwabenreife erreicht.

1b. Wer da fühlt, daß er des Lebens Mitte überschritten, wer eine reiche Vergangenheit hinter sich hat, oder auf Wünsche und Pläne verzichtend, es bereits gelernt, seine Tage nach des

Dienstes immer gleichgestellter Uhr einzurichten, für den verliert die Hoffnung ihren Zauber. Je älter der Mensch wird, desto mehr wird er erinnerungssüchtig. Der bejahrte Mann denkt am liebsten an seine Jugend, der Greis an seine Kindheit zurück; ja in ihren Traumbildern erneuern sich die alten Zeiten, und zwar mit einer wunderbaren Lebhaftigkeit.

2. Erinnerung und Hoffnung verteilen sich auch nach den Temperamenten. Der Melancholiker, mehr zu sanften Empfindungen als zu kühnen Unternehmungen geneigt, verweilt gern mit wehmütigem Nachsinnen bei den Denkmälern der Vergangenheit. Der Sanguiniker verspricht sich bei seiner Lebenslust von jedem Tage einen neuen Genuß. Der Choleriker, den seine Tatkraft stets zu weitaussehenden Entwürfen anregt, richtet seine Gedanken auf die Zukunft.

Schluß. Wohin nun dein Gemüt sich neigen mag, baue dein Glück auf einen besseren Grund, als auf bloße Hoffnungen, und sorge in deiner Jugend dafür, daß sich nicht einmal in deine Erinnerungen die Bitterkeit der Reue mischt.

24.

Armut und Reichtum nach ihrer Einwirkung auf die Sittlichkeit.

Einleitung. Manche Philanthropen entschuldigen die Verbrechen des gemeinen Volkes damit, daß in der Not für den Menschen eine zu große Versuchung liege. Wie aber nach der heiligen Schrift „mancher arm ist bei großem Gut und mancher reich bei seiner Armut" (Sprüchw. 13, 7), und wie die äußern Güter auch von den Stoikern in bezug auf das wahre Lebensglück mit Recht als gleichgültige Dinge angesehen wurden, so ist auch die Sittlichkeit des Menschen nicht von äußern Umständen, sondern von ihm selbst und hauptsächlich von seinem Verhalten zu Gott abhängig.

Occasiones hominem non faciunt fragilem, sed qualis sit ostendunt. Thomas a Kempis.

Thema. Armut und Reichtum als gleich mächtige Antriebe zum Guten wie zum Böſen.

A. Die Armut ſcheint allerdings das Laſter zu begünſtigen.

Es iſt dies aber nur dann der Fall, wenn ſich der Menſch Gott entfremdet hat.

1. Über dem Eingange zu Dantes „Hölle" (3. Geſang, 9. Vers) ſtand das furchtbare Wort: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren." In der Hütte des Armen, der ſich von Gott losſagt, hat die Hoffnung auch keine Stätte. Er verzichtet auf jedes reinere Lebensglück; er läßt alles gehen, wie es geht; er entſagt der Selbſtachtung und trotzt der Schande.

2. Bei dieſer Mutloſigkeit ſchwindet jeder Anhalt für die Rechtſchaffenheit. Das Hausweſen gerät in Unordnung. Die Verwahrloſung ſteckt ſogar die Kinder an. Aller Beſitz des andern erregt Neid. Der Hunger, bald ſogar die Üppigkeit reizt zu liſtigen oder räuberiſchen Eingriffen in fremdes Eigentum. Meiſtens folgt ein Ende mit Schrecken.

B. Der Segen der Armut.

Ganz anders iſt es in der Hütte des Gerechten.

1. Ihn läßt die Hoffnung nicht zu ſchanden werden; denn er weiß, daß der, welcher die Lilien kleidet und die Vögel unter dem Himmel ernährt, den Menſchen nicht verlaſſen wird.

2. Hier wohnen Fleiß, Sparſamkeit, Ordnung. Der Verwahrloſte iſt auf dem Wege der Beſſerung, wenn er zu erwerben und zu ſammeln beginnt. Componere opes und parcere parto zählt Vergil (VIII, 317) mit Recht zu den Anfängen der Geſittung. Das beſeligende Bewußtſein der Arbeitstreue würzt das Mahl. Die Zeiten werden beſſer, je mehr man an ſich ſelbſt beſſert. Man erlangt das Glück, dem hungernden Nachbar von ſeinem Brote brechen zu können. Der Bettler genießt jetzt die erhebende Freude, ein Wohltäter zu ſein; die Selbſtachtung ſichert ſeine Rettung.

3. Die Armut macht bescheiden, freundlich, dienstfertig; man braucht und gewinnt die Gunst der Menschen.

4. Die Armut gewöhnt an den einfachsten und reinsten Genuß des Lebens. Man kennt nur Freuden des Herzens. Keine Leerheit des Sinnes, kein Bedürfnis der Betäubung treibt den Hausvater ins Wirtshaus. Was ginge ihm über die Ruhe des Abends, wenn ihn die Seinigen mit dankbarer Freude umgeben?

C. Der Reichtum ist kein sicherer Schutz gegen die Entartung.

Er ist es niemals, wenn die Reichen nicht nach Gott fragen.

1. Sie vergessen der höheren Bestimmung des Menschen. Ihr Herz hängt dann an dem Mammon. Sie sind wandelnde Schatten, übertünchte Gräber.

2. Der Reichtum macht hochmütig, herrisch, eigensüchtig. Der treue Freund zieht sich zurück, und der falsche Parasit nimmt seine Stelle ein. Bei Gemütskälte und despotischer Laune kann der Reiche nicht einmal treue und redliche Diener an sich fesseln; quot servi, tot hostes; denn nur das schlechteste Gesinde verzichtet auf die Freundlichkeit und dient um Geld. Selbst ohne Liebe, nimmt er überall nur Falschheit und Liebloſigkeit wahr und glaubt dann zu einer harten und verächtlichen Behandlung der Menschen berechtigt zu sein.

Miraris, cum tu argento post omnia ponas,
Si nemo praestet, quem non merearis, amorem.
Horat.

3. Der Reichtum begünstigt die Genußsucht. Es fehlt der Zwang zu einer ernsten Beschäftigung, und doch hat auch der Reiche das Bedürfnis,

Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit. Schiller.

Er kommt auf den entsetzlichen Gedanken, „daß für den Armen die Arbeit ein Genuß sein soll, während für ihn der Genuß eine Arbeit sei und seine Lebensaufgabe ausmache". Die

brütende Begierde sinnt auf immer neue Vergnügungen. Allmählich schwindet jede edlere Regung des Herzens. Die erträglichste Verirrung ist noch ein zeittötender Wechsel mit kostspieligen Liebhabereien, wie Pferdezucht, Bauten, Reisen ꝛc. —

4. Die Freude am Gelde verbunden mit dem Triebe zur Tätigkeit erzeugt oft eine krankhafte Begierde, noch mehr zu erwerben. Man wagt hohe Summen am Spieltisch. Der Pachtzins wird mit Härte eingetrieben. Der Wucherer stiehlt zu einem Hunderttausend das zweite.

D. Doch liegen im Reichtum auch genug Erweckungen zum Guten.

Bei dem Frommen wächst mit dem äußern der innere Segen.

1. Ihn fesselt der Reichtum noch mehr an Gott. Wie sollte der edlere Mensch nicht gegen den dankbar sein, der ihn vor vielen so liebreich begünstigte! Er weiß, daß er eines mächtigen Schutzes bedarf. Sein Lebensschiff schwimmt auf der hohen See, wo es um so größeren Gefahren ausgesetzt ist.

2. Er beherzigt, daß von demjenigen, welcher viel empfangen hat, auch viel gefordert werden könne, und übt die freundlichste Nächstenliebe gegen die, welche die Gunst des Schicksals vielleicht mehr verdienten. Ein unermüdliches, vernünftiges Wohltun rechnet er zur Verwaltung seiner Güter. Es verdrießt ihn nicht, daß die Vorsehung Witwen und Waisen, lernbegierigen Jünglingen ꝛc. einen Wechsel auf seinen Edelmut ausgestellt hat. Gemeinnützige Anstalten geben ihm Gelegenheit, sich einen angenehmen Lebensberuf zu schaffen, und wie viele Vorteile bringt diesen Anstalten die Beteiligung solcher Menschenfreunde, welche Zeit und Geld haben.

3. Bei einer würdigen Lebensführung erhält sich der Reiche die Freude am häuslichen Glücke, und seine Unterhaltungen, die auch kostspielig sein mögen, werden immer von einer reinen Stimmung des Gemütes und von geistigem Interesse zeugen.

Schluß. Da der Mensch frei handeln soll, so darf in allen Äußerlichkeiten kein Zwang, sondern nur eine Anregung liegen, und seine Sache ist es, den Weg zur Rechten oder zur Linken zu wählen. Die Schule des Reichtums scheint angenehmer als die Schule der Not, aber die letztere ist vielleicht heilsamer. Viele tüchtige Männer, z. B. Friedrich der Große, Herder, Voß, hatten eine harte Jugend zu überwinden.

25.

Ist das Bedürfnis der Freundschaft ein Mangel oder ein Vorzug?

Einleitung. Im ersten Augenblick wird man an einen Mangel denken. Schon das Wort Bedürfnis weist auf einen solchen hin, und die Stoiker lehrten ja, je weniger der Mensch bedürfe, desto mehr nähere er sich der Gottheit. Hervorragende Männer leben wirklich oft einsam und haben an sich genug. Das vollkommenste Wesen hat nichts Gleiches neben sich und bedarf weder des Rates noch des Anteils oder Umgangs. — Dennoch zählen wir den Besitz eines Freundes zu den höchsten Gütern des Lebens; zwei Freunde, die einander wahrhaft zugetan sind, betrachtet jeder mit Wohlgefallen, ja man hält sich überzeugt, daß nur edele Herzen eines solchen treuen Bundes fähig sind. Cicero meint, ein Leben ohne die Freundschaft wäre wie eine Welt ohne die Sonne, und etwas so Vortreffliches sollte nur beweisen, daß der Mensch ein unvollkommenes und schwaches Geschöpf sei?

Thema. Betrachtung der Freundschaft nach den angegebenen Gesichtspunkten.

A. Weshalb scheint die Freundschaft ihren Ursprung in Mängeln unserer Natur zu haben?

1. Es ist eine Schwäche, daß wir oft nicht allein mit den Widerwärtigkeiten des Lebens fertig werden können; wir schließen uns an Freunde an, um von ihnen Beistand mit Rat und Tat zu erhalten. Nach dem Sprichworte

kostet guter Rat zwar wenig, aber eigensüchtige und mißgünstige Menschen sind dennoch keineswegs sehr bereit, ihn zu erteilen. Nach ihrer Meinung ist es ein unbilliges Verlangen, daß andere die Erfahrung, welche sie selbst teuer bezahlen mußten, umsonst haben sollen. Noch schwerer entschließen sich Leute, denen wir ganz fremd sind, zu einer wirklichen Hilfsleistung, die über die gewöhnlichen kleinen Gefälligkeiten hinausgeht. Da nun unser Lebensschiff seinen Lauf durch „eine See voll Plagen" zu nehmen hat, so will man wenigstens Freunde besitzen, um einige Aussicht auf einen Beistand in der Not zu haben.

2. Es ist eine Schwäche, daß wir nicht einmal von den Empfindungen, die unsere Seele bewegen, schweigen mögen. Bei traurigen Erlebnissen, wenn Rat und Hilfe viel zu spät kämen, ja sogar bei frohen Ereignissen, wenn beides ganz entbehrlich ist, und bei unseren Hoffnungen sehnen wir uns nach der Teilnahme eines Freundes. Wie unglücklich ist der, welcher in seinem Elende bei niemand Mitgefühl findet.

Die Krankheit des Gemütes löset sich
In Klagen und Vertraun am leichtsten auf. Goethe.

Ebenso werden wir unseres Glückes erst recht froh, wenn sich andere mit uns freuen. Mit inniger Befriedigung umgeht der Landmann an einem schönen Sommerabende auch allein sein schönes Kornfeld; aber wieviel mehr Vergnügen macht es ihm, einen lieben Freund und Nachbar zu den Ställen, in die Gärten, auf Äcker und Wiesen zu führen, mit ihm von seinen Unternehmungen und ihrem Erfolge zu plaudern. Das alte Mütterchen muß noch in später Stunde zu der Busenfreundin eilen, um ihr einen eben angekommenen Brief von ihrem guten Sohne zu zeigen. Als unsere Dichter im 18. Jahrhundert, hauptsächlich durch Klopstock und Gleim angeregt, der Freundschaft mit dem feurigsten Enthusiasmus huldigten, erklärte man von vornherein die Fürsten für unglückliche Menschen, weil ihnen ihr Stand verbiete, mit einem Freunde einen Seelenbund zu schließen und ohne Rückhalt die Empfindungen auszutauschen.

Die Könige sind nur Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen. Schiller.

3. Doch wir vermögen es überhaupt nicht, allein zu leben, und abgesehen von allen wichtigeren Interessen ist schon der vertrautere gesellige Umgang mit einem Freunde für uns ein unabweisbares Bedürfnis. Wir wollen anderen unsere Gedanken mitteilen und ihre Ansichten kennen lernen, belehren und überzeugen oder belehrt und widerlegt werden. Selbst Angelegenheiten, die uns sonst gleichgültig sind, werden uns durch das Gespräch interessant. Unser Geist fühlt sich durch einen Wechsel der Gegenstände erfrischt, und gerade der Umgang versetzt uns aus dem gewohnten Gedankenkreise in eine andere Umgebung. Der Schulmann fährt in den Ferien zu seinen Freunden auf dem Lande hinaus, um einmal ein Wort von Hafer und Heu zu hören, obgleich er beides selbst weder baut noch braucht.

B. Gleichwohl ist die Freundschaft unzweifelhaft eine Vollkommenheit unserer Natur.

1. Die Freundschaft entspringt nicht aus der Hilflosigkeit, diese gibt ihr nur Gelegenheit, sich hilfreich zu zeigen. Wir machen allerdings in einer bedrängten Lage auf den Beistand des Freundes Anspruch, aber wir sind ebenso bereit, ihm selbst nach Kräften zu dienen. Eine echte Freundschaft bewährt sich in der vollkommensten Gegenseitigkeit; nicht die Gesinnung, sondern nur die Umstände machen einmal den einen und dann wieder den anderen zu dem Gebenden oder Empfangenden. Wahre Freunde sind pares in amore et aequales propensioresque ad bene merendum quam ad reposcendum. Die Not und der Vorteil stiften an sich nur vorübergehende Verbindungen, die sich auflösen, sobald dem zeitweiligen Bedürfnisse genügt ist. Si utilitas amicitias conglutinaret, eadem commutata dissolveret. Vgl. den Abschnitt in Ciceros Laelius, der von dem Ursprunge der Freundschaft handelt.

2. Im Verkehre der Menschen miteinander ist die Nächstenliebe die höchste Tugend; die Freundschaft, eine ihrer lautersten Formen, kann daher nicht aus der Mangel-

haftigkeit unserer Natur entsprungen sein und selbst unmöglich für einen Makel an ihr angesehen werden.

3. Auch das Wort Bedürfnis wird uns nicht irreführen. Werden wir jemand, der das Bedürfnis fühlt, sich mit einer Wissenschaft oder Kunst zu beschäftigen, einen unvollkommenen Menschen nennen, oder schätzen wir ihn nicht um so höher, je mehr er von diesem Bedürfnisse durchdrungen ist? Es kommt hier allein auf den Wert der Sache an, und Bedürfnisse, die aus den edelsten Trieben des Geistes entsprossen sind, zeugen gewiß nicht von dessen Dürftigkeit.

Schluß. Die Freundschaft geht also in keinem Falle aus Mängeln unserer Natur hervor, im Gegenteil, sie bewährt sich gerade recht als eine sittliche Vollkommenheit, wenn sie Mängeln abhilft, die uns von außen das Leben erschweren. Hat ein Mann von erhabenem und tiefem Geiste bisweilen keinen Freund, so folgt daraus nicht, daß er ihn mit Willen entbehrt. Selbst Schiller und Goethe empfanden das Bedürfnis, einander nahe zu sein, und Kant, der allerdings keinen ebenbürtigen Genossen seiner Studien um sich hatte, wußte eine frohe Unterhaltung im Kreise guter Freunde sehr zu schätzen. Nach dem in der Einleitung angeführten Grundsatze der Stoiker würde, wenn man ihn so töricht auffaßte, nicht die Gottheit, sondern ein Stein oder ein Klotz das wahre Vorbild eines Weisen sein.

26.

Welche Bande knüpfen uns an das Vaterland?

Einleitung. Die Natur hat uns den Trieb zur Geselligkeit verliehen. Allenthalben bilden sich Vereine zu ernsten und heiteren Zwecken. Die größte Innigkeit und Festigkeit ist den Verbindungen eigen, die sich zugleich auf die Verwandtschaft des Blutes gründen; dahin gehören die Familie und der Staat, der eine rechtlich geordnete Gesamtheit eines oder mehrerer verwandter Volksstämme ist. Diese natürliche Zusammengehörigkeit der Menschen mit der Familie und dem Volksstamme haben wir haupt-

sächlich zu berücksichtigen, wenn wir uns seine wunderbare, wie aus einer physischen Notwendigkeit hervorgehende Anhänglichkeit an das Vaterland erklären wollen.

Thema. Was verbindet uns auf das innigste mit dem Vaterlande?

1. Der Familiensinn. Er ist dem Menschen allein eigen. Die jungen Tiere bleiben mit den Eltern nur, solange sie dieser bedürfen, zusammen. Was gibt es Süßeres für Vater und Mutter, als zu sehen, wie sich ihre Hoffnungen mehr und mehr an den Kindern erfüllen! Was erhöht so sehr die Freude der Kinder an dem Segen ihres Fleißes, als wenn die greisen Eltern sich mit ihnen des Gelingens freuen! Epaminondas äußerte, das Erfreulichste, was er je erfahren, sei, daß seine beiden Eltern den Sieg bei Leuktra erlebten. Ja die Gräber des Vaters und der Mutter sind den Kindern eine heilige Stätte. Geschwister können einander beim Umgange langweilig werden, der Verkehr mit Freunden gewährt ihnen eine mannigfachere Unterhaltung; aber es ist wider die Natur, wenn sie nicht einander mit Rat und Tat beistehen, und in der Not ist doch ein Bruder der letzte und beste Freund. Der Familiensinn ist eins der stärksten Bande, die uns an das Vaterland knüpfen, und niemand kann es mit Gleichmut lösen.

So ist nichts doch süßer denn Vaterland und Erzeuger
Jeglichem, wer auch entfernt ein Haus voll köstlichen Gutes
Wo im Fremdlingslande bewohnt, von den Seinen gesondert.

Homer (Od. IX, 34).

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften.

Goethe (Iphigenie I, 1).

2. **Der Heimatsinn.** Der Schauplatz der ersten Erlebnisse, der Kinderspiele, der ersten Beschäftigung in Schule und Haus, der Träume von der Zukunft, um welches alles die Erinnerung ihren Zauber webt, ist dem Menschen unendlich teuer. Durch unser ganzes Leben und Wirken schlingen sich lokale Beziehungen. Wer der alten Zeiten gedenkt und doch nicht mehr in dem Lande wohnt, das die Stätten umfaßt, an die ihn die Erinnerung zurückführt, der muß in seinem Bewußtsein einen schmerzlichen Riß empfinden. Das Heimweh der Schweizer. Selbst die Bewohner der wüsten Eissteppen Lapplands verkommen in der Fremde. Grönländer wie Neger, die man der Heimat entführt hat, geraten oft in Schwermut und machen ihrem Leben ein Ende. Beispiele bei Herder, „Phil. u. Gesch." V, 70. Die zartere Pflanze kränkelt eine lange Zeit, wenn sie aus dem mütterlichen Boden in eine andere Erde und in eine andere Luft versetzt wird.

Nescio qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui. Ovid.

3. **Der Nationalsinn.**

a) Wir fühlen uns im innigsten Zusammenhange mit den Gliedern desselben Stammes, die uns in der **Denkungsart und der Empfindungsweise** gleichen, die dieselben **Sitten** haben und dieselbe **Sprache** reden.

O werter Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns im fremden Lande hochwillkommen.
Goethe (Iphig. III, 1).

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klinget ewig in mir fort! v. Schenkendorf.

b) Als Glieder unseres Volkes haben wir teil an seiner **Geschichte**, an seiner Vergangenheit und Zukunft. Sein Herrscherhaus, seine Staatsmänner und Helden, seine Taten,

seine bösen und guten Tage, seine Gesetze und Einrichtungen, seine Hoffnungen und Befürchtungen sind die unsrigen.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Goethe (Iphigenie).

Im fernen Lissabon hörte Nettelbeck in einem Wachsfigurenkabinett das Lob Friedrichs des Großen verkündigen; überwältigt von dem Gefühle, daß dieser große König sein König sei, rief er mit hervorbrechenden Tränen: Ich bin ein Preuße! Die Portugiesen nahmen diesen Ausbruch des feurigen Bürgersinnes mit stürmischer Freude auf.[1]) — Wer aus dem Vaterland scheidet, gleicht der von ihrem Weinstocke abgeschnittenen Rebe. Er hat an den teuersten Interessen hinfort nur den mittelbaren Anteil eines Fremden. Er verliert, was er nie wieder gewinnen kann: im Auslande wird er Bürger des Staates, aber nicht ein Angehöriger der Nation, denn er kann nicht von neuem geboren werden.

c) Als Glieder des Volkes haben wir teil an dem Geiste seiner Religion, seinem kirchlichen Leben, an seinen Wissenschaften und Künsten. Nichts vermissen die deutschen Auswanderer in Amerika, namentlich die zarter fühlenden Frauen, so schmerzlich als die heimatliche Kirche mit ihrer einfachen, doch feierlichen Ausstattung, das Wort eines gebildeten Predigers, den vollstimmigen Gesang der alten Lieder, die erhabenen Klänge der Orgel, den grünen Friedhof der Gemeinde. Ohne Not mag niemand aufhören, mit Männern wie Klopstock, Herder, Lessing, Schiller,

1) Ac si nos, id quod maxime debet, nostra patria delectat, cuius rei tanta est vis ac tanta natura, ut Ithacam illam, in asperrimis saxulis tanquam nidulum affixam, sapientissimus vir immortalitati anteponeret, quo amore tandem inflammati esse debemus in eiusmodi patriam, quae una in omnibus terris domus est virtutis, imperii, dignitatis? Cicero, de orat. I, 196.

Goethe, Körner ꝛc., in deren Werken der edelste Teil des deutschen Volksgeistes zur Klarheit, Tiefe und zum würdigen Ausdrucke gelangte, in nationaler Einheit zu leben und zu sterben.

Schluß. Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Schiller (Tell).

27.

Es ist oft schwer, die Wahrheit zu sagen, aber andererseits oft auch schwer, sie zu hören.

Einleitung. Die heilige Schrift nennt den Teufel den Vater der Lügen und stellt damit die Wahrhaftigkeit an die Spitze der Tugenden. Mit dem ersten Fehler, der in das Herz des Kindes den Zugang findet, sucht sich auch sogleich die Lüge einzuschleichen. Wer bei dem festen Vorsatze bleibt, sich stets zu zeigen, wie er ist, seine Handlungen weder zu verschweigen noch anders darzustellen als sie gewesen, der hat schon aus äußeren Gründen an dieser herrlichen Gewohnheit einen kräftigen Schutz gegen die Versuchung; denn er wird die Fehler, deren übele Folgen er durch keine Unwahrheit abzuwenden entschlossen ist, mit derselben Seelenstärke vermeiden, und wie tief jemand gesunken sein mag, solange er fähig ist, die Wahrheit einzugestehen, darf man zu seiner Besserung Vertrauen haben. — Das Thema handelt jedoch nicht davon, daß der Mensch im Bekenntnisse der eigenen Fehler wahrhaftig sein soll, sondern es bezieht sich darauf, daß die Wahrhaftigkeit uns auch verpflichtet, anderen ihre Fehler vorzuhalten und mit Freimütigkeit zu sagen, was uns an ihrem Wesen und Betragen, an ihren Ansichten und Handlungen mißfalle. Es scheint so leicht, diese Art der Wahrhaftigkeit zu üben, und der Hang, über andere zu urteilen, sie zu hofmeistern, ihnen Vorwürfe zu machen, ist auch unter den Menschen so ausgebreitet, daß man eine Ermunterung dazu für höchst überflüssig und schädlich halten sollte. Gleichwohl ist es nach jenen Worten Philipps von Spanien schwer, jemand zu finden, der offen die Wahrheit redet; aber ebenso schwer, jemand

zu finden, der sie unter allen Umständen gern hört, also auch, wenn sie für ihn bitter ist. Freilich machen wir auch die Erfahrung, daß der König selbst, als ihm der Marquis Posa ohne Rückhalt ein Gemälde von seiner menschenfeindlichen Regierungsweise entwirft, für die Wahrheit taub ist.

Thema. Es gibt Menschen, die für andere keine Wahrheit haben; für manchen ist aber auch die Wahrheit nicht vorhanden, obgleich er sie hört.

A. Viele scheuen sich, anderen ihre Meinung über sie zu erkennen zu geben.

1. Derjenige, welchem ein Vorteil, den er erlangen oder verlieren könnte, höher als die Wahrheit steht. Der Schmeichler erhebt auf eine feine oder plumpe Weise die Vorzüge seines Gönners, wenngleich er sehr wohl weiß, daß diese nicht ein solches Lob verdienen. Er hütet sich, auch nur das Geringste gegen seine Behauptungen vorzubringen und will lieber der Vernunft Hohn sprechen, als auch nur durch einen bescheidenen Einwand Mißfallen erregen. Rosenkranz und Güldenstern finden die Wolke einem Kamel, einem Wiesel, einem Walfisch und allem ähnlich, was Hamlet nur zu nennen Lust hat. König Philipp von Spanien ist so gewohnt, in seinen Hofleuten nur Heuchler und Augendiener zu sehen, daß er selbst die unumwundene Freimütigkeit des Marquis für nichts anderes als für einen Kunstgriff der Schmeichelei hält. Dabei handelt es sich vielleicht nicht einmal um einen erheblichen Vorteil, der den Abfall von der Wahrheit wenigstens erklärlich machte, sondern etwa um eine Einladung zu einem fetten Bissen, zu einer Kartengesellschaft und dergl.

2. Mancher schweigt aus Bequemlichkeit, Liebe zum Frieden, Gutherzigkeit oder Feigheit. Es geht ihn nichts an, wenn jemand in seiner Gegenwart eine törichte Behauptung aufstellt, und, was schlimmer ist, er schweigt, wenn heilige Wahrheiten angegriffen werden, wenn man über rechtschaffene Menschen mit einer lieblosen Verblendung urteilt, ja, wenn der eigene

Freund im Begriff ist, einen Irrweg einzuschlagen. Er mag mit niemand in Händel geraten und keinem wehe tun. Andere sind nicht so gutmütig, namentlich wenn ihre eigenen Interessen auf dem Spiele stehen, aber sie begnügen sich, in ihrem Kämmerlein zu murren oder ihren Ärger an den Hausgenossen auszulassen, und sind zu feige, am rechten Orte, wo man ihre Wünsche vielleicht nur aus Unkenntnis nicht berücksichtigt hat, ein Wort zu sagen. Wie mancher Landpfarrer hat es zu beklagen, daß die Väter der Gemeinde ihn bei der Beratung glauben lassen, sie seien mit seinen Vorschlägen vollkommen einverstanden, und nachher im Wirtshause über die Neuerungen Lärm machen.

B. Für andere gibt es keine Wahrheit, auch wenn sie sie vernehmen.

1. Unverständige, eitele und eigensinnige Menschen lassen sich nicht überzeugen. Sie sind der Unfehlbarkeit ihres eigenen Urteils gewiß und daher nicht von einer vorgefaßten Meinung abzubringen. Sie können auf die Gründe, die man anführt, nichts entgegnen und geben dennoch nicht die Schlußfolgerung zu, sondern wiederholen ihre Behauptung, so daß man wieder von vorn anfangen müßte.

Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpfel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.

Sprüche Salomonis.

Wie oft geschah es, daß der Heiland den Pharisäern „das Maul stopfte", aber sie gaben ihre Irrtümer nicht auf, sondern hielten lieber einen Rat, wie sie ihn griffen und töteten.

2. Am wenigsten sind unabhängige Leute, welche jeden entbehren können, für die Wahrheit empfänglich. Sie sind gewohnt, recht zu haben, weil ihnen selten die übelen Folgen eines Irrtums fühlbar wurden, und weil sie in ihrer Umgebung, die von ihrer Gunst abhängig ist, nur gehorsames Schweigen oder Bewunderung vernehmen. Philoxenus, der sich unterstand, die Verse des Tyrannen Dionysius I. nicht schön zu

finden, mußte in die Steinbrüche wandern. Dieſen Deſpotismus haben wir jedoch nicht bloß auf den Thronen zu ſuchen, er kann in der engſten Werkſtatt herrſchen und iſt ebenſo in den republikaniſchen Volksverſammlungen zu Hauſe. Welche Kämpfe hatten die atheniſchen Redner mit der vielköpfigen Autokratie der Menge zu beſtehen, bis ſie, wenn dies überhaupt gelang, das Vernünftige durchſetzten! Gemeinhin hört die Mehrzahl nur auf das, was ihrer Eigenliebe ſchmeichelt. „Wir müſſen nie wünſchen, daß ſolche Freiſtaaten, wie die von Athen, Lacedämon und Syrakus wieder aufleben; ſie würden das entſetzlichſte Unglück des Menſchengeſchlechts ſein.“ (Moritz Arndt.)

Schluß. Oft bewirken Ärger und Hadersucht, daß jemand einem anderen die Wahrheit ſagt. Einer Wahrhaftigkeit dieſer Art können wir jedoch durchaus nicht das Wort reden, weil ſie ſtets das Verlangen einſchließt, auf eine rückſichtsloſe Weiſe zu verletzen. Dem vernünftigen Menſchen iſt es nur um die Sache zu tun. Wie freimütig und feſt er andern gegenüber ſein Urteil geltend macht, ſeine Worte werden deutlich zeigen, daß er nicht wehe tun, ſondern das Gute fördern will. So laßt uns, haben wir eine Wahrheit zu hören, ſolche Worte mit dem willigſten Herzen aufnehmen, und haben wir jemand die Wahrheit zu ſagen, auch ſelbſt nur ſolche Worte wählen.

28.

Hoffnungen und Blüten, ein Vergleich.

Einleitung. In der Natur ſpiegelt ſich das Leben der Menſchen ab; man liebt es daher, beide zu vergleichen. So werden z. B. oft die Lebensalter mit den Jahreszeiten, der Krieg mit dem Gewitter, Gefahren und Widerwärtigkeiten mit Klippen und Stürmen zuſammengeſtellt.

Thema. In welcher Hinſicht ſind Hoffnungen und Blüten einander ähnlich?

A. Den ganzen Sommer hindurch gibt es mancherlei Blumen, aber für die fruchttragenden Saaten und Bäume iſt der Früh-

ling die rechte Blütezeit. Die Obstbäume sind gleichsam mit einem weißen Tuche bedeckt; man sollte befürchten, daß die Äste einst unter der Last der Früchte brechen werden. Ebenso ist die Jugendzeit die rechte Zeit der Hoffnungen. Weshalb?

1. Je weniger man noch besitzt, desto zahlreicher sind die Wünsche. Jeder malt sich sein künftiges Berufsleben mit den glänzendsten Farben aus. Ein einträgliches Physikat, eine idyllische Landpfarre, ein Kontor mit einigen im Dienste des Hauses ergrauten Buchhaltern und einem gefüllten Geldschranke bilden den Mittelpunkt für tausend bescheidene Wünsche.

2. Man hat in der Jugend noch wenig Täuschungen erlebt und ist durch die Fürsorge der Eltern und Freunde verwöhnt. Unzählige Dinge, die uns von der ersten Kindheit an zuteil wurden, kosteten uns nichts als ein Wort der Bitte und des Dankes. Ja man suchte unseren Wünschen zuvorzukommen. Uns in der Schulbildung von Stufe zu Stufe zu befördern, ist ein redlicher Fleiß vollkommen ausreichend. So, glaubt man, werde auch später dem guten Willen nichts unerreichbar sein.

B. Rauhes Wetter und gefräßige Insekten vernichten den größten Teil der Blüten, der Sturm schüttelt eine Menge junger Früchte von den Bäumen. Weshalb gehen so viele Hoffnungen nicht in Erfüllung?

1. Manche hegen die übertriebensten Erwartungen. Jede kleine Anstrengung soll ihnen einmal Reichtum und Ehre bringen. Wie viele junge Dichter und Komponisten hoffen, in der Kunst, wie vormals Schiller und Mozart, eine neue Ära zu begründen, und haben später beständig über ihr Mißgeschick und über die Ungelehrigkeit und den Undank der Menschen zu klagen.

2. Andere sind träge. Sie erwarten alles von der Gunst des Glückes oder von der Gnade Gottes und möchten ernten, ohne zu säen.

Selbst wollte der Vater
Nicht zu leicht der Bestellung Werk und schuf die Gefilde
So voll Kunst, um den Geist des Menschen mit Sorgen zu schärfen
Und nicht in trägen Schlaf sein Reich versinken zu lassen.
Vergil (Georg. I, 121—124).

„Daher verkaufen, wie die Griechen (Plato) sagen, die Götter den Sterblichen alles um Arbeit; nicht aus Neid, sondern aus Güte, weil eben in diesem Kampfe, in diesem Streben nach der erquickenden Ruhe der größte Genuß des Wohlseins, das Gefühl wirksamer, strebender Kräfte lieget." Herder (Phil. u. Gesch. V, 163).

Oder sie sind unverständig und flatterhaft; sie vereiteln dadurch selbst die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Sie fangen alles zu unrechter Zeit an, oder sie geben ihre Unternehmungen auf, wenn sie nicht augenblicklich einen Erfolg sehen und bringen so ihre Lebenszeit mit bloßen Plänen und Versuchen hin.

3. Es ist außerdem nicht zu leugnen, daß uns auch ohne unsere Schuld viele Widerwärtigkeiten entgegentreten, denen wir mit aller Vorsicht und Tätigkeit nicht vorbeugen können.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen und ruft da Labyrinth' hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will. Klopstock.

Das Leben liefert uns von den poetischen Idealen unserer Jugend nur eine prosaische, unmetrische und ungereimte Übersetzung.

Jean Paul.

C. Obgleich die Blütenpracht oft ganz vernichtet scheint, bringt jeder Herbst doch seine Ernte, und so erlangen die meisten Menschen zuletzt ein Los, das nur den Unzufriedenen nicht glücklich macht.

Diejenigen, welche sich in ihren Jugendträumen nur aus löblicher Bescheidenheit um einige Stufen unter die ersten Männer der Geschichte stellten, finden nachher, wiewohl in engen Lebenskreisen, Anlaß genug, mit freudigem Aufblicke auszurufen:

Der Herr hat alles wohl gemacht.

Wir müssen nur nicht so töricht sein, darauf zu rechnen, daß das Glück unserer Zukunft auch in allen Nebenumständen so beschaffen sein werde, wie unsere Phantasie es sich ausgemalt hatte. In der Hauptsache wird uns oft mehr zuteil, als wir erwarteten. Vornehm und reich, wie Hermanns Vater (in Goethes Idylle) sich seine Schwiegertochter gewünscht hatte, war Dorothea

allerdings nicht, aber die Natur hatte sie vor Tausenden befähigt, der Segen und die Freude des Hauses zu werden. Ist es nicht genug, daß der Fleiß deiner Jugend mit einem würdigen Amte belohnt wird; warum soll es gerade in deiner Vaterstadt oder vielleicht in der Residenz sein?

Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.

Goethe (Herm. u. Dor.).

Schluß. Erfreue dich an deinen Hoffnungen, aber tue auch das Deine und gewöhne dich an Genügsamkeit.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

Goethe (Ebenda).

29.

Die Tadelsucht, ihre Ursachen und ihre Folgen.

Einleitung. Unter den Gottheiten der Griechen gab es viele, die nie in einem Tempel durch Gebete und Opfer verehrt wurden, weil sie nicht einem Mythus der Volksreligion ihr Dasein verdankten, sondern nur durch die Allegorie, welche einem abstrakten Begriffe konkrete Gestalt gab, zu persönlichen Wesen erhoben waren. Zu ihnen gehört auch Momus, der Inbegriff der Tadelsucht, eine bloße Personifikation, wiewohl sich an sie eine kleine Fabel angesetzt hat. Niemand von den Menschen und selbst von den Göttern genügte ihm; er entdeckte an jedem etwas Mangelhaftes. Man erfand von ihm die artige Anekdote, daß er, als Aphrodite seinen kritischen Witz durch ihre untadelhafte Schönheit in Verlegenheit setzte, dennoch das Knarren ihrer Sandalen für unleidlich erklärte. Die Entdeckung dieses Fehlers muß indessen ihn selbst nicht befriedigt haben; denn man erzählt, daß er zuletzt doch aus Ärger über die durchaus vollkommene Gestalt der Göttin zerplatzt sei. Leider hat die Sache, die

unter seiner Pflege stand, damit auf Erden nicht ein Ende genommen.

Thema. Über die Tadelsucht und ihre verderblichen Folgen.

A. Ursachen.

1. Die Neigung, an Personen und Dingen, welche uns Achtung einflößen sollten, Mängel aufzusuchen, weist meistens auf eine ebenso häßliche wie beklagenswerte Beschaffenheit des Gemütes hin.

a) Sie entspringt aus der Überschätzung der eigenen Vorzüge. Viele können sich dabei noch gar nicht einmal auf erprobte Leistungen berufen, sondern sie prahlen nur mit großartigen Plänen, durch die einst alles, was bisher erreicht worden ist, in Schatten gestellt werden soll. Ihre Vaterstadt würde in einem Jahre eine ganz andere Gestalt haben, wenn man sie zu Ratsherren machte ꝛc.

b) Oft ist der Neid die Quelle der Tadelwut. Manche verkleinern das Würdige, weil sie sich dadurch erniedrigt fühlen, weil sie es nicht ertragen können, daß ein anderer sie verdunkelt. Ein rechtschaffener Aristides ist ihnen im Wege; wäre er ein Schelm gewesen, so hätten sie ihn neben sich geduldet.

Sie täten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären. Goethe.

Männer, die selbst Verdienste haben, erkennen gerne die Verdienste anderer an und denken von ihrem eigenen Werte bescheiden

„Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren und die Anlagen an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle." Goethe.

c) Gemeine Seelen hassen das Gute. Sie verspotten alles Vortreffliche mit einem mephistopheliſchen Unglauben, sie üben sich mit Voltaire in der Kunst, es lächerlich zu machen, sie legen jeder edelen Tat unlautere Beweggründe

unter, bis sie die Sache in eine Form gebracht haben, die ihrer niedrigen Denkungsweise zusagt. Ein Fehler, den sich ein rechtschaffener Mann zu schulden kommen läßt, wird mit herzloser Freude ausgebeutet.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.
Schiller (Mädchen v. Orleans).

2. Die Tadelsucht erscheint sogar als eine allgemeinere Eigentümlichkeit gewisser Lebensalter, jedoch ohne bis zu einem solchen Grade auszuarten oder aus einer solchen Verdüsterung der Seele zu fließen.

a) Ältere Leute sind mit dem Benehmen der Jugend selten recht zufrieden. Selbst wenn der Großvater den Enkel lobt, hat er immer noch etwas zu wünschen, zu ermahnen und nachzubessern. Man sagt von dem Greise, er sei

Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.
Horat. A. P. 173.

b) Andererseits ist auch die Jugend in ihren Anforderungen äußerst streng. Sie legt gerne einen idealen Maßstab an die Handlungen und Leistungen anderer, weil sie nicht bedenkt, wie viel leichter es ist, einen Kranz zu winden als ihn zu verdienen, einen Fehler zu verdammen als ihn zu vermeiden. „Die Kinder sind alle moralische Rigoristen" (Goethe).

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig ꝛc.
Schiller (Wallenst. Tod II, 2).

Warum hat Herkules Altäre?
Den Weg, den Prodikus nicht gehn, nur malen kann,
Den ging der Held. Wieland.

Mag nun aber der Greis mit Recht oder aus einer Selbsttäuschung das jüngere Geschlecht in manchen Beziehungen

unter die idealiſche Vergangenheit ſtellen, ſo geht ſein Tadel doch ſtets aus einem liebreichen Sinne hervor, und ſo haben auch die ungenügſamen Anſprüche der Jugend, wenn ſie wirklich aus der Freude an dem Vollkommenen entſpringen, ihre gute Seite. In beiden Fällen kann ſich jedoch die Neigung zum Tadel allerdings auch mit unreinen Trieben verbinden und demgemäß mehr oder weniger verwerflich ſein.

B. Welche nachteiligen Folgen hat die Tadelſucht für uns?

1. **Wer mit liebloſer Strenge die Fehler anderer ans Licht zieht, verſcherzt damit ſelbſt jedes Anrecht auf Nachſicht.** Nach der Bibel wird uns mit demſelben Maße gemeſſen werden, mit dem wir meſſen.

Quam temere in nosmet legem sancimus iniquam. Horat.

(Die dritte Satire des erſten Buches, aus der dieſer Vers genommen iſt, enthält ſehr viel Schönes über die Billigkeit des Urteils.)

2. **Wir verlieren unſere Freunde.** Wer mag auf die Dauer mit jemand Umgang haben, der ſtets an ſeinen Worten, Sitten und Handlungen herummäkelt? Goethe beklagte ſich noch ſpät über den ſpöttiſchen Tadel, mit dem er in ſeiner Jugend von Herder geplagt worden war, obgleich ihn dieſer für die Neckereien, welche vermutlich die Eitelkeit des jungen Dichters dämpfen ſollten, mit den Schätzen ſeines reifen Wiſſens entſchädigt hatte.

3. **Wir berauben uns des Einfluſſes edler Vorbilder.** Vielen Tauſenden bleibt die Bibel ein fremdes Buch, weil ſie bei jedem Verſuche, ſich mit ihr bekannt zu machen, immer nur auf das achten, was ihnen erdichtet und ungereimt erſcheint. Es iſt ihnen ein Rätſel, warum der Allmächtige nicht auf einmal die ganze Welt wie mit einem Zauberſchlage erſchuf, ſondern das einzelne in Zwiſchenräumen nacheinander entſtehen ließ, und ſie erklären es für eine ganz unziemliche Vorſtellung, daß er nach ſeiner Arbeit gar noch geruhet habe. Iſt es darum

unter, bis sie die Sache in eine Form gebracht haben, die ihrer niedrigen Denkungsweise zusagt. Ein Fehler, den sich ein rechtschaffener Mann zu schulden kommen läßt, wird mit herzloser Freude ausgebeutet.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.
Schiller (Mädchen v. Orleans).

2. Die Tadelsucht erscheint sogar als eine allgemeinere Eigentümlichkeit gewisser Lebensalter, jedoch ohne bis zu einem solchen Grade auszuarten oder aus einer solchen Verdüsterung der Seele zu fließen.

a) Ältere Leute sind mit dem Benehmen der Jugend selten recht zufrieden. Selbst wenn der Großvater den Enkel lobt, hat er immer noch etwas zu wünschen, zu ermahnen und nachzubessern. Man sagt von dem Greise, er sei

Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.
Horat. A. P. 173.

b) Andererseits ist auch die Jugend in ihren Anforderungen äußerst streng. Sie legt gerne einen idealen Maßstab an die Handlungen und Leistungen anderer, weil sie nicht bedenkt, wie viel leichter es ist, einen Kranz zu winden als ihn zu verdienen, einen Fehler zu verdammen als ihn zu vermeiden. „Die Kinder sind alle moralische ...risten" (Goethe).

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig ꝛc.
...hiller (Wallenst. Tod II, 2).

...rum h...
...n Wee... gehn, nur malen kann,
...en gir... Wieland.
...n ab... ...ht oder aus einer Selbst...
...ß de... in manchen Beziehungen
...dispos... 6

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.
Goethe.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt,
Betrachte, was noch einem jeden bleibt. Derselbe.

30.

Was soll die Jugend vom Alter und was das Alter von der Jugend an sich haben?

Einleitung. Jedes Lebensalter hat eine ihm angemessene Grundbestimmung, die es festhalten soll. Daher sagt schon Cicero mit Recht: Ut adolescentem, in quo senile aliquid, sic senem, in quo adolescentis est aliquid, laudamus.

Thema. Was soll die Jugend von dem Alter und was das Alter von der Jugend an sich haben?

A. Die Jugend.

1. Die Jugend soll einen leichten, frischen Sinn haben, aber zur rechten Zeit auch ernst sein können. Erlebt nicht schon der Jüngling manchen Tag, der zu heilig ist, als daß er seinen Eindruck wegscherzen dürfte? Geht es ihn noch nichts an, daß dieses Ereignis, jenes Unternehmen die ganze Gegenwart bewegt? Sollen die würdigen Gedanken und Bestrebungen edeler Männer, von denen seine Bücher handeln, höchstens sein Gedächtnis in Anspruch nehmen, nicht auch seinen Geist durchdringen und sein Herz berühren? Homo sum, humani nihil a me alienum puto (Terenz.).

2. Jeden besseren Jüngling beschäftigen idealische Pläne und Hoffnungen; wohl ihm, wenn eine männliche Verständigkeit diese kontrolliert, so daß er kein Phantast und Träumer wird.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben,
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst. Herder.

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heiligen Kraft gedenken. Uhland.

3. Ist man mit der Wahl seines Berufes in Ordnung oder erfaßt einen sonst ein Gedanke, der des Strebens wert ist, so bringe man nicht die Zeit mit schwärmerischen Deklamationen über die Schönheit solcher Lebenszwecke hin, sondern greife sofort die Sache mit Mannesmut an und rüste sich mit allen Kenntnissen aus, welche eine glückliche Ausführung des Vorhabens bedingen.

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeist'rung ist keine Heringsware,
Die man einpökelt auf einige Jahre.
Goethe (Epigrammatisch).

B. Das Alter.

1. Es soll sich ein frisches Interesse sowohl für die nähere Umgebung, wie für die Welt erhalten und nicht zu frühe Feierabend machen. Die Anstrengung verjüngt, die Ruhe löst auf und

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
Goethe (Iphig. I, 2).

Vergleiche die Beispiele, die Cicero (de senectute) von der Tätigkeit greiser Staatsmänner anführt. Non enim viribus aut velocitatibus aut celeritate corporum res magnae geruntur, sed consilio, auctoritate, sententia. Wie lange wirkten Goethe und A. von Humboldt mit jugendlicher Schöpferkraft!

2. Die Würde des Alters soll den Greis nicht ungesellig und mürrisch machen. Ihm geziemt eine gravitas comitate condita, wie sie Q. Fabius Maximus besaß, und Cicero hebt mit Recht hervor, daß das Bewußtsein eines wohlangewandten

Lebens auch die Greise heiter stimmt. So sah man Klopstock häufig in der Gesellschaft jüngerer Freunde.

Schluß. Sei in der Jugend ein Mann, und du wirst als Greis ein Jüngling sein.

31.

Durch nichts verraten die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden. Goethe.

Einleitung. Der Charakter des Menschen prägt sich in vielen Dingen aus, sogar in Kleidung, Stil (le style c'est l'homme), Handschrift, Mienen u. a.

Thema. Goethe hat recht, wenn er Ottilie in den Wahlverwandtschaften sagen läßt: Durch nichts verraten die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

1. kann man aus dem Lachen den sittlichen Wert des Menschen erkennen. Während der gut geartete Mensch nur über Verkehrtheiten lacht, die weder unsittlich noch jemand schädlich sind (Ein ungeschickter Sonntagsreiter ist auch für ihn ein belustigender Anblick, doch nur solange er nicht vom Pferde fällt und den Arm bricht), scherzt der Leichtfertige
   a) über Dinge, die sein Mitgefühl erregen sollten, über den altmodischen Anzug des armen Mannes, über körperliche Gebrechen, Taubheit, Stottern, Hinken oder über unverschuldete Mängel der geistigen Bildung.
   b) Er scherzt auch über lobenswerte Dinge; manche Menschen bringen es z. B. fertig, die Strenggläubigkeit und Frömmigkeit anderer lächerlich zu machen oder Ehrlichkeit Dummheit zu nennen und zu bespötteln.
2. kann man aus dem Lachen die intellektuelle Begabung eines Menschen erkennen. Während der kluge Mensch über einen Gegenstand ein klares Urteil abgibt, spöttelt der beschränkte oft darüber und sucht hinter seinem Witz seine geistige Hohlheit

zu verbergen. An vielem Lachen und Flennen kann man einen Narren erkennen.

Schluß. Der Tor findet beinahe alles lächerlich, weil er den Ernst der Dinge übersieht, der Weise beinahe nichts, weil ihm auch die Schwächen der Menschen bedauernswert erscheinen. Wir sollen nicht Heraklite, aber noch viel weniger Demokrite sein.

32.

Ist Armut für den Menschen schimpflich?

Einleitung. Vergil (Aen. IV, 276) stellt die Armut den abschreckendsten Gestalten der Unterwelt gleich.

Thema. Ist Armut für den Menschen ein Schimpf?

A. So manches berechtigt zu der Annahme.

1. Ist der Mensch noch der Herr der Erde, wenn er sich von dem Abwurf ihrer Früchte ernährt, in einer feuchten Höhle wohnt und seine Kleidung auf dem Trödel kauft?

2. Der Arme gerät in eine schimpfliche Abhängigkeit von wohlhabenden Leuten, die ihm die niedrigsten Dienste aufbürden, ihn oftmals für ihr Geld mit Geringschätzung und Übermut behandeln.

Das Leben magst du wohl vergleichen einem Feste,
Doch nicht zur Freude sind geladen alle Gäste.
Gar manchen, scheint es, lud man nur, um die Beschwerde
Zu übertragen, daß die Lust den andern werde. Rückert.

Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet
Mit der Kinder roher und übermütiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Goethe (Hermann u. Dorothea).

3. Der Mangel an Bildung schließt den Dürftigen von dem geistigen Leben aus Die erhebenden Reize der Wissen-

schaften und Künste bleiben ihm fremd, und er hat keinen Teil an dem, was den Menschen zum Menschen macht.

Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi. Juvenal.

B. Einschränkung des Satzes.

1. Beklagenswert ist Armut immer, doch schimpflich ist sie nur in dem Falle, wenn Trägheit und unordentliches Wesen ihre Ursachen sind.

2. Die unverschuldete Armut regt zum Erwerbe sittlicher Güter an, und der Arme ist oft ein würdigerer und auch ein glücklicherer Mensch als der Reiche.

Schluß. Setze dich durch Ausbildung deiner Anlagen instand, einen auskömmlichen Unterhalt zu verdienen, und sei gegen die Armen gerecht und gütig.

„Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaushebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens." Goethe.

33.

Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden?

1. Ihre Launen und Bedürfnisse üben uns in der Geduld, Sanftmut und Dienstfertigkeit.

2. Ihre Leiden geben uns zu beherzigen, daß das wahre und sichere Glück des Menschen in unvergänglichen Gütern besteht.

3. Wir erkennen in Demut, daß uns selbst weit mehr zuteil geworden ist, als wir verdienen.

4. Ihre Hinfälligkeit mahnt uns an eine eifrige Benutzung unserer Tage; denn ehe wir es ahnen, kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

34.

Unter welchen Bedingungen darf uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen?

Einleitung. Im Hinblick auf das Elend, in welchem viele Menschen schmachten, möchte man schon jeden bessern Rock, jedes leckere Mahl für eine unverantwortliche Verschwendung erklären. Der fluchwürdige Satz, daß die Arbeit für den Armen ein Vergnügen, das Vergnügen für den Reichen eine Arbeit sei.

A. Rechtfertigung des Luxus.

1. Es ist an sich dem Menschen erlaubt, auch in betreff der Wohnung, Nahrung und Kleidung sich das Leben bequem und angenehm zu machen.

> Gib der Natur nicht mehr, als die Natur bedarf,
> Was hat der Mensch dann vor dem Tier voraus?
>
> Shakespeare.

Christus wollte nicht, daß das köstliche Nardenöl verkauft und der Erlös den Armen gegeben würde. Die Natur zeigt in allen ihren Reichen eine unendliche Verschwendung an prachtvollen Formen und Farben.

2. Tausende von Arbeitern würden ohne Beschäftigung bleiben, die Fabriken stille stehen, ja viele Gelehrte und Künstler würden des Unterhaltes und der Anregung entbehren, wenn nicht der Luxus immer neue Bedürfnisse hervorriefe.

B. Bedingungen.

1. Wer Luxus treibt, muß dazu ausreichende Mittel haben. Es ist unwürdig und töricht, zugleich zu prunken und zu darben, in Samt und Seide zu gehen und dem Handwerker einen Groschen abzuzwacken.

2. Zwar darf es in Anschlag kommen, daß die Arbeiter, die für den Reichen beschäftigt sind, zu den Armen gehören und, wenn er nichts Überflüssiges kaufte, in kurzem Bettler sein würden; aber auch die anderen Notleidenden haben ein

Anrecht auf seinen Überfluß. Die Wohltätigkeit wird nicht nach der Summe gemessen werden, die jemand im Jahre austeilt, sondern nach der, die ihm übrigbleibt.

Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden, denn geben ist Sache des Reichen.
Goethe (Hermann u. Dorothea).

„Weshalb hungert der Arme, und muß bei stumpfen Sinnen in Mühe und Schweiß das elendeste Leben führen? Damit seine Großen und Reichen ohne Geschmack und vielleicht zu ewiger Nahrung ihrer Brutalität täglich auf feinere Art ihre Sinne stumpfen" (Herder).

3. Der Reiche darf nicht vergessen, daß der Luxus immer nur ein Schmuck des Lebens sei, und daß weder Besitz noch Pracht und Verschwendung die Würde des Menschen ausmachen.

4. Alles Sinnliche wird nur durch Geist und Geschmack zu etwas Edelem. Man richtet einen Festschmaus aus, um in dem heiteren Verkehr mit Freunden eine belebte Unterhaltung zu genießen. Ohne diesen Zweck hat man nur eine Schar von Essern und Trinkern um sich. Kostbare Gewänder ohne Geschmack, Prunkgemächer ohne Kunstsinn sind nur eine eitele Schaustellung des Reichtums, ebenso unwürdig, wie eine tierische Völlerei.

Schluß. Arbeit ist die Bedingung aller Kultur, und der Luxus ist für beide ein wirksamer Hebel, doch vor allem: Frange panem esurienti!

35.

Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit.

A. Er ist ihr Sohn.

1. Nach seiner physischen Natur; er blühet eine Weile und welket wie jedes andere Geschöpf der Endlichkeit.

2. Seine Bildung entwickelt sich unter ganz bestimmten Einflüssen der Gegenwart und der Vergangenheit. Natio-

nalität, Klima, Lebensverhältnisse, herrschende Richtung des Zeitgeistes.

3. Die Zeitumstände weisen ihm seinen Wirkungskreis an und bieten ihm für seine Tätigkeit die Objekte dar.

B. Er ist ihr Herr.

1. Sein Geist durchbricht die irdischen Schranken und fühlt sich schon auf Erden als den Erben der Ewigkeit.

2. Es ist ihm möglich, in seinem Wissen und Streben über die Gegenwart hinauszugehen: jeder Fortschritt der Wissenschaften und Künste zeugt von dieser Befähigung und Selbständigkeit.

3. Es ist seine freie Wahl, ob er sich dem Zeitgeiste anschließt oder ihm entgegenwirkt; ob er seine Aufgabe auf diesem oder auf jenem Gebiete zu lösen unternimmt.

Schluß. „Wie verwahrt sich aber der Künstler (oder der Mensch) vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis." (Schiller.)

36.

Ist es unbedingt ein Lob, recht viele Freunde zu besitzen?

1. Der Allerweltsfreund hat gewöhnlich keine Selbständigkeit, keine entschiedenen Ansichten, Grundsätze, Neigungen, Interessen.

2. Er nimmt es ebensowenig mit dem Charakter und den Handlungen anderer genau. Sein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen.

3. Er wird eine zerstreuende Geselligkeit lieben und keinen ernsten Lebenszweck verfolgen, wozu Stille, Sammlung und Fleiß gehören.

4. Seine Bildung ist nur auf die gesellige Unterhaltung berechnet. Selbst als Gelehrter ist er nur ein Näscher, der

nichts ordentlich studiert und nur aus allen Zeitschriften Neuigkeiten sammelt.

Schluß. Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.
Schiller (Votivtafeln).

37.

Wie unterscheiden sich das Gesetz und die Moral voneinander?

Einleitung. Beide fließen schon aus verschiedenen Rechtsquellen. Das Gesetz gründet sich auf das bürgerliche Staatswesen, die Moral auf die Religion.[1])

Thema. Ihr Unterschied.

1. Das Gesetz verbietet nur Handlungen, welche die Rechte anderer verletzen; die Religion und die Moral gebieten uns die Pflichten der Nächstenliebe. Das Gesetz verbietet z. B., andere zu verleumden, es kann aber nicht gebieten sie zu entschuldigen und alles zum Besten zu kehren. Jenes verbietet rachsüchtige Handlungen, die Moral fordert Vergeben und Vergessen. „Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen." (Schiller.)

2. Das Gesetz urteilt nur über Handlungen, die Moral zieht auch die Gesinnung zur Rechenschaft. Hochmut, Neid, Hartherzigkeit sind vor der Moral schon als bloße Eigenschaften des Gemütes arge Fehler, das Gesetz würde erst von ihnen Kenntnis nehmen, wenn sie zu einer Rechtsverletzung führten, wenn z. B. der Hochmütige jemandes Ehre kränkte, der Neidische andere in ihrem Erwerbe störte, der Hartherzige einem Armen, den die Winternacht unzweifelhaft mit dem Tode bedroht, ein Obdach versagte. „Die Moral setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die ver-

1) Vgl. ius und fas.

borgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle." (Schiller.)

3. Gesetze sind der Auslegung unterworfen und können umgangen werden, die Moral duldet keine Hintertür. So mag eine listige Klausel im Kontrakte den Habsüchtigen vor dem Gesetze rechtfertigen, vor der Moral ist er ein Betrüger.

4. Das Gesetz verlangt nur eine äußerliche Genugtuung durch Verbüßung einer Strafe, die Moral beansprucht die Entsündigung des Herzens. Sie verfügt nicht Geldstrafen und Gefängnis, sondern wird nur durch Reue und Besserung versöhnt.

Schluß. Der moderne Staat sucht, soweit es angeht, Liebespflichten in das Gesetz aufzunehmen, doch hat er auch dabei noch immer keine Gewalt über die Herzen. Er kann eine Steuer für die Ortsarmen ausschreiben und eintreiben, daß aber jedermann seinen Beitrag aus Menschenliebe zahle, kann er nicht befehlen, und es kümmert ihn auch nicht.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. 6. Auflage. In Leinwand gebunden *M* 2.60.

„.... Der Geist Herders lebt in ihm auf, dies lebendige Sicheinfühlen in dem Buche, die heimliche Poesie der Sprache. ... Es wird empfohlen für die gebildete Laienwelt, insbesondere für Eltern, die eine anregende und zuverlässige Anleitung in Händen haben möchten, um mit ihren heranwachsenden Kindern Fragen der Muttersprache, wie jeder Tag und jede Stunde sie aufwirft, lehrend und lernend erörtern zu können." (Westermanns Monatshefte.)

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. In Leinwand gebunden *M* 2.80.

„.... Wo wir das Buch aufschlagen, fesselt es uns; .... Ich glaube, daß diese wenigen Beispiele zeigen, wie viel Anregung und Belehrung das Buch bietet; speziell sei noch auf die mit wohltuendem Humor geschriebenen Abschnitte über „Höflichkeit und Schimpfwörter" hingewiesen. Auch die Ausstattung und der sehr billige Preis verdienen hervorgehoben zu werden." (Zeitschrift für das Realschulwesen.)

Deutsche Sprach- und Stillehre. Von Professor Dr. O. Weise. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 2. Auflage. In Leinwand gebunden *M* 2.—

„.... Die Sprachlehre löst in mustergültiger Weise die Aufgabe, die „grammatischen Erscheinungen unserer Muttersprache in ihrer Entwicklung zu verfolgen und dadurch zum Nachdenken über ihre Eigenart anzuregen". Die Darstellung ist gemeinverständlich und überaus lebensvoll und eben dadurch interessant. ... Keinem Sprachlehrer sollte dieses vortreffliche Büchlein unbekannt bleiben, den Verfassern von Schulgrammatiken aber sei es als musterhaftes Vorbild in der Gestaltung des Lehrstoffes warm empfohlen." (Pädagogische Blätter.)

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. In Leinwand gebunden *M* 1.60.

„.... Es fehlte eben ein kurzes, praktisches Buch für diesen Zweck. Hier ist nun ein um die deutsche Sprache hochverdienter Mann eingetreten, Prof. Dr. O. Weise, und hat aus seinem reichen Wissen und mit dem praktischen Blicke eines gediegenen Schulmannes ein Büchlein geschaffen, das geeignet ist, eine gute elementare Anleitung zur Stilbildung zu sein. ... So wird in anschaulicher Weise auf gleichem Raume eine viel größere Menge interessanten und belehrenden Stoffes geboten, als wenn theoretische Erörterungen gebracht werden, die doch bald langweilig werden. Dazu kommt, daß die ausgewählten Proben auch inhaltlich bedeutungsvoll sind und es an Abwechselung nicht fehlt. ..." (Deutsche Schulzeitung.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise. In Leinwand gebunden *M* 1.80.

„.... Das Buch ist für Leser aus allen Kreisen der Gebildeten ohne einen besonders gelehrten Apparat geschrieben. ... Jedermann, der sich für die Denk- und Sprechweise des Volkes interessiert, wird das Büchlein mit Nutzen und Vergnügen lesen." (Zeitschrift für das Realschulwesen.)

Ausführlicher Weise-Prospekt auf Verlangen umsonst und postfrei vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Aus deutscher Wissenschaft und Kunst.

Die Sammlung soll dazu dienen, alle, die bestrebt sind, ihre Bildung zu erweitern, in die Lektüre wissenschaftlicher Werke einzuführen. Aus geisteswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, religiösen und philosophischen Werken wird eine Auslese getroffen, die geeignet ist, in die wichtigsten Fragen auf den einzelnen Gebieten einzuführen, den Weg zu den Quellen zu weisen und zugleich die Kunstformen der Darstellung in Musterbeispielen zu zeigen. Die Erläuterungen räumen, unter Beiseitelassen unnötiger Gelehrsamkeit und auf das knappste Maß beschränkt, nur solche Schwierigkeiten aus dem Wege, die eine unbefangene und rasche Aufnahme der Lektüre verhindern. Auch für den Unterricht in den mittleren und höheren Klassen wird die Sammlung erwünscht sein, da die wissenschaftliche Prosa immer stärker für die Schullektüre herangezogen wird. Zunächst sind folgende Bändchen zum Preise von M. 1.20 erschienen:

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literarhistorischer Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von **Dr. R. Wessely.**

Enthält Aufsätze von Bellermann, Bielschowsky, Brahm, Gervinus, Hettner, Mayne, Scherer, Schmidt, v. Treitschke, Uhland, Vogt.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß herausgegeben von **Dr. M. Spanier.** Mit Einleitung, Anmerkungen und Bilderanhang.

Enthält Aufsätze von Avenarius, Bayersdorfer, Borrmann, Brinckmann, Bürkner, Floerke, Furtwängler, Gurlitt, Hirth, Justi, Lichtwark, Schultze-Naumburg, v. Seidlitz, Springer, Thoma, Urlichs, Wölfflin.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von **Dr. W. Scheel.**

Enthält Aufsätze von v. Below, Brunner, Droysen, Freytag, Friederich, v. Giesebrecht, v. Kugler, Lamprecht, Marcks, v. Moltke, Mommsen, v. Ranke, Schäfer, Schiller, v. Treitschke.

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von **Dr. F. Lampe.** Mit geschichtlich-biographischen Anmerkungen und Erklärungen geologischer Fachausdrücke.

Enthält Aufsätze von Barth, v. Drygalski, v. Humboldt, Kirchhoff, Partsch, Peschel, Ratzel, v. Richthofen, Ritter, v. d. Steinen.

Ausführlicher Prospekt unberechnet und postfrei.

Prof. Dr. L. Cholevius

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen

Zwölfte, völlig umgearbeitete Auflage von

Prof. Dr. O. Weise

3. Bändchen

Aufgaben aus der Literatur

1907

Leipzig und Berlin

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

DD
61.3
.55
1907
v.3

Greift nur hinein ins volle Menschenleben
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
Goethe.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

f. Josef Wiehr
10
3
D641-291

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Wir stimmen in unserm Urteile über die Brauchbarkeit der Themen selten überein. Von Hunderten, die uns in älteren und neueren Sammlungen geboten werden, gefallen nur wenige allen und nicht einmal jedem dieselben. Dies liegt nicht immer an den Themen. Denn natürlich werden uns stets nur Aufgaben über solche Gegenstände besonders ergiebig scheinen, die bereits unser eigenes Nachdenken beschäftigt haben, so daß sie in unserm Bewußtsein eine Reihe von Gedanken anregen; andere verwerfen wir wieder als untauglich, obwohl sie nur den Fehler haben, einem Gebiete anzugehören, das uns bisher fremd geblieben ist.

In vielen von den hier behandelten Aufgaben lehnt sich ein abstraktes Moment an eine konkrete Grundlage, so daß der begabtere Schüler Gelegenheit hat, sich in der Auseinandersetzung des Gedankens zu versuchen, der weniger begabte, der gern zur schildernden Darstellung tatsächlicher Beziehungen seine Zuflucht nimmt, auch nicht leicht in Not gerät. Allgemeine moralische Themen sind nicht gemieden, obwohl ich weiß, daß man manches gegen sie eingewendet hat; die Schüler müssen auch in Aufsätzen dieser Art einige Übung erhalten.

Vorwort zur zwölften Auflage
des I. Bandes.

Die „Dispositionen" von L. Cholevius sind seit dem Tode des Verfassers (1878) noch mehrfach neu gedruckt worden, doch nach ihrem Inhalt unverändert geblieben. Daher kommt es, daß ein großer Teil davon veraltet ist und den Anforderungen der

Gegenwart nicht mehr genügt. Vielfach liegen die Stoffe dem Gesichtskreise der Schüler gänzlich fern, z. B. bei den Aufgaben über die Birke als Lebensbaum der Letten und über die Totengerichte der Ägypter, oder sie sind minderwertig, z. B. der Reimkampf, oder zu allgemein gehalten. Manche sind auch in der von R. Lehmann mit Recht als „Mumie in der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts" bezeichneten Chrienform behandelt. Dazu gesellen sich Mängel formeller Art. So ist die Darstellung oft breit, und die Anordnung läßt viel zu wünschen übrig, da die Aufgaben in bunter Reihe vorgeführt werden. Diesen Übelständen habe ich in der vorliegenden Neubearbeitung möglichst abzuhelfen gesucht. Ziemlich die Hälfte der Aufgaben ist gestrichen und durch neue ersetzt worden[1]); dabei sind die literarischen Stoffe, die bisher stark gegen die übrigen zurücktraten, wesentlich vermehrt und auch sonst die Bedürfnisse der Gegenwart berücksichtigt worden. Sachlich Zusammengehöriges hat nebeneinander Platz erhalten: so finden sich in Bändchen I die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen, erd- und naturkundlichen Aufgaben, in II die Themen aus dem ästhetischen, sittlich-religiösen und geistigen Gebiete, in III die literarischen Stoffe und in IV die Sentenzen und Sprichwörter. So hoffe ich denn, daß die „Dispositionen" in dieser neuen Gestalt die alte Gunst wiedergewinnen und noch lange zu Nutz und Frommen der höheren Schulen in Gebrauch bleiben werden gleich der „Praktischen Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze", die sich in meiner Neubearbeitung nach dem Urteile der Fachgenossen als brauchbar erwiesen hat.

Eisenberg, S.-A., im Herbst 1907.

O. Weise.

---

1) Cholevius bietet in der letzten Auflage seiner vier Bändchen 237 Aufgaben, die vorliegende Bearbeitung 254, darunter 112 neu aufgenommene. Eine Ergänzung zu diesem Buche ist meine in demselben Verlage erschienene Neubearbeitung von K. Menges Dispositionen und Musterentwürfen zu deutschen Aufsätzen, worin 80 Themen behandelt sind.

Inhalt des vorliegenden 3. Bändchens.

V.

Aufgaben aus der Literatur.

a) Aus der deutschen Literatur.

Seite

1. Hagen im Nibelungenliede 1
*2. Gunther und Etzel im Nibelungenliede 3
*3. Wate im Gudrunliede. (Ganz ausgeführt) 4
*4. Rüdiger von Bechlarn im Nibelungenliede und Max Piccolomini in Schillers „Wallenstein" 8
*5. Walther von der Vogelweide, ein Hüter deutscher Ehre . . 10
*6. Die Eigenart des Volksliedes, erläutert an dem Liede über „Sickingens Tod" 10
*7. Welche Richtungen in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind vertreten durch Luther, P. Gerhardt, Joh. Scheffler, v. Zinzendorf und Gellert? 12
*8. Klopstock als patriotischer Dichter 14
*9. Just in Lessings „Minna von Barnhelm" 16
*10. Der Begriff der Ehre, festgestellt an Tellheim in Lessings „Minna von Barnhelm" und an Sophokles' „Ajas". . . . 17
11. Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm" 19
12. Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti" 20
13. Warum söhnt uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aus, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia? 22
*14. Die Fabeln Lessings und Gellerts 24
15. Welche Betrachtungen enthält die Fabel Kleists vom „gelähmten Kranich"? 25
*16. Herders Gedichte „Dämmerung" und „das Kind der Sorge". 27
*17. Die Spuren des Sturmes und Dranges in Leisewitzens „Julius von Tarent". 29
*18. Englischer Einfluß auf unsere poetische Literatur. 32
*19. Die Treue in Goethes „Götz von Berlichingen". 34
*20. Der Zustand des Deutschen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen". (Ganz ausgeführt). 35
*21. Herzog Alba nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande". 40
*22a. Was erfahren wir in Goethes „Egmont" über König Philipp II. von Spanien? 45
*22b. Warum liebten die Niederländer König Philipp II. nicht? (Nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande") 46
23. Die Schwermut und die Genesung des Orestes. (Nach Goethes „Iphigenie"). 47

Seite

*24. Oreſtes und Pylades in Goethes „Iphigenie“ 52
25. Die Zuſtände Italiens z. Zeit des Torquato Taſſo. (Nach Goethe) 53
*26. Der erſte Geſang von Goethes „Hermann und Dorothea“ als Expoſition des ganzen Epos 61
*27. Die Geiſterwelt in Goethes Balladen 63
*28. Die Unterſchiede zwiſchen Goethes Ballade u. Schillers Romanze 64
*29. Was erfahren wir über Schiller in Goethes „Epilog zur Glocke“? 66
30. Erklärung von Goethes Gedicht: „Geſang der Geiſter über den Waſſern“ 67
*31. Goethes Sturm- und Drangzeit. (Nach einigen ſeiner Gedichte) 68
*32. Welche Rolle ſpielt das Waſſer in Goethes Gedichten der ſiebziger Jahre des 18. Jahrhunderts? 70
*33. Wie unterſcheiden ſich Goethe und Schiller voneinander? . 72
*34. Goethes Vater nach „Dichtung und Wahrheit“ Buch 1—4. 74
35. Weshalb ſind wohl Schillers „Räuber“ (1781) für die Zeitgenoſſen eine ſo anziehende Dichtung geweſen? 77
36. Wodurch bewegt die Gräfin Terzky Wallenſtein, ſich mit den Schweden zu verbinden? (Nach Schiller) 80
37. Iſt Oberſt Buttler in Schillers „Wallenſtein“ ſo dargeſtellt, daß ſich in ſeinem Charakter keine Widerſprüche finden? . . 81
*38. Wodurch wurde Wallenſtein in Schillers Drama zum Verräter? 85
39. Aus welchen verſchiedenen Gründen wird Wallenſtein von ſeinen Anhängern verlaſſen? (Nach Schiller) 87
*40. Was erfahren wir in „Wallenſteins Lager“ über die Perſon des Feldherrn? 88
41. Mit welchen verſchiedenen Empfindungen ſcheiden Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben? 91
42. Zeugt in Schillers „Jungfrau von Orleans“ das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich v. einem unkindlichen Herzen? 94
*43. Der zweite Halbchor in Schillers „Braut von Meſſina“ . . 98
*44. Die Natur in Schillers „Braut von Meſſina“ 101
45. Die Frauen in Schillers „Wilhelm Tell“ 103
*46. Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell“ . . 106
47. Rubenz in Schillers „Wilhelm Tell“ 108
*48. Das Verhältnis von Glauben und Wiſſen nach einigen Schillerſchen Gedichten 109
49. Fatum und Vorſehung in Schillers erzählenden Gedichten . 110
*50. Wie zeigt ſich der Einfluß Homers in Schillers Gedichten der dritten Periode? 112
*51. Der Graf von Habsburg und des Sängers Fluch 114
*52. Das ſittliche Problem in Schillers „Kampf mit dem Drachen“ und in Kleiſts „Prinzen von Homburg“ 115
53. Erklärung von Schillers Gedicht: „Die Worte des Glaubens“ (1797) 117

Seite

54. Schillers Rätsel über den Pflug 124
*55. Schiller als Sänger der Freiheit 125
56. Der Pfarrer von Grünau. (Nach Vossens „Luise") 127
57. Heines „Fichtenbaum und Palme" 140
*58. Eichendorff und Wilhelm Müller 141
*59. Die Exposition in Grillparzers Drama „Sappho" 142
*60. Das häusliche Leben der Thüringer im 4. Jahrhundert nach G. Freytags Roman „Ingo" 144
*61. Das Heidentum in Webers Epos „Dreizehnlinden" 145
62. Die Linde in der deutschen Dichtung 146
63. Was sagen die Dichter in ihren Schöpfungen über die Poesie? 151

b) Aus der griechischen und lateinischen Literatur.

*1. Die Mauerschau im 3. Buche der Ilias 162
2. Wie zeigte sich Achilles bei den Leichenspielen, die er für Patroklus veranstaltete? 165
3. Der Schild des Achilles und das Lied von der Glocke. . . 166
4. Wodurch wird Achills Benehmen gegen Hektor entschuldigt? 175
*5. Die Zyklopen nach dem 9. Buche der Odyssee 177
*6. Wie zeigt sich die Schlauheit des Odysseus bei den Vorbereitungen zum Freiermorde? 179
*7. Eumäus nach Homers Odyssee Buch 14—16. 180
8. Der Landsitz des Laertes, das Eiland der Kalypso und der Garten des Alcinous nach Homers Odyssee 181
*9. Die Phäaken nach Homers Odyssee Buch 6—8 187
*10. Charakter und Bedeutung des Kreon in den beiden Ödipusdramen des Sophokles 189
*11. Warum flieht Sokrates nicht aus dem Gefängnisse? (Nach Platos Kriton) 191
*12. Mit welchem Rechte hat Thucydides sein Geschichtswerk ein κτῆμα ἐς ἀεί genannt? 191
13. Der Schiffbruch des Äneas nach Vergil. (Än. I, 81—207) 193
14. Die Erzählung Ovids von der Entstehung der Welt und die Darstellung der Bibel 194
*15. Wie entschuldigt Cicero des Dejotarus Parteinahme für Pompejus? 198
16. Quintus Fabius und Papirius Cursor, nach Livius VIII, 30—35 199

c) Aus der neueren ausländischen Literatur.

1. Die Redekünste des M. Antonius in Shakespeares „Julius Cäsar" III, 2 200
*2. Schuld und Sühne in Shakespeares „Macbeth" 203
*3. Frithjofs Schuld und deren Sühne nach Tegners „Frithjofssage" 205
4. Was macht uns die Erzählung von Robinson so anziehend? 206

Inhalt des 1. Bändchens.

I.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Aufgaben.[1])

Seite

*1. Wie unterscheidet sich der Staat des Altertums von dem der Gegenwart? 1
*2. Das alte und das neue deutsche Kaisertum 4
*3. Die Eigenart des deutschen Volkes. (Ganz ausgeführt). . . 6
*4. Welche Vorteile hat uns die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs gebracht? 22
5. Welche kriegerischen Zusammenstöße sind zwischen Asien und Europa bis zum Jahre 1900 erfolgt? 23
6. Wodurch haben sich die Mönche während des Mittelalters besonders um unser Volk verdient gemacht? 27
7. Inwiefern bezeichnen die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäischen Völker? 28
*8. Welche nachteiligen Folgen hatte der Dreißigjährige Krieg für die deutsche Landwirtschaft? 32
*9. Wodurch wurde der Niedergang der Hansa herbeigeführt? . . 35
10. Wodurch wurde es den Vereinigten Staaten von Nordamerika erleichtert, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen? . 37
*11. Charakteristik Friedrichs des Großen. (Ganz ausgeführt) . . 37
*12. Wie erklärt sich die schwärmerische Verehrung, die Klopstock im 18. Jahrhundert genossen hat? 43
13. Mit welchem Recht nennt man unser Zeitalter das papierene Zeitalter? 44
14. Warum hat man das 19. Jahrhundert das eiserne genannt? 45
*15. Die deutsche Jagd im 12. und im 18. Jahrhundert 46
16. Worauf beruht unser Interesse an der Geschichte und die Begeisterung, die sie erweckt? 48
17. Weshalb ließen die weltlichen und die geistlichen Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen? 49
*18. Der französische und der englische Park 50
*19. Die Eisenbahn als Beförderin der Kultur 51
20. Welche Vorteile gewährt die Auswanderung? 54

1) Die mit Sternchen versehenen Nummern sind neu hinzugekommen.

Seite

*21. Der Nutzen der Kolonien 54
22. Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues 56
23. Welchen Einfluß übt auf den Seemann sein Gewerbe aus? 57
24. Drei gewaltige Kiele: Vogelkiel, Federkiel, Schiffskiel . . 59
25. Durch das Pulver ist nicht bloß der Krieg grausamer und unmenschlicher, sondern auch die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden 63
*26. Welchen Erschwerungen war der Handel im Mittelalter ausgesetzt? 68
*27. Die wichtigsten der Neuzeit eigentümlichen Genußmittel . . 70
*28. Die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses 74
29. Der Krieg als Feind und als Freund der Künste 76
30. Der Nutzen der Wanderschaft 79
31. Wozu dient den Menschen der Stab? 80
32. Über das Verhältnis von Not und Überfluß zur Entwickelung der Künste 83
33. Welche Kräfte unterstützen den Menschen bei seinen Arbeiten? 87
34. Weshalb ist hauptsächlich Italien für die Deutschen das Land der Sehnsucht? 90
*35. Der Einfluß der Schweizer auf die neuhochdeutsche Schriftsprache 92
*36. Weshalb empfiehlt es sich, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden? 94
*37. Humanismus und Renaissance 95
38. Was haben das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames? 99
39. Die Wirkung der Nachricht: „Es wird Krieg!“ 101
40. Hat Goethe (im 2. Teile des „Faust“) das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht? . . 102
*41. Wodurch unterscheidet sich der Charakter der Römer hauptsächlich von dem der Griechen? 104
42. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der jüdischen Kultur? 108
*43. Charakteristik Alexanders des Großen. (Ganz ausgeführt) . 109
44. Die Verurteilung der in der Schlacht bei den Arginusen siegreichen Feldherrn 114
45. Auf welche Vorstellungen und Tatsachen gründet sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel gesetzt haben? 115
*46. Was verdankt Europa dem Morgenlande? 121
*47. M. Porcius Cato, ein Römer von altem Schrot und Korn 124
*48. Hatte Hannibal Aussicht, die Stadt Rom zu erobern, wenn er nach der Schlacht von Cannä dahin gezogen wäre? . . 125
49. Cäsar und Wallenstein 127

II.

Aufgaben aus dem Gebiete der Erd- und Naturkunde.

Seite

*1. Wie kommt es, daß Afrika später als die übrigen Erdteile von den Europäern erforscht worden ist? 129
*2. Moskau und Petersburg 130
*3. Die Bodenkultur Italiens 132
*4. Welche Vorteile und welche Nachteile sind unserem Vaterlande durch seine geographische Lage erwachsen? 133
*5. Der Wandel des Naturgefühls nachgewiesen an den Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Shakespeares, Klopstocks und Goethes 134
6. Welchen günstigen Einfluß übt ein längerer Aufenthalt im Gebirge auf den Menschen aus? 136
*7. Weshalb gehen wir so gern an die See? 137
8. Meer und Wüste 138
9. Weshalb spricht man bei einer Unterhaltung so oft von dem Wetter? 139
10. Weshalb pflegt der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen? 140
11. Worin gleichen Gebirge und Meer einander? 145
*12. Die Bedeutung des Waldes für den Menschen 146
13. Welche Gedanken weckt in uns der Abzug der Wandervögel? 147
14. Laubwald und Nadelwald 148
15. In welche Stimmung pflegt der Winter (hauptsächlich in Norddeutschland) das Gemüt zu versetzen? 151
16. Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung 156
17. Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben? 159
18. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend 160
19. Der Mensch als Zögling und als Herr der Natur 164

Inhalt des 2. Bändchens.

III.

Ästhetische Aufgaben.

Seite

*1. Wie unterscheiden sich das antike und das moderne Trauerspiel? 1
*2. Die Bedeutung Homers für die Griechen und für andere Völker 3
3. Warum haben die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt? 5
*4. Vergil und Homer als epische Dichter 5
*5. Die Eigenart der ägyptischen Kunst 10
*6. Wie befolgt Goethe in Hermann und Dorothea die von Lessing im Laokoon aufgestellten Gesetze der epischen Dichtkunst? . . 12
*7. Die Kunstmittel der Darstellung in Goethes „Novelle" . . . 15
*8. Welche Kunstgesetze lassen sich bei der Betrachtung von L. da Vincis Abendmahl gewinnen? 17
9. Der Taucher, ein Gemälde. 19
*10. Welchen Einfluß hat die Kunst auf das menschliche Gemüt? 21
11. Die Farben als Symbole 22

IV.

Aufgaben aus dem religiösen, sittlichen und geistigen Gebiete.

*1. Rückerts Ausspruch: „Die Natur ist Gottes Buch" erläutert durch Klopstocks „Frühlingsfeier" 26
2. Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten 27
*3. Was bedeuten die Worte des Pfarrers in Hermann und Dorothea I, 186—188? 29
*4. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der biblischen Lebensanschauung? 30
*5. Leichtsinn und Sorglosigkeit führen zur Verkennung der Wirklichkeit, nachgewiesen an Goethes Egmont. 32
6. Goethes Harfner verkennt in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" die 'himmlischen Mächte' 33
7. Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unserer Seele? 36
8. In welchem Zusammenhange stehen die Anfänge des Christentums und das Fischergewerbe? 38
9. Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft? 40
10. Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer unedlen Seite . 41

Seite

11. Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln 43
12. Welche nachteiligen Folgen hat es für uns, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden? 45
13. Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne gründen sich auf denselben Zug der menschlichen Natur . . 47
14. Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte 48
*15. Auch im Vergnügen soll man Maß halten 50
16. Das Memento mori und das Memento vivere können in gleichem Grade verderblich sein, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt 51
17. Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend 52
18. Über die Ursache und den Wert der Nacheiferung 54
19. Kann nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein? 55
20. Lerne die Kunst zu schweigen! 56
*21. Welchen Nutzen gewähren uns große Kenntnisse? 57
22. Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde 59
23. Hoffnung und Erinnerung, ein Vergleich. 60
24. Armut und Reichtum nach ihrer Einwirkung auf die Sittlichkeit. 62
25. Ist das Bedürfnis der Freundschaft ein Mangel oder ein Vorzug? 66
26. Welche Bande knüpfen uns an das Vaterland? 69
27. Es ist oft schwer, die Wahrheit zu sagen, aber andererseits auch schwer, sie zu hören 73
28. Hoffnungen und Blüten, ein Vergleich 76
29. Die Tadelsucht, ihre Ursachen und ihre Folgen 79
30. Was soll die Jugend vom Alter und was das Alter von der Jugend an sich haben? 84
31. Durch nichts verraten die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden 86
32. Ist Armut für den Menschen schimpflich? 87
33. Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden? . 88
34. Unter welchen Bedingungen darf uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen? 89
35. Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit. 90
36. Ist es unbedingt ein Lob, recht viele Freunde zu besitzen? 91
37. Wie unterscheiden sich das Gesetz und die Moral voneinander? 92

Inhalt des 4. Bändchens.

VI.

Sentenzen und Sprichwörter.

Seite

1. Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
(Goethe, Faust I) 1

2. Es kann sich ein Charakter auch in der Stille und ein Talent im Strom der Welt bilden. (Vgl. Goethe, Tasso I, 2) . . . 4

*3a. Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. (Goethe, Iph. II, 1) 7

*3b. „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen" nachgewiesen an Pylades in Goethes „Iphigenie" 8

*4. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. (Goethe, Götz I, 3) . 9

5. Nehmet den heiligen Ernst mit (in das Leben) hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit. (Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII, 8) 11

*6. Ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.
(Goethe, Westöstl. Divan) 13

*7. Solln dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturme sein.
(Goethe) 14

*8. Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Goethe, Was wir bringen) 15

9. Erst die Menschheit zusammen ist der wahre Mensch. (Goethe) 16

10. Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
(Goethe, Hermann u. Dorothea) 17

*11. Heilig sei dir der Tag! (Goethe, ebenda) 20

12. Des Menschen Engel ist die Zeit. (Schiller, Wallensteins Tod V, 11) 21

Seite

13. Fluchwürd'ger Argwohn, unglückſel'ger Zweifel!
Denn alles wanket, wo der Glaube fehlt.
(Schiller, Wallenſteins Tod II, 7) 22

14. Hat Schiller recht, wenn er ſagt: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert"? (Schiller, Wallenſteins Tod I, 6) 23

*15. Herrenlos iſt auch der Freiſte nicht. (Schiller, Tell II, 2) . 25

16. Im Vaterlande ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft. (Schiller, Tell II, 1) 26

17. In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe tut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.
(Schiller, Maria Stuart I, 1) 28

18. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen. (Schiller, Maria Stuart II, 5) 31

*19. Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. (Braut von Meſſina IV, 4) 32

*20. Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an.
(Schiller, Sprüche) 33

21. Die Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand. (Schiller, Glocke) 35

22. Der Lebende hat recht. (Schiller, An die Freude) 36

23. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.
(Schiller, Kampf mit dem Drachen) 40

24. Hoffnung und Mäßigung, beide verehr' ich auf einem Altare; Jene nur wecket die Kraft, dieſe nur ſichert den Sieg. (Nach Herder) 43

25. Was iſt in Herders Wahlſpruch: „Licht, Liebe, Leben!" als die Beſtimmung des Menſchen bezeichnet? 48

*26. Arbeit und Fleiß das ſind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.
(Fiſchart, Glückhaftes Schiff) 49

27. Wie weit gilt das Wort Wielands: „Der Weiſe ſchickt ſich in die Zeit"? 50

28. Wer gar nicht ſcherzen kann, der iſt ein armer Mann,
Und nur noch ärmer iſt, wer nichts als ſcherzen kann.
(Rückert) 52

29. Ein nied'rer Sinn iſt ſtolz im Glück, im Leid beſcheiden;
Beſcheiden iſt im Glück ein edler, ſtolz im Leiden. (Rückert) 54

*30. Begeiſterung iſt die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.
(Zedlitz, Totentänze) 55

31. Ohne Tapferkeit iſt keine Tugend, und der Beſte kommt vom rechten Wege ab, wenn ihn der Mut verläßt. (F. H. Jacobi) 56

		Seite
32.	Die Kunſt iſt lang, das Leben ewig	57
33.	Über den Wahlſpruch Kaiſer Heinrichs II.: „Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris“	62
34.	Wenn ohne Neid und Haß die Menſchen wären, Nie uns und andere träf' ein Mißgeſchick, Wie manche Tugend möchten wir entbehren! (Nach Molière)	63
35.	Das Beſte iſt das Waſſer. (Pindar, Olymp. I, 1)	64
36.	Die Hälfte iſt oft mehr als das Ganze. (Pittakus)	70
37.	Du biſt ein Menſch! erwäge und bedenk' es ſtets. (Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.) (Philemon)	72
38.	Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes. (Horat., ep. II, 2, 77)	74
*39.	Ferro nocentius aurum. (Ovid)	76
40.	Studia res secundas ornant. (Cicero pro Archia)	78
41.	Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent. (Cicero pro Archia)	81
42.	Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis. (Cicero de orat.)	85
43.	Was iſt von dem Worte des Tacitus zu halten: „Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris?“	88
44.	Was bedeutet das Sprichwort: „Ende gut, alles gut“?	89
45.	Doppelt gibt, wer gleich gibt	90
*46.	Beſcheidenheit iſt das ſchönſte Kleid	91
47.	Volksſtimme, Gottesſtimme. Mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen“	92
*48.	Erſt wäg's, dann wag's	93
49.	Was haben wir von dem Sprichwort zu halten: „Undank iſt der Welt Lohn“?	94
50.	Fortes fortuna adiuvat oder: Gott iſt in dem Schwachen mächtig	95
51.	Wer an den Weg baut, hat viele Meiſter	99
*52.	Morgenſtunde hat Gold im Munde	103
53.	Das Beſſere iſt der Feind des Guten	103

V.

Aufgaben aus der Literatur.

a) Aus der deutschen Literatur.

1.

Hagen im Nibelungenliede.

Einleitung. Das Epos pflegt nur wenigen Helden lauter vortreffliche Eigenschaften beizulegen (Hektor, Diomedes; Siegfried, Rüdiger). In den übrigen stuft sich das Ideal allmählich ab, bis es in seine Kehrseite umschlägt. Manche Heroen tun es in gewissen Dingen den Besten zuvor, aber sie haben auch bedeutende Fehler (Achilles und Hagen), während wiederum niemand so tief sinkt, daß ihn nicht dieser oder jener idealische Zug erhöbe.

Homer erzählt selbst von Thersites etwas Gutes. Dieser ist nämlich der einzige, welcher den Mut hat, Agamemnon das an Achilles verübte Unrecht vorzuhalten. Die Fürsten hatten, abgesehen davon, daß Nestor zum Frieden mahnte, die Gewalttat ruhig geschehen lassen (Ilias I, 275; II, 239).

Thema. Hagens Charakter.

I. A. Seine schlimmen Eigenschaften.

1. Der Verrat an Siegfried, da doch die Treue eine Kardinaltugend der deutschen Helden war. Er fährt fort Kriemhild zu kränken, indem er ihr den Hort entzieht und im Hunnenlande Siegfrieds Schwert vor Augen bringt.

2. Er schleudert den Kaplan ins Wasser, bloß um die Wahrheit einer Weissagung zu erproben.

3. Er schlägt dem jungen Hunnenkönige das Haupt ab, obgleich ihn wenigstens Etzel und der Knabe mit nichts beleidigt haben.

B. Seine guten Eigenschaften.

1. Er ist der erfahrenste und klügste der Helden. Er erkennt Siegfried, als dieser zum erstenmal nach Worms kommt. Ihm sind alles fremde Land und alle Wege kund. Er allein durchschaut Kriemhildens rachsüchtige Pläne.

2. Durch das ganze Gedicht hin zieht sich die Verherrlichung seiner Stärke und Tapferkeit; seine entschlossene Todesverachtung, als er den Königen ins Hunnenland folgt, als er die Entdeckung des Hortes verweigert ꝛc.

3. Seine unwandelbare Vasallentreue. Brunhildens wegen belastet er sich selbst mit der Schmach des Meuchelmordes.

4. Es empfiehlt den grimmen Helden, daß die Könige lieber sterben als ihn ausliefern, daß die besten Männer ihn ehren und der edle Volker sich an ihn als Freund und Schwertbruder anschließt.

II. Hagens Freveltaten erscheinen uns minder abschreckend; denn

1. In rauheren Zeiten findet sich wohl die Meinung, daß nur der Schwache an das Gesetz gebunden sei. Der Starke setzt seinen Stolz darein, daß niemand Kühnheit genug hat, ihn zur Verantwortung zu ziehen.

2. Der Verrat ist besonders als ein Zeichen der Feigheit verächtlich. Doch Hagen war nicht feige. Siegfried mußte sterben, und es war ihm nur durch Hinterlist beizukommen. Hagen überfällt ihn und kümmert sich in seinem Trotze nicht darum, was Kriemhild und die ganze Welt dazu sagt.

3. Als man nach dem Hunnenlande aufbricht, ist ihm der Untergang aller gewiß. Mehr und mehr erfüllt ein bitterer Grimm sein Herz, eine kalte Verachtung der Menschen und des Lebens. „Seine Gewalttaten sollen nur den Ausgang des furchtbaren Spieles beschleunigen.“

4. Der Tod übt eine heiligende Kraft, und Hagens schmachvolles Ende erweckt unser Mitleid. Der tapferste Held ist gebunden und empfängt den Todesstreich von der Hand eines Weibes.

Schluß. Nächst den Griechen hat kein Volk in seinen alten Dichtungen solche mächtigen Charaktere und solche ergreifenden Lebensbilder aufgestellt wie das deutsche.

2.

Gunther und Etzel im Nibelungenliede.

Einleitung. Beide Könige spielen neben Hagen, der bei den Burgunden, und Kriemhild, die seit ihrer Verheiratung mit Etzel bei den Hunnen alles leitet, eine untergeordnete Rolle. Dies entspricht ihrem Charakter.

Thema. Worin stimmen beide überein, und worin sind sie voneinander verschieden?

A. Übereinstimmung:

a) Sie sind gutmütig und mitleidig, suchen überall zu versöhnen und zu vermitteln.

b) Sie sind außerordentlich liebevoll gegen ihre Gattinnen und mild gegen ihre Untergebenen, auch freigebig.

c) Sie sind wenig umsichtig und weise, vielmehr oft abhängig von ihrer Umgebung und deren Rate zugänglich. Z. B. sagt Etzel zu Kriemhild: Dein Wille ist meine Freude. Hagen hat großen Einfluß auf Gunther.

d) Sie sind wenig mutig und tapfer; nur zuletzt in der Notwehr zeigt sich Gunther etwas wackerer, und Etzel ergreift infolge von Hagens Hohn den Schild zum Kampfe. (Mutlosigkeit Gunthers bei der Ankündigung des Sachsenkrieges, Verweigerung des Zweikampfes mit Siegfried bei dessen Ankunft, Erwerbung Brunhilds nur mit Siegfrieds Beistand.)

e) Aber beide lieben den Prunk und umgeben sich mit einem großen Hofstaate (siebzehntägige Hochzeitsfeier, Siegesfest).

B. Verschiedenheit:

a) Umfang ihres Reiches und ihrer Macht.
b) Verschiedenheit im Lebensalter.
c) Konfession (Christ: Heide).
d) Temperament: Etzel ist ruhiger und phlegmatischer (vgl. die Art seines Benehmens bei der Ermordung seines Sohnes, seiner Gemahlin u. a.), Gunther leichter erregbar.
e) Etzel ist aufrichtiger und ehrlicher.

Schluß. Der geschichtliche Charakter ist bei beiden etwas anders: Der historische Gunther ist ein unglücklicher (von Aetius 413 und von Etzel um 450 besiegter) Fürst, der Gunther des Nibelungenliedes ist glücklich und mächtig. Der historische Etzel ist roh, blutgierig, beutesüchtig, der der Sage mild und gut.

3.

Wate.[1])

(Eine Charakteristik nach dem Gudrunliede.)

Wer den Wert eines Epos lediglich nach der Größe der Handlung, nach dem Grade, in dem die vorgeführten Leidenschaften und Schicksale der Helden unser Inneres zu erschüttern vermögen, bestimmt, wird unter den deutschen Heldengedichten dem Nibelungenliede die Palme zuerkennen. Der dämonischen Leidenschaft eines Hagen, welche durch die ihr zugrunde liegende Treue eine sittliche Färbung erhält, der lange aufgesparten und endlich rücksichtslos durchgeführten Rache der minniglichen Maid, die nun zur Teufelin geworden ist, dem blutigen, von düsterer Flammen Schein beleuchteten Kampf eines Heldengeschlechts, das, tapfer und treu bis zum letzten Atemzug, in dunkle Nacht versinkt, dem Weinen und Klagen Dietrichs und Etzels ohne Trost und ohne Hoffnung läßt sich nichts anderes an die Seite stellen. Wer dagegen nach einer feinen, bis in alle Einzelheiten konsequent durchgeführten Charakteristik der Person fragt, wird das Gudrun-

1) Nach A. Hartert, Gütersloher Programm 1889.

lied bald liebgewinnen und nach eingehendem Studium bewundern. Die Gestaltungskraft des Dichters dieses Liedes ist geradezu erstaunlich. Nicht nur die Hauptpersonen gewinnen bei der Lektüre in unserer Phantasie individuelles Leben, sondern auch die Nebenpersonen sind mit Sorgfalt gezeichnet und ziehen den Leser unwiderstehlich an. Weit entfernt von aller schablonenhaften Bildung machen sie den Eindruck des Geheimnisvollen, den alles wirkliche Leben erweckt, und erscheinen dann wieder durch eine Seite ihres Wesens, die so verständlich und vertraulich ist, wie alte Bekannte. Vornehmlich ist unter den Nebenpersonen eine, die der Dichter mit besonderer Vorliebe behandelt hat, der alte Wate.

Dieser ist von seinem Herrn nach Irland gesandt worden, um die Tochter des wilden Hagen, die schöne Hilde, zu gewinnen. Aber Hagen tötet jeden Freier seiner Tochter. So hat Wate denn zur List seine Zuflucht genommen: in der Maske eines harmlosen Kaufmanns hält er unter des Königs Geleit mit Frute seinen Kram feil. Alles muß ihm daran liegen, eine Entdeckung zu vermeiden; sie kann ihm den Tod bringen. Da läßt Hagen seinen Gästen zu Ehren Waffenspiele aufführen. Wates Auge folgt jeder Bewegung der Kämpfenden; wo er Streit sieht, kann er nicht den Gleichgültigen spielen. So veranlaßt er selbst Hagen zu der verfänglichen Frage, ob solche Kämpfe ihm etwas Neues seien. Einen Augenblick spielt ein verächtliches Lächeln um des Alten Mund, dann aber erklärt er, scheinbar mit gutmütiger Offenheit, er habe dergleichen noch nie gesehen. „Doch will ich gerne," fügt er hinzu, „solches Fechten lernen." Hagen selbst nimmt den Alten, an dem er ein eigentümliches Wohlgefallen findet, in die Lehre. Und siehe da, der Schüler ist über Erwarten anstellig. In kurzer Zeit hat er Hagens vier Schläge begriffen, so daß der Lehrmeister alle Kraft anwenden muß, um in dem Kampfspiel noch einigermaßen mit Ehren zu bestehen.

Hier zeigt sich der Alte in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Kampf ist sein Leben, und wo Waffen geschwungen werden, da muß er dabei sein. Aber jetzt soll er den unschuldigen Krämer spielen, der mit der Elle hantiert und nur im Falle der Not einmal zu den Waffen greift. Wie schlecht gelingt ihm das!

Fast will er sich durch sein schelmisches Lachen verraten, als ihm noch zu guter Stunde die Rolle einfällt, die ihm übertragen ist. Er stellt sich unerfahren im Waffenhandwerk. Aber kaum fühlt er das Schwert in der Hand, so kann er den kühnen Arm nicht mehr meistern. Ein Glück für ihn, daß der wilde Hagen in seiner Freude an dem Alten nicht allzutief über die Gelehrigkeit seines Schülers nachdenkt! Was muß das doch für ein Held sein, der, von Gefahren umringt, so gemütlich und harmlos scherzen kann!

Die Burg der Normannen ist erstürmt. Ein ungeheurer Frevel, der Raub einer Königstochter, findet die verdiente Vergeltung. Wate hat vernommen, daß man die Tochter seiner Herrin wie eine geringe Magd hat waschen lassen, um sie zu einem Ehebündnis zu zwingen, das sie niemals eingehen kann. Jetzt kennt des Alten Zorn keine Grenzen mehr. Mit fletschenden Zähnen, mit funkelnden Augen, mit ellenbreitem Barte, so tobt er durch die Gemächer: *eine* sucht er, die seine Herrin so teuflisch gequält hat, er will dafür sorgen, daß Gudrun ihr niemals wieder Kleider wäscht. Und er weiß sie zu finden: er packt sie und macht ihr vor dem Saale den Garaus.

Es ist der Zorn einer edlen, aber derben Natur, der den Alten hier beseelt. Die gemeine Gesinnung einer Gerlind ist seinem graden Gemüte unverständlich, er kennt für sie keinen Maßstab, sie hat überhaupt keine Existenzberechtigung — so ist das beste, daß man mit der, welche jene Gesinnung bewiesen hat, kurzen Prozeß macht, mag sie auch nur ein schwaches Weib sein.

In diesen beiden Bildern am Anfang und am Ende des Gedichtes enthüllen sich die Gegensätze, die dieser Charakter in sich begreift. Dort sehen wir Wates unverwüstliche Laune, die ihm auch in gefahrvoller Lage nicht abhanden kommt; hier kennt sein Zorn keine Grenzen, und dieser braust daher wie das rächende Schicksal selber.

Ein Gefühl unbezwingbarer Kraft scheint den *Grundzug* in dem Wesen des Helden zu bilden. Darauf deutet schon sein *Äußeres*: trotz des ergrauten Haares atmet die untersetzte Gestalt mit den muskulösen Gliedern Feuer und Leben. Das blaue

Auge blickt offen und treu, doch macht die buschige Braue, welche es beschattet, den Eindruck der Unnahbarkeit. Der gewaltige Bart, der auf die Brust herabfällt, läßt ahnen, welch furchtbarer Gegner der Held im Kampfe ist. In den durch Runzeln scharf markierten Zügen prägt sich ein unbeugsamer Wille aus.

Daß er über eine unerschöpfliche Fülle von Kraft verfügt, weiß der Held. So braucht er seine Kraft nicht zu sparen: wenn er auch munter dreinhaut, wird sein Arm im kritischen Augenblick doch nicht erlahmen. Daraus erklärt sich sein kühnes Selbstvertrauen, das keine Furcht, kaum eine Gefahr kennt. Während des Kampfes kann ihm wohl die Besonnenheit, soweit sie sich nicht lediglich auf die Technik des Fechtens erstreckt, abhanden kommen: seine Kampfesweise macht durchaus den Eindruck des Unbändigen. Hat er sich einmal mit einem Gegner eingelassen, so ist es ihm Selbstzweck des Streites, zu erfahren, welcher der Stärkere ist. Nichts kann ihm daher verhaßter sein als ein Abbrechen des Kampfes vor der Entscheidung.

Das Gefühl der Überlegenheit gibt seinem Wesen im Kreis von Freunden und Frauen einen gewissen gutmütigen Zug, und so ist der bärbeißige Held in der fröhlichen Gesellschaft wohl gelitten. Die Kehrseite dieser Gutmütigkeit ist aber ein lodernder Zorn, der schon auf kleinen Anlaß entbrennen kann, auf freundliche Zusprache zwar bald verraucht, aber dem Feinde gegenüber keine Grenzen kennt.

Daß Wate nicht ohne Gemüt ist, zeigt sein Humor, der sich jedoch in ziemlich derben Formen bewegt und dem Feinde gegenüber zu bitterem Sarkasmus wird. Von zarteren Gefühlen scheint er nichts zu halten. Wir hören ihn bei schmerzlichen Verlusten nicht klagen; ein herzliches Lachen kennt er ebensowenig wie den süßen Trost der Tränen. Was einmal geschehen ist und sich nicht ändern läßt, nimmt er hin, ohne einen Blick in sein Empfinden dabei tun zu lassen.

Die Treue gegen seinen König hebt und adelt sein ganzes Wesen. Er dient nicht, weil er muß, sondern weil innige Ergebenheit ihn an sein Fürstenhaus fesselt. Seines Herrn Ruhm ist sein Ruhm, seines Herrn Ehre seine Ehre, seines Herrn Schmach

seine Schmach. Damit sein Herr eine würdige Gattin erhalte, wagt er willig Leib und Leben; die Erniedrigung, welche der Tochter seines Herrn widerfahren ist, fühlt er als eigene Demütigung.

Der alte Held ist eine durch und durch praktische Natur. Verwickelte Pläne zu schmieden ist nicht seine Art; dagegen zeigt ihm sein klarer Verstand, was im gegebenen Falle notwendig und nützlich ist. Zum Herrscher ist er sonach nicht geboren, wohl aber wie geschaffen zum Dienstmann, der mit Treue und Umsicht eine einzelne Angelegenheit seines Herrn in die Hand nimmt und durchführt.

Kein Wunder ist es, daß Hettel den Wert eines solchen Mannes ganz erkennt, daß er ihm zutraut, was sonst keiner vermag, daß er zuversichtlich glaubt, Wate werde alles für seinen Herrn unternehmen, was nur irgend möglich ist, und sich eher Wunden schlagen lassen als einen Auftrag seines Herrn nicht ausführen. Kein Wunder, daß die arme Gudrun im fremden Lande, als ihr der tröstende Engel erscheint, vor allem auch nach Wate, dem Alten, fragt. Wenn sie noch Erlösung hoffen darf, so wird der kühne Recke sie bringen.

Das ist Wate, der Alte. Welch eine Gestalt voll Kraft und Leben! Man wird keinen Zug an ihm entdecken, der nicht durchaus natürlich und notwendig erschiene. Wie das Meer, auch wenn es friedlich schlummert, doch stets eine gewisse Ehrfurcht erweckt, wenn es aber vom Sturme gepeitscht brandet, uns mit grausender Bewunderung erfüllt, so ist Wate stets ehrfurchtgebietend, im Zorn furchtbar und schrecklich. Aber er ist nicht eine bloße Naturkraft; sein Wesen erhält einen sittlichen Adel durch die Treue, die ihn an seinen Herrn und dessen Familie kettet.

4.

Rüdiger von Bechlarn im Nibelungenliede und Max Piccolomini in Schillers Wallenstein.

Einleitung. Rüdiger von Bechlarn ist eine sagenhafte Gestalt und Max Piccolomini eine erfundene Persönlichkeit. Aber beide sind so vortreffliche Menschen und vom Dichter so vortrefflich dargestellt, daß wir sie unwillkürlich lieb gewinnen.

Thema. Worin weichen sie voneinander ab, und was haben sie miteinander gemein?

1. Abweichungen.
   a) Lebenszeit und Lebensalter.
   b) Stand (Rüdiger war Markgraf).
   c) Familie (Rüdiger war verheiratet und Familienvater).
2. Übereinstimmungen.
   a) Beide sind durch Verlobungen an andere Familien gebunden, Rüdiger durch die seiner Tochter Dietelinde mit Giselher an das Herrscherhaus von Worms, Max durch die seinige mit Thekla, der Tochter Wallensteins, an diesen.
   b) Beide werden durch diese neue Verwandtschaft in schwere Seelenkämpfe geführt; bei Rüdiger muß die Freundestreue zurücktreten vor der Treue gegen den Herrn, bei Max die Liebe zu Thekla vor der Pflicht gegen den Kaiser.[1])
   c) Beide finden ein tragisches Ende, nachdem sie den Seelenkampf glücklich bestanden haben, doch mit dem Unterschiede, daß Rüdiger im Kampfe mit den Burgunden fällt und zwar durch dasselbe Schwert, das er einst Giselhers Bruder Gernot geschenkt hat, Max aber nicht im Streite mit Wallenstein, sondern mit den Schweden den Tod findet und von Rossen zertreten wird.

Schluß. Beides sind echt tragische Personen, die sich gut zu Helden selbständiger Dichtungen eignen würden. Und in der Tat ist wenigstens Rüdiger schon wiederholt zum Gegenstande dramatischer Schöpfungen gemacht worden, so von Wilh. Osterwald, Lothar Schenk und Felix Dahn.

1) Beide haben einen schweren Gewissenskampf zu bestehen. Rüdiger muß sich von seiten der Hunnen Pflichtvergessenheit zum Vorwurf machen lassen; Etzel und Kriemhilde erinnern ihn an den geleisteten Eid; er muß noch größere Qualen ausstehen, als er dem Bräutigam seiner Tochter und dessen Bruder Gernot gegenübersteht. Gleichwohl hält er seinen Eid. Max wird in der liebenswürdigsten Weise von Wallenstein bearbeitet, auf seine Seite zu treten, z. B. Wallensteins Tod III, 18, 150 ff., ebenso von der diesem nahestehenden Gräfin Terzky. Trotzdem geht er den Weg der Pflicht. „Der Weg der Ordnung, geht er auch durch Krümmen, er ist kein Umweg."

5.

Walther von der Vogelweide, ein Hüter deutscher Ehre.

Einleitung.

Thema. Auf welche Weise wird Walther ein Hüter deutscher Ehre?

I. Als Vorkämpfer für des Reiches Herrlichkeit.
   1. negativ: indem er Übelstände bekämpft,
      a) allgemeine: Unordnung und Gewalttätigkeit in allen Kreisen.
      b) besondere:
         aa) Bedenkliches Verhalten der Fürsten.
         bb) Einmischung der römischen Kurie.
   2. positiv: indem er sein Kaiserideal entwickelt und dessen Verwirklichung befürwortet.

II. Als Verkündiger deutscher Zucht und Sitte, indem er besingt:
   1. Tugenden des Mannes.
   2. Tugenden des Weibes.

6.

Die Eigenart des Volksliedes, erläutert an dem Liede über „Sickingens Tod“.[1])

Einleitung. Es gibt verschiedene Arten von Volksliedern; die einen behandeln die verschiedenen Berufsarten und Beschäftigungen, die andern Wein und Gesang oder das Liebesleben mit seinem Wohl und Wehe (Scheiden tut weh) u. a. Einen breiten Raum nehmen auch diejenigen ein, die sich an geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten anschließen, z. B. das von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, von der Murtener Schlacht, von Sickingens Tod.

---

1) Dieses Lied findet sich unter anderem in Hopf und Paulsiecks Lesebuch für die oberen Klassen, dann in Frick und Polacks epischen und lyrischen Dichtungen II, 3. Aufl. Leipzig 1902. S. 158.

Thema. Welche charakteristischen Eigenschaften des Volksliedes ergeben sich aus der Betrachtung dieses Gedichts?

1. Entstehung. „Die Verfasser der Volkslieder sind dichterisch begabte Glieder der Volksgemeinschaft, die als Mund einer gleichempfindenden und gleichgestimmten Menge mit glücklichem Wurfe poetisch das aussprechen, was alle beseelt". Der Dichter leistet also nur Dolmetscherdienste; er nennt sich nicht mit seinem Namen, sondern gibt höchstens Stand und Wohnort an. In unserem Gedichte heißt es am Schluß:

Der uns das neue Lied gesang,
Ein Landsknecht ist er ja genannt;
Er hat es wohl gesungen:
Die Sach' ist ihm gar wohl bekannt.

Vgl. Soldatenlieder aus dem Kriege von 1870/71 mit dem Schluß:

Ein Füsilier von 83 hat das schöne Lied erdacht sich u. a.

2. Stoff. „Jedem Volkslied liegt ein Vorgang zugrunde, der sich verändert und verarbeitet in ihm abspiegelt." In unserem Gedichte handelt es sich um den Rachezug, den der Erzbischof von Trier Richard von Greifenklau gegen den in die Reichsacht erklärten Ritter Franz von Sickingen unternahm im Bunde mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz. Die drei Fürsten griffen seine Feste Landstuhl oder Landstal in der Pfalz an; dabei wurde er am 2. Mai 1523 von einem Balkensplitter so schwer in die Seite getroffen, daß er am 8. Mai verstarb. Bereits am 6. ergab sich die Burg, bald darauf mußten auch die übrigen Festen die Tore öffnen, so Drachenfels im Siebengebirge.

3. Aufbau. Der Dichter versetzt uns gern mitten in die Sache ohne lange Einleitung. Hier wird weder der Grund des Zuges angegeben noch erfahren wir die Namen der Teilnehmer. Einzelne Vorgänge werden herausgegriffen und breiter ausgeführt, andere für weniger wichtig gehaltene übergangen. Das Ganze ist dramatisch aufgebaut, lebhaft dargestellt. Am Schluß jeder

Strophe findet sich ein Refrain, z. B. den Franzen soll man loben, ja loben.

4. Die Sprache. „Die Sprache des Volksliedes kennt keine Perioden, keinen künstlichen Schmuck, keinen absichtlichen Wechsel im Ausdruck. Für die gleiche Lage und dasselbe Gefühl hat sie immer dasselbe Wort oder dieselbe Wendung." Volkstümliche Züge der Sprache sind der Artikel beim Vornamen (der Franz, den Franzen), die doppelte Negation (kein bessrer Krieger ins Land nie kam), die Umschreibung des einfachen Zeitworts mit tun (den Franzen tätens treffen, den Fürsten tät er schreiben), Formen wie sach für sah, lan für lassen, Verdrieß für Verdruß, Kriegeswat für Kriegsgewand. Hierher gehört auch die Ungenauigkeit des Reims, der oft durch bloßen Anklang ersetzt ist, z. B. zogen: loben, ward: gab, dann: lobesam, sang: genannt u. a. „Metrum und Strophenbau zeigen weder ängstliche Sorgfalt noch Mannigfaltigkeit; beides sind ja nur zufällige Schalen des inhaltlichen Kerns." Fremdwörter kommen so gut wie gar nicht vor: hofieren ist ein mit fremder Endung versehener deutscher Ausdruck.

Schluß. Die Volkslieder sind zum Singen bestimmt, die Singweise ist ihre Seele, daher findet sich so häufig ein Kehrreim (Refrain).

7.

Welche Richtungen in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind vertreten durch Luther, P. Gerhardt, Joh. Scheffler, v. Zinzendorf und Gellert?

Einleitung. Das Kirchenlied ist nicht erst durch die Reformation geschaffen worden; denn es hat schon vor Luther solche Gesänge gegeben. So entstanden zur Zeit der Kreuzzüge manche sogenannte Leisen (von Kyrieeleison) wie Christ ist erstanden von der Marter alle oder Nun bitten wir den heiligen Geist, ferner manche durch Tauler u. a. Mystiker sowie durch die Hussitische Bewegung. Doch war der Gesang damals weniger

Gemeindegesang als Chorgesang, wurde auch meist von den Geistlichen und dazu oft in lateinischer Sprache ausgeführt.

Thema. Das Kirchenlied vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zeigt den religiösen Charakter des betreffenden Zeitabschnitts.

1. Luthers Lieder sind vor allem Bekenntnislieder; in ihnen macht sich kühne Zuversicht, gewaltige Glaubenskraft und unerschütterliches Gottvertrauen bemerkbar. Er hatte nicht nur selbst das Bedürfnis, sich durch den Gesang innerlich zu erheben, sondern mußte nach der Neuordnung des Gottesdienstes vor allem für hinreichende Lieder für den Gemeindegesang sorgen. Daher hat er 37 Lieder gedichtet, und zwar teils frei verfaßt (z. B. Vom Himmel hoch, da komm ich her), teils aus lateinischen Kirchengesängen überarbeitet (z. B. Wir glauben all an einen Gott), teils aus Psalmen umgedichtet (z. B. Ein feste Burg ist unser Gott), teils ältere deutsche geistliche Volkslieder nachgebildet (z. B. Gelobet seist du, Jesus Christus). Die Sprache ist voll gedrungener Kraft, wohl volkstümlich, aber doch nicht selten hart und rauh.

2. Durch Paul Gerhardt erstieg das Kirchenlied den Gipfel seiner Höhe. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Nöten und Drangsalen kräftigte das religiöse Gefühl, stimmte zum Gebet und gab den Sängern Lieder des Gottvertrauens auf die Lippen. Dazu kam, daß die Dichter jener Zeit unter dem Einflusse der französischen und italienischen Literatur mehr Sinn für die Regelmäßigkeit und Schönheit der Form erhielten. So kommt es, daß sich die Lieder P. Gerhardts wie die P. Flemings u. a. durch natürlichen Fluß und Wohllaut der Verse auszeichnen. Von ihm stammen z. B. die Lieder: Befiehl du deine Wege; Ich singe dir mit Herz und Mund; Sollt ich meinem Gott nicht singen; Wie soll ich dich empfangen.

3. Johannes Scheffler ist ein Vertreter der Mystik, die den Weg zum unmittelbaren Anschauen Gottes zeigen will. Daher verwendet er mit großer Vorliebe das Bild Christi als Bräutigams der Seele, als Zeichen der Vereinigung der Seele mit

Gott. Damit ist der Übergang zu der subjektiven Gesangesrichtung gebahnt, die besonders im 18. Jahrhundert hervortritt. Er hat z. B. gedichtet: Mir nach, spricht Christus; Ich will dich lieben, meine Stärke; Liebe, die du mich zum Bilde.

4. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf war ein Vertreter des Pietismus, einer kirchlichen Richtung, die das Gefühl stark betont und das Gefühlslied geschaffen hat. Innige Liebe zu Jesus, ernstes Ringen nach Heiligung und frohes Bewußtsein sind die Grundtöne dieser vorwiegend Jesum verherrlichenden Lieder. Zinzendorfs Gesänge haben etwas Weiches an sich, zeigen kindliche Einfalt und innige Glut der Empfindung. Von ihm sind unter anderen gedichtet: Jesu, geh voran; Herz und Herz vereint zusammen; Christi Blut und Gerechtigkeit.

5. Christian Fürchtegott Gellert gehört der Zeit der Aufklärung an. In seinen Liedern überwiegt die Reflexion gegen das religiöse Gefühl, sie enthalten eine oft trockene, ja bisweilen geistlose Moral. Zu den besten von ihnen gehören: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht; Wie groß ist des Allmächt'gen Güte; Auf Gott und nicht auf meinen Rat.

Schluß. Im 19. Jahrhundert war das Verlangen, Kirchenlieder zu dichten, sehr gering. Selbst Männer wie Spitta, Sturm und Gerok, die frommen Sinn und poetische Begabung hatten, dachten nicht daran, eigentliche Kirchengesänge zu schaffen; daher eignen sich auch nur wenige von ihren Schöpfungen zur Aufnahme in Gesangbücher.

8.

Klopstock als patriotischer Dichter.

Einleitung. Klopstock hat zeitgenössische Persönlichkeiten, Zustände und Ereignisse des Auslands in seinen Oden verherrlicht, z. B. Friedrich V. von Dänemark, Ludwig XVI., die französische Revolution, die Etats Généraux.

Thema. Klopstock feiert auch sein Vaterland:

a) Männer der Vorzeit wie Hermann (Armin) den Cheruskerfürsten (drei Dramen: Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod, Oden wie Hermann, Hermann und Thusnelda), Heinrich I. (Ode Heinrich der Vogler; Plan, ihn in einem Epos zu besingen), Heinrich VI. (Ode Kaiser Heinrich). Dagegen hat er von zeitgenössischen deutschen Herrschern nur Joseph II. besungen (Ode an den Kaiser), während die als Kriegslied auf Friedrich den Großen gemünzte Ode umgearbeitet wurde (zu Heinrich der Vogler) wegen der Kälte und Verstandesmäßigkeit im Wesen Friedrichs und wegen seiner Begünstigung der französischen Sprache und Literatur.

b) Den Charakter der Deutschen, z. B. in der Ode „Mein Vaterland", wo er die Deutschen bezeichnet als Volk, das denkt und handelt, gerecht („nie war gegen das Ausland ein anderes Land gerecht wie du"), „einfältiger Sitte und weise ist", ebenso ernstes, tieferes Geistes. Kraft ist sein Wort, Entscheidung sein Schwert, doch wandelt es dies gern in die Sichel und trieft nicht von dem Blute anderer Völker. Doch wird darauf hingewiesen, daß es während der Völkerwanderung Frankreich und England in Besitz genommen und benannt hat, und daß tüchtige Deutsche dem Auslande zur Zierde gereicht haben, z. B. Händel, Holbein der Jüngere, Gluck u. a. Vgl. auch die Ode „Wir und sie" (Wir haben hohen Genius, bringen in die Wissenschaft, schlagen Schlachten u. a.), Vaterlandslied: „Ich bin ein deutsches Mädchen! Mein gutes, edles, stolzes Herz schlägt laut empor beim süßen Namen Vaterland").

c) Die Sprache und Literatur der Deutschen. Die deutsche Sprache preist er z. B. in den Oden „Unsere Sprache" und „Unsere Sprache an uns"; er nennt sie die bildsamste von allen, fähig, den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen. Er ersetzt aus Patriotismus bei Neuauflagen seiner Oden die griechische Mythologie durch die germanische, sodaß z. B. der Anfang des ersten Liedes des Zyklus Wingolf (an meine Freunde) folgende zwei Fassungen hat:

1) Wie Hebe kühn und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unsterblich sing ich meine Freunde,
Feiernd in mächtigen Dithyramben.

2) Wie Gna im Fluge jugendlich ungestüm
Und stolz, als reichten mir aus Idunas Gold
Die Götter, sing ich meine Freunde,
Feiernd in kühnerem Bardenliede.

Auch die deutsche Literatur stellt er hoch und läßt die deutsche Muse im Wettlauf um die Siegespalme mit der englischen auftreten (Die beiden Musen).

Schluß. Klopstock hatte also kein Verständnis für die zeitgenössischen Helden der Tat wie Friedrich den Großen, der von Gleim, Goethe u. a. besser gewürdigt wurde.

9.

Just in Lessings Minna von Barnhelm.

Einleitung. In Lessings Minna von Barnhelm sind die Charaktere der Nebenpersonen ebenso gut durchgeführt wie die der Hauptpersonen, z. B. Just.

Thema. 1. Äußere Verhältnisse: Er war im Siebenjährigen Kriege Packknecht und wurde dann Diener beim Major von Tellheim.

2. Gute Eigenschaften: Er ist ehrlich, treu, anhänglich, dankbar; er hat soldatischen Stolz, trefflichen Mutterwitz (vgl. besonders den Auftritt, in dem er Franziska die Geschichte von den untreuen Dienern des Majors erzählt) und gibt kurze, schlagfertige Antworten.

3. Schlechte Eigenschaften (die teils in seinem Stande begründet sind, teils aus den guten entspringen). Der Major nennt ihn hartnäckig, trotzig, ungestüm, tückisch und rachsüchtig. Aus Anhänglichkeit an seinen Herrn wird er grob und streitsüchtig.

Schluß. Lessing hebt ihn durch den Gegensatz zu den untreuen Dienern des Majors und zu dem Bedienten des

Fräuleins. Solches internationale Gelichter wie dieſe gab es damals in Menge. Derartigem undeutſchen Bediententum hat Leſſing in ſeinem Luſtſpiel einen Diener derb deutſchen Weſens gegenübergeſtellt.

10.

Der Begriff der Ehre, feſtgeſtellt an Tellheim in Leſſings Minna von Barnhelm und an Sophokles' Ajas.

Einleitung. Der Jäger in Wallenſteins Lager ſagt: „Über das Leben noch geht die Ehr'." Aber nicht bloß beim Heere ſpielt dieſe eine große Rolle, ſondern auch in anderen Ständen, bei allen Völkern, zu allen Zeiten, in faſt allen Lebensaltern. Trahimur omnes studio laudis et optimus quisque maxime gloria ducitur.

Thema. Welche Arten der Ehre gibt es, und wie treten uns dieſe in den beiden Dichterwerken entgegen?

A. 1. Es gibt äußere Ehre, die uns von anderen erwieſen wird und in Höflichkeitsbeweiſen (Grüßen, Anreden, Ausweichen, Überlaſſen eines Platzes) und in Auszeichnungen anderer Art (Orden, Belohnungen, Belobungen) beſteht.

2. Es gibt innere Ehre, die auf unſerem eignen Urteile beruht. Wenn das Bewußtſein ihres Beſitzes im Benehmen zum Ausdruck kommt, ſo nennen wir dies Stolz. Der Maßſtab des Urteils iſt die in dem betreffenden Volke, Stande, Familienkreiſe uſw. geltende Sitte, die ſich nach Gewohnheit und Herkommen richtet und im Laufe der Zeit herausgebildet hat.

B. 1. a) Tellheim fühlt ſich in ſeiner Ehre gekränkt, er hat den Ständen, von denen er eine Kriegskontribution eintreiben ſollte, die Summe gegen einen Wechſel vorgeſchoſſen. Dieſen hat man nach dem Frieden zwar anerkannt, aber für ein Trinkgeld der Stände erklärt, weil er ſich mit der niedrigſten Summe begnügt habe. Beſtärkt wird dieſe Meinung dadurch, daß er den Ab-

schied erhalten hat. So ist Tellheims Ehre verletzt, weil ihn andere Leute im Verdacht haben, daß er sich habe bestechen lassen.

b) Ajas hat im Wahnsinn zwischen Rindern und Schafen, die er für seine Feinde hielt, gewütet und fürchtet nun den Spott und Hohn anderer.

c) Die Ehre liegt also in beiden Fällen in dem, was andere in Wirklichkeit oder nach der Meinung des Betreffenden über ihn urteilen. Ajas hat die Tat, die seine Ehre verletzt, wirklich getan, Tellheim nicht, beide fühlen sich aber in ihrer Ehre verletzt. Die Meinung der andern kann also von unserem Tun unabhängig sein. Tellheim hat die äußere Ehre verloren, die Anerkennung seines Königs und die gute Meinung der Menschen, doch die innere bleibt unberührt, er hat das Bewußtsein, daß er noch derselbe Ehrenmann ist wie vorher. Ajas hat die innere Ehre verloren, sein Heldentum, sein höchster Stolz ist dahin. Er hegt die Ansicht, daß er eine Tat begangen habe, die eines Helden unwürdig sei. Die äußere Ehre kann also ohne unser Zutun durch andere verletzt werden, die innere nur durch unser eigenes Handeln. Tellheim ist durch nichts mehr erfreut als dadurch, daß ihm sein großer König selbst wieder seine Achtung bezeugt; Ajas fühlt sich besonders in dem Gedanken gekränkt, daß Odysseus und die Atriden über ihn lachen werden, also kommt es dabei auf das Urteil Gleichstehender oder Höherstehender, aber nicht auf das von Niedrigerstehenden an.

Schluß. Verletzte Ehre kann weder durch Zweikampf noch durch Selbstmord noch durch eine andere Gewalttat wiederhergestellt werden, sondern die Verletzung muß oft ruhig ertragen oder, wenn es sich um innere Ehre handelt, durch Reue und Buße gesühnt werden.[1])

1) Nach den Kreisen, zu denen die Menschen gehören, gibt es eine gesellschaftliche und eine politische Ehre; innerhalb dieser größeren Ge-

Vgl. Meyer in den Lehrproben und Lehrgängen von Frick und Richter Heft 11 S. 31 ff. und G. Frick in der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht 1903 S. 274 ff.

11.

Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm".

Einleitung. Die hohen Vorzüge dieses Dramas. Einige Charaktere zeichnen sich durch Seelenadel, andere durch eine anziehende Besonderheit aus. Die historische Grundlage. Die Lebhaftigkeit und Naturwahrheit der Darstellung. Alle Einzelheiten werden durch die Haupthandlung zusammengehalten, und auf diese hat man daher vornehmlich zu achten.

Thema. Auf welche Weise schürzt und löst das Drama den Knoten?

1. Aus welchen Gründen will Tellheim seiner Verlobten entsagen? Er ist
   a) entehrt,
   b) ein Krüppel,
   c) verarmt.
2. Wodurch sucht Minna ihn umzustimmen und seinen Entschluß zu ändern?
   a) Sie gibt vor, selbst enterbt und beschimpft zu sein.
   b) Sie weiß, daß Tellheim ihr jetzt seine Hand bieten wird, und hofft, ihm dadurch zu beweisen, daß er die ihrige mit Unrecht ausschlage.
3. Was macht Tellheim mit Recht dagegen geltend?
   Die Frau dürfe ihr Glück dem Manne verdanken, dies tue ihrer Würde keinen Abbruch; aber nicht umgekehrt.

---

meinschaften bestehen in engeren Kreisen besondere Ehrbegriffe; so gibt es eine Künstlerehre, Studentenehre, Kaufmannsehre, Offiziersehre u. a., ferner eine Standesehre, Familienehre usf.

4. Wie löst das Drama die Verwickelung auf?
   a) Wenn Minna bekännte, daß sie ihre schlimme Lage nur erdichtet habe, so müßte Tellheim ihr wieder entsagen, und die Sache stünde gerade so wie am Anfange.
   b) Das Drama hilft sich daher mit einem äußern Motiv, indem es die Umstände ändert. Tellheim erhält seine Ehre und sein Vermögen zurück.

Schluß. Diese Auflösung hat einige Ähnlichkeit mit dem Einschreiten eines Deus ex machina. Indessen sollte das Drama vornehmlich ein Charaktergemälde sein, und die Genugtuung, welche Tellheim im rechten Augenblicke zuteil wird, war ja auch nichts Zufälliges, sondern eine natürliche Folge seiner Rechtschaffenheit.

12.

Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti".

Einleitung. Die Fabel des Dramas ist nach der Geschichte der Virginia angelegt, einige Charaktere haben jedoch eine ganz andere Gestalt erhalten, und kaum können zwei Personen einander unähnlicher sein als Appiani und Icilius.

Thema. Wie hat Lessing den Grafen dargestellt, und welche Gründe haben ihn dabei geleitet?

A. Charakteristik des Grafen.

1. Die moralische Seite seines Wesens.
   a) Appiani ist ein durchaus rechtschaffener, ehrliebender Mann, dem auch der Prinz Gerechtigkeit widerfahren läßt.
   b) Die zarte Ehrfurcht, mit der er Emilia und ihre Eltern liebt, nimmt uns sehr für ihn ein.
2. Sein Naturell.
   a) Die Neigung zur größten Einfachheit. Die ländliche Zurückgezogenheit geht ihm weit über das Hofleben. Er hat ein Mädchen ohne Rang und Vermögen erwählt. Seine Bemerkungen über Emilias Brautschmuck.

b) Auffallend ist seine träumerische Zerstreutheit und seine Schwermut, zumal an einem solchen Tage.

c) Die Heftigkeit gegen Marinelli, an der eine krankhafte Laune ebenso viel Anteil hat wie die ihm zugefügte Beleidigung.

B. Weshalb hat Lessing den Charakter so angelegt?

1. Da das Drama nicht in eine politische Revolution ausläuft, bei welcher ein Icilius an seinem Platze gewesen wäre, sondern allein den strengen, ehrbaren Sinn des Vaters verherrlicht, konnte Appiani nur eine Nebenrolle erhalten, das republikanische Feuer nur als die Neigung zu einem unabhängigen, ländlichen Stillleben erscheinen.

2. Die gewaltsamen Maßregeln Marinellis sollen sich daraus erklären, daß Appiani dem Prinzen noch an demselben Tage Emilia zu entführen gedenkt, und dies ist wieder durch seine Scheu vor der Hof- und Stadtluft begründet.

3. Sei es, daß Marinelli den Grafen wirklich durch eine Herausforderung aufzuhalten beabsichtigte, sei es, daß er, um nicht ganz Unmensch zu sein, zugleich aus einem persönlichen Interesse handeln sollte: er mußte von Appiani beleidigt werden, und dazu paßt es, daß die launenhafte Verstimmung diesen so reizbar macht.

4. Der Meuchelmord sollte kein Aufsehen erregen. Appiani mußte daher die Einfachheit in dem Grade lieben, daß er ohne Hochzeitsgäste, ohne Freunde, nur mit einigen Dienern zur Trauung hinausfuhr.

5. Appiani tritt nur einmal auf; der Dichter sucht ihm daher durch etwas Seltsames eine bestimmte und anziehende Gestalt zu geben. Er erwählt jene schwermütigen Todesahnungen, die einesteils durch die Hinweisung auf die dunkeln Geheimnisse unserer Natur und unseres Lebens auf jeden Eindruck machen, andrerseits unser Entsetzen über den frechen Mord durch ein sanftes Mitgefühl mildern, da der Graf nur das ihm bestimmte Verhängnis zu erfüllen scheint.

Schluß. Wie genau in diesem Drama Charaktere, Begebenheiten und Motive ineinander greifen, ist beachtenswert.

13.

Warum söhnt uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aus, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia?

Einleitung. Lessing verlegte die Begebenheit in die neuere Zeit und achtete nicht darauf, daß Ereignisse, die man aus ihrem Zusammenhange mit den Umständen herausnimmt, oft einen ganz anderen Eindruck machen.

Thema. Vergleich der Geschichte mit der Dichtung.

1. Emilia und Virginia waren nicht in derselben Lage.
   a) Virginia war nicht zu retten. Auf Grund falscher Zeugnisse war sie in den Sklavenstand verstoßen und das Eigentum des Appius Claudius geworden. Der feige Senat und die Patrizier wagten es nicht, dem Dezemvir entgegenzutreten.
   b) Emilias Lage wird erst dadurch bedenklich, daß sie eine Charakterschwäche an den Tag legt, die kein Leser einem so frommen und zwar sanften, aber auch entschlossenen Mädchen zutraut. Obgleich sie den Anteil des Prinzen an dem Tode ihres Verlobten kennt, fürchtet sie, von ihm betört zu werden, und zwar an demselben Tage, als der Mord geschah, als ihre Seele gegen den Prinzen nichts als Abscheu und Verachtung fühlen konnte.
2. Der verschiedene Eindruck, welchen die Tat der beiden Väter auf unser Rechtsgefühl macht.
   a) Der römische Vater hatte Gewalt über das Leben seines Kindes. Weder göttliche noch menschliche Gesetze verwehrten es ihm, die Tochter zu töten, und wenn er sie durch den Tod der unabwendbaren Schande entriß, ihre Unschuld und Freiheit durch den blutigen Stahl rettete, so wurde die Erhabenheit seiner Gesinnung nicht durch den leisesten Schatten getrübt.
   b) In der neuen Zeit muß die Ermordung des eigenen Kindes, unter welchen Umständen sie geschehe, jedem als

eine sehr bedenkliche Tat erscheinen. Überdies gehört Odoardo zu jenen Fanatikern, die, obgleich sie sich zur Kälte zwingen, doch leicht dem Affekte anheimfallen und kopflos handeln. Macht er nur den geringsten Versuch, das Selbstvertrauen seiner Tochter zu stärken? Hätte man seine Forderung, Emilia in ein ehrbares Haus zu bringen, ohne weiteres abweisen können? Er gibt gleich alles verloren, sieht sich nach keiner Hilfe um und greift nur rasch zu dem Dolche des Virginius.

3. Der Opfertod söhnt uns nicht in beiden Fällen durch heilbringende Folgen aus.

a) Die Menschheit ist verbunden, eine segensreiche Wendung des Schicksals mit einem Opfer zu erkaufen, und wir versöhnen uns mit dem schmerzlichen Lose redlicher Personen, wenn ihr Untergang einer größeren Gesamtheit aufhilft. An den Tod der Virginia knüpft sich der Sturz der Dezemvirn, die Herstellung der römischen Freiheit.

b) Emilias Tod bringt niemandem einen Gewinn. Es ist sogar mehr als zweifelhaft, ob er einmal die Besserung des Prinzen bewirkt, da dieser sogar neben der frischen Leiche nicht seine Schlechtigkeit anerkennt, sie eine menschliche Schwäche nennt und die Schuld Marinelli zuschiebt.

Schluß. Die Ausführung des Dramas hat unübertreffliche Schönheiten, und dieses ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk, wenn man die Voraussetzung zugibt, daß Emilias Flucht aus dem Leben nicht einer Schwäche, sondern einer heroischen Denkweise entspringt. Offenbar hat aber die Handlung jetzt an Bedeutung und Klarheit dadurch sehr viel eingebüßt, daß sie von den Zeitumständen, mit denen sie innig verwachsen war, abgelöst wurde. Die Tragödie wirkt daher nicht recht erhebend, sondern sie versetzt uns mehr in ein dumpfes Staunen darüber, daß ein braves Mädchen von dem eigenen Vater getötet wird, weil die Aufregung beide der Besinnung beraubt hatte.

14.

Die Fabeln Lessings und Gellerts.

Einleitung. Auf die Fabeldichtung wurde im 18. Jahrhundert viel Wert gelegt, weil man damit sittlich und ästhetisch auf die Volksbildung einwirken wollte. Daher schrieben verschiedene Dichter Fabeln, so Lessing, Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Willamow, Pfeffel u. a.

Thema. Es ist ein großer Unterschied zwischen den Lessingschen Fabeln und denen der übrigen genannten Dichter, z. B. Gellerts.

a) Beide haben andere Vorbilder: Gellert folgt der Behandlungsart des Franzosen Lafontaine, Lessing geht zurück auf die Manier des altgriechischen Dichters Äsopus und greift in seiner 1759 geschriebenen Abhandlung über die Fabel die Lafontaineschen Grundsätze an.

b) Gellert schreibt seine Fabeln in Versen, Lessing in Prosa.

c) Gellert ergeht sich dabei in behaglicher Breite, Lessing verfährt mit äußerster Knappheit und Kürze.

d) Gellerts Fabeln sind voller Witz und Humor, Lessings Fabeln verstandesmäßig nüchtern.

e) Lessing will durch seine Fabeln bloß belehren und geht daher ohne Umschweife auf sein Ziel, Gellert will daneben auch ergötzen, daher das Putz- und Zierwerk, mit dem er seine Fabeln ausschmückt.

Schluß. Lessing hat selbst in einer Fabel „Die Erscheinung" seine Anschauungen auseinandergesetzt: In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Tier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Märchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen Lafontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirn glühte, umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwillen sprang ich auf, aber sieh, auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir. Und sie sprach lächelnd: „Schüler, wozu diese undankbare

Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmut der Fabel, aber wozu braucht die Fabel die Anmut der Harmonie? Du willst das Gewürz würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist. Der Vortrag sei des ungekünstelten Geschichtsschreibers sowie der Sinn des Weltweisen." Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand.[1])

15.

Welche Betrachtungen enthält die Fabel Kleists vom „gelähmten Kranich"?

Einleitung. Die Fabel vom gelähmten Kranich und „Irin" sind von den kleineren Dichtungen des Verfassers noch heute allgemeiner bekannt und verdienen es. Beide drücken die schöne Grundstimmung seines Gemütes aus, und es herrscht in ihnen ein verwandter Ton. Ein liebliches Naturbild mit seiner sanften, feierlichen Schwermut (hier der entlaubte Herbstwald und die am Gestade des Meeres zum Aufbruch gen Süden versammelten Kraniche, dort der See mit den beiden Fischern und dem Schwane unter dem goldenen Abendrot) richtet unsere Gedanken auf den Beschluß des nicht immer freudevollen Lebens und auf den Übergang in das dunkele Land der Verheißung; alle Sorge verliert sich jedoch in eine glaubensstarke Fassung und stille Befriedigung.

Thema. Welche Betrachtungen sind in die Fabel eingekleidet?

A. Mancher redliche Mensch hat sein ganzes Leben hindurch mit traurigen Schicksalen zu kämpfen.

1. Krankheit, Vereinsamung, ein aufreibendes Tagewerk und ähnliche Übel beschweren dem Dulder vielleicht schon in

1) Herder (Fabeln) sagt: „Lessings Fabeln verhalten sich zu den Äsopischen oft wie der Schmetterling zur Raupe. Aus ihr gezogen, fliegt der neue Einfall in glänzender Gestalt hervor; die alte Fabel indes war ihm als erste Form und Nährerin unentbehrlich".

der Jugend das Herz, und die Zukunft verspricht ihm keine günstige Veränderung. Während alles umher mit Freude und oft ohne Dank genießt, ist die vielen Jahre hindurch, die er noch zu leben hat, sein der Weg, den Sorg' und Mühe trat.

Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm.

2. Da gestattet er sich wohl in einer düstern Stunde den Wunsch, daß das Schicksal die Reihe seiner Tage abkürzen möchte.

Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?

Meinten doch selbst die sonst so heiter gestimmten Griechen:

Nie geboren zu sein verdient den höchsten Preis, und das nächste ist,
Wenn du lebest, dahin geschwind
Wiederum kehren, woher du kamest. Soph. (Oed. Col. 1225).

B. Doch wird dem Leidenden die Pilgerfahrt durch das Leben auch vielfach erleichtert.

1. Sein Ungemach wird ihm minder schmerzhaft sein, wenn er sich dieses nicht durch seine eigene Schuld zugezogen hat. Ihm bleibt eine festere Zuversicht zu der Teilnahme liebreicher Menschen und zu dem Beistande Gottes.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm.

2. Vermehrt es einerseits unsere Mißstimmung, daß andere über Verdienst begünstigt scheinen, so beschwichtigt es doch auch unsere Unzufriedenheit, daß mancher, dem wir nicht gleichkommen, noch mehr zu leiden hat, und daß uns lange nicht das schwerste Schicksal betroffen. Der Pfeil hat dem Vogel nur den Fuß beschädigt, nicht den Flügel oder gar das Herz durchbohrt.

3. Ein mächtiger Trost liegt in dem Vertrauen zu dem Herrn des Lebens. Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten. Wer ausharrt, gelangt ans Ziel;

Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin.

4. Denn endlich bleibt jedem frommen Dulder die Verheißung, daß ihn nach den kurzen Leiden dieser Zeit das Land

aufnimmt, wo ewiger Friede herrscht und keine Träne geweint wird.

Jenseit des Ufers gibt's ein besseres Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch.

C. Das Ende der Gerechten.

1. Die Kinder des Glückes sind keineswegs vor einer Heimsuchung sicher. Der Taumel der Freude,

Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,

das übermütige Lächeln, mit dem sie auf ihre von Sorgen gebeugten, in Dürftigkeit verkommenden Mitbrüder herabsehen, beschleunigen oft den tiefen Fall.

Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

2. Dem Redlichen bieten jedoch jene Erwägungen eine stille Zuflucht dar und stärken ihn täglich mit frischer Kraft zum Kampf und Sieg.

Der Kranke ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war.
Nach vielem Ruh'n sah er das bess're Land,
Den güt'gen Himmel, der ihn plötzlich heilt.

Schluß. Dem freundlichen Dichter ward bei Kunersdorf früh das Ende bereitet, doch hatte jenes weltüberwindende Gottvertrauen seine Tage erheitert, und er konnte bei seiner reinen, idyllischen Natur den schönen Lebensabend, den man ihm gewünscht hätte, wenigstens im voraus durchempfinden, als er ihn im „Irin" so gefühlvoll schilderte.

16.

Herders Gedichte „Dämmerung" und „das Kind der Sorge".

(Ein Vergleich.)

Einleitung. Schon im Altertum ist das Thema, daß alles hienieden eitel sei und das menschliche Glücksgefühl nur auf Täuschung beruhe, oft erörtert worden. Der Verfasser der

biblischen Schrift vom Prediger Salomonis ist von dieser Überzeugung durchdrungen, Horaz hat sie oft ausgesprochen, z. B. Od. II, 16. III, 1.

Thema. Die beiden Herderschen Paramythien „Dämmerung" und „Kind der Sorge", die sich in demselben Gedankenkreise bewegen, stimmen in mancher Hinsicht überein, zeigen aber auch einige Abweichungen.

A. Übereinstimmung.

1. Äußerlich, in der Form:
   a) Beide bestehen aus drei Hauptteilen.
   b) Beide enthalten eine aus Elementen der alten Mythologie zusammengesetzte Erzählung.
2. Innerlich, nach dem Inhalte:
   a) Beide betonen, daß der Mensch göttlichen Ursprungs und nach seinem eigentlichen Wesen göttlicher Art ist.
   b) Beide stellen sein Erdendasein als eine Mischung zweier entgegengesetzter Elemente, Licht und Finsternis dar und leiten daraus, die eine ausdrücklich, die andere in stiller Voraussetzung die Trübung des menschlichen Erkenntnisvermögens ab, besonders sofern es die Zukunft betrifft.
   c) Beide stellen es als die wesentlichste Eigentümlichkeit des Menschen hin, sich in die Zukunft zu vertiefen, sich diese mit seiner Phantasie auszumalen und sich von solchen Phantasiebildern in seinen gegenwärtigen Gefühlen bestimmen zu lassen.
   d) Beide schließen mit einem Ausblick auf einen zukünftigen Zustand, in dem die Mischung wieder aufgelöst und das eigentliche Wesen des Menschen (Licht, Geist) sich allein offenbaren wird in vollster Erkenntnis und unbedingtem Glück.
   e) Beide tragen aber auch, soweit es dieses Leben betrifft, einen entschieden pessimistischen Charakter, da sie die Möglichkeit eines wahren, d. h. auf Übereinstimmung des Innern mit der Wirklichkeit beruhenden Glückes gänzlich leugnen.

B. Abweichung. Nach dem einen Gedichte liebt es der Mensch, sich mit seiner Phantasie die Zukunft möglichst rosig auszumalen und in deren Erwartung sich schon in der Gegenwart glücklich zu fühlen, nach dem andern aber von der Zukunft alles mögliche Übel zu erwarten und sich durch die Angst davor die Gegenwart trüben zu lassen. Vgl. noch Ritters Abhandlung im 2. Hefte der Lehrproben und Lehrgänge von Frick und Richter S. 44 ff., wo auch der Inhalt beider Gedichte im einzelnen besprochen wird.

17.

Die Spuren des Sturmes und Dranges in Leisewitzens Julius von Tarent.

Einleitung. Die Sturm- und Drangperiode war besonders die Zeit der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Sie wurde vorbereitet durch Klopstock, der die Bedeutung des Gefühls gegenüber dem Verstande betont, Lessing, der gegen die Einschränkungen des Dramas durch die Franzosen kämpft und in Nathan dem Weisen die allgemeinen Menschenrechte verteidigt, sowie durch Herder, der auf das Volkslied, auf Shakespeare und Ossian hinweist, vor allem aber durch J. J. Rousseau und seine Lehre: Retournons à la nature. Der Umschwung zeigt sich auf verschiedenen Gebieten, z. B. im Erziehungswesen, in der Religion, in der bildenden Kunst, auch in der Poesie, weniger in der Lyrik (Bürger) und im Roman (Heinse, Hippel, Jung-Stilling) als im Drama.

Thema. Die Spuren der Sturm- und Drangzeit zeigen sich deutlich in Leisewitzens Drama „Julius von Tarent".

A. In der äußeren Form:

a) im Aufbau. Einheit der Handlung und der Zeit sind gewahrt, aber der Ort wechselt nicht weniger als siebenmal (der Höhepunkt ist nicht stark genug herausgearbeitet, die Handlung schreitet nicht gleichmäßig fort).

b) in der Sprache. Wie bei den gleichzeitigen Dramen anderer Dichter (Goethes Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella, Schillers Räubern, Kabale und Liebe, Fiesko) ist auch hier die Prosa vor dem Vers bevorzugt, weil sie alles Zwanges ledig ist. Die Darstellung ist oft leidenschaftlich und pathetisch, daher reich an Ausrufen, Fragen, kurzen Sätzen, starken Ausdrücken (z. B. III, 3: der an deinem Bette winseln wird).

B. Im Inhalte:

a) in den Charakteren.

1. Guido ist leidenschaftlich, leicht erregbar und aufbrausend, tatendurstig, ehrgeizig, kühn, kein Freund der Bücher. Schon in der Jugend erklettert er die höchsten Bäume und Felsen und will immer König unter den Spielgenossen sein; vor fünf Monaten vom Vater in den Krieg nach Kreta geschickt, hat er sich dort vor allem bei der Erstürmung von Kandia hervorgetan. Er liebt Blanka bloß deshalb, weil sein Bruder sie liebt und weil er die Schönheit als den natürlichen Preis der Tapferkeit ansieht. Sein aufbrausendes Wesen zeigt sich namentlich beim Gespräch mit Aspermonte, dessen kühle Erwiderung ihn dazu veranlaßt, den Degen zu ziehen, und sodann in der plötzlichen Aufwallung vor der Klosterpforte, wo er den Bruder niederstößt, als er ihn dabei antrifft, wie er Blanka entführen will. Doch ebenso schnell wie die Leidenschaft kommt die Reue über ihn.

2. Julius ist sentimental, schwärmerisch, überschwenglich, etwa wie Werther in Goethes gleichnamiger Schöpfung aus der Sturm- und Drangzeit. Von Jugend auf liebt er die Einsamkeit; dann hat er Philosophie getrieben (Plato). Das Waffenhandwerk ist ihm zuwider, still beschaulich lagert er sich gern im Zitronenwäldchen. Er liebt Blanka heiß und aufrichtig, obwohl sie nach I, 6 tief unter seinem Stande ist (wegen der Polemik

gegen Standesunterschiede und Standesvorurteile vgl. Kabale und Liebe, besonders I, 3). Als sie vom Vater ins Kloster geschickt wird, vermindert sich seine Liebe nicht; ein Traum entfacht sie zu leidenschaftlicher Glut, so daß er beschließt, sie zu entführen. Seine Leidenschaft zeigt sich unter anderem beim Besuche Blankas im Kloster, wo er für den Fall, daß sie für ihn nicht zu sprechen sein sollte, mit Brandstiftung droht, und wo er dann sie, die Nonne, küßt.

3. Blanka ist von der Gemütsart des Julius. Als sie erfährt, daß dieser tot ist, wird sie heftig erregt, entrinnt aus dem Kloster, gebärdet sich an der Leiche in schrecklicher Weise und wird schließlich wahnsinnig.

b) in den von den Personen ausgesprochenen oder ausgeführten Ideen.

1. Der Bruderzwist und der Brudermord war in jener Zeit ein sehr beliebter Stoff; daher hat ihn auch z. B. Klinger in seinen „Zwillingen" behandelt.
2. Der Rousseausche Gedanke von der Rückkehr zur Natur wird namentlich II, 3 und II, 5 anerkannt, wo Julius sich mit der Geliebten in den entferntesten Winkel der Erde flüchten will, um das Glück zu suchen und voll zu genießen, daher gern auf den Thron verzichtet.
3. Der Freiheitsdrang ist ziemlich groß. Cäcilie will von den Fesseln der Ehe nichts wissen. Die Frau bezeichnet sie als Sklavin des Mannes, das Wort Heirat klingt ihr wie Kettengerassel, der Brautkranz kommt ihr wie ein Kranz von Opfertieren vor. Freigeboren will sie frei sterben (II, 6). Den Vorschriften der Kirche fügt sich weder Julius noch Guido; denn beide tragen kein Bedenken, eine Nonne zu rauben. Julius sagt II, 5: Mußte denn das ganze menschliche Geschlecht, um glücklich zu sein, durchaus in Staaten eingesperrt werden, wo jeder ein Knecht des andern und keiner frei ist, jeder an das andere Ende der Kette angeschmiedet, woran er seine Sklaven hält?

Weltbürgerliche Gedanken werden entwickelt in demselben Gespräch des Julius II, 5: Die Welt ist mein Vaterland, und alle Menschen sind ein Volk, durch eine allgemeine Sprache vereint.

Schluß. So zeigt sich also an unserem Stücke, daß in der Sturm- und Drangzeit nicht das Einfache, Harmonische und Schöne damals für das Höchste in der Kunst galt, sondern das Leidenschaftliche und Maßlose. Nicht der Verstand soll herrschen, sondern das Gefühl. Von Pflicht will man nichts wissen, die Empfindung leitet die Taten der Menschen.

18.

Englischer Einfluß auf unsere poetische Literatur.

Einleitung. Englischer Einfluß auf unsere Literatur macht sich besonders in neuhochdeutscher Zeit wahrnehmbar; doch betrifft er mehr die Form als den Inhalt. Zwei Gebiete der Poesie kommen dabei besonders in Frage, das epische und das dramatische.

Thema. Wie zeigt sich diese Einwirkung?

1. a) Epos. Hier sind namentlich zu nennen Miltons verlornes Paradies und Thomsons Jahreszeiten sowie die von James Macpherson veröffentlichten Heldenlieder Ossians. Von diesen Dichtungen wurden Klopstock, Haller, Chr. Ew. v. Kleist u. a. zur epischen Poesie angeregt, die sie nach englischem Vorgange für die höchste Gattung derselben hielten. Durch Milton wurde Klopstock veranlaßt, einen religiösen Stoff zu wählen, durch Thomson Haller und Kleist, die Natur zu besingen. Auch die Art der Darstellung (Vorliebe für das Malende und Beschreibende) steht unter englischem Einflusse. Ebenso ahmte Brockes die englischen Naturdichter nach, z. B. Thomson, den er übersetzte. Er führte nach englischem Muster Gefühl und Sinnenreiz in die Poesie zurück und begründete in Deutschland die

schildernde Naturdichtung.[1]) Ossians erhabene, überschwengliche, pathetische Sprache war vielfach anregend für die Sturm- und Drangzeit. Herder wurde durch Percys Sammlung altenglischer Balladen auf dieses Gebiet der Dichtkunst geführt, ebenso Bürger.

b) Der Roman. Wieland nahm sich in seinen Romanen außer den Franzosen der Aufklärungszeit besonders die Engländer Shaftesbury, Richardson, Fielding, Sterne und Swift zum Muster, deren Schriften durch Humor ausgezeichnet sind; von denselben Engländern wurden Jean Paul, Lichtenberg und Hippel beeinflußt. Der historische Roman Walther Scotts fand Nachahmer in Männern wie Ebers.

2. Das Drama. Hier hat besonders Shakespeare anregend gewirkt. Lessing übernahm den Blankvers, den fünffüßigen Jambus, den er zuerst im Nathan anwandte, und verdrängte dadurch den bis dahin üblichen französischen Alexandriner. Die Stürmer und Dränger wurden von Shakespeare stark beeinflußt, so der junge Goethe und der jugendliche Schiller, die in ihren Schöpfungen aus dieser Lebenszeit (besonders im Götz von Berlichingen und in den Räubern) den häufigen Orts- und Szenenwechsel und die freie Technik der Shakespeareschen Dramen übernahmen. Der Sommernachtstraum war Vorbild für Wielands Oberon, namentlich betreffs des Charakters dieses Elfenherrschers. Auch die Sprache des englischen Dichters war von Einfluß; die Neigung zu Wortspielen und der Gebrauch mancher Ausdrucksweisen stammt ebendaher, z. B. Götz I, 2, wo Martin sagt: „Es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken, weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein," oder II, 1: „Der knurrische Hofhund Gewissen." Durch die Übersetzungen Shakespearescher Stücke von Wieland, Schlegel, Tieck u. a. wurden deutsche Ausdrücke wieder belebt, die schon lange abgestorben waren, wie Elf, Halle usw., andere wurden aus

1) Mit Begeisterung und Andacht wurden die Naturerscheinungen von Brockes bis ins kleinste ausgemalt. Beschauliches Versenken, liebevolle Hingabe an die Natur.

dem Englischen übersetzt und dadurch bei uns eingebürgert wie Heißsporn. Zahlreich sind namentlich die geflügelten Wörter, die aus Shakespeare in unsere Literatur und Sprache übernommen wurden wie „Schwachheit, dein Name ist Weib", „es ist etwas faul im Staate Dänemark", „Kürze ist des Witzes Seele", „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage", „der Rest ist Schweigen", „Gut gebrüllt, Löwe" u. a.

Schluß. Auch in der Wissenschaft, z. B. der Philosophie, und auf verschiedenen anderen Gebieten, z. B. dem des Sports, läßt sich englische Einwirkung deutlich nachweisen.

19.

Die Treue in Goethes Götz von Berlichingen.

Einleitung. Im Nibelungenliede steht die Treue außerordentlich hoch und findet würdige Vertreter in einer stattlichen Zahl hervorragender Persönlichkeiten, im Götz von Berlichingen dagegen kann man die Untreue stark ausgeprägt sehen, wiewohl sich auch Beispiele für Treue beobachten lassen. Dies liegt hauptsächlich an dem Wandel der Zeiten. Als das Nibelungenlied in seine jetzige Gestalt gebracht wurde, am Ausgang des 12. Jahrhunderts, war die Blütezeit des Rittertums, als Götz von Berlichingen auftrat, Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, war dessen Verfall bereits eingetreten.

Thema. Welche Vertreter der Treue und der Untreue finden wir im Götz von Berlichingen?

1. Vertreter der Treue sind:
   a) die beiden Frauen Maria und Elisabeth (Gattentreue),
   b) von Männern nur Georg Lerse, (Mannentreue), und Sickingen (Freundestreue).
2. Vertreter der Untreue sind:
   a) die Ritterschaft, besonders Weislingen, der zum Verräter an Götz und Maria wird; auch Götz wird treubrüchig gegen sein dem Kaiser gegebenes Wort.

b) die Offiziere der Reichsexekutionstruppen des schwäbischen Bundes, die dem Götz das Ehrenwort auf freien Abzug geben und ihn trotzdem überfallen.

c) die Geistlichkeit: Der Bischof von Bamberg verrät einen Buben des Götz an Nürnberger Kaufleute, die ihn auffangen.

Schluß. In diesen Zeiten des Faustrechts, der sittlichen Verwilderung und Roheit sind Götzens letzte Worte bedeutsam: „Es kommen die Zeiten des Betrugs, die Nichtswürdigen werden regieren, und die Edlen werden in ihre Netze fallen."

20.

Der Zustand des Deutschen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen."[1])

In dem Titelhelden seines Dramas „Götz von Berlichingen" wollte Goethe nach seinem eigenen Geständnis „einen wackern Selbsthelfer in einer anarchischen Zeit" darstellen. Sollen wir für einen solchen Helden Wohlwollen empfinden, so müssen wir sein Bestreben, in einer anarchischen Zeit zur Selbsthilfe zu greifen, gutheißen können, und um das zu können, müssen wir kennen lernen, wie verworren die Zustände der Zeit, in der Götz lebte, auf den verschiedensten Gebieten waren, und wie sehr sie die Selbsthilfe herausforderten. Diesem Zwecke dienen mehr oder weniger ausschließlich eine Reihe von Szenen, in denen die Handlung selbst keinen oder doch nur geringen Fortschritt macht, und die im wesentlichen bestimmt sind, den Charakter jener Zeit zu erläutern und den Hintergrund zu zeichnen, von dem sich die Gestalt des Helden, sein Denken und Tun wirksam abhebt. Götz von Berlichingen ist nun eine geschichtliche Person; die Geschichte, insbesondere die Regierungszeit Maximilians I., hat uns demnach die ersten Aufschlüsse über den Charakter der Zeit, in der Götz lebte, zu geben.

Mit dem Falle des Hohenstaufengeschlechts war die deutsche Reichsgewalt immer tiefer gesunken. Zwar war es Rudolf von

1) Nach H. Ullrich.

Habsburg gelungen, im Innern des Reiches erträgliche Zustände zu schaffen, insofern als er durch das Brechen zahlreicher Raubburgen wenigstens den gröbsten Vergehen gegen Leben und Eigentum steuerte, aber gerade mit dem Habsburger begann das Streben der deutschen Kaiser, ohne Rücksicht auf das Reichsinteresse Hauspolitik zu treiben. Auch Maximilians Tätigkeit wurde durch die Förderung und Verteidigung der Interessen seines Hauses beinahe völlig in Anspruch genommen. Kein Wunder daher, wenn auch die Fürsten, weltliche wie geistliche, in ihren gleichartigen Bestrebungen von ihm keinen Widerstand erfuhren. Sie spielen mit ihm, nach Götzens Ausdruck, „auf eine unanständige Art". So oft ein Untertan in seinen noch so unbedeutenden Angelegenheiten der Hilfe zu bedürfen meint, so soll der Kaiser helfen. Dies wird z. B. an den zwei Nürnberger Kaufleuten ersichtlich, denen Götz, weil sie mit dem Geleite des ihm feindlichen Bamberger Bischofs reisten, ihre Waren abgenommen hat, und die nun unmittelbar vom Kaiser Hilfe begehren. Bedarf und begehrt jedoch der Kaiser von den Reichsständen Hilfe gegen die Türken, die doch nicht bloß seine Erbländer, sondern das ganze Deutsche Reich bedrohen, so findet er taube Ohren. Ja „es dankt wohl mancher im Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Wage hält", das ist wenigstens Götzens Meinung. Das Rittertum meint seine Interessen besser zu wahren, wenn sich seine Vertreter zum größern Teile ihrer Selbständigkeit begeben und sich an die mächtigen geistlichen Fürsten anschließen. Nur wenige, wie Sickingen, Selbitz, vor allem Götz selbst, ziehen die Unabhängigkeit jeder noch so glänzenden Dienstbarkeit vor, die sie zu „Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen" erniedrigen würde. Diesen Vorwurf muß sich wenigstens Götzens ehemaliger Freund, der Ritter Weislingen, wegen seiner Stellung zum Bamberger Bischof machen lassen. Die Geistlichkeit selbst ist auf einem außerordentlich tiefen Stand der Bildung angelangt. Im frühen Mittelalter die alleinigen Lehrer des Volkes und die Träger seiner Kultur, weil allein im Besitz der Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten, die auf den Namen eines Kulturvolkes Anspruch

geben, zeigen die Geistlichen, und zwar ihre höchsten Vertreter, der Bischof von Bamberg und der Abt von Fulda, in dem Gespräche mit dem Rechtsgelehrten Olearius eine beschämende Unwissenheit auf ihrem eigensten Gebiete. Diese Unwissenheit erklärt sich aus ihrer Abkehr von den eigentlichen Aufgaben der Kirche und aus ihrer Verweltlichung, d. h. einmal dem Streben nach weltlicher Macht, wie es im Bischof verkörpert ist, und sodann ihrer Hingabe an die sinnlichen Genüsse des Lebens, die sich am Abte offenbart, der verächtlich „das Weinfaß von Fuld" genannt wird. Wie diese Geistlichkeit dem Kaiser immer entgegenarbeitet, so ist sie auch eine Todfeindin jener wenigen Ritter, die treu zum Kaiser halten und die selbstsüchtige Politik jener durchschauen. Nach Götzens Meinung schreien diese geistlichen Fürsten nur deshalb immer nach Ruhe und Frieden, „um gleich dem Raubvogel die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren."

Unter dieser Anarchie müssen nun die Rechtszustände aufs empfindlichste leiden. Um der andauernden Rechtsunsicherheit im Reiche abzuhelfen, hatte der Kaiser zunächst die Aufrechterhaltung des von seinen Vorgängern mehr oder weniger vergeblich gebotenen Landfriedens angestrebt, sodann war er bemüht, die Rechtsprechung der einheimischen Schöppenstühle durch die des von ihm geschaffenen Reichskammergerichts zu verdrängen. Von dem römischen Rechte indessen, das dem Verfahren des Reichskammergerichts zugrunde lag, wollte das Volk nichts wissen, und an mehreren Orten äußerte sich der Widerstand in Beschimpfungen der Vertreter des Fremden. In dieser Abneigung konnte man dem Volke nicht ganz unrecht geben. Hatten die einheimischen Schöppenstühle, deren Beisitzer eingesessene, mit den betreffenden Verhältnissen wohlvertraute Männer waren, die Streitfälle mündlich, öffentlich, unparteiisch und in kürzester Zeit erledigt, so wurde dem Volke bei dem neuen Rechtsverfahren zugemutet, seine Rechtsfälle einem Gerichte zu unterbreiten, das auf Grund eines vor mehr als tausend Jahren bei einem fremden Volke entstandenen Rechtes in einem schriftlichen, geheimen Verfahren seinen Spruch abgab; es sollte sich richten lassen von

gelehrten Richtern, die ihm persönlich fremd waren; es mußte zusehen, wie die Entscheidung über die einfachsten Rechtsfälle sich jahrelang hinzog und unverhältnismäßig hohe Kosten verursachte; ja es erlebte wohl gar (wie in unserm Stücke die beiden Bauernfamilien), daß der mit dem Spruch beauftragte Richter sich von beiden Parteien bestechen ließ. Daß die Rechtsgelehrten sich zum Zwecke des Studiums des fremden Rechtes mehrere Jahre in Italien aufhalten müssen, darüber den Zusammenhang mit ihren Volksgenossen vollständig verlieren, ja sich wohl deren schämen und daher ihre ehrlichen deutschen Namen ins Lateinische übersetzen (wie in unserm Stücke der Rechtsgelehrte sich aus einem „Ölmann" zu „Olearius" umgetauft hat) muß ihnen in den Augen ihrer Landsleute zu weiterem Nachteil gereichen.

Mußte sich sonach das Volk mit einem gewissen Rechte von den neugeschaffenen Rechtszuständen abwenden, so blieb ihm zur Erledigung seiner Streitfälle nicht oft ein friedlicher Ausweg, wie ihn in unserm Stücke die zwei Bauernfamilien einschlagen, die, nach langjährigem Prozessieren beim Reichskammergericht sich beide in dem Endurteil betrogen sehend, das streitige Stück Land zum Heiratsgut für ihre Kinder bestimmen, aus denen sie ein Ehepaar machen.

Ein anderer Ausweg war der, daß das Volk auf seine altgermanischen Volksgerichte zurückgriff, die sich unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenschein versammelten und auf die Anklage und den Eid freier Männer oder auf freies Geständnis des Schuldigen hin richteten, und zwar in kürzester Zeit, ohne jedes Ansehen der Person. Diese Gerichte, deren vornehmstes zu Dortmund in Westfalen war, nannten sich Freigerichte, Freistühle oder Femgerichte und wurden in jenen Zeiten allgemeiner Rechtsunsicherheit ein mächtiger Hort des Rechtes, wo ein Verbrechen gegen Leib und Leben vorlag. In unserm Stücke ist es Adelheid von Walldorf, die wegen Ehebruch und Mord von der heiligen Feme zur Verantwortung gezogen wird und die gerechte Strafe empfängt.

Der furchtbarste Ausweg für das Volk, um zu seinem Rechte zu kommen, war aber der der Gewalt, und so sehen

wir in unserm Stücke die geknechteten Bauern Süddeutschlands sich gegen ihre bisherigen Bedrücker erheben und mit Raub, Mord und Brand Rache für jahrhundertlange Vergewaltigung nehmen. Daß Götz von Berlichingen, obschon von den Bauernhorden gezwungen, für einen gewissen Zeitraum sich zu ihrem Anführer wählen läßt, gibt seinen Feinden eine Handhabe, ihn nun völlig zu verderben.

Daß bei der herrschenden Unsicherheit von Leben und Eigentum Zigeunerbanden hoffen dürfen, ungestört ihrer Neigung zum Stehlen und Rauben nachzugehen, ist nur natürlich. Diese Menschen sind nicht nur fast zu entschuldigen, sondern sie gewinnen sogar unsere Teilnahme durch die Art, wie sie den verwundeten Götz aufnehmen und pflegen, ja sogar ihr Leben für ihn lassen.

Die zur Ausführung der Reichstagsbeschlüsse und der Rechtsurteile des Reichskammergerichts von Maximilian geschaffene Reichsarmee zeigt ebenfalls, in unserm Stücke, ein den herrschenden Zuständen entsprechendes, trauriges Bild. In ihr haben wir nämlich ein zusammengelaufenes, haltloses Gesindel vor uns, das vor jedem ernsthaften Zusammenstoß mit etwaigen Gegnern — so mit Götzens Truppen — auseinanderläuft und nur zeitweilig durch eine starke Hand zusammengehalten werden kann. Eine solche findet sich aber nur ausnahmsweise; denn auch ihre Anführer sind Feiglinge und Großsprecher zu gleicher Zeit.

Noch ein Umstand ist es, der das Bild jener Zeit trübt und auch unsern Helden mit Bangen in die Zukunft sehen läßt, das ist die verweichlichende Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, wie sie an dem eigenen Sohne unseres Helden, als Gegenbild zu diesem selbst, vorgeführt wird.

Einen tröstlichern Eindruck gewinnen wir aus den Reden des Klosterbruders Martin. Wie dieser für Götz als den Vater aller Bedrängten eine ungeheuchelte Bewunderung, ja Verehrung bezeugt, so findet Götz an dem Bruder Martin einen echten Diener der christlichen Kirche. Nur daß der Bruder mit seinen Ansichten über das Klosterleben, das er unnatürlich findet, weil es die heiligsten Naturtriebe unterdrücke, mit der herrschenden

Kirche in Widerspruch steht. Und gewiß nicht ohne Grund hat ihm der Dichter den Namen Martin gegeben und ihn zu einem Angehörigen des Augustinerklosters zu Erfurt gemacht, sondern er wollte damit zweifellos auf die sich vorbereitende Kirchenreformation und die Person ihres Trägers, auf Martin Luther, hinweisen.

Wenn der Held unseres Stückes gegenüber dem geschichtlichen Götz stark idealisiert erscheint, so ist auf der Gegenseite das Bild seiner Zeit von dem Dichter absichtlich in düstereren Farben gehalten worden, als es den geschichtlichen Tatsachen entspricht. Es steht z. B. fest, daß das deutsche Rechtswesen, wie es durch das Reichskammergericht geschaffen wurde, sich erst im achtzehnten Jahrhundert so traurig gestaltete, wie es im Stücke erscheint. So sind auch die im Stücke auftretenden Reichstruppen nicht jene tapferen Landsknechte, die im 16. Jahrhundert unter Georg von Frundsberg dem Kaiser seine Schlachten schlugen und mit Recht vom Volkslied verherrlicht wurden, sondern es sind die dem Spotte verfallenen Reichstruppen des 18. Jahrhunderts, jene Soldaten, die Friedrich der Große bei Roßbach zu Paaren trieb, und die seitdem unter dem Namen „Reißausarmee" im Gedächtnis Europas leben. Endlich hat Goethe auch die verweichlichende Erziehung seines Zeitalters in das 16. Jahrhundert verlegt, um dadurch das Bild seines Helden noch mehr hervortreten zu lassen und um dessen Zeitalter als der Selbsthilfe bedürftig darzustellen.

21.

Herzog Alba[1]) nach Goethes Egmont und Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Einleitung. Obwohl sich Alba vielfach als Feldherr hervorgetan hat (z. B. in der Schlacht bei Mühlberg 1547),

1) In Betracht kommen von Egmont besonders III, 1 und IV, von der Geschichte des Abfalls der Niederlande IV. Buch Kap. 5 und 6. Alba heißt vollständig Ferdinand Alvarez von Toledo und führt seinen

so ist er doch am bekanntesten geworden durch seine Tätigkeit als Statthalter der Niederlande (1567—73). Als solchen lernen wir ihn auch in Goethes Egmont und in Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande kennen.

Thema. Charakteristik Albas.

I. Äußere Eigenschaften: Margarete von Parma nennt ihn (E. III, 1) den hohläugigen Toledaner mit der ehernen Stirn und dem tiefen Feuerblick, der zwischen den Zähnen murmelt, Vansen (E. IV) vergleicht ihn mit einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, sondern einer schmalleibigen und langbeinigen, die vom Fraße nicht feist wird, und ebenda mit einem alten Kater, der aussieht, als ob er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und sie nun nicht verdauen könnte. In der Tat war er lang und hager, hatte auch ein langes, mageres Gesicht, finsteres, mürrisches Aussehen, gelbbraune, nach der Ansicht Margaretes gallenschwarze Gesichtsfarbe.

II. Innere Eigenschaften.

1. intellektuelle: Er ist ein tüchtiger Feldherr. Macchiavell muß der Regentin gegenüber (III, 1) zugeben: „Ihr werdet einen erfahrenen Krieger in euren Diensten haben." Gomez äußert IV, 2: „Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen"; und allerdings war der Zug seines aus 10 000 Mann bestehenden Heeres von Genua über die Alpen, wo er sich „durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundenen gleichsam durchschmiegte" (Schiller), ein Meisterstück. Klug berechnet sind auch die Maßnahmen, die er in den Niederlanden ergreift: So läßt er gleich nach seiner Ankunft alle wichtigen Plätze durch starke Besatzungen sichern, macht zuerst die Führer des Volks wie Egmont

Namen Alba von der Stadt Alba de Tormes bei Salamanka; er ist geboren 1508, also bei seinem Erscheinen in den Niederlanden (1567) 59 Jahre alt.

und Hoorn unschädlich, sucht das Volk durch Auferlegung hoher Steuern mürbe zu machen, gewährt den Soldaten manche Freiheiten, namentlich in sittlicher Hinsicht, fordert Väter, Mütter, Kinder, Dienstboten unter großen Versprechungen auf, die häuslichen Vorkommnisse anzuzeigen (E. IV, 1).

Infolge davon genießt er auch ein großes Vertrauen bei seinem König, der ihn mit außerordentlicher Macht ausrüstet, mit der Macht, Kriege zu führen, Festungen zu bauen, Statthalter der Provinzen und Befehlshaber der Städte zu ernennen oder abzusetzen, Nachforschungen über Unruhen anzustellen, die Urheber zu bestrafen, die treu Gebliebenen zu belohnen usw., ebenso bei seinen Soldaten (daher sagt Silva mit Recht: „Wem gehorcht sichs leichter als dem Herzog, da der Ausgang beweist, daß er recht befohlen hat?), aber auch bei anderen, die sich scharenweise seinem Heere anschlossen im Vertrauen darauf, daß sie unter seiner Führung siegen würden.

2. moralische:

a) Er ist ein gehorsames Werkzeug seines Königs,[1]) dem er treu dient und auf dessen Willen er sich immer beruft, z. B. mit den Worten: „Der König will seinen Willen; diesen dem Adel kund zu machen habe ich Befehl; und Rat verlange ich in seinem Namen, wie es zu tun sei, nicht was; denn das hat er beschlossen." Und wie er selbst seinem Herrscher unbedingt Folge leistet, fordert er auch von seinen Untergebenen blinden Gehorsam; daher sagt Silva (E. IV, 2): „Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen." Daher herrscht in seinem Heere strenge Mannszucht; „keine Hütte, kein Acker wird auf dem Marsche beschädigt" (Schiller); „die Soldaten gehen kerzengerade, mit unverwandtem

1) Schiller, Don Carlos: So lang ein Herz in diesem Busen schlägt, mag sich Don Philipp ruhig schlafen legen. Wie Gottes Cherub vor dem Paradies, steht Herzog Alba vor dem Thron.

Blick, ein Tritt, soviel ihrer sind, steif und mürrisch, Maschinen, in denen ein Teufel sitzt." (E. IV.)

b) Er ist ein treuer Diener seiner Kirche, der er gleich seinem Herrn die abgefallenen und zum Protestantismus übergetretenen Glieder zurückgewinnen will. Wer nicht katholisch ist, erscheint ihm als Ketzer; „jeder ist ihm gleich ein Gotteslästerer," und von Egmont sagt er, sobald er seiner zuerst ansichtig wird: „Da kommt ein großer Ketzer". Daher ist es begreiflich, daß er die Inquisition wieder in ihre früheren Rechte einsetzt.[1])

c) Angenehm berührt die väterliche Liebe zu seinem Sohne Ferdinand, den er zum brauchbarsten Werkzeug des Königs machen möchte, und den er daher bei der Gefangennahme Egmonts mit einer wichtigen Aufgabe betraut.

d) Für das niederländische Volk hat er kein Verständnis; es bleibt nach seiner Ansicht immer kindisch und muß daher beständig geleitet werden. Seine Freiheitsbestrebungen kann er nicht begreifen („Was ist des Freiesten Freiheit?"). Die offene, frohe, liebenswürdige Art ist ihm zuwider; „ein froher, freundlicher Mensch kommt ihm vor wie eine schlechte Weinschenke mit einem herausgesteckten Branntweinzeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken". (E. IV, 2). Wie sein getreues Spiegelbild Silva ist er schweigsam und verschlossen. Gomez vergleicht ihn daher mit „einem ehernen Turme ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel hätte". Mürrisch und verdrossen, finster und argwöhnisch, wie er ist, traut er allen Menschen das Schlimmste zu, wittert überall Majestätsverbrechen und Empörung. Daher fürchtet man schon seine Ankunft. Ferdinand sagt: „Die Stadt (Brüssel)

1) Schiller, Don Carlos: Dieses Schwert blitzte dem Gekreuzigten vor, es zeichnete dem Samenkorn des Glaubens blutge Furchen vor. Gott richtete im Himmel, ich auf Erden.

sieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Tier, als das eilend nach einem Schutzort schlüpft". Die Maßregeln Albas rechtfertigen diese Furcht. Er bestimmt, daß auf der Straße nicht zwei oder drei zusammen sprechen sollen, widrigenfalls sie ohne Untersuchung des Hochverrats angeklagt werden; bei ewiger Gefangenschaft wird verboten, von Staatssachen zu reden, und bei Todesstrafe soll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen; auch darf niemand ohne Albas Genehmigung heiraten. Infolge des wohleingerichteten Spionendienstes werden so viele wegen politischer oder religiöser Vergehen angezeigt, daß er gleich im Anfang eine Menge neuer Gefängnisse bauen läßt und einen außerordentlichen Justizhof von 12 Richtern (den Rat der Unruhen) einsetzt, gegen den keine Revision, keine Appellation gilt. So werden Tausende hingerichtet, ja, er kann sich selbst rühmen, während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft in den Niederlanden (1567—1573) 18000 Menschen getötet zu haben. Von Güte und Milde mag er nichts wissen, alles will er mit Gewalt unterdrücken. Daher ist er auf die Weibergüte und das unzeitige Nachgeben der Regentin schlecht zu sprechen (E. III, 1). Verstellung und Hinterlist kennt er und übt er; so zeigt er bei der ersten Begegnung mit Egmont ein freundliches Gesicht und umarmt ihn sogar, weiß auch die übrigen Adeligen durch erheuchelte Freundlichkeit zu betören und in seine Netze zu locken. Der jesuitische Grundsatz: „Der Zweck heiligt das Mittel" ist auch der seinige.

Bei alledem ist er nicht von Selbstsucht freizusprechen. Nicht nur Ehrgeiz treibt ihn, sondern auch Habsucht und Eigenliebe. So hat er die Regentin Margarete von Parma als Statthalterin für die Niederlande empfohlen, weil die anderen Bewerber

seinem Ehrgeize im Wege stehen. So äußert auch Egmont (V) bitter: „Nicht das Wohl des Staates, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierhergebracht, um seiner selbst willen hat er Krieg geraten, daß er als Krieger im Kriege gelte; er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe". Und damit steht der Neid im Einklang, den er empfindet, als Egmont in seiner Jugend ihn beim Wettschießen angesichts der Spanier und Niederländer überwindet und ihm beim Würfelspiel Haufen Goldes abgewinnt (E. V.).

Schluß. Trotz seines gewaltsamen Vorgehens hat Alba in den Niederlanden nichts erreicht, ist daher 1573 wieder abberufen und durch einen milderen Statthalter ersetzt worden.

22 a.

Was erfahren wir in Goethes „Egmont" über König Philipp II. von Spanien?

Einleitung. Philipp tritt in Goethes Egmont nicht persönlich auf, aber doch erfahren wir so viel über ihn, daß wir uns ein Charakterbild von ihm entwerfen können.

Thema. Wie war König Philipp II. geartet?

1. äußerlich:
   a) ernst und finster, er lachte niemals, sprach mit niemand auf der Straße;
   b) er umgab sich mit majestätischem Prunke.
2. innerlich:
   a) Gemüt:
      α) mißtrauisch, liebt daher Späherschaft, fordert ausführliche Berichte von der Regentin, besetzt die wichtigsten Ämter in den Niederlanden mit Spaniern.
      β) streng katholisch, daher Inquisition, durch die Andersgläubige ausgerottet werden sollen, Vermehrung der Bischofssitze.

b) Wille:

α) entschieden, fest und unerbittlich in der Durchführung seiner Pläne.

β) führt ein despotisches Regiment, berücksichtigt daher die Privilegien der Niederländer nicht und wählt gefügige Werkzeuge wie Alba, die mit Härte und Grausamkeit seine Befehle vollstrecken.

Schluß. Philipp war wesentlich anders geartet als sein Vater Karl V., der in den Niederlanden beliebt war.

22 b.

Warum liebten die Niederländer König Philipp II. nicht?

(Nach Goethes „Egmont" und Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande).

Einleitung. Die Niederländer liebten Karl V., Philipps II. Vater.

Thema. Die Niederländer liebten Philipp II. nicht, weil zwischen ihnen und ihm drei schroffe Gegensätze bestanden:

1. ein Gegensatz im Charakter: er war mißtrauisch, ernst und finster, stolz und unnahbar, wortkarg und einsilbig, sie heiter und froh, offen und gesprächig (Egmont I, 1, 7: Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen). Sie veranstalten gern Feste (Armbrustschießen, Gastmähler), sind freigebig (Buyck bezahlt die ganze Zeche), Egmont ist zu offen gegen Alba; sie zeigen Vertrauen zu ihren angestammten Statthaltern.

2. ein religiöser Gegensatz: Philipp ist streng katholisch; er erhöht die Zahl der Bischofssitze von 4 (im „Egmont" 3) auf 17 nach der Zahl der Provinzen, führt die spanische Inquisition ein (die gewöhnliche Form bestand schon unter Karl V. seit 1522 in Brabant), macht den Kardinal Granvella zum Beirat der Regentin Margarete von Parma, will Ruhe und Einigkeit nicht auf Kosten der Religion hergestellt wissen; die Niederländer neigen zum Protestantismus (die Gründe davon

sind bei Schiller angegeben); der Kalvinismus verbreitet sich, lutherische Geistliche treten auf und predigen in deutscher Sprache; denn man will keine lateinischen Brocken hören.

3. ein politischer Gegensatz: Die Niederländer hatten viele Freiheiten und Privilegien, die Karl V., namentlich soweit sie den Handel betrafen, gewissenhaft schonte. Philipp kümmerte sich wenig um diese Vorrechte und hob daher viele willkürlich auf oder handelte absichtlich dagegen. Er führte fremde Truppen in die Niederlande, besetzte die wichtigsten Staatsämter mit Fremden, beachtete das Steuerbewilligungsrecht der Generalstaaten nicht, verbot (durch Alba), daß die Bürger gruppenweise auf der Straße zusammenstanden u. a.

Schluß. Die Folge dieses Gegensatzes und des von Philipp geübten Druckes war der Abfall der Niederlande von Spanien.

23.

Die Schwermut und die Genesung des Orestes, nach Goethes Iphigenie.[1])

Einleitung. Die griechische Mythologie hat in dieser Sage den schmerzlichsten sittlichen Konflikt aufgestellt. Nach dem von der Religion geheiligten Grundsatze der Blutrache muß Orestes die Ermordung seines edelen Vaters bestrafen; er kann es nur, indem er die eigene Mutter tötet. Obgleich er dabei nach dem Befehle der Götter handelt, stürzt ihn die Wut der Furien in Wahnsinn, d. h. nicht nur er selbst peinigt sich bis zur Umnachtung des Geistes mit Zweifeln an der Gerechtigkeit seiner Tat, sondern auch die Götter, also die Griechen, deren sittliches Urteil sich in der Gestaltung der Sage abspiegelt, wagten nicht zu entscheiden, ob er etwas Rühmliches oder Sträfliches getan. Man erklärt den Muttermord zuletzt doch für eine Schuld, aber unter diesen Umständen für eine solche, welche durch eine

1) Eingehender ist dieser Stoff behandelt von Ad. Matthias in Fricks Lehrproben und Lehrgängen 11. Heft, Halle 1887, S. 50 ff. und mit anderer Auffassung von M. Wohlrab in seiner Schrift „Iphigenie auf Tauris" Dresden 1903. Vgl. auch H. Lähr, Die Heilung des Orest. Berlin 1902. Reimer.

mit tausend Lebensgefahren verbundene fromme Handlung einigermaßen gesühnt werden könne, und zu einem solchen Sühnmittel ward die Heimführung des Dianenbildes aus dem rauhen Lande der Taurier[1]) erwählt.

Der neuere Dichter wollte das sittliche Moment, das der Mythus in den Tatsachen nur dunkel andeutet, mit aller Klarheit ausbilden und führt uns daher hauptsächlich den tragischen Seelenzustand des Helden vor Augen. Nicht mit bloßen Tatsachen, was dem plastischen Sinne der Griechen näher lag, sondern mit sittlichen Beweggründen, mit den Regungen in der Brust des Orestes selbst, will er den Knoten schürzen und lösen und leitet deshalb seine Schwermut nicht von der Verfolgung der Furien, sondern von der tiefen Empfindung der Schuld her:

Du mehrst das Übel
Und nimmst das Amt der Furien auf dich, (II, 1.)

wie er zuletzt seine Genesung nicht auf den äußern Umstand, daß das Bild der Diana wirklich gewonnen wird (denn Goethe läßt es den Tauriern), sondern auf innere, sittliche Ursachen gründet.

Thema. Wie hat Goethe das tiefe Leiden und die Heilung des Orestes dargestellt?

A. Der stille Gram und die Wiederkehr der Verzweiflung.

1. Die willig resignierende Todessehnsucht. Orestes soll mit Pylades im Tempel der Diana[2]) geopfert werden.
   a) Er beklagt sich nicht darüber, daß die Rettung, die ihm Apollo versprochen, nichts Besseres sein soll, als das Ende des Lebens.

Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem schönen Licht der Sonne zu entsagen.

1) Das Land hieß im Altertume nicht Tauris. Die jetzt übliche Benennung Iphigenie in Tauris ist irrtümlich aus ἐν Ταύροις oder in Tauris, d. h. unter den Tauriern entstanden.

2) Er befand sich, wie man vermutet, am südwestlichen Strande der Krim, zwischen Sebastopol und Balaklawa, wo jetzt ein Kloster mit einem Eichenhaine liegt.

b) Ein ehrenvoller Tod im Kampfe sei den Atriden einmal nicht beschieden; er wollte daher lieber am Altare getötet werden, als vielleicht noch gar durch die Tücke eines Verwandten fallen.

c) Nur um des Freundes willen, der schuldlos in sein Schicksal verwickelt werde, wünscht er, es gäbe eine Hoffnung zur Flucht, doch dies gehöre mit zu seinem Elende, daß er, selbst zum Jammer georen, durch seine Nähe jedem Verderben bringe, der freundlich an ihm teilnimmt.

d) Er weist daher allen Trost und alle Ermutigung zurück. Es sei einmal nicht seine Bestimmung, rühmliche Heldentaten auszuführen. Ihn hätten die Götter nur zum Schlächter auserkoren, zum Mörder seiner doch verehrten Mutter, und er sei überzeugt, daß auch der Letzte aus Tantalus' Hause nicht schuldlos und ehrenvoll untergehen solle.

2. Verzweiflung und Raserei.

a) Orestes erklärt anfangs auch der ihm noch unbekannten Schwester gegenüber mit derselben gefaßten Resignation, daß er sich keine Rettung wünsche, daß das Glück nur den Freunden der Götter beschieden sei und ihm daher keine Hoffnung, sondern nur der Totenfluß vor Augen schwebe.

b) Seine Ruhe wird aber erschüttert, als ihn die Umstände nötigen, von Klytämnestras Tode zu erzählen und sich dadurch den gräßlichen Vorgang deutlich zu vergegenwärtigen.

c) Den aufgeregten Sinnen und der leidenschaftlich bewegten Seele stellt sich wieder das Bild der Furien dar, ihn erfaßt von neuem die ganze Qual der Schuld.

d) Ja, als er in der Priesterin nicht mehr die Schwester verkennen kann, weicht jedes andere Gefühl vor der Angst, daß nun dennoch das Entsetzliche eintreffe, was er am meisten gefürchtet, daß nämlich jeder Nachkomme des Tantalus durch die Hand eines Verwandten umkommen müsse

und der Fluch des Hauses jetzt, da die Opferpriesterin seine Schwester sei, um einen neuen Frevel wachsen werde. Er sinkt ohne Besinnung nieder.

B. Die Genesung.

1. **Der Wendepunkt.** Wie bei einer leiblichen Krankheit folgt auf die höchste Aufregung und Anspannung der Kräfte eine wohltätige Ermattung. Orestes glaubt bereits in der Unterwelt zu sein. Ein besänftigendes Traumbild zeigt ihm seine Eltern und Ahnen. Die sich oben im finstren Hasse gemordet, gehen hier Hand in Hand. Tantalus selbst freilich sieht er nicht, seine Buße mochte noch nicht vollendet sein; über dessen Nachkommen herrscht jedoch nicht mehr der Fluch, und ihre Verbrechen sind alle gesühnt.
2. **So wie die Betäubung weicht, erwacht Orestes zu neuem Leben.**

   Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
   In deinen Armen reine Freude finden.

   Der Dichter sagt nicht, was diesen Wechsel in seiner Stimmung hervorbringt; es tritt auch in der Tat kein neues Moment hinzu, sondern das Werk wird dadurch vollbracht, daß Orestes nunmehr alles Trostvolle, was er bis dahin abgewiesen, auf sich wirken läßt.

   a) Er findet ein liebreiches Schwesterherz, während er bisher gewohnt war, in seinem Hause nur Zwietracht und tödlichen Groll zu sehen; denn selbst Elektra hatte die Mutter gehaßt und den Bruder zu ihrer Ermordung angetrieben.

   b) Der reine, milde, gottergebene Sinn Iphigeniens ist von dem Frevelmute des Geschlechtes unberührt geblieben. Als sie ihm später mitteilt, daß sie es nicht vermocht habe, den König mit der von Pylades ersonnenen Unwahrheit zu täuschen, macht er ihr keine Vorwürfe darüber, daß sie die Rettung vereitelt. Er mußte in dem heldenmütigen, geraden Sinn für die Wahrheit nur die Verwandtschaft ihrer Natur mit der seinigen erkennen.

   Ich schätze den, der tapfer ist und grad.

c) Iphigeniens Rettung in Aulis beweist, daß die Götter sich versöhnen lassen und die letzten Tantaliden nicht verderben wollen.

d) So erkennt er, daß er nur scheinbar der Schwester Apollos, in der Tat aber seiner eigenen Schwester die Genesung verdanken sollte: ihre Reinheit, ihre Liebe, ihr frommer Glaube an die Huld der Götter teilen sich (als eine tatsächliche Widerlegung seiner Meinung von dem fortwirkenden Fluche) seinem eigenen Herzen mit, in welches Friede, Mut und Hoffnung zurückkehren.

> Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
> Zum Tartarus und schlagen hinter sich
> Die eh'rnen Pforten fernabdonnernd zu.
> Die Erde dampft erquickenden Geruch
> Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
> Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.

e) Von nun ab ist er selbst für die Rettung mit lebhafter Entschlossenheit tätig. Agamemnons Schwert ist wieder in der Hand eines Helden. Der Zweikampf soll entscheiden, und wie es vorhin sein tiefster Schmerz war, daß die Götter ihm keine frohe Tat beschieden, so will er jetzt nicht allein für die eigene Befreiung kämpfen, sondern für die hellenische Menschlichkeit, und allen Fremden, die das Ufer betreten, das Gastrecht erstreiten.

Schluß. Hat nun aber Orestes wirklich die Eumeniden völlig beschwichtigt, und ist der Muttermord wirklich eine sühnbare Schuld? Es ist ein schönes Zeugnis von dem tiefen Rechtsgefühle und Familiensinn der alten Griechen, daß sie es auch jetzt noch nicht wagten, Orestes gänzlich freizusprechen. So viele Umstände den grauenvollen Frevel milderten, es blieb ein peinlicher Rest übrig. Der Areopag hatte bei dem Prozesse die Sache unentschieden gelassen, und als Athene für die Begnadigung stimmte, hörten die Furien gleichwohl nicht auf, ihr Anrecht auf den Schuldigen geltend zu machen. Jetzt versprach ihm die Herbeischaffung des Dianenbildes, ein Unternehmen auf Leben und Tod, Verzeihung und Seelenfrieden. Die Gefahr wird

glücklich bestanden, und die Furien scheinen beruhigt. Orestes heiratet Hermione und herrscht über Mycen und Argos. Dennoch darf er nicht wie ein Schuldloser sterben. Als er neunzig Jahr alt ist, regen sich zuletzt noch einmal die Geister der Rache; er wird von einer Schlange gebissen, die vermutlich eine Dienerin der Furien war.

24.

Orestes und Pylades in Goethes Iphigenie.

Einleitung. Zu wahrer Freundschaft ist wohl Ähnlichkeit der Bestrebungen erforderlich, nicht aber Gleichheit des Charakters. So zeigen auch die beiden Freunde Orestes und Pylades keine Übereinstimmung in ihrem Leben und Wesen, sondern große Gegensätze.

Thema. In welcher Beziehung unterscheiden sich beide voneinander?

1. in den Lebensschicksalen vor Beginn der Handlung.
   a) Orestes hat ein zerstörtes Familienleben, ist verwaist und wächst in der Fremde auf, Pylades verlebt eine glückliche Jugend.
   b) Orestes kehrt in die Heimat zurück, tötet seine Mutter und hat nun unter den Folgen dieser Tat zu leiden, Pylades nimmt freiwillig an dieser Tat und an Orests Leiden teil ohne eignes Verschulden und ohne innere Qual.
2. in der Stimmung beider beim ersten Auftreten III, 1—3.
   a) bei Orestes finden wir ein furchtbar lastendes und drückendes Schuldbewußtsein, bei Pylades ein reines Gewissen.
   b) bei Orestes Groll gegen die Götter und das Schicksal, bei Pylades Vertrauen auf sie.
   c) bei Orestes schwermütigen Pessimismus, bei Pylades freudigen Optimismus.
   d) bei Orestes Lebensüberdruß und Todessehnsucht, bei Pylades Lebenslust und Tatendrang.

3. im Charakter.

a) das Temperament Orests ist ernst, er nimmt das Leben nicht leicht, das des Pylades ist heiter.

b) Orestes ist ideal gesinnt, fast schwärmerisch angelegt, Pylades ein praktisch denkender und handelnder, das Nächste ins Auge fassender Grieche.

c) Orestes ist erfüllt von Abscheu vor allem Unehrlichen, Unedlen, Pylades ein Ränkeschmied, der zu List und Trug neigt und freie sittliche Grundsätze hat.

Schluß. Trotz dieser Verschiedenheit sind beides echte Griechen.

Vgl. Rost in Lyons Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht XI, 489 ff.

25.

Die Zustände Italiens zur Zeit des Torquato Tasso, nach Goethe.

Einleitung. Wir müssen uns das Bild Italiens aus gelegentlichen Angaben zusammenstellen, die mit scheinbarer Absichtlosigkeit, doch nirgends ohne eine besondere Begründung in den Dialog eingeflochten sind.

Thema. Die Zustände Italiens nach dem Drama.

A. Geistige Bildung.

1. Die Pflege der Wissenschaften und Künste war für Fürsten und Städte eine Sache des Ehrgeizes und des neidischen Wetteifers.

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Den Bessern zu besitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt:
Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei. (V, 1.)

In Ferrara erglänzte zuerst „das schöne Licht der Wissenschaft, des freien Denkens". Das Haus Este zeichnete sich 200 Jahre lang in allen Mitgliedern durch die eifrigste Pflege der Bildung aus.

Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.[1] (I, 1.)

Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.[2] (Ebenda.)

Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt. (I, 1.)

Die zweite Pflanzstätte der Kultur war Florenz mit den Mediceern, die als Bürger den Fürsten in Glanz und Kunstsinn nacheiferten und herrliche Schätze aufhäuften.

Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht. (Ebenda.)

Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,
Welch' einem Fürsten du dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt und welche Frauen. (IV, 2.)

Alle wurden jedoch von Rom überflügelt, wo der Dichter sich an dem Urteile der größten Kenner und an zahllosen Kunstwerken bilden konnte, und wo er nach strenger Prüfung auf dem Kapitol mit dem Lorbeer gekrönt ward.

Er ist ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Kapitol dich zieren soll.
Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen. (I, 3.)

Gar viele meiner Freunde sind' ich jetzt
In Rom versammelt. (IV, 4.)

---

1) Vermutlich sind nicht nur Herkules II. († 1559) und sein Bruder, der Kardinal Hippolyt, sondern auch Herkules I. († 1505) und dessen Bruder, ein älterer Kardinal Hippolyt, gemeint, der sonst ein unedler Mann, aber ein Gönner des Ariost war.

2) Man zeigt noch heute in Ferrara das Tintenfaß des Ariost und die Manuskripte des Ariost, Guarini und Tasso. Auch Bojardo († 1494) hat in Ferrara bei Herkules I. in Ansehen gestanden.

Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort möcht' ich in die Schule
Auf's neue mich begeben. (V, 2.)

Ich finde viele Männer dort versammelt,
Die Meister aller Art sich nennen dürfen.
Und spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an! (V, 4.)

2. Selbst fürstliche Frauen waren mit den alten Schriftstellern bekannt, sogar mit Plato, dessen Philosophie damals zuerst in Europa studiert wurde, nachdem man sich das Mittelalter hindurch mit Aristoteles beholfen.

Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter.
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten Wert;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede ꝛc.
(I, 1; Worte der Prinzessin.)

Du, Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt? (Ebenda.)

3. Von den italienischen Dichtern wird Ariost genannt und auf geistreiche Weise charakterisiert.

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein ꝛc. (I, 4.)

Ferner Petrarch.

Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern? (III, 3.)

Tasso erhält den für Vergil bestimmten Kranz; dadurch wird uns die Verwandtschaft beider Dichter bemerklich gemacht.

Das schöne Zeichen, das den Dichter ehrt, —
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne. (I, 3.)

4. Wir erfahren, daß von den Dichtungsgattungen außer dem Epos besonders das Sonett und das Pastorale oder Idyll in Blüte standen.

Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden 2c. (I, 1.)

Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt?
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab 2c. (II, 1.)

5. Neben der Dichtkunst blühte die Musik. An die Malerei und Skulptur wird im einzelnen nicht gedacht, doch erinnern wir uns ihrer Meisterwerke, wenn wir von dem Prachtbau St. Peters hören.

Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie. (III, 2.)

Er (der Papst) schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht, und Palast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht. (I, 4.)

6. Endlich ist sogar die Schattenseite dieser Bildung von Goethe angedeutet. „Die literarischen Bestrebungen schlossen sich überall dem Antik-Heidnischen an, und die platonische Philosophie nährte ein ganz unchristliches Wesen." Die Mutter der Prinzessin war Rénée von Frankreich, die zweite Tochter Ludwigs XII. Der an dem Hofe ihres Schwagers Franz I. aufblühende Klassizismus hatte sie zur Kalvinistin gemacht und so in den für heidnisch geltenden „fremden Irrtum" gestürzt.

Was half denn unſ'rer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntnis jeder Art, ihr großer Sinn?
Kount' er ſie vor dem großen Irrtum ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun iſt ſie tot;
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſei. (III, 2.)

B. Das Leben an den Höfen.

1. Mit dem Enthuſiasmus für die Kunſt ging die Prachtliebe Hand in Hand. Alphons II. liebte rauſchende Vergnügungen und die glänzenden Feſte der Ritterzeit.

Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen ſchien. —
Da drängten ſich die Knappen, da erklang
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd,
Getroffen tönten Helm' und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach. (II, 1.)

2. Ein Zeitalter, das im Vergnügen ſchier unerſättlich iſt, pflegt ſich einen Genuß durch Gegenſätze zu würzen. Unter Ludwig XV verbanden die Pariſer Hofleute mit ihrer Üppigkeit eine Vorliebe für das ſentimentale arkadiſche Idyll. Sie verwandelten ſich durch eine ländliche Tracht in Schäfer und Schäferinnen, aber die weißen Kleider waren von Seide, die Hirtenſchuhe von Sammet, die Naturliebe eine Tändelei. Ähnlich erſcheint hier das Land- und Gartenleben, zwar mit einer reineren Freude an der Natur, doch auch mit dem Prunke der Villen und Gewächshäuſer verbunden.

Ja, meine Fürſtin, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beide hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt,
Wir winden Kränze. (I, 1.)

Wir können unſer ſein und ſtundenlang
Uns in die gold'ne Zeit der Dichter träumen. (Ebenda.)

Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten. —
Wie will ich deine Bäume pflegen, die Zitronen
Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken ꝛc.
Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden schade;
Die schön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel säubern ꝛc. (V, 4.)

3. Eine besondere Gunst genossen an den Höfen die Dichter. Sie waren den Fürsten als eine Zierde des Landes willkommen, selbst mit ihren eigensinnigen Launen. Der Gönner war auf die Dichtungen stolz, die seiner Freigebigkeit ihre ungestörte Vollendung dankten.

Ich nehme meinen Teil des Ruhms davon. (I, 2.)

Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmut trugen diese Männer
Manch' groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte! (V, 1.)

Die Frauen ließen sich gerne mit poetischen Huldigungen schmeicheln.

Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz. (I, 1.)

Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt? (III, 3.)

Die Fürsten selbst waren mitunter tüchtige Männer, geeignet, Vorbilder für die Gestaltung der dichterischen Ideale zu sein. An ihren Höfen lernte der Dichter die fürstlichen Sitten kennen, die er darzustellen hatte.

Arioſt fand ſeine Muſter hier.
(I, 1. Er hatte namentlich Alphons I. gefeiert.)

Der tatenloſe Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus ſich ſelbſt? Die kluge Leitung
Des raſchen Krieges — hat er die erſonnen?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Mut,
Und wie ſich Liſt und Wachſamkeit bekämpft,
Haſt du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürſt,
Das alles eingeflößt ꝛc. (I, 3.)

Das Hofleben gewährte ihm eine Anſchauung von dem Adel und der Liebenswürdigkeit der Frauen.

Ich bin nur einer, einer alles ſchuldig!
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tankredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille, nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Not ꝛc. (II, 1.)

C. Politiſche Verhältniſſe.

1. Die kleinen Staaten hatten keine Rolle zu ſpielen, es wird uns daher beſonders Rom vorgeführt, doch mußten ſich auch jene bei ihrem ewigen Unfrieden an dem päpſtlichen Hofe einen Anhang verſchaffen und wachſame Agenten unterhalten. Venedig war der Dichtung wohl zu fremd.

Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt. (V, 2.)

2. Der Dichter entwirft uns das Ideal eines Kirchenfürſten nach ſeiner weltlichen Stellung, in der Wirklichkeit war ihm Sixtus V. ähnlicher als ſein Vorgänger Gregor XIII., den das Drama nennt. Der würdigſte Greis, dem je eine Krone das Haupt belaſtete, verſteht den Wert der Menſchen zu beurteilen; nur erfahrene und tätige Männer genießen ſein Vertrauen; er durchſchaut die Verhältniſſe der Welt mit klarem Blicke.

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird. (I, 4.)

3. Doch hören wir auch von den beiden Mächten, die das Reich des Papstes bedrohen, von dem Halbmond und dem Protestantismus.

Italien soll ruhig sein, — daß die Macht
Der Christenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort, vertilge.[1]) (Ebenda.)

4. Zuletzt erfahren wir sogar, an welchen inneren Schäden die päpstliche Regierung litt.

a) Die Verschleuderung der Ämter und Güter an die Verwandten.

Hat er für die Nepoten viel getan?

b) Die Bestechlichkeit und Geldgier der Kardinäle, die Simonie.

Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

c) Die Intrigen der Weiber.

Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten. — Nicht?

d) Die hinterlistige Schlauheit der Politik.

Denn welcher Kluge fänd' im Vatikan
Nicht seinen Meister?

e) Der hierarchische Stolz.

Vom Vatikan herab sieht man die Reiche
Schon klein genug zu seinen Füßen liegen,
Geschweige denn die Fürsten und die Menschen. (I, 4.)

---

1) Die Greuel der Pariser Bluthochzeit beklagte Gregor mit aufrichtigen Tränen; das berüchtigte Te deum wurde ihm abgedrungen. Dagegen war er sehr unzufrieden, als Spanien und Venedig die Niederlage der Türken bei Lepanto (1571) nicht weiter benutzten.

Schluß. Diese Äußerungen über Italien sind nicht so eingehend, bestimmt und erschöpfend, daß man aus ihnen eine geschichtliche Abhandlung konstruieren könnte. Sie sollten es auch nicht sein, weil sie sonst die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande abgelenkt und mit dem Allgemeinen das Besondere erstickt hätten. Als nebensächliche Einschaltungen in den Dialog betrachtet, haben sie jedoch eine überraschende Vollständigkeit.

26.

Der erste Gesang von Goethes „Hermann und Dorothea" als Exposition des ganzen Epos.

Einleitung. Wie uns der dramatische Dichter in den ersten Szenen oder wenigstens im ersten Akt mit alledem bekannt macht, was zum weiteren Verständnis des Stückes wesentlich ist, so gibt uns auch Goethe in seinem Epos „Hermann und Dorothea" Aufschluß über Ort und Zeit, die wichtigsten Personen und die Haupthandlung.

Thema. Der erste Gesang von Goethes Hermann und Dorothea ist ein Meisterstück einer Exposition.

Wir werden darin einleitend unterrichtet

1. über den Ort der Handlung. Diese spielt sich ab in der Nähe einer kleinen Stadt am rechten Rheinufer, in der man sich mancher Fabrik und manches Gewerbes befliß. Von besonderem Interesse ist der Gasthof zum goldenen Löwen am Markte, der in der nach Norden zu gelegenen Hinterstube den Gästen einen kühlen Raum bot, wenn sie es nicht vorzogen, auf der steinernen Bank unter dem Torwege zu sitzen und die Vorübergehenden zu mustern.
2. über die Zeit der Handlung. Nach V. 7 ist es Mittag, nach V. 45 ff. an einem heißen Sommertage. Da die Kornernte nahe bevorsteht, so ist anzunehmen, daß Goethe an den Anfang des August gedacht hat. Die Darlegungen des Wirts aber lassen uns erkennen, daß das Stück während der großen

französischen Revolution spielt; denn die Auswanderer haben aus Furcht vor den Franzosen ihre links vom Rhein gelegene Heimat verlassen. Der V. 198 vom Wirt erhoffte Friede ist vermutlich der 1795 zu Basel geschlossene.

3. über die wichtigsten Personen (außer Dorothea).

a) Der Wirt.

α) Sein Äußeres: er ist eine stattliche und behäbige Persönlichkeit, die die alte bequeme Tracht der neuen vorzieht (V. 7. 35 ff.).

β) als Mensch ist er ein Freund des Gediegenen (V. 17. 34. 167. 169), gastfrei und wohltätig (V. 160 ff. 13 ff. 151 ff.), heiter und zum Scherz aufgelegt (V. 174 ff.), fromm und gottesfürchtig (V. 174 ff.), patriotisch (V. 190 ff.).

γ) als Vater und Gatte ist er liebevoll gegen seine Frau (V. 162) und bestrebt, seinen Sohn recht glücklich zu machen (V. 202).

b) Die Wirtin.

Sie ist

α) eine sparsame Hausfrau (V. 23),

β) voller Herzensgüte und mitleidig mit den Armen (V. 25 ff.),

γ) klug und verständig (V. 28 ff.).

c) Der Pfarrer.

α) ein frommer Mann, voll Gottvertrauen (V. 185 ff.),

β) human und edel denkend (V. 84 ff.),

γ) ein urteilsfähiger Mann (V. 88 ff.).

d) Der Apotheker.

α) geschwätzig (V. 102 ff.),

β) tadelsüchtig (V. 70 ff. 124 ff.),

γ) neugierig; denn er ist selbst im heißesten Sonnenbrande hinausgegangen, um den Zug der Vertriebenen zu schauen (V. 63 ff.).

δ) er wirkt dadurch komisch, daß er an anderen tadelt, was er selbst eben getan hat (V. 70 ff.).

e) Hermann
wird am Schlusse vom Wirte kurz charakterisiert (V. 202 ff.)
α) als fleißig und regsam im Hause (V. 206 ff.),
β) als langsam und schüchtern nach außen, unlustig sich unter den Leuten zu zeigen und den Tanz aufzusuchen (V. 207 ff.).

Schluß. Bei der großen Verschiedenheit zwischen dem Wirt und Hermann ahnen wir, daß es zwischen beiden zu einem Konflikt kommen wird, dessen Veranlassung mit dem Wunsche des Vaters angedeutet wird (V. 202 ff.):

„Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut entschlossen vor Euch am Altare sich stellen!"

27.

Die Geisterwelt in Goethes Balladen.

Einleitung. Goethes Balladen führen uns mit Vorliebe in die geheimnisvolle Welt der Geister und zu den dunkeln Seiten der Natur. Wir finden in ihnen meist wohlbekannte Erscheinungen des altheidnischen Volksglaubens wieder.

Thema. Welchen Vertretern der Geisterwelt begegnen wir in Goethes Balladen?

1. Elfen: Diese haben Neigung zu schönen Knaben und töten durch das Grausen, das sie einflößen (Erlkönig: das Grauenhafte der nächtlichen Natur).

2. Nixen: Diese locken Jünglinge zu sich hinab in die Tiefe des Meeres (Fischer: das Anziehende und Verlockende des ruhigen Wasserspiegels).

3. Zwerge, deren Leben und Hauswesen dem menschlichen ähnlich ist, nur viel zierlicher. Gute und gefällige Hausgeister (Hochzeitslied).

4. Hulda und ihr Heer, die wilde Jagd, samt dem getreuen Eckard (Der nächtliche Sturm im Walde).

5. Geister der Verstorbenen, die im Mondenschein tanzen (Totentanz).

Schluß. Dagegen beruht auf Vermischung der Volkssage und eigner Gestaltung des Dichters der Schatzgräber (Teufelsbeschwörung und antiker Genius). Aus griechischer Quelle stammt der Zauberlehrling, wo wir einen durch Zauber in selbständige Tätigkeit versetzten Besen antreffen.

28.

Die Unterschiede zwischen Goethes Ballade und Schillers Romanze.

Einleitung. Balladen und Romanzen haben oft Ähnlichkeit miteinander, z. B. Goethes „Fischer" und Schillers „Taucher". Beide spielen am Meeresufer, in beiden tauchen die Helden in die Tiefe und gehen darin zugrunde, in beiden handelt es sich um Liebe zu einem weiblichen Wesen.

Thema. Balladen und Romanzen weisen aber auch große Unterschiede auf:

1. in den auftretenden Personen.
   a) in den Goetheschen Balladen begegnen wir vielfach den geheimnisvollen Gewalten, mit denen unsere Altvordern die Natur bevölkerten, den Nixen, Elfen, Zwergen usw. Vgl. den Erlkönig, das Hochzeitslied, den getreuen Eckard u. a.
   b) in den Schillerschen Romanzen treten uns vielfach Ritter entgegen, z. B. im Handschuh, Taucher, Kampf mit dem Drachen, Ritter Toggenburg.
2. in den sittlichen Ideen.
   a) die Goethesche Ballade zeigt den Menschen in seiner Ohnmacht gegenüber den Naturgewalten. Untätig, passiv erliegt er den Lockungen der oben genannten Wesen.
   b) die Schillersche Romanze zeigt den Menschen in seiner Größe, als Helden der Tat. Welche Kraft die Liebe verleiht, erkennen wir aus dem Taucher und aus Hero und Leander, Muster der Treue und Demut führt uns die Bürgschaft und der Kampf mit dem Drachen vor.

3. in der Form.

a) die Goethesche Ballade ist schlicht und einfach, dabei warm empfunden und gleich dem Volkslied aus dem Herzen quellend. Alliteration und Assonanz werden berücksichtigt. Sie eignet sich sehr zum Gesang.

b) die Schillersche Romanze ist schwungvoll und pathetisch, oft dramatisch aufgebaut und breiter ausgeführt. Sie eignet sich besonders zur Deklamation.

Schluß. Dasselbe Verhältnis finden wir auch bei anderen Dichtungen derselben Männer, z. B. bei den dramatischen Schöpfungen. In Schillers Tragödien treten uns Heldengestalten wie Tell und die Jungfrau von Orleans, vor allem aber eine reiche Handlung entgegen, die Goetheschen Dramen führen uns mehr passive Menschen vor wie Egmont und Tasso, mehr Gefühl und Empfindung als vorwärts drängende Handlung.

Anm. Nach Laas, Der deutsche Aufsatz, 2. Aufl. Berlin 1877—78 S. 542 besteht zwischen beiden Dichtern in den entsprechenden Dichtungsarten folgender Unterschied: Bei Goethe ist der Mensch irdisch, schwach, geheimnisvollen, dämonisch wirkenden Naturgewalten hingegeben, der Notwendigkeit machtlos erliegend; bei Schiller von edlen Ideen über seine irdische Existenz, über das Schicksal hinausgehoben; er ringt energisch mit der Sinnlichkeit, Vernunft und Freiheit erweisen sich mächtiger als der sinnliche Trieb. Dort leidender Zustand, hier Aktion und Bewegung. Dort völlige Einheit des Wesens, aber der Mensch ein animal und weiter nichts, hier Zwiespalt, Dualismus, aber der Mensch ragt in übersinnliche Sphäre.

Großartiger, erhabener, erhebender und erwärmender ist Schillers Ansicht; er führt den Menschen auf ideale Höhe, gibt ihm sittliche Würde. Goethe haftet an seiner natürlichen Sphäre und irdischen Beschränkung. Der geistige Boden, aus dem dieser Dichter seinen Stoff zieht, ist der Volksglaube und Aberglaube. Schillers Dichtung ruht im wesentlichen auf der Kantischen Philosophie.

Was die äußere Form betrifft, so sind die Schillerschen Romanzen dramatisch, effektvoll, in unruhiger Bewegung, erwecken Mitleidenschaft wie eine Tragödie, die Goetheschen sind von mehr epischem oder lyrischem Verlauf. Dort alles Pracht, Schwung und Fülle, erhaben, sentimentalisch, zur Deklamation geschaffen, hier einfache, natürliche und doch warme, edle Sprache, schön, naiv, zum Gesang geeignet.

29.

Was erfahren wir über Schiller in Goethes Epilog zur Glocke?

A. Einleitung. Das Gedicht ist dem Andenken des für Goethe zu früh (9. Mai 1805) verstorbenen Freundes gewidmet und zuerst am 10. August 1805 auf der Lauchstädter Bühne vorgetragen worden.

B. Schillers Leben, Charakter und schöpferische Tätigkeit.

1. Aus dem Leben des Dichters erfahren wir, daß er sich (1797) einen Garten gekauft hat (Str. 5), daß er kurz vor seinem Tode (29. April 1805) noch das Theater besucht hat (Str. 10), daß er den Einzug der Großfürstin Maria Paulowna (9. Nov. 1804) mit erlebt hat (Str. 1) [und daß sein Leichnam um Mitternacht (11./12. Mai 1805) in die Gruft gesenkt worden ist (Str. 2)].

2. Sein Charakter.
   a) Er war eine ideal gerichtete Natur; hinter ihm in wesenlosem Scheine lag das Gemeine, sein Geist schritt fort ins Ewige des Wahren, Guten und Schönen (Str. 4).
   b) Er hatte feste Grundsätze und großen sittlichen Ernst (Str. 3).
   c) Er war strebsam und fleißig, arbeitete daher oft bis tief in die Nacht (Str. 5.).
   d) Er war geduldig im Ertragen von Leiden (Str. 9).
   e) Er war gesellig, gesprächig, geneigt, auf die Gedanken anderer einzugehen (Str. 3), überhaupt ein guter Freund; daher dreimal: „denn er war unser" (Str. 3, 4 und 9).

3. Seine schöpferische Tätigkeit.
   a) Wissenschaftliche Arbeit: philosophische (Str. 5) und geschichtliche Studien (Str. 6) und ästhetische Schriftstellerei (Str. 7: Schaubühne als moralische Anstalt u. a.).
   b) Dramatisches Schaffen (Str. 8).
   c) Gelegenheitsdichtung (Huldigung der Künste Str. 1).

C. Schluß. Anerkennung bei der Nachwelt (Str. 2 und 12).

30.

Erklärung von Goethes Gedicht: „Gesang der Geister über den Wassern“.

Einleitung. Goethe verfaßte das Gedicht 1779 auf seiner zweiten Reise in die Schweiz, durch den Anblick des Staubbaches im Berner Oberlande angeregt. Er hat das Naturbild weiter ausgedichtet und ihm nach seiner sinnigen Weise Beziehungen auf das Wesen und Leben des Menschen untergelegt.

Thema. Erklärung des Gedichtes.

A. Die Seele wird vom Himmel in das Reich der Zeitlichkeit hinabgesendet und kehrt einst wieder zu ihrem ewigen Ursprunge zurück.

B. 1. Der Lebensgang der Menschen ist verschieden. Manchen verfließt das Dasein ohne Kämpfe und Leiden in kindlichem Frieden mit Gott und der Welt; ihre innere Entwickelung und ihre äußeren Schicksale sind ein ruhiges, regelmäßiges Fortschreiten zum Ziele.

Dem Bilde nach ist diese Strophe der Hauptteil des Gedichtes, denn sie schildert den Staubbach. Dieser stürzt senkrecht aus einer Höhe von etwa 300 m herab. Ein gewaltiger Wasserkörper zersetzt sich in freier Luft in einen feinen Nebel, der in mannigfachem Farbenspiele schimmernd, unten nicht mit dem Getöse einer schweren Masse auf den glattgewaschenen Felsen aufstößt, sondern leise murmelnd in das Becken sinkt.[1])

2. Das Leben anderer ist ein steter, leidenschaftlicher Kampf mit der Außenwelt und mit ihrem eigenen Herzen. „Ragen Klippen dem Sturz entgegen, schäumt er unmutig“.

---

1) J. Baggesen beschreibt den Staubbach in folgenden Versen:
Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunstet als Rauchdampf.

3. Wie aber selbst der tosende Gießbach das Wiesental ruhig durchfließt und als ein glatter See bedeckt, in dem sich der Himmel mit den Gestirnen abspiegelt, so gelangt endlich auch der leidenschaftliche Mensch in reiferen Jahren zu einer tiefen, stillen Beruhigung; das leidenschaftliche Streben läßt nach. Vgl. auch Nr. 32, 1[a].

C. Ward bisher der verschiedene Lebensgang der Menschen geschildert, so am Schluß das verschiedene Schicksal, welches diesen Lebensgang bestimmt.

1. Wie der Wind einmal, als leiser Luftzug, die Wellen neckt, so tändelt das Schicksal mit derjenigen Klasse der Menschen, denen ein friedliches, idyllisches Leben beschieden ward.
2. Ein andermal wirft sich der wütende Sturm über die Gewässer, daß sie sich bis in den tiefsten Grund regen und schäumend aufbrausen; so das Schicksal, wenn es den Menschen in einen wilden Kampf mit der Not und mit heftigen Leidenschaften verwickelt.

Schluß. Verzage nicht, wenn dir ein solcher Kampf bestimmt ist, und suche beizeiten jenen Frieden, der höher ist als der Friede dieser Welt.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut;
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht. Heine.

31.

Goethes Sturm- und Drangzeit (nach einigen seiner Gedichte).

Einleitung. Die Ursachen des Sturms und Drangs in der deutschen Literatur liegen in den durch Klopstock, Lessing und Herder gewonnenen neuen Erkenntnissen sowie in den aus Frankreich stammenden und durch J. J. Rousseaus Schriften verbreiteten Ideen von der individuellen Freiheit und der Rückkehr zur Natur (Retournons à la nature). Grundzug der Periode war die Ver-

herrlichung der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit gegenüber allem äußeren Zwang und allen Regeln. Die Vertreter dieser Richtung nannten sich Originalgenies. Lenz sagt: „Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern, Hoffen, Zagen bis ins Mark kann das Leben zwar verbittern, aber ohne das wär's Quark", ein beredtes Zeugnis für das leidenschaftliche Wesen der Zeit, einerseits zügelloser Tatendurst (Götz), andererseits Empfindsamkeit (Werther).

Thema. Sturm und Drang zeigt sich nicht nur in Goethes Dramen aus jener Periode, sondern auch in seinen Gedichten.

1. Er steht unter dem Einflusse dieser Richtung
   a) in der Form.
      α) meist keine strophische Gliederung, sondern freie Rhythmen, kein Reim, sondern reimlose Verse, z. B. im Wanderer, in Prometheus, Mahomets Gesang, Seefahrt, Gesang der Geister über den Wassern, meine Göttin.
      β) neue Wortbildungen wie schlangenwandelnd, silberprangend, freudebrausend, sturmatmend, siegdurchglüht, sonnenbeglänzt, Flammengipfel, Feuerflügel, Blumenfüße, Einschiffmorgen, Goldwolken.
      γ) freie Konstruktionen wie seine Sehnenden (= die sich nach ihm Sehnenden), Rückkehrendem dir (= dir dem Rückkehrenden), den Fremdlings Reisetritt, ekles Schwindeln zögert mir vor die Stirn dein Zaubern, dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose, Honig lallen, Rettungsdank glühen, den schallenden Trab rasseln.
   b) im Inhalte.
      α) Es treten uns willensstarke, trotzige Naturen entgegen wie Prometheus, der dem Zeus trotzt und sagt: „Wer half mir wider der Titanen Übermut, wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei? Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?" oder wie Mahomet, der unter dem Bilde eines mächtigen Stromes alles mit sich fortreißt.

β) Der Natur wird oft das Wort geredet. So im Wanderer und in Künstlers Abendlied: „Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir!"

2. Er verurteilt später die Anschauungen der Sturm- und Drangzeit: In der Zueignung bezeichnet er die Zeit als einen Nebel, durch den er gegangen sei, und spricht von einem Irrtum, in „Natur und Kunst" will er diese beiden versöhnt wissen. Am ausführlichsten kommt er auf das Leben und Treiben der Zeit zu sprechen in „Ilmenau" (1783). Hier schaut er es gleichsam im Traum, aber schließlich „flieht die Wolke, der Nebel fällt, die Schatten sind hinweg".

Schluß. Die Zeit war für den Dichter eine gute Schule. Aus dem gärenden Most ist edler Wein geworden. Während Dichter wie Lenz zugrunde gingen, haben Goethe, Schiller u. a. die Stürme der Zeit gut überstanden und sind durch die Zeit geläutert worden.

32.

Welche Rolle spielt das Wasser in Goethes Gedichten der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts?

Einleitung. Das Wasser wird von den Dichtern oft in Bildern und Vergleichen verwendet, auch von Goethe in seinen Venetianischen Epigrammen und anderen Dichtungen späterer Zeit (z. B. Meeresstille, glückliche Fahrt 1795) öfter verwendet, aber in keiner Zeit seines Schaffens so häufig als in der Sturm- und Drangzeit der siebziger Jahre.

Thema. Fluß und Meer treten in verschiedenen Gedichten Goethes aus dieser Zeit bedeutsam hervor.

1. Das Menschenleben erscheint unter dem Bilde eines Stroms oder einer Fahrt auf dem Wasser.
   a) Gesang der Geister über den Wassern (1779). „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser, vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde

muß es, ewig wechselnd". Den vier Phasen des Flußlaufes (lieblich stäubender und leicht empfangener, leisrauschender Strahl des Wasserfalls, Lauf über Klippen, im Wiesental, in den glatten See) entsprechen vier Lebensstufen (Leben des Kindes, leidenschaftliche, feurige Jugend, drohende Verflachung im Mannesalter, Ruhe und Frieden des Alters).

b) Mahomets Gesang (1774): Lebensbild eines großen Mannes unter dem Bilde eines Stromes. Wie dieser alle Bäche mit sich zum Meere führt, so reißt auch eine gewaltige Persönlichkeit, z. B. Muhammed (oder wie Goethe nach Voltaires und der Franzosen Vorgang sagte, Mahomet) die Zeitgenossen mit sich fort, entflammt und begeistert sie für die eigenen Ideen.

c) Seefahrt (1776): Unter dem Bilde einer Fahrt über das Meer schildert Goethe seine eigne Übersiedelung von Frankfurt nach Weimar an den Hof Karl Augusts im Jahre 1775.

2. Goethe stellt den Einfluß des Wassers auf den Menschen dar:

a) Der Fischer (1778). Wie Goethe selbst in seinen Gesprächen mit Eckermann auseinandersetzt, hat er darin das anmutige Gefühl ausgedrückt, welches das Wasser im Sommer beim Bade auf uns ausübt. Es lockt uns gleichsam zu baden. Vgl. das Lied des Fischerknaben in Schillers Tell I, 1: Es lächelt der See, er ladet zum Bade uff.

b) An den Mond (1778). Außer dem Mond ist darin der Ilmfluß, der vor Goethes Gartenhaus in Weimar vorbeifloß, von großer Bedeutung. Er hat dem Dichter die Schwermut gebracht und erlöst ihn auch wieder davon. Strophe 4 und 6—7 sind besonders zu beachten (Rausche, Fluß, das Tal entlang ohne Rast und Ruh, rausche, flüstre meinem Sang Melodien zu, wenn du in der Winternacht wütend überschwillst oder um die Frühlingspracht junger Knospen quillst).

c) **Auf dem See** (1775): Dieses Gedicht ist in Wahrheit und Dichtung eingeflochten. Dort erzählt Goethe von einer Fahrt auf dem Züricher See, die er bei Gelegenheit einer Schweizerreise unternommen hat mit seinem Freunde Passavant. „Wir fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf. Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen. Er wiegt sich im Kahn auf den Wellen im Ruder-takt und gibt uns nicht nur von den Eindrücken Kunde, die er durch die herrliche Umgebung erhalten hat, sondern auch von den Empfindungen, die in der schönen Natur in seinem Herzen erwachen. Naturfreude und Naturgenuß.

Schluß. Auch in anderen Gedichten jener Zeit kommt das Wasser noch in Betracht, wiewohl mehr nebensächlich, so im König in Thule und im Wanderer. Die Vorliebe des Dichters erklärt sich wohl aus der Bekanntschaft mit dem Main, den er von früher Jugend an vor Augen gehabt, und mit der Ilm, die er in Weimar kennen lernte.

33.

Wie unterscheiden sich Goethe und Schiller voneinander?

Einleitung. Wie auf dem schönen Rietschelschen Denkmal vor dem Theater in Weimar Goethe und Schiller eng vereinigt sind, so gehören sie auch im Herzen des deutschen Volkes eng zusammen. Doch stimmen sie weniger überein, als man glauben sollte, ergänzen sich vielmehr in mancher Beziehung.

Thema. Unterschiede zwischen Goethe und Schiller.

1. Äußere Verhältnisse.
   a) **Herkunft und Lebensgang.** Goethe war Franke, Schiller Schwabe, jener stammte aus sehr wohlhabender Familie, dieser war zeitlebens unbemittelt und hat immer mehr oder weniger mit Not zu kämpfen gehabt; jener hatte eine glückliche Jugend und konnte sich auf den Hochschulen

in Leipzig und Straßburg seinen Neigungen hingeben, dieser litt unter dem Zwang der Karlsschule. Jener wurde weimarischer Minister, dieser jenaischer Professor, jener machte große Reisen auch über Deutschlands Grenzen (Italien, Schweiz), dieser ist wenig gereist und hat den Boden des Vaterlandes nie verlassen. Jener hatte viele Liebschaften und heiratete spät (1806), dieser liebte außer einer Jugendneigung nur Charlotte von Lengefeld, die er frühzeitig heiratete. Jener lebte 47 Jahre, dieser 83.

b) Körperbeschaffenheit. Schiller war von zartem Körperbau und von schwächlicher Gesundheit, Goethe war kräftiger gebaut und weniger Anfechtungen ausgesetzt.

2. Geistige Eigenart. Man pflegt Goethe als Realisten, Schiller als Idealisten zu bezeichnen. Nach eigenem Geständnis (Brief an Körner) holt dieser aus der Seele, was jener aus der Sinnenwelt nimmt. „Beide gelangten auf verschiedenen Wegen zum Ideal des Schönen. Jener stieg aus der Fülle des Besonderen zur allgemeinen Idee empor, dieser suchte umgekehrt zu dem geistigen Ideal die körperliche Gestalt und stieg vom Ideal ins Leben hinab, um die Idee in die Wirklichkeit hinüberzuführen". Schiller tritt uns von Anfang seines Schaffens an als propagandistische Natur entgegen. Mit jugendlicher Leidenschaft stürmt er gegen die Gesellschaft, die ihn umgibt und bedrückt, und erschüttert alle schwach gestützten Bauten der Autorität und Dogmatik. In Goethes Jugendwerken kämpft das ursprünglich in den Menschen gelegte Gefühl gegen den Zwang der Schulweisheit und des Herkommens. Schiller will auf die Menschen sittlich einwirken, Goethe will vor allem wachsen, die eigne Natur zum All erweitern und vorbildlich in sich und an sich das höchste Menschenwerk vollenden.

Goethe hat als Lyriker das Bedeutendste geschaffen, Schiller als Dramatiker, jener hat sich durch Kunst- und Naturstudien zur Höhe der Vollendung emporgearbeitet, dieser durch geschichtliche und philosophische Forschungen; jener hat einen viel weiteren Horizont gewonnen und umfangreiche Kenntnisse

der auswärtigen Literaturen und der Naturwissenschaften (Farbenlehre, Botanik, Schädellehre) besessen, dieser sich meist auf die zu seinen poetischen Schöpfungen erforderliche Vorbereitung beschränkt.

Schluß. Beide Dichter haben seit dem Jahre 1794 bis zu Schillers Tode 1805 einen innigen Freundschaftsbund geschlossen und sich gegenseitig angeregt, manches wie die Xenien sogar gemeinschaftlich geschaffen.

34.

Goethes Vater nach Dichtung und Wahrheit Buch 1—4.

Einleitung. Goethe hat seines Vaters öfter gedacht, so in dem bekannten Spruche: „Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren", aber auch sonst; z. B. sind verschiedene Züge des Gastwirts in Hermann und Dorothea ihm entlehnt.

Thema. Was erfahren wir über Goethes Vater in den vier ersten Büchern von Dichtung und Wahrheit?

1. Äußerer Lebensgang. Johann Kaspar Goethe war der Sohn des Gastwirts zum Weidenhof in Frankfurt am Main[1]), besuchte das Gymnasium zu Coburg und legte dort einen guten Grund in den alten Sprachen u. a. Fächern, studierte in Leipzig Rechtswissenschaften und promovierte dann in Gießen mit einer Dissertation, die von den Juristen als tüchtige Arbeit angesehen wurde (Electa de aditione hereditatis). Später machte er eine längere Reise durch Italien, Frankreich und Holland, an die er sich immer mit Freuden erinnerte und von der er sehr viele Kunstgegenstände mit heimbrachte. Nach der Heimkehr wollte er, um sich für ein höheres städtisches Amt vorzubereiten, zunächst eine subalterne Stelle ohne Gehalt übernehmen unter der Bedingung, daß man ihm diese ohne Ballotage übertrüge. Da dies weder

1) Geboren 1710, gestorben 1782.

üblich noch gesetzlich war, erhielt er eine abschlägige Antwort; infolge davon verzichtete er ganz auf die in Aussicht genommene Karriere und tat etwas, was ihm für die Zukunft unmöglich machte, in städtischen Dienst zu treten: Er verschaffte sich von Karl VII. den Titel eines kaiserlichen Rates, wodurch er zu gleichem Range erhoben wurde wie der Schultheiß und die ältesten Schöffen und weshalb er nicht wieder von unten beginnen konnte. Nachdem er sich mit der ältesten Tochter des Schultheißen Katharina Elisabeth Textor verheiratet hatte, lebte er zurückgezogen in seinem eignen Hause und widmete sich seiner Familie und der Verwaltung seiner Besitzungen. Von den ihm geborenen Kindern blieben nur zwei am Leben, Johann Wolfgang und Cornelia.

2. Körperbeschaffenheit. Stattliche Figur, gemessene Haltung.
3. Geistige Eigenart. Der Grundzug seines Wesens ist Ernst, Fleiß und Beharrlichkeit.
   a) Von Natur war er nicht hervorragend mit Geistesgaben ausgerüstet, aber er wußte durch großen Fleiß und Eifer das Fehlende zu ersetzen und hat zeitlebens nicht aufgehört sich fortzubilden; z. B. erlernte er das Italienische (in dem er später seine Kinder unterrichtete). Auch suchte er das Erlernte oder Gelesene gern im Kreise seiner Familie zu verwerten, sei es durch Unterricht, sei es durch Erzählen. So hat er bis zum Umbau des Hauses den Hauptteil des Unterrichts der Kinder selbst übernommen. Große Bibliothek.
   b) Reges Interesse hatte er für die Kunst. Davon legen die „römischen Prospekte" Zeugnis ab, mit denen er den Vorsaal ausschmückte, davon die venetianischen Gläser, Becher, Pokale, Elfenbeinarbeiten, Broncen u. a. Kunstgegenstände, die er sein eigen nannte, davon die vielen Gemälde, die er besaß, und das Bestreben, die damals lebenden Frankfurter Maler zu beschäftigen, davon auch seine Liebe zur Musik. Für die Poesie Hagedorns, Hallers, Gellerts u. a. hatte er Verständnis, für die Klopstocksche nicht, weil er Reimloses für unpoetisch hielt. Klopstocks

Werke kaufte er daher nicht, wollte sie auch den Seinigen vorenthalten, und als sie ihm vom Rat Schneider empfohlen wurden, geriet er in Zorn, noch mehr als seine Kinder Verse aus dem Messias deklamierten, während er barbiert wurde. Vorliebe hatte er für Tasso.

c) Er war eine rechtschaffene und gerade Natur, gegen andere zurückhaltend, ja oft stolz, nicht selten von Launen beherrscht, besonders während der französischen Einquartierung, äußerst ordnungsliebend; so liebte er alle Bücher womöglich in gleichem Format zu kaufen und in gleicher Weise einbinden zu lassen, die Gemälde wurden in schwarzen, mit Goldstäbchen verzierten Rahmen symmetrisch aufgehangen. Er war ausdauernd und hartnäckig. Seine Kinder wollte er von der Furcht in dunkeln Räumen durch die Abschreckungstheorie befreien, indem er sich ihnen mit umgewandtem Schlafrock als Popanz in den Weg stellte. In seiner Unlust über französische Erfolge vergaß er sich so weit, daß er dem Grafen Thoranc gegenüber äußerte, er wünschte, die Franzosen wären zum Teufel gejagt und wenn er selbst mit hätte fahren sollen. Deshalb sollte er auf die Wache geführt werden. Gewöhnlich wortkarg und lakonisch, wurde er nur gesprächiger, wenn er von Italien erzählen konnte.

d) In religiösen Dingen hatte er freie Ansichten, in der Politik war er ein eifriger Anhänger Friedrichs des Großen im Gegensatz zur Familie Textor, die österreichisch gesinnt war. Bei der Nachricht von einem Siege ging er den Preußen bis über die Tore der Stadt hinaus entgegen. Besondere Neigung hatte er zur Seidenraupenzucht; auch des Obstbaues nahm er sich mit großem Eifer an und besuchte täglich während der guten Jahreszeit seine Grundstücke, namentlich einen großen Baumgarten, worin er das Nachpflanzen von Bäumen sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war, ebenso einen großen Weinberg vor dem Friedberger Tore, zwischen dessen Weinstöcken Reihen von Spargel angepflanzt waren.

Schluß. Daraus ergibt sich, daß Goethe in einigen Punkten mit dem Vater übereinstimmt, in den meisten aber von ihm abweicht.

35.

Weshalb sind wohl Schillers „Räuber" (1781) für die Zeitgenossen eine so anziehende Dichtung gewesen?

Einleitung. Habent sua fata libelli. Manche Dichtungen, die einst daheim und in der Fremde gleichsam verschlungen wurden, vermag heute nur noch der Literarhistoriker durchzulesen. „Grandison" und „Klarissa", die berühmtesten Romane von Richardson, sind jetzt selbst vielen Fachgelehrten unbekannt. Den „Siegwart" von M. Miller eigneten sich alle europäischen Literaturen durch eine Übersetzung an; man las ihn in Amerika und am Kap. Eine fast ebenso weite Verbreitung fanden „die Leiden des jungen Werther" und Klopstocks „Messias". Gegenwärtig würde man jedoch sogar der Jugend zur Lektüre dieser Werke, von der man sie sonst gern zurückhielt, erst zureden müssen. Denn die Denk- und Gefühlsweise hat sich in dem Grade geändert, daß die Empfindsamkeit, welche jenen Dichtungen eigen ist, nur in seltenen Fällen eine gleichgestimmte, bewegliche Seele fände, weshalb die großen Wirkungen, von denen uns die Geschichte berichtet, kaum noch begreifbar sind. Ähnlich ist es mit Schillers „Räubern", die einst mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden und manche Verirrung veranlaßten, aber längst aufgehört haben, selbst für jüngere Leser gefährlich zu sein, und jetzt nur noch eine interessante Antiquität sind.

Thema. Welches sind die Eigentümlichkeiten des Dramas, die jene Begeisterung erregten?

1. Die Tendenz des Stückes entsprach einer Richtung der Zeit. Arge Mißbräuche störten damals die Verwaltung, Bestechlichkeit und Advokatenkniffe beeinträchtigten sogar die gewöhnliche Rechtspflege. In Frankreich bereitete sich ein gewalttätiger Widerstand gegen die Begünstigten vor. Karl Moors

eigenmächtige Justiz, die verwegene Art, den Gesetzen zu Hilfe zu kommen, erschienen, als durch die Notwehr geboten, nicht so bedenklich. Man freute sich, daß die Geschichten, die er von seinen Ringen erzählte, doch manchem einen heilsamen Schreck einjagten, und man fragte weder nach der Befugnis des jungen Menschen zu einem solchen Femgerichte, noch dachte man daran, daß eine allgemeine Rückkehr zu dem Naturstande des Faustrechts alle bürgerliche Ordnung auflösen müßte.

2. Der phantasievolle und durch schreckliche Ereignisse aufregende Stoff. Der Erbfehler der deutschen Dramen ist die redselige Reflexion. Sie ist auch der französischen Tragödie eigentümlich, die man durch Gottsched kennen gelernt hat. Die Menge will vor der Bühne nicht denken und erwägen, sondern sehen und erschüttert werden. Die kummervollen Klagen des alten Moor, welchen Franz mit seinen Geierklauen gepackt hat, die Verzweifelung des besseren Bruders, der Aufenthalt in den Wäldern, die Einäscherung der Stadt, das Auftreten des Paters unter der Bande, das Gefecht mit den Truppen, Karls Besuch in dem Schlosse seiner Väter, die Entdeckung des in der Höhle lebendig begrabenen Greises, der Tod Amaliens, der Selbstmord des Atheisten —: diese und andere Vorgänge sind so malerisch und pathetisch geschildert, daß sie uns in der Tat ergreifen und lange Zeit nicht aus der Erinnerung schwinden.

3. Die resolute Verwegenheit und das exzentrische Wesen vieler Personen. Einen solchen Haufen kecker Burschen hatte man noch niemals auf der Bühne gesehen. Die Ritter, die im „Götz von Berlichingen" die Tatkraft darstellen, sind keine jugendlichen Helden, und ebensowenig hatte Lessing in seinen Dramen frische Jünglinge gezeichnet. Diese verwahrlosten Studiosen, schon durch ihre malerische Tracht anziehend, hatten Witz, Feuer, Entschlossenheit. Spiegelberg weiß seine Schurkenstreiche mit lebhaftem Geiste sowohl auszuführen als vorzutragen. Für seinen Verrat macht man mit ihm kurzen Prozeß. Ein anderer schießt sich selbst ohne weiteres die Kugel durch den Kopf. Die Befreiung Rollers durch die Sprengung des Pulverturms war ein Genieſtreich, der die Helden über Alexander und

Cäsar stellte. Dazu die fürchterlichen Hyperbeln: Ich fühle eine Armee in der Faust; Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu sprengen u. a. Diese Kraftgenialität war in dem „tintenkleckſenden Säkulum" eine neue, sehr aufregende Erscheinung. — Anderseits ist Amalia, wie man damals sagte, durch und durch Gefühl. Sie kommt nicht aus der Ekstase heraus; das stürmische Aufwallen, das weiche Hinschmelzen, die Verzücktheit, alles ist der Ausdruck einer fieberhaften Überspannung. Dagegen darf man zur Ehre der Menschheit wohl zweifeln, ob Franz mit seiner kalten Niederträchtigkeit und mit seinen sinnlosen Sophismen jemals einem Zuschauer gefallen hat.

4. Manches muß zu den rührendsten Szenen der echten Tragik gezählt werden. Karl Moor hat seine Verblendung erkannt; Tag und Nacht vernimmt sein Ohr den durchdringenden Schrei der erschlagenen Weiber und Säuglinge. Jetzt sieht er seine Heimat wieder. Wen bewegte nicht der stille Gram, den er bei der Erinnerung an das erste Glück der Jugend empfindet, bei dem Anblick des Himmels, den er auf ewig verloren; wie weich und schüchtern macht den wilden Räuber das Gefühl seines Elendes. — Rührenderes aber mag es nichts geben, als den Tod des alten Moor. Noch einmal leuchtet sein Lebensgefühl auf, als er den geliebten Sohn wiedersieht, der die Freude und der Stolz seines Herzens war. Welche grausame Enttäuschung, als er wahrnimmt, daß dieser glänzende Stern wirklich so tief gesunken ist. Die Bosheit des schlimmen Sohnes konnte er ertragen; nicht so den Fall des guten Kindes. Dieser Jammer bricht ihm das Herz.

5. Sehr einnehmend sind auch mancherlei Beweise von wahrer Hochherzigkeit. So die Anhänglichkeit der Kameraden, als sie den Hauptmann ausliefern sollen, dessen herzliche Abmahnungen bei der Ankunft des jungen Polen; vor allem der glänzende Schluß des Dramas.

Schluß. Ein Werk, welches mit einer kühnen Idee in die sozialen Zustände der Zeit eingriff und mit dieser Menge von dichterischen Momenten Phantasie und Empfindung in Aufregung versetzte, mußte wohl in der Sturm- und Drangperiode

ein sehr empfängliches Publikum finden. Man erfreute sich an der Überspannung der Kraft und der Gefühle; alles Exzentrische und Seltsame schmeichelte, als das Zeichen der Genialität, dem rohen Naturſinne, und man ließ sich keine Zeit, die Stimme der Vernunft zu hören. Erscheint dies abenteuerliche Unternehmen der Helden des Waldes, dem heute in jedem zivilisierten Staate in wenigen Tagen ein Ende gemacht werden möchte, für jene Zeit als Faktum nicht ganz unmöglich, da sich damals wirklich in den schwäbischen und vielleicht auch in den böhmischen Wäldern Räuber- und Zigeunerbanden behaupten konnten, so war es doch ein gar zu unreifer Einfall, mit einer ohne alle Wahl zusammengesetzten Gesellschaft, welche sich selbst ihrer Untaten rühmte, der Gerechtigkeit aufhelfen zu wollen, so daß Dinge verübt wurden, die weit ärger waren, als alles, was man an anderen bestrafte. Dieser Mangel an Überlegung setzt den Helden des Dramas zu tief herab. Das ganze Wagestück scheiterte, ohne im geringsten eine Besserung der Zustände zu bewirken oder zu versprechen, und lief selbst in Niedrigkeit aus. Der junge Dichter verdarb sich durch die unüberlegte Tendenz der Handlung ein Werk, das uns noch heute durch den Reichtum an wahrhaft dichterischen Materialien und zum Teil auch durch die Sicherheit der Ausführung (man betrachte z. B. die meisterhafte Charakteristik Spiegelbergs) in Erstaunen setzt.

36.

Wodurch bewegt die Gräfin Terzky Wallenstein, sich mit den Schweden zu verbinden? (Nach Schiller.)

Einleitung. Bei seiner redlichen Natur konnte Wallenstein lange zu keinem Entschlusse kommen. Die Gräfin war weniger gewissenhaft und ehrgeiziger als er selbst; es gelang ihr, Wallenstein zu dem entscheidenden Schritte zu überreden.

Thema. Welche Momente macht sie geltend?

A. 1. Wallenstein würde feig erscheinen; es zeuge von Feigheit, Pläne zu entwerfen und diese nicht auszuführen.

2. Er würde sich lächerlich machen; es sei lächerlich, die große Laufbahn mit einer idyllischen Zurückgezogenheit zu beschließen.
3. Er falle nur aus Notwehr ab.
4. Er täusche kein Vertrauen und werde nicht seinem Charakter untreu, da er sich stets dem Kaiser als einen Mann gezeigt, der zu fürchten sei, und keine Freundschaft geheuchelt habe.

B. 1. Der Kaiser habe seine Undankbarkeit zur Genüge bewiesen.
2. Er habe Wallenstein nur aus Not an die Spitze des Heeres gestellt.
3. Er habe durch Wallenstein viele Frevel verübt und dürfe sich nicht beklagen, wenn die zerstörende Macht, die er ins Leben gerufen, sich jetzt gegen ihn selbst wende.

C. Die Sterne seien günstig; Wallenstein müßte seinen Glauben an sie für ein Possenspiel erklären, wenn er ihnen nicht folgte. Er könne also auf einen glücklichen Erfolg rechnen, und dieser entschuldige alles.

Schluß. Schiller pflegt jeden Wendepunkt der Handlung mit einer bewundernswerten Sorgfalt zu motivieren. Natürlich war es hier nicht seine Absicht, den Verrat zu rechtfertigen. Es ist mit wenigen Worten nachzuweisen, daß einiges von dem, was die Gräfin vorbringt, Wallenstein entschuldigt, das meiste jedoch nur den Schein der Wahrheit hat.

37.

Ist Oberst Buttler in Schillers „Wallenstein" so dargestellt, daß sich in seinem Charakter keine Widersprüche finden?

Einleitung. Der Dichter stellt sich eine sehr schwierige Aufgabe, wenn er einen Charakter zuletzt anders erscheinen lassen will, als dieser am Anfange war. Die Umwandlung muß gründlich motiviert werden und natürlich sein. Kriemhildens Liebe

zu Siegfried erklärt ihren unversöhnlichen Haß gegen seine Mörder. Die Stärke desselben Gefühles macht sie zur liebreichsten Gattin und zur Furie.

Thema. Buttler hat in seinem Charakter auffallende Widersprüche.

A. Wie erscheint er uns vor dem Abfalle von Wallenstein?

1. Er ist ganz Soldat, ein Muster für das Heer.

Ich steh' allein da in der Welt und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein teures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet.
(Die Piccolomini IV, 4.)

Wem ist es nicht bekannt, daß Oberst Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muster leuchtet.
(Ebenda IV, 4.)

2. Er ist stark und fest:

Nichts ist zu hoch, wonach der Starke nicht
Befugnis hat, die Leiter anzusetzen.
(Die Piccolomini IV, 4.)

O, einen Felsen streb' ich zu bewegen!
(Wallensteins Tod IV, 8.)

ebenso kühn, heftig, gerade:

Er hält es Questenberg vor, daß so viele Blutegel am Mark des Landes saugen, so viele Landschmarotzer ihre Füße beständig unterm Tisch des Kaisers haben; er erklärt ihm offen, daß das Heer nicht dem Kaiser, sondern Wallenstein gehöre.
(Die Piccolomini I, 2.)

Tod und Teufel!
Nicht ungestraft sollt ihr mich höhnen. Zieht!
(Wallensteins Tod II, 6.)

Und werdet, hoff' ich, selber nicht erwarten,
Daß Euer Spiel mein grades Urteil krümmt.
(Die Piccolomini IV, 4.)

Mit oder ohne Klausel! gilt mir gleich! (Ebenda.)

3. Er hat einen brennenden Ehrgeiz, und ein fleckenloſer Ruhm iſt ſein höchſtes Kleinod.

Ja! Generalleutnant, ich beſitze Ehrgeiz;
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
(Wallenſteins Tod II, 6.)

Auch ſpäter äußert er mit Stolz:

So hoch geſtellt iſt keiner auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.
(Ebenda IV, 8.)

4. Ein gleicher Lebensgang, Achtung und Dankbarkeit machen ihn zum treueſten Anhänger des Feldherrn.

Auch Wallenſtein iſt der Fortuna Kind;
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.
(Die Piccolomini IV, 4.)

Daß der Reſpekt, die Neigung, das Vertrau'n,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den erſten beſten ſich verpflanzt.
(Die Piccolomini I, 2.)

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürſt
Noch kürzlich aufgelegt ꝛc. (Ebenda I, 1.)

Sein Los iſt meines. (Wallenſteins Tod II, 6.)

Der Fürſt kann meine Treu
Auf jede Probe ſetzen, ſagt ihm das.
(Die Piccolomini IV, 4.)

— er iſt mein Erbe. (Ebenda.)

Schämt Euch, Ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.
(Ebenda IV, 7.)

B. Wie zeigt ſich Buttler nach dem Abfall von Wallenſtein?

Um Buttler ganz vom Kaiſer loszureißen, ließ Wallenſtein ihn von den Miniſtern durch die höhniſche Verweigerung des Grafentitels kränken. (Wallenſteins Tod II, 6.) War Wallenſtein, wie ihn das Drama zeichnet, einer ſolchen Falſchheit fähig?

War der Betrug nötig? Man möchte eher glauben, Octavio habe das Schreiben untergeschoben.[1])

1. Es ist natürlich, daß Buttler außer sich gerät, den Schimpf und die tödliche Beleidigung mit Blut abwaschen will. Nach seinem Charakter müßte er augenblicklich Rache nehmen, doch dies war vielleicht nicht möglich.

2. Trotzdem ist die durchgeführte tiefe Verstellung mit seiner Offenheit und soldatischen Gradheit kaum vereinbar. Er hört die herzlichen Worte des Freundes ohne Bewegung.

> Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
> So wohl tut nicht der Sonne Blick im Lenz,
> Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.
>
> (Wallensteins Tod III, 10.)

Er zeigt Arglist, wenn er absichtlich bei Wallensteins Verhandlung mit den Küraſſieren dazwischentritt (Ebenda III, 16), und sophistische Schlauheit, als er die Mörder dingt. (Ebenda V, 2.)

3. Ebenso befremdend ist, daß er sich in seiner Rache zu mäßigen scheint. Seine vormalige Drohung gegen Wallenstein: er soll nicht leben! (Wallensteins Tod II, 6) war ohne Zweifel wörtlich zu nehmen. Jetzt sagt er:

> Stürzen, nicht vernichten will ich ihn.
>
> (Wallensteins Tod IV, 6.)

> Gern überließ ich ihn des Kaisers Gnade!
> Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
>
> (Ebenda.)

4. Es befremdet ferner, daß ihn jetzt nicht die Rache allein treibt, sondern daß er andere Motive nennt, die ihm früher ganz fernlagen: den Verrat an dem Kaiser (Wallensteins Tod IV, 1), das neue Auflodern der Kriegesflamme (IV, 6). Er wird Fatalist; nicht der Haß, sondern das Schicksal mache ihn zu Wallensteins Mörder (IV, 8). Endlich eilt er sogar nach Wien, um sich eine Belohnung zu holen! (V, 12.)

---

1) Der Wallenstein der Geschichte hatte in der Tat dies Mittel angewendet, um zwar nicht Buttler, aber Illo zum abgesagten Feinde des Hauses Österreich zu machen.

Schluß. Buttler ist offenbar nicht mehr der kühne, geradsinnige Soldat, der allein für seine Ehre lebte, durch ihre Verletzung tödlich beleidigt wurde, der die Beschimpfung weder verzeihen konnte, noch ein anderes Motiv zur Verfolgung des Feindes brauchte. Er denkt wenigstens zuletzt noch einmal mit Bitterkeit an die ihm widerfahrene Schmach:

Ein großer Rechenkünstler war der Fürst ꝛc.
(Wallensteins Tod IV, 8.)

Diese Mängel dürfen unsere Ehrfurcht vor Schiller nicht vermindern. Wallenstein ist in unserer Literatur das erste und größte historische Trauerspiel. Außer Shakespeare hat noch kein Dichter die Kraft gehabt, eine so bedeutende und umfangreiche Handlung auszusinnen und darzustellen.

38.

Wodurch wurde Wallenstein in Schillers Drama zum Verräter?

Einleitung. Schiller weist mehrfach darauf hin, daß Wallenstein den schändlichen Verrat an Kaiser und Reich wider sein Gewissen begeht. Lange schwankt er, schließlich entscheidet er sich doch für den Verrat.

Thema. Welche Verhältnisse treiben ihn zu diesem Entschlusse?

A. Äußere Umstände.

1. Seine Macht verführt ihn dazu, mit der Gefahr zu spielen (Prolog: Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt; sein Lager nur erkläret sein Verbrechen).
   a) Verhältnis zum Kaiser, dem er als unbeschränkter Oberbefehlshaber der Armee und als selbständiger, unabhängiger Reichsfürst gegenübersteht. Niemand hat ihm etwas zu befehlen, er läßt Münzen prägen, kann vor seinem Kaiser das Haupt bedecken und schaltet im Lager nach Belieben.

b) Verhältnis zum Heere: Die Offiziere sind ihm blind ergeben, zumal er sie selbst eingesetzt hat; er hat ihre Unterschrift in den Händen, durch die sie sich ihm unbedingt und ohne Vorbehalt verpflichten. Auch die Soldaten hängen fest an ihm, da er ihnen viel Freiheit gönnt, nicht nach Herkunft und Glaubensbekenntnis fragt. Als daher 8000 Mann in die Niederlande gehen sollen, wollen diese bei ihm bleiben und fassen deshalb ein Promemoria ab.

2. Die Verhältnisse gestalten sich so, daß er nicht mehr zurückgehen kann, ohne seine Machtstellung einzubüßen.

a) Es droht ihm erneute Absetzung. Durch seine Gemahlin und durch Briefe erfährt er, daß bereits der junge Ungarnkönig zu seinem Nachfolger ernannt sei. Dazu kommt, daß sein Unterhändler Resina, der um alle Verhandlungen mit den Sachsen und Schweden weiß, samt wichtigen Briefschaften in die Hände seiner Feinde gefallen ist.

b) Die Forderungen der Schweden (Wrangels Sendung): Sie drohen, alle Unterhandlungen abzubrechen, wenn der Herzog nicht unverzüglich zur Tat schreite.

c) Die Vorstellungen seiner Generale, besonders Illos und Terzkys, und der Gräfin Terzky (Vgl. oben Nr. 36).

d) Die günstige Stellung der Gestirne, die er im Vereine mit seinem Astrologen Seni geprüft hat und die ihm einen „glückseligen Aspekt" bieten.

B. Innere Umstände, d. h. Gründe, die in seinem Charakter liegen.

a) Ehrsucht. Sein Charakter ist nicht derart, daß er ein Leben im süßen Nichtstun auf seinen Gütern aushielte. Vom kleinen Mann ist er durch seinen Ehrgeiz zum großen Feldherrn aufgestiegen, ist Graf, Fürst, Herzog geworden, jetzt strebt er nach der Königskrone von Böhmen.

b) Er ist zum Herrscher wie geboren. Als Questenberg Max Piccolomini gegenüber den Vorwurf erhebt, Wallenstein

spiele sich auf wie ein geborener Herrscher, antwortet dieser: „Ist er es nicht?"

c) Auch die Liebe zum Ganzen, zum Reiche, dem er den Frieden verschaffen will, treibt ihn. Wiederholt spricht er dies aus, z. B. gegenüber Questenberg: „Vom Kaiser hab ich diesen Stab; doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr zur Wohlfahrt aller, zu des Ganzen Heil".

Schluß. So gleicht Wallenstein in vielfacher Hinsicht dem Shakespeareschen Macbeth, der ebenso durch Ehrgeiz emporgehoben wurde und zu Falle kam.

39.

Aus welchen verschiedenen Gründen wird Wallenstein von seinen Anhängern verlassen? Nach Schiller.

Einleitung. Mehrere Anhänger Wallensteins läßt das Drama im Hintergrunde, und ihr Abfall ist nicht weiter motiviert. Die andern folgen alle bestimmten Antrieben, und diese Mannigfaltigkeit erhöht den Reichtum und die Schönheit der Dichtung.

Thema. In dieser Hinsicht entsprechen die Charaktere und die Motive einander ziemlich genau.

1. Octavio Piccolomini. Er ist ein schlauer Fuchs, ein falscher, schleichender Italiener. Er täuscht Wallenstein und entfremdet ihm hinter dem Rücken seine Freunde. Die sonderbare Entschuldigung, daß Wallenstein ihm sein Vertrauen aufgedrungen und daß er daher kein Unrecht tue, wenn er ihn hintergehe (Die Piccol. I, 3). Seines Sohnes gerechter Unwille über diese Falschheit (Die Piccol. V, 1). Scheinbar handelt er nur aus Treue gegen den Kaiser, aber er verschmäht dabei nicht den eigenen Vorteil (Wallensteins Tod II, 7). Die Erhebung in den Fürstenstand (W.s Tod V, 12).

2. Isolani, der leichtfertige Kroat, der ein lustiges Leben liebt, der Spieler und Trinker, dem jedes tiefere Interesse fremd ist, steht zu Wallenstein, weil dieser seine Schulden bezahlt und ihm die Pharobank aufrichtet (Die Piccol. I, 1; II, 6). Er ver-

läßt aber den Feldherrn, sobald ihm der Gehorsam gegen den Kaiser mehr Gewinn verspricht.

3. Buttler. Er hat sich vom gemeinen Dragoner emporgearbeitet, und sein Selbstgefühl steigert sich bis zur Eitelkeit. Daher ist die Verwundung seines Ehrgefühles durch den Brief zur Ursache des Abfalls gemacht. Es ist ihm nicht genug, sich von Wallenstein zu trennen, er will seinen Tod (Die Piccol. IV, 4; W.s Tod II, 6).

4. Deveroux und Macdonald. Von Hause aus roh und noch durch den Krieg verwahrlost, lassen sie sich zum Meuchelmorde dingen. Die Habsucht erstickt ihre Dankbarkeit und ihr Gewissen, doch haben sie Scheu vor dem Soldateneide und vor der Unverletzlichkeit des Feldherrn[1]). Erst die Rücksicht darauf, daß Wallenstein durch den Henker sterben müßte, läßt sie zum Entschlusse kommen (W.s Tod V, 2).

5. Max Piccolomini ehrt den Fürsten wie ein Sohn. Er liebt es in seiner Redlichkeit, gerade Wege zu gehen, und sucht mit warmen Worten Wallenstein von seinem Vorhaben abzubringen. Als dies vergeblich ist, kündigt er ihm die Treue auf, mag aber den schmerzlichen Konflikt nicht überleben (Die Piccol. V, 3).

Schluß: Trotz der großen Macht, die Wallenstein über das von ihm geschaffene Heer hatte (Die Piccol. I, 2), war er mit einem Mal fast gänzlich verlassen.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Zu ihrem Rächer fühlt er sich geboren. (W.s Tod I, 6.)

40.

Was erfahren wir in „Wallensteins Lager" über die Person des Feldherrn?

Einleitung. Wallensteins Lager bildet die Exposition zur ganzen Wallensteintrilogie; daher werden wir mit allem

1) Schiller hat hier so viel Sorgfalt auf die Motivierung verwendet, weil die Poesie verlangt, daß uns keine unnatürlichen Bösewichter geschildert werden und daß aus der Entartung, wie groß sie sein mag, immer noch ein Rest der edlen menschlichen Natur hervorleuchtet.

bekannt gemacht, was uns zu deren Verständnis erforderlich ist. Besonders geschieht dies durch den Mund des Wachtmeisters, der ihm in mancher Hinsicht gleicht und den General nachahmt wie Don Quixote die alte Ritterzeit.

Thema. Wir erfahren im „Lager" vieles über den Lebensgang und den Charakter Wallensteins.

A. Lebensgang: Er war von Haus aus schlichter böhmischer Edelmann, besuchte die Universität Altorf bei Nürnberg, trat später ins kaiserliche Heer ein und rückte darin schließlich bis zum Generalissimus auf. Als solcher warb er für den Kaiser auf eigne Kosten ein großes Heer, das sich selbst ernähren mußte; damit schlug er Ernst von Mansfeld an der Dessauer Elbbrücke und verfolgte ihn nach Ungarn, dann besetzte er Mecklenburg und versuchte Stralsund zu erobern. Der Kaiser, der ihn früher in den Grafenstand erhoben hatte, verlieh ihm bei der Verpfändung Mecklenburgs die Reichsfürstenwürde und den Herzogstitel und damit das Recht, eigne Münzen prägen zu lassen. Aus seiner zweiten Oberfeldherrnzeit wird nur der Schlacht von Lützen gedacht. Die zwischen beiden Zeitabschnitten erfolgte Absetzung können wir erraten aus Wallensteins Verhalten gegen den Bayernherzog.

B. Charakter. Dieser zeigt sich in seinem Verhalten

a) gegen Kaiser und Fürsten. Es ist ihm weniger um des Kaisers Dienst zu tun, vielmehr will er sich selbst ein Reich gründen; der Kapuziner meint daher, er verleugne wie Petrus seinen Herrn. Das ihm angeborene Herrschertalent, sein Ehrgeiz, dazu die große Macht, die er sich bei der zweiten Übernahme des Oberbefehls ausbedungen hat, bringen ihn in Versuchung, an seinem Kaiser zum Verbrecher zu werden. Dem Herzog von Bayern ist er deshalb nicht gewogen, weil er das ihm von diesem angetane Unrecht nicht vergessen kann.

b) gegen seine Untergebenen. Er ist freigebig gegen die Soldaten und wird in Gegensatz gestellt gegen den spanischen Knauser; z. B. erhalten die Truppen am Ankunftstage

der Herzogin doppelte Löhnung. Er läßt sie auch schalten und walten nach Herzenslust („Der Krieg muß den Krieg ernähren"), duldet abweichend von Gustav Adolf Dirnen im Lager, läßt einem jeden Glaubensfreiheit, gestattet am Sonntag ein ziemlich ungebundenes Leben. Ein freies Wort verbietet er nicht („Das Wort ist frei"). Tapfere Regimenter zeichnet er aus: Die Pappenheimer können ihren Obersten selbst wählen, auch eigne Justiz ausüben. Jeder kann im Heere aufrücken und eine höhere Stelle erreichen. Von seiner Neigung, Gerechtigkeit zu üben und auf Ordnung zu sehen, zeugt die Äußerung der Marketenderin, daß sie durch ihn wieder zu ihrem Gelde zu kommen hoffe. An sein bei schweren Vergehen oft gebrauchtes Wort: „Laßt die Bestie hängen!" (vgl. die Charakteristik des Feldherrn in Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges) erinnert das Wort des ersten Jägers: „Der muß baumeln". Er verlangt unbedingten Gehorsam („Der Gehorsam ist blind"). Aufbrausend und leicht erregbar, konnte er leicht handgreiflich werden, so gegen den Famulus auf der Altorfer Universität. Die Soldaten lieben ihn und hängen fest an ihm; sie trauen seinem Glück und seinem Genie. Der Wachtmeister spricht aus: „Der hat den Nachdruck und hat den Verstand, den schnellen Witz und die feste Hand, diese gestückelten Heeresmassen zusammenzufügen und zu passen.

c) gegen andere Menschen. Gegen Bürger und Bauern war er rücksichtslos, wenn es galt, dem Heere Unterhalt zu verschaffen. Wie er seine Generale in Freundes- und Feindesland schalten ließ, zeigt der Zug Holks und seiner Scharen.

d) gegen Gott. Nach der Sitte der Zeit war er abergläubisch. Er sollte mit dem Teufel im Bunde stehen, fest sein oder Elenshaut haben, daher unverwundbar sein. Der Astrologie war er eifrig ergeben. Wenn ein wichtiges Ereignis bevorstand, ließ sich immer ein graues Männlein in seiner Nähe blicken. Er glaubt mehr an die Fortuna

als an Gott. Daher sagt der Kapuziner von ihm: „Der die Völker von den wahren Lehren zu falschen Götzen tut verkehren".

e) an sich. Er ist verschlossen, ernst, liebt die Einsamkeit, wohnt darum auf einem Flügel des Schlosses für sich, kann keinen Lärm um sich vertragen, nicht einmal einen Hahn krähen hören.

Schluß. Schiller sagt über Wallenstein im Prolog zum Lager: „Der Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn, die Stütze und der Schrecken seines Kaisers, der, von der Zeiten Gunst emporgetragen, der Ehre höchste Staffeln schnell erstieg und ungesättigt immer weiter strebend der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel" und: „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen". In der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges Bd. IX, S. 413 der Cottaschen Ausgabe: „Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben".

41.

Mit welchen verschiedenen Empfindungen scheiden Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben?

Einleitung. Da Schiller in dem Drama den Sieg des frommen, begeisterten Glaubens schildern wollte, mußten neben Johanna noch andere Personen auftreten, welche in dieser Hinsicht zu ihr einen Gegensatz bildeten. Isabeau steht ihr nur in der sittlichen Entartung gegenüber, in Talbot stellt der Dichter jedoch die menschliche Heldenkraft dar, die, von Gott abgelöst und auf sich selbst gestellt, nicht zum Siege führt und, weil sie keinen Erfolg erringt, in ohnmächtiger Verzweiflung zusammenbricht.

Thema. Vergleichung beider in den Sterbeszenen.

A. Talbot.

Zu Schillers Zeiten machte der Skeptizismus des englischen Philosophen David Hume († 1776) noch viel von sich reden. Der Dichter legte dem englischen Feldherrn Anschauungen seines Landsmannes bei, und bei seinem Tode offenbaren sich ihre Konsequenzen.

1. Talbots Ansichten von dem Wesen des Menschen.
   a) Er sei nur ein Geschöpf der Sinnenwelt, in dem sich die Atome zu Schmerz und Lust zusammengefügt haben.
   b) Wenn Talbot gleichwohl auf ein ernstes, arbeitvolles, ruhmreiches Leben Wert legte, so widersprach dies nicht den Grundsätzen Humes, der die Tugend davon herleitete, daß der bessere Mensch einen natürlichen Antrieb fühle, etwas Nützliches und Würdiges zu schaffen.
2. Welche höheren Mächte erkennt Talbot an?
   a) Die Vernunft in ihrer Abstraktion gilt ihm für die Gebieterin der Welt.

> Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
> Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
> Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne.

   Einen persönlichen Schöpfer kannte Talbot nicht, und jene Anspielung auf Athenes Geburt aus dem Haupte des Zeus ist nur eine mythologische Phrase.
   b) Er glaubt an ein Schicksal, welches zwar erhöhe und erniedrige, aber, wie es in einer vernünftigen Welt geschehen müsse, nach Recht und Billigkeit.

> Wären wir als Tapfere
> Durch andere Tapfere besiegt, wir könnten
> Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
> Das immer wechselnd seine Kugel dreht.

3. Sein Untergang vernichtet diese Überzeugungen, da er ganz andere Erfahrungen machen muß.
   a) Nicht die Vernunft, sondern die Sinnlosigkeit scheint ihm jetzt in der Welt zu herrschen.

> Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn.

b) Das Schicksal waltet weder gerecht noch weise.

Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes, arbeitvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs wert?

4. Die Folge ist eine trostlose Verzweifelung.

a) Das Leben sei ein nichtiges Schattenspiel, keines höheren Strebens wert.

Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt. —
So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert.

b) Das Jenseits mit seinen Verheißungen bleibt ihm verschlossen. Lionel mahnt ihn an seinen Schöpfer, doch er überhört das ihm unverständliche Wort.

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt.

B. Johanna.

Eine schwere Buße hatte die Streiterin Gottes mit den Mächten des Himmels, mit sich und den Menschen, die sie einst verstießen, ausgesöhnt. Ihr Werk ist vollbracht. In der Todesstunde fühlt sie nichts als Frieden und Freude.

Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie da liegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind!
Des Himmels Friede spielt um ihre Züge.

1. Der König erkennt ihre Unschuld an und bereut seine frühere Undankbarkeit.

Und ich bin wirklich unter meinem Volk
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?

2. Gott und die Jungfrau haben ihr verziehen.

Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen;
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

3. Alles Leid ist vergessen. Ein seliges Jenseits entschleiert sich ihrem verklärten Blicke.

Schluß. Welches verschiedene Ende nach einem tatenvollen Leben! Man möchte an zwei herrliche Schiffe denken, die der Sturm überfallen. Das eine zerschellt an den Klippen, das andere besiegt die Gefahr und segelt, von fröhlichem Mute beseelt, in die Meere der neuen Welt hinaus.

Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

42.

Beugt in Schillers „Jungfrau von Orleans" das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich von einem unkindlichen Herzen?

Einleitung. Schon der Monolog, mit dem Johanna von der Heimat Abschied nimmt, beweist, daß ihr ein inniges und zartes Gefühl eigen ist. Sie trennt sich nicht mit Gleichgültigkeit von den Bergen und den traulich stillen Tälern, von den Grotten und kühlen Brunnen. Hier hat sie ihre Lämmer gehütet, den Wiesen Wasser zugeführt, Bäume gepflanzt, ihre Lieder gesungen. Wer das einsame Naturleben mit so heiterer Befriedigung liebgewinnt, dessen Gemüt kann nicht stumpf und gefühllos sein. Um so mehr muß uns daher ihr kaltes und verschlossenes Benehmen gegen den Vater befremden.

Thema. Läßt sich ihr Betragen rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen?

A. Was kann man ihr zum Vorwurf machen?

1. In dem Prologe vermögen ihr die liebreichsten Ermahnungen des Vaters kein Wort zu entlocken. Er beklagt sich,

daß sie ihm Gram und Schmerz bereite. Er äußert seine Besorgnis, daß sie mit den bösen Mächten verkehre, daß der Hochmut, durch den der Höllengeist den Menschen anfaßt, der weltliche Ehrgeiz in ihr Herz gedrungen sei; sie schweigt und überläßt es Raimond, den Unwillen und die zärtliche Unruhe des Vaters zu beschwichtigen.

2. Als sie nachher der Heimat Lebewohl sagt, nimmt sie von allem, sogar von dem Echo Abschied, aber an den Vater und an die Schwestern denkt sie nicht.

3. Bei dem Krönungsfeste hört sie mit demselben Starrsinne die Anklage des Vaters an, ohne zu ihrer Verteidigung und zu seiner Beruhigung eine Silbe vorzubringen. Als sie die Heimat verläßt, stürzt die Sorge um sein geliebtes, unglückliches Kind den Vater in Schwermut. Nach seinem frommen Sinne muß er ihre Seele zu retten suchen, und sollte es ihr das irdische Leben kosten. Welche Kämpfe mag er bestanden haben, ehe er zu dem furchtbaren Entschlusse kommt, sie öffentlich vor König und Volk eines Verbrechens anzuklagen, das sie wahrscheinlich dem Scheiterhaufen überliefert? Man erleichtert ihr mit so viel Güte die Verteidigung:

> Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
> Soll uns genügen.

Dies eine Wort kann dem gebeugten Vater das Leben wiedergeben, aber sie schweigt.

B. Weshalb dürfen wir Johanna dennoch nicht einen Mangel an kindlichem Gefühle zur Last legen?

1. Manche ihrer Äußerungen, wenn auch oft nur einzelne Worte, die uns einen Blick in ihre Seele tun lassen, beweisen, daß sie in der Liebe zu dem Vater und in der Ehrfurcht vor ihm aufgewachsen ist.

   a) Wie sie zu Reims ihre Schwestern wiedersieht und vor ihrer heißen Sehnsucht das Bild der heimatlichen Fluren auftaucht, fragt sie mit lebhafter Hast nach dem Vater; sie ist betroffen und schmerzlich bewegt, als sie glauben muß,

daß er nicht mitgekommen, daß er ihr nicht wenigstens einen Gruß und seinen Segen gesendet.

b) Sie wird verstoßen und in die Wildnis hinausgejagt. Da gesteht sie ihrem braven Begleiter, daß sie keine Zauberin sei, daß sie freiwillig Schmach und Leiden über sich genommen, und als Raimond mit Erstaunen ausruft:

Ihr konntet Eurem Vater nichts erwidern!

spricht sie jenes schlichte Wort, das gleichsam der Inbegriff der kindlichen Ehrfurcht ist:

Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott.

2. Ihr Schweigen beim Krönungsfeste können wir uns aus dem Zusammenhange, in dem die Teile der Handlung miteinander stehen, leicht erklären.

a) Ihr Herz sollte ganz und ungeteilt der Heiligen gehören, deren Fahne sie trägt, die sie zu der Befreiung des Vaterlandes berufen und mit wunderbarer Kraft ausgerüstet hat. Als sie Lionel verschont, gibt sie einer irdischen Neigung Raum, und das Bewußtsein, damit ihrem Gelübde untreu geworden zu sein, versetzt sie in eine unruhige, trostlose Stimmung. Ihr zartes Gemüt brennt danach, die Heilige durch ein schweres Leiden zu versöhnen.

b) Man überhäuft sie aber beim Krönungsfeste mit königlichen Ehren. Hätte sie sich selbst derjenigen Schuld angeklagt, die sie wirklich begangen, so würde ihr niemand darum den leisesten Vorwurf gemacht haben. Im Gegenteil, Dunois und La Hire bieten ihr wetteifernd die Hand an; man redet ihr zu, ihr Inneres nicht der irdischen Neigung zu verschließen, ihre Locken mit dem Brautkranze zu zieren. Unter diesen Umständen ergreift sie die Gelegenheit, das Vergehen, welches nur ihr bekannt ist und nur ihr sträflich erscheint, damit abzubüßen, daß sie sich freiwillig der furchtbaren Strafe für eine Missetat unterzieht, der sie sich nicht schuldig gemacht. Sie schweigt, nicht weil sie der ungerechten Anklage mit Verachtung trotzen will, sondern weil sie in dieser Verkettung der Umstände eine

Fügung des Himmels sieht, weil sie in dem Verfahren des Vaters das väterliche Walten der Gottheit erkennt, die ihr ein Mittel zeigt, die Reinheit ihres Herzens herzustellen.

3. Schwerer ist Johannas Benehmen in dem Prolog zu verstehen, doch lassen sich einige Gründe für ihre Zurückhaltung auffinden.

a) Sie hat das hehre Gebot vernommen:

Geh hin! du sollst auf Erden für mich zeugen!

Die Himmelskönigin selbst ist ihr erschienen. Die schlichte Hirtin soll zur Streiterin Gottes verklärt werden, sich an Moses und David anreihen. Eine solche Umwandlung ihres Berufes, ihrer Gedanken versetzt sie in einen traumartigen Zustand. Das Gespräch beginnt damit, daß Thibaut seinen Nachbarn die vollständige Niederwerfung Frankreichs schildert: die Sieger seien bereits in Paris, der fremde Prinz mit der alten Krone Dagoberts geschmückt, während der Enkel ihrer angestammten Könige enterbt und flüchtig umherirre. Diese Worte müssen Johannas Inneres mächtig aufregen; der Augenblick zum Handeln ist gekommen, wenn wirklich dem Vaterlande durch ihre Hand die Rettung zuteil werden soll. Mit Ungeduld erwartet sie ein Zeichen, das ihr verheißen ist. Dies alles bestürmt ihre Gedanken; sie steht schweigend da, weil sie vermutlich von allem, was um sie vorgeht, nichts wahrnimmt.

b) Man muß ferner erwägen, daß jenes zarte Lebewohl, mit welchem sie von den lieblichen Plätzen ihrer stillen Freuden scheidet, eigentlich kein Abschied von dem Hause und von den Ihrigen ist. Auf der Hirtenflur hat sie ohne Vater und Geschwister sich selbst gelebt, und darum denkt sie auch nur an das, was ihr hier das einsame Stilleben erheitert hat. Der Dichter war also durch die Sache selbst nicht genötigt, in diesen Monolog ein Lebewohl an das Vaterhaus einzuflechten. Es war ihm freilich auch nicht verwehrt, die Gelegenheit dazu zu benutzen, und wir empfinden jetzt eine Lücke. Denn obwohl Johanna an jener erhabenen

Stimmung Anteil hat, in der der Heiland spricht: wer ist meine Mutter? und wer sind meine Brüder? und obwohl diese völlige Trennung von ihren irdischen Verhältnissen so sehr entschieden ist, daß der Dichter sie bereits in der ersten Szene des Dramas als geschehen voraussetzt, so würde es doch unserm Gefühle mehr zusagen, wenn sie mit einem Worte darauf hingedeutet hätte, daß ihr auch dieser Abschied schmerzlich sei. Johanna ist also in diesem Falle nicht ganz entschuldigt, doch hören wir sie es wenigstens später bedauern, daß sie das Vaterhaus heimlich verließ, was die Lage der Dinge notwendig machte, da man sie sonst nicht hätte ziehen lassen.

Und eure Liebe führt euch zu mir her,
So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,
Die lieblos ohne Abschied euch verließ.

Schluß. Es ist nicht denkbar, daß einer Heldin, die so hoch gestellt wird, die natürlichste Empfindung des Herzens nach der Absicht des Dichters fehlen sollte. Daher müssen wir uns ihr seltsames Benehmen nicht aus der Gemütskälte, sondern aus dem Zusammenwirken der Umstände erklären. Johanna liebt in der Tat ihre Angehörigen, weshalb sie zu Montgomery (II, 7) sagen kann, sie sei

— weggerissen von der heimatlichen Flur,
Von Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust.

Sie äußert diese Liebe aber nicht, weil sie, von ihrer ahnungsvollen Zukunft durchdrungen, für sich zu leben gewohnt ist, und wenn ihre Schwester Louison (IV, 7) bemerkt:

Sie war uns fremd, da sie noch unser war,

so wird man hierin keine unvereinbaren Gegensätze finden.

43.

Der zweite Halbchor in Schillers Braut von Messina.

Einleitung. Schiller hat sich bei der Aufnahme des antiken Chors in seine Tragödie mehrfache Abweichungen von

dem griechiſchen Gebrauch erlaubt, z. B. die, daß er den Chor ſtändig in zwei Teile zerlegt.

Thema. Welche Eindrücke gewinnen wir vom zweiten Halbchor in der Braut von Meſſina?

1. äußerlich: Es ſind Bürger von Meſſina, jugendlich und zwar etwa im Alter Don Ceſars, ihre Zahl beträgt 12, von denen drei mit Namen genannt werden, Bohemund, Roger und Hippolyt. Nur dieſe drei ſprechen, die übrigen wiederholen höchſtens mit ihnen die Schlußworte der Rede (Refrain), im übrigen begnügen ſie ſich damit, Zeichen des Anteils zu geben und beſonders bei leidenſchaftlichen Stellen angemeſſene Bewegungen zu machen. Sie ſind durch Farbe und Abzeichen von dem Chor der älteren Ritter unterſchieden und ziehen mit einem Marſch ein.
2. doppelte Aufgabe. Der zweite Halbchor erſcheint ebenſo wie der erſte
   a) als ideale Perſon. II, 250 Betrachtung über die Vorzüge des Herrſcherhauſes; I, 283 über deſſen Unvergänglichkeit (Völker verrauſchen, Namen verklingen, finſtere Vergeſſenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganze Geſchlechter aus; aber der Fürſten einſame Häupter glänzen erhellt, und Aurora berührt ſie mit den ewigen Strahlen als die ragenden Gipfel der Welt); I, 277 (über Iſabella): Freudig ſieht ſie aus ihrem Schoße einen blühenden Baum ſich erheben, der ſich ewig ſproſſend erneut. Denn ſie hat ein Geſchlecht geboren, welches wandeln wird mit der Sonne und den Namen geben der rollenden Zeit; II, 194 (zu Beatrice): Heil dir, o Jungfrau, liebliche Herrſcherin, dein iſt die Krone, dein iſt der Sieg .. Mit glücklichen Zeichen, Glückliche, trittſt du in ein götterbegünſtigtes, glückliches Haus (wo die Schönheit nicht vergeht und die Kränze des Ruhmes hängen uſw.).
   b) als wirkliche Perſon oder blinde Menge.
      α) er iſt leicht aufbrauſend wie ſein Herr, Don Ceſar. I, 145 ſagt er beim Anblick des Gegners: Zürnend

ergrimmt mir das Herz im Busen, zum Kampfe ist mir die Faust geballt; denn ich sehe das Haupt der Medusen, meines Feindes verhaßte Gestalt. Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute. III, 33: Mein Schwert ist heraus!

β) treu, gehorsam, dienstfertig. III, 206: Herr, fürchte nichts, wir stehen treu zu dir. Er hält getreulich Wacht bei der Braut am Eingang zum Garten (III, 1) und trägt sie dann auf Cesars Befehl ohnmächtig zur Mutter (IV, 128), er entschuldigt sich wegen des Stehenbleibens des Katafalks und übernimmt die Vorbereitung zur Bestattung Manuels (IV, 580 ff.). Als er den Platz an der Gartentür behaupten will, beruft er sich auf Don Cesar als Herrn, als tapferen Helden und als besseren Mann (III, 1). III, 80: Drum mögen sich die Fürsten selbst vergleichen, ich acht' es für geratner, wir gehorchen.

γ) fromm. IV, 367 (zu Isabella): Halt ein, Unglückliche, wehe! wehe! Du leugnest der Sonne leuchtend Licht mit blinden Augen. Die Götter leben, erkenne sie, die dich furchtbar umgeben. IV, 458 (nach Cesars Geständnis): Wie die Schar verkündet, so ist es gekommen; denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick, und wer sich selbst vermißt, es klüglich zu wenden, der muß es selber erbauend vollenden. I, 151: Mich schreckt die Eumenide, die Beschirmerin dieses Orts und der waltende Gottesfriede (über die Mischung der Religionen vgl. Schiller am Schluß des dem Stück vorausgeschickten Aufsatzes über den Gebrauch des Chors in der Tragödie).

δ) teilnehmend. Er meldet I, 530 erfreut seinem Herrn die Rückkehr des Spähers. IV, 792: Sie (Beatrice) hat gesiegt, dem rührenden Flehen der Schwester konnt' er nicht widerstehen, trostlose Mutter, gib Raum der Hoffnung, er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn.

ε) kurzsichtig. Er ergreift niemals das Wort, um den Herrn vom Bruderzwist abzubringen, ja er sagt sogar III, 72: Und in der hohen Häupter Span und Streit sich unberufen, vielgeschäftig mengen bringt wenig Dank und öfter auch Gefahr.

Schluß. Der zweite Chor steht über dem ersten an Treue gegen das Herrscherhaus und an Redlichkeit und Aufrichtigkeit, dagegen unter ihm an Einsicht. Er spricht daher seltener als reflektierendes Element und ist in seinem Gedankenkreise beschränkter. Denn während die Ritter Don Manuels auch über die Natur, über das Unglück im allgemeinen und über die Zukunft der Bürger erhabene Worte vortragen, begnügen sich die Don Cesars mit dem Lobe des Fürstengeschlechts.

44.

Die Natur in Schillers Braut von Messina.

Einleitung. Die Natur tritt in der Braut von Messina nicht so stark hervor wie etwa im Tell, aber immerhin bedeutsam genug.

Thema. Auf welche Weise lernen wir die Natur in der Braut von Messina kennen?

1. Durch die Vorgänge, die sich darin abspielen. Hier sind besonders wichtig der Klostergarten, in dem Don Manuel die Beatrice trifft, und der Garten am Meere, in den dieser sie nach der Entführung bringt; ebenso die Jagd nach der Hirschkuh I, 7, 686 ff. (vgl. I, 8, 907 ff.).

2. Durch Aussprüche der auftretenden Personen, z. B. I, 4, 361 Isabella: Nur die Natur ist redlich, sie allein liegt an dem ewigen Ankergrunde fest. I, 3, 230: Aber die Natur, sie ist ewig gerecht. IV, 7, 561 f.: Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual (vgl. Rousseaus Ausspruch: Retournons à la nature!) u. a.

3. Durch Vergleiche: I, 3, 240 ff. mit dem Wolkenbruch, I, 3, 260 mit dem Monde, I, 7, 666 (mein Glück wird sein

gleichwie des Baches Fließen), I, 7, 725 (vom Pilger, der sich nach Sonnenaufgang wendet), I, 7, 821 (hellglänzend wie der Schnee des Ätna), I, 7, 849 (lichtweiß gleichwie des Sonnengottes Pferde), I, 8, 871 (Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach, und die hüpfenden Lämmer grasen lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen; süßes Tönen entlockt er der Flöte, und das Echo des Berges wird wach, oder im Schimmer der Abendröte wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach), I, 8, 934 (Wie der Wind mit Gedankenschnelle läuft um die ganze Windesrose, wechseln hier des Geschickes Lose), II, 1, 19 (Das Herz war ruhig wie die Wiesenquelle), II, 5, 288 (Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut von der zerstörten Brandstatt, wo sie lang' mit altverjährtem Eigentum genistet, auffliegt in düstrem Schwarm, den Tag verdunkelnd usw.), II, 5, 573 (Vom Berge stürzt der ungeheure Strom, wühlt sich sein Bette selbst und bricht sich Bahn, nicht des gemess'nen Pfades achtet er, den ihm die Klugheit vorbedächtig baut; so unterwerf ich mich), IV, 3, 171 (Vom ehrnen Harnisch eurer Brust gleichwie von einem schroffen Meeresfelsen schlägt die Freude meines Herzens mir zurück), IV, 3, 178 (Mir ist, als ob der Wüste unmitleidge Scharen, des Meeres Ungeheuer mich umständen). Auch die beiden Träume kommen hier in Betracht II, 5, 327 ff. und 356 ff.

4. Durch bildlichen Ausdruck: I, 3, 225 (Wo die goldne Ceres lacht und der friedliche Pan, der Flurenbehüter), I, 3, 290 (Aurora berührt sie mit den ewigen Strahlen als die ragenden Gipfel der Welt), II, 4, 265 (Blume der Frauen), IV, 10, 758 (Da steht der holde Lebensengel mächtig vor mir, und tausend Blumen schüttet er und tausend goldne Früchte lebenduftend aus reichem Füllhorn strömend vor mir aus. Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne), I, 8, 925 (das grüne, kristallene Feld mit des Schiffes eilendem Kiele pflügen) u. a.

5. Durch schmückende Beiwörter: Die himmelumwandelnde Sonne, die völkerwimmelnde Stadt, das säulengetragene Dach, des Korns hochwallende Gassen, die sonnenbeleuchtete Erde, die mit Reben umsponnenen Ulmen.

6. Durch Zeitbestimmungen. Dazu wird wie in der Bürgschaft gewöhnlich die Sonne verwendet. Vgl. II, 1, 85 (Immer tiefer sinkt die Sonne), II, 1, 3 (Schon neigt die Sonne sich zu ihrem Ziel), II, 5, 422; III, 3, 148; III, 5, 260; ferner IV, 4, 254 (Wenn die Blätter fallen in des Jahres Kreise), IV, 4, 270 (Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen, wenn dumpftosend der Donner hallt, da, da fühlen sich alle Herzen in des furchtbaren Schicksals Gewalt).

Schluß. Schiller hat in der Braut von Messina nicht die dem Süden charakteristischen Erscheinungen der Natur geschildert; nur einzelne hierhergehörige Züge werden hervorgehoben, z. B. die norditalienische (aber nicht sizilische) Sitte, die Reben von Ulme zu Ulme zu ziehen (vgl. I, 3, 198: Diese Ulmen, mit Reben umsponnen).

45.

Die Frauen in Schillers „Wilhelm Tell".

Einleitung. Zur Schönheit eines Dramas gehört auch die Mannigfaltigkeit der Charaktere. Das Gemüt neigt nach seinen Grundtrieben entweder zu dem Energischen oder zu dem Weichen. Einen solchen Gegensatz bilden Gertrud und Hedwig. Jene tritt nur in einer Szene auf und verschwindet dann aus dem Drama. Diese ist von dem Dichter am reichsten ausgestattet. Bertha hat Ähnlichkeit mit Gertrud.

Thema. Charakteristik der drei Frauen.

A. Gertrud.

1. Ihr Gottvertrauen: „Gott wird uns nicht verlassen und der gerechten Sache gnädig sein."

2. Ihr Interesse beschränkt sich nicht auf das ohnehin kinderlose Haus; ihr Herz schlägt für das Vaterland und ist empört über die Mißachtung der alten Freiheitsbriefe.

> Unbilliges erträgt kein edles Herz —
> Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
> Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

3. Ihr Heldenmut.

Vertrau' es mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams. —
Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

4. Ihre Einsicht und Überlegung. „Des edlen Ibergs Tochter rühm' ich mich, des vielerfahr'nen Manns." Sie faßt die Verhältnisse richtig auf; sie empfiehlt ihrem Manne, dem Angriffe des Landvogts zuvorzukommen und mit redlichen Freunden still zu Rate zu gehen, wie man des Druckes sich möchte entledigen. „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt."

B. Hedwig.

1. Vaterland und Freiheit sind nicht ihr wichtigstes Interesse.

Nach ihrer Meinung hätte Tell das Unbillige ertragen sollen.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wut des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Sie freut sich zwar über die Erlösung des Landes von der Knechtschaft, doch hauptsächlich, weil ihr Mann dabei solche Ehre erworben.

Heut' kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei und alles!
Und euer Vater ist's, der's Land gerettet.

2. Sie liebt nicht einen kühnen, unternehmenden Sinn.

Die Knaben fangen zeitig an zu schießen. —
Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht ꝛc.

Tell sollte nicht nach Altorf gehen, sich von dem Bunde gegen die Vögte fernhalten, er habe bei der Rettung des Unterwaldners Gott versucht ꝛc. Wilhelm, der hübsch daheim bei der Mutter bleibt, ist ihr liebes Kind.

3. Ihr Mann und ihre Kinder sind ihr alles. Um ihretwillen kann sie außer sich geraten.

Walter ist in Lebensgefahr gewesen, Tell gefangen. Sie bricht in leidenschaftliche Klagen aus, obgleich sie in das Sterbehaus eingetreten ist. Sie macht dem Vater ungerechte Vorwürfe, weil er auf des Kindes Haupt gezielt, Baumgarten und den andern, weil sie Tells Gefangennehmung geduldet. Vor ihrem erregten Gefühle verdoppeln sich die Schrecken des Kerkers.

Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen.

Als der Betrauerte heimkehrt, versagen ihr die Kräfte.

Da steht sie an der Tür und kann nicht weiter,
So zittert sie vor Schrecken und vor Freude.

4. Durch wenige, aber großartige Züge bezeichnet der Dichter ihren zarten sittlichen Sinn. Wie Margarete im Faust vor Mephistopheles und die Jungfrau von Orleans vor dem schwarzen Ritter, empfindet sie instinktmäßig ein Grauen in der Nähe Parricidas. Sie zögert einen Augenblick, Tells Hand zu fassen, nachdem diese Blut vergossen.

5. Der Reizbarkeit ihres Gefühles entspricht eine dunkele Vorempfindung der Gefahr.

Wie kannst du dich so ohne Ursach' quälen?
Weil's keine Ursach' hat — Tell, bleibe hier!

C. Bertha.

1. Achtung vor dem Rechte und Liebe zu dem Lande der Unschuld und der Freiheit.

Mich denkt Ihr auf der Seite des Verrats
Zu finden?

Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?

Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In Euern Bund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.

2. Entschlossenheit und Mut. Sie gibt Rudenz die gefährliche Weisung:

Was auch draus werde — steh' zu deinem Volk!

und wagt es in Altorf, dem Landvogt Vorstellungen zu machen.

3. Mitleid mit dem verunglückten Schieferdecker und mit der Angst des Vaterherzens.

Schluß. Weshalb zeugt es von Weisheit, daß Schiller dem Befreier nicht eine Gattin wie Gertrud an die Seite gestellt hat? Ihre Mitwirkung hätte Tells Selbständigkeit verringert. Das Große wird durch den Gegensatz erhöht. Erst bei einer starken Betonung des Familiensinnes fühlt man recht das Schreckliche, das in der Gefährdung des eigenen Kindes liegt.

46.

Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell".[1])

Der erste Akt des Dramas gibt uns zunächst ein Bild von dem Zustande des Landes unter der Tyrannei der Vögte bis zum Bunde der drei Männer. Baumgarten, der seines Weibes Ehre verteidigt und den Wolfenschießen erschlagen hat, wird von den Reitern des Landenbergers, des Zwingherrn in Unterwalden, verfolgt und von Tell über den stürmischen See gerettet. Nachdem wir so „der Vögte Geiz und Wüterei" gesehen haben, tritt uns in der Szene zwischen Stauffacher und seiner Frau der erste entschlossene Gedanke, „wie man des Drucks sich möcht' entledigen", entgegen. Stauffacher macht sich „stehenden Fußes" auf nach Uri, begleitet von Tell, der ihm den geretteten Baumgarten zugeführt hat. Dann sehen wir zu Altorf im Bau des Zwing-Uri und in der Aufrichtung des Hutes neue Beispiele von dem Übermut und dem frechen Hohne der Vögte, hier Geßlers. Stauffacher begibt sich, da Tell auf seine Winke nicht eingeht, zu Walter Fürst, wo er den jungen Melchthal trifft. Die Blendung des Vaters, die wir vernehmen, bildet

1) Nach L. Bellermann, Schillers Dramen.

eine mächtige Steigerung alles Bisherigen, und so erscheint der Bund der drei Männer, der hier geschlossen wird, als das natürliche Ergebnis der dargestellten unerträglichen Zustände: sie verabreden, sich mit zehn sicheren Männern aus jedem der drei Länder auf dem Rütli zu treffen.

Der zweite Akt zeigt uns zunächst den Freiherrn von Attinghausen, der, an der alten Treue zum Vaterlande festhaltend, vergeblich seinen Neffen Rudenz vom Anschluß an den Unterdrücker zurückzuhalten sucht. Dann bringt die Rütliszene die so im einzelnen vorbereitete Handlung des ganzen Volkes zu vorläufigem Abschluß, indem sich die besten und berufensten Vertreter der drei Kantone dahin einigen, das unwürdige Joch abzuwerfen.

Mit dem dritten Akte hebt der Teil der Handlung an, deren Hauptträger Tell selbst ist. Wir sehen ihn zuerst in seiner Häuslichkeit, und die Erzählung von seiner Begegnung mit Geßler, der „vor ihm gezittert" hat, läßt uns bereits für ein Zusammentreffen beider nichts Gutes ahnen. Bald erfüllt sich unsere Ahnung: Tell, der dem aufgesteckten Hute keine „Reverenz" erweist, wird festgehalten; Geßlers zufällige Dazwischenkunft macht aus dem Vorfalle furchtbaren Ernst. Vergeblich sträubt sich Tell gegen das „Ungeheure", den Apfel vom Haupte seines Kindes zu schießen; vergeblich gerät das Landvolk in verzweifelten Aufruhr; vergeblich tritt Rudenz, der sein Herz wiedergefunden hat, mit scharfem, ritterlichem Worte dem Fühllosen entgegen. Der Tyrann besteht auf seinem unmenschlichen Willen. Als der Schwergereizte ihm nach dem Gelingen des Schusses den tiefen Groll seiner Seele enthüllt, führt er ihn gebunden zu Schiff über den See.

Unmittelbar schließt sich der vierte Akt an. Der ausbrechende Sturm befreit den Helden, und „seines nächsten Schusses erstes Ziel" ist das Herz seines Feindes, der im Hinsinken klar empfindet, daß es „Tells Geschoß" ist, welches ihn niederstreckt. Dazwischen führt uns der Dichter an das Totenbett des alten Freiherrn, und wir sind Zeugen, wie die Landleute, ohne Tells Befreiung zu ahnen, sich zu sofortigem Handeln entschließen, gedrängt von Rudenz, ihrem neuen Bannerherrn.

So findet der fünfte Akt das Werk der Befreiung, das Ziel des ganzen Dramas, vollendet: „Herrlich ist erfüllt, was wir im Rütli schwuren". Die Kunde vom Tode des Kaisers, der durch Mörderhand gefallen ist, gibt uns die Gewißheit, daß die junge Freiheit zunächst keinen Angriff zu fürchten hat. Mit dem Ausdruck des allgemeinen, bewundernden Dankes gegen Tell, „den Schützen und Erretter", schließt das Stück ab.

47.

Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell".

Einleitung. Die Dichter schildern gewöhnlich in den Personen, die sie darstellen, ganze Gattungen und Stände. So bezeichnen Achilles, der Telamonier Ajax, Odysseus nach ihren Eigenschaften allgemeinere Charakterformen des Heldentums, und der Präsident in „Kabale und Liebe" ist nicht bloß ein einzelner Mensch, sondern zugleich das Abbild der damaligen verdorbenen Hofaristokratie.

Thema. Rudenz als Repräsentant des jungen Schweizeradels.

A. Er läßt sich zu törichter Denkweise verleiten.

1. Geblendet von dem Glanze des Hoflebens und um Berthas willen, die er durch den Verrat zu gewinnen hofft, verachtet er die biedere Einfachheit der heimischen Sitten, die patriarchalische Würde eines Landammanns; er ist geneigt, seine persönliche Unabhängigkeit und die Freiheit des Vaterlandes, dessen natürliche Burgen und tapfere Verteidiger er mit Geringschätzung betrachtet, der Eitelkeit und einem besonderen Interesse aufzuopfern. Inhalt der Unterredung mit Attinghausen (II, 1).

2. Auch später handelt er nicht allein aus Liebe zum Vaterlande. Wie sein besseres Gefühl erst dadurch erweckt wird, daß Bertha ihm erklärt, sie sei nicht auf der Seite des Verrats zu finden (III, 2), so treibt er die Eidgenossen hauptsächlich deshalb zur schnelleren Erstürmung der Festen an, weil er seine eigene

Sache mit dem Tyrannen auszufechten hat, weil Bertha aus einem Kerker hervorgegraben werden muß (IV, 2).

B. Er erleidet dafür seine Strafe, aber er söhnt uns wieder mit sich aus.

1. Schiller läßt ihn den Oheim nicht mehr am Leben finden und entzieht ihm den Trost, daß er den gekränkten Greis noch um Verzeihung bitten kann. Ebenso muß er noch eine Zurechtweisung von Melchthal hinnehmen (IV, 2).

2. Die Kühnheit, mit der er dem Landvogt entgegentritt (III, 3). Seine tiefe Reue, die innige Verbindung mit den Landleuten, deren Geheimnis er nicht verraten hat (IV, 2), seine Tapferkeit bei der Erstürmung des Sarner Schlosses (V, 1). Er erklärt in der letzten Szene seine Knechte für frei und bezeugt damit, daß das neue Leben, zu dem das Vaterland erwacht ist, auch seine Seele erfüllt.

Schluß. Rudenz ist also im Drama nicht ein von Anfang an fertiger, sondern ein werdender, sich erst entwickelnder Charakter wie Hermann in Goethes Hermann und Dorothea.

48.

Das Verhältnis von Glauben und Wissen nach einigen Schillerschen Gedichten,[1])

I. Das Wissen.

1. Der Weg zum Wissen und der Wert dieses Wissens (Sprüche des Confuzius 2).
   a) Der Mensch muß rastlos streben, um zum Ziele zu gelangen.
   b) Er muß nach umfassendem Wissen streben, um zur Klarheit zu gelangen.
   c) Er muß gründlich sein, um zur Wahrheit zu gelangen.
2. Die Beschränkung des Wissens.
   a) Die menschlichen Ausdrucksmittel sind beschränkt (Worte des Wahns, Genius, Sprache).

1) Nach G. Heine.

b) Das Wesen der Dinge ist unerklärbar (Pilgrim, Worte des Wahns).

c) Ein Streben ohne sittliche Grundlage wird verderblich (Das verschleierte Bild zu Sais).

II. Der Glaube. (Die Worte des Glaubens, Hoffnung, Thekla, eine Geisterstimme).

1. Seine Entstehung.
2. Sein Wert.
3. Seine Gegenstände:
   a) Freiheit des Willens,
   b) Tugend,
   c) Gott.
4. Seine Irrtümer. (Die Worte des Wahns, Der Pilgrim):
   a) Der Glaube an den Sieg des Guten in den äußern Verhältnissen,
   b) Der Glaube an die Belohnung des Edlen durch irdische Glücksgüter,
   c) Der Glaube an die Möglichkeit völliger Erkenntnis.

49.

Fatum und Vorsehung in Schillers erzählenden Gedichten.

Einleitung. Die anderen Dichter begnügen sich in ihren Balladen und Romanzen meistens damit, eine interessante Begebenheit zu erzählen, Schiller pflegt seinen Erzählungen einen gehaltvollen, religiösen oder sittlichen Gedanken zugrunde zu legen. Er zeigt uns gern das Walten der Gottheit, und zwar, je nachdem der Stoff dem Altertum oder der neueren Zeit angehört, als Fatum oder als Vorsehung. Natürlich finden sich zwischen beiden Momenten auch einige Berührungspunkte.

Thema. Fatum und Vorsehung.

A. Gemeinsames.

1. Die Vorstellungen von dem Fatum und von der Vorsehung stimmen darin überein, daß jedwedes durch eine wunder-

bare Verkettung der Umstände die Freveltaten ans Licht bringt und den Verbrecher bestraft. „Die Kraniche des Ibykus" und „Der Gang nach dem Eisenhammer".

2. Beweise von dem Schutze der Gottheit dürfen nicht zu einem tollkühnen Mißbrauch ihrer Güte verführen.

Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Schiller (Hero u. Leander).

Und der Mensch versuche die Götter nicht.
Schiller (Taucher).

B. Verschiedenheit.

1. Das Fatum.

a) Die Gottheit beraubt den Menschen eines Gutes, wenn sie ihm ein anderes gewährt, denn ein vollkommenes Glück ist das Vorrecht der Himmlischen.

Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.
Schiller (Ring des Polykrates).

Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch' Geschenk zurück!
Schiller (Kassandra).

b) Die Götter sind daher neidisch und verderben den, welcher sich in seinem Glücke sicher fühlt. Sie nehmen sogar das freiwillige Opfer des Polykrates nicht an; vermutlich hatte er sich zu spät oder zu wenig gedemütigt.

2. Die Vorsehung.

a) Sie ist als segnende Macht ein Schirm der Unschuld

Mit dem ist Gott und seine Scharen.
Schiller (Gang nach dem Eisenhammer).

b) und erhöhet die, welche sich erniedrigen.
„Der Graf von Habsburg".

Schluß. In der „Braut von Messina" ist der Fatalismus durch den heidnischen Hintergrund (Eteokles und Polynices) zu entschuldigen.

50.

Wie zeigt sich der Einfluß Homers in Schillers Gedichten der dritten Periode?

Einleitung. Schiller kannte den Homer schon als Karlsschüler, wo er Hektors Abschied von Andromache schrieb, aber eine genauere Kenntnis dieses Dichters und überhaupt der griechischen Literatur (Euripides, Plutarch) verschaffte er sich erst nach der Zeit des Sturms und Drangs. Doch konnte er nicht den Urtext lesen, sondern bediente sich deutscher Übersetzungen.[1])

Thema. Der Einfluß Homers auf Schillers Gedichte zeigt sich:

1. In der Auswahl des Stoffs.
   a) Die beiden Epigramme „Ilias" und die „Homeriden" wenden sich gegen die Ansicht Friedrich August Wolfs (Prolegomena in Homerum, Halle 1795, der behauptet hatte, die homerischen Gedichte stammten nicht von einem Dichter, und pflichten Professor Heyne in Göttingen bei, der nichts von verschiedenen Verfassern wissen will.
   b) Gedichte wie „Das Siegesfest", „Hektors Abschied von Andromache", „Odysseus", „Kassandra" schließen sich an

1) Im Jahre 1788 sagt er in einem Brief an Körner: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Die Alten geben mir wahre Genüsse; zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen Geschmack zu reinigen. Ich habe mir vorgenommen, in den nächsten zwei Jahren keinen modernen Schriftsteller mehr zu lesen". Hoffmeister, Schillers Leben und Werke II, 79 ff.: „Schiller las Homer in Gemeinschaft mit den beiden Schwestern von Lengefeld in Rudolstadt. Aus Vossens Übersetzung las er ihnen nach und nach die ganze Odyssee vor. Es war uns, sagt seine Biographin (Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld), als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her". K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike S. 15: „Schiller schreibt unter dem unmittelbaren Eindruck der Vossischen Odyssee an Lotte (Briefwechsel Schillers und Lottes, herausgegeben von Fielitz, Stuttgart 1879 Nr. 61): „Wie haben Sie denn heute nacht in ihrem zierlichen Bette geschlafen? Und hat der süße Schlaf ihre holden Augenlider besucht? Sagen Sie es mir in ein paar geflügelten Worten, aber ich bitte, daß Sie Wahrheit verkündigen".

den troischen Sagenkreis und an den Gedankenkreis der homerischen Gesänge an.

2. In der Art der vorgetragenen Anschauungen.
Das erstrebenswerteste Ziel des Menschen ist der Ruhm („Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch, ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch"). Die Götter verleihen das Glück nach Willkür (Siegesfest: „Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück; denn Patroklus liegt begraben, und Thersites kehrt zurück". Das Glück: „Unter die Menge greift er (Zeus) mit Eigenwillen, und welches Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde". Worte des Wahns: „Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht, solang' er glaubt, daß das buhlende Glück sich dem Edeln vereinigen werde; dem Schlechten folgt es mit Liebesblick). Die Hauptsache ist im irdischen Wandel Gleichmut zu bewahren, Maß zu halten und heiter zu genießen, weil man nicht weiß, was morgen kommen kann (Nestor im Siegesfest zu Hekuba: „Trink ihn aus, den Trank der Labe, und vergiß den großen Schmerz, wundervoll ist Bacchus' Gabe, Balsam fürs zerrissne Herz. Grußwort: χαῖρε, freue dich!). Die griechischen Götter bringen der Menschheit die Kultur (Eleusisches Fest, Spaziergang).

3. In der Form. Schiller hat die Einfachheit der Auffassung und Darstellung, die seinen Jugendgedichten fehlt, durch die Natürlichkeit, Klarheit und Einfachheit der homerischen Sprache gewonnen, er hat seinen ästhetischen Geschmack gebildet, Schwulst und Pathos aufgegeben. Lehrreich ist auch der Unterschied zwischen der sentimentalen Art von Hektors Abschied und der einfach natürlichen Art des Siegesfestes. Eine ganze Reihe homerischer Wendungen und Ausdrücke hat der Dichter übersetzt und übernommen, z. B. im Siegesfest: Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen (ἄναξ ἀνδρῶν), Ajas, der ein Turm war in der Schlacht (πύργος Ἀχαιῶν), Neptun, der um die Länder seinen Wogengürtel schlingt (γαιήοχος), Zeus, der die

Ägis grausend schwingt (*αἰγίοχος*), im Glück: der Vater der Menschen und Götter (*πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε*), in den Kranichen des Ibykus: Sei uns der Gastliche gewogen (*ξείνιος*) usw. Andere Ausdrücke hat er den homerischen nachgeahmt, so im Grafen von Habsburg: Saß König Rudolfs heilige Macht (*ἱερὴ Ἰς Τηλεμάχοιο*), des Bogens Kraft (= den kräftigen Bogen); namentlich formt er unter griechischem Einfluß zahlreiche schöne Zusammensetzungen mit Partizipien der Vergangenheit oder der Gegenwart, wie laubumkränzter Becher, schilfbekränzter Gott, blutgefüllte Schale, giftgeschwollne Bäuche, herrschaftgebende Binde, braucht griechische Konstruktionen (Es schenkte der Böhme des perlenden Weins; Gießt Neoptolem des Weins; auch freie Wortstellung wie in den Sätzen: Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus; Soll der Freund mir, der liebende, sterben? Soweit er die Stimme, die rufende, schicket; dem Erzeuger jetzt, dem großen).[1])

Schluß. Kein Wunder, daß Schiller in den Göttern Griechenlands wünscht, die schöne Zeit möchte wiederkommen (Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blütenalter der Natur; vgl. auch die Sänger der Vorwelt) und den „Homeruskopf als Siegel" benutzte (vgl. das gleichbetitelte Epigramm aus den Votivtafeln).

51.

Der Graf von Habsburg und des Sängers Fluch.

A. Deutsche Dichter haben sich oft über Bedeutung und Würde der Poesie ausgesprochen, so Goethe, so auch Schiller und Uhland im Grafen von Habsburg und in des Sängers Fluch.

1) Auch Metaphern und Vergleiche erinnern öfter an Homer, z. B. es lacht der unbewölkte Zeus (vgl. I, 362) und in den vier Weltaltern: „Wie der erfindende Sohn des Zeus auf des Schildes einfachem Runde die Erde, das Meer und den Sternenkreis gebildet mit göttlicher Kunde, so drückt er ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall."

B. I. In beiden Gedichten wird dieselbe Idee veranschaulicht; denn beide preisen
   a) die Hoheit des Dichterberufes, da in dem einen die schöne Tat eines Sängers ans Licht gezogen, in dem andern aber das steinerne Herz des Königs zu erweichen versucht wird.
   b) die Heiligkeit der Person, die auf diesem Berufe beruht.

II. Beide Gedichte führen uns diese Idee in ähnlicher Weise vor und zwar:
   1. durch eine dreiteilige Handlung (Ereignis, Prophezeiung und deren Erfüllung),
   2. diese vollzieht sich zwischen einem Könige und einem Sänger (Schiller wählt eine historische Persönlichkeit, Uhland eine sagenhafte, hat aber wohl an Napoleon gedacht).
   3. daher spielt sich der Vorgang in einem Königspalaste ab.
   4. Die Handlung findet im Mittelalter statt.

C. Trotz dieser großen Ähnlichkeit beider Gedichte ist kein Einfluß des einen Dichters auf den andern nachweisbar.[1])

52.

Das sittliche Problem in Schillers Kampf mit dem Drachen und in Kleists Prinzen von Homburg.

Einleitung. Ein ähnliches sittliches Problem wie in Sophokles' Antigone und in der Erzählung des Livius VIII, 29—35 finden wir auch in Schillers Kampf mit dem Drachen und in Kleists Prinzen von Homburg.

Thema. Inwiefern ist das sittliche Problem in beiden Dichtungen ähnlich?

1. Allgemeine Ähnlichkeit: Ein Krieger handelt zum Wohl und im Dienste des Ganzen wider ein Gebot des Vorgesetzten, verfällt dafür anfangs der Strafe, wird aber zuletzt begnadigt und belohnt.

1) Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht Bd. 6, S. 48.

2. Nähere Betrachtung:
   a) Die Tat des Ritters ist kühner und wertvoller als die des Prinzen.
   b) Der Hauptbeweggrund ist zwar bei beiden das innere Sittengesetz, beim Prinzen erscheint es aber anfangs durch allerdings edle, aber doch auf die eigne Person bezügliche Bestrebungen verdeckt und tritt erst gegen Ende in voller Stärke hervor.
   c) Das dem Helden entgegenstehende äußere Gebot ist in beiden Dichtungen bloß praktisch, also an sich ohne sittlichen Wert. Bei Schiller steht es auf noch tieferer Stufe und deshalb in scharfem Gegensatz zu dem höheren Gesetz als bei Kleist. Trotzdem setzt sich Kleists Held rücksichtslos darüber hinweg, Schillers Held aber sucht eine Vereinigung beider Gebote zustande zu bringen.
   d) Eine innere Entwickelung in der Seele des Helden ist beim Ritter nicht vorhanden; er legt bloß mit Wort und Tat ein Bekenntnis von dem ab, was ihn beseelt hat. Der Prinz dagegen wird zur Anerkennung des vorher mißachteten äußeren Gesetzes und zum selbstlosen Daran-geben der eigenen Persönlichkeit für das Ganze erst er-zogen.
   e) Die Vertreter des äußeren Gebotes gleichen einander in Würde, Strenge und Milde und erfüllen beide die Auf-gabe, dem Gesetze die gebührende Anerkennung zu verschaffen. Allein der Meister hat dies nur der Außenwelt gegenüber nötig, der Kurfürst muß es auch in der Seele des Über-treters tun. Jener braucht den Jüngling nur zu prüfen, dieser muß ihn erziehen.
3. Gleichartigkeit der Idee: Das innere, ungeschriebene Sitten-gesetz behauptet in beiden Dichtungen den Vorrang über äußere Nützlichkeitsgebote, aber auch diese erheischen als von der Obrigkeit ausgehend Gehorsam, und ihre Verletzung muß durch willige Unterwerfung unter die gesetzliche Strafe gesühnt werden.

Schluß. Die genannten Dichtungen weisen im übrigen große Unterschiede auf: in Form, Ort, Zeit, den begleitenden Umständen u. a.

Genaueres bei Fr. Seiler, Programm des Gymnasiums zu Eisenberg S. A. 1890, S. 10 ff.

53.

Erklärung von Schillers Gedicht: „Die Worte des Glaubens" (1797).

Einleitung. Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens" gehört im eigentlichsten Sinne zu der didaktischen Gattung. Es ist ihm keine bestimmte Lage untergebreitet, es ist keine Begebenheit, nicht einmal eine Allegorie da, welche die Gedanken für die Phantasie veranschaulichte. Nur die Sprache enthält einige Bilder. Es entspricht nach Inhalt und Form den Worten des Wahns, die zwei Jahre später (1799) als Gegenstück geschaffen worden sind.

Thema. Erklärung der einzelnen Strophen.

Zweite Strophe.

(Über die erste wird passender am Schlusse gesprochen.)

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.

1. Gemeinhin läßt man sich verleiten, hier an die geistige oder sittliche Freiheit zu denken. Schiller hätte demnach gesagt: wenn der Mensch auch in Ketten und Banden schmachtet, so ist keine Gewalt der Erde vermögend, ihn gegen seinen Willen etwa zu einem Widerruf, zu einem falschen Zeugnis, zu einer schlimmen Handlung zu bewegen. Die Blutzeugen der Kirche haben zur Genüge bewiesen, daß der Mensch diese Freiheit wirklich behaupten kann. — Bei einer solchen Auffassung fiele diese Strophe jedoch mit der folgenden zusammen, die von der Befähigung zur Tugend, d. h. zur Ausübung der Vernunftfreiheit handelt.

2. Der Dichter spricht vielmehr von der bürgerlichen Freiheit. Der Mensch könne als ein mit Vernunft begabtes Wesen nicht eine Sache, nicht das Eigentum, nicht der Sklave seines Nebenmenschen sein. Er ist als Bürger des Staates dem Gesetze untertan, aber nicht der Willkür eines Mitbürgers unterworfen, der ihn im Gebrauche der allgemeinen Menschenrechte einschränken, ihm etwa nach Belieben Frondienste auferlegen, ihm einen bestimmten Beruf oder eine Religion vorschreiben oder ihn verstümmeln, verkaufen oder töten könnte. Daher sind in allen Staaten, die nach vernünftigen Prinzipien verwaltet werden, die Sklaverei, die Leibeigenschaft, die drückenden Feudallasten schon längst aufgehoben, und man bemüht sich, durch den Ausbau der Verfassung die Ansprüche des niedrigsten Bürgers auf die Gleichheit vor dem Gesetze, auf eine gerechte Verteilung der Pflichten und Leistungen, auf einen verhältnismäßigen Anteil an der Gesetzgebung, solchen Privilegien gegenüber, die von alters her gesetzliche Kraft haben und augenblicklich nur durch eine Rechtsverletzung beseitigt werden könnten, zur Geltung zu bringen. Bis zur französischen Revolution hin wurde den unteren Ständen ein Recht auf die bürgerliche Freiheit nur in äußerst beschränktem Maße eingeräumt, und niemand zweifelte daran, daß die Kinder der Leibeigenen wie der Sklaven schon durch ihre Geburt unfreie Menschen seien. Der Dichter erklärt also mit jenen Worten, daß die Sklaverei keinem Menschen angeboren werde; daß ihm das Recht auf die Freiheit, die ihm nach seiner menschlichen Natur zukommt, nicht abgesprochen werden dürfe, wenn auch seine Eltern in der härtesten Dienstbarkeit schmachteten.

3. Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!

Wenn der Pöbel einmal die Herrschaft an sich reißt, die Gesetzlosigkeit als die wahre Freiheit proklamiert und in seiner Torheit und Raserei von der Freiheit den schlimmsten Gebrauch macht, so darf uns dies nicht zu dem Irrtume verführen, daß der gemeine Mann die Freiheit nicht ertragen könne, daß sie ihm selbst verderblich sei. — Dies war eine Ansicht

welche sich in der französischen Revolution zu bestätigen schien. Die amerikanischen Pflanzer verteidigten stets die Sklaverei mit der Behauptung, daß der Neger in der Freiheit nicht zu leben, nicht einmal sich zu ernähren verstehe. Doch Schiller selbst war in der Verzweiflung über den Gang der Dinge in Frankreich an der Befähigung des Volkes zum Genusse der politischen Freiheit irre geworden. Er läßt nicht nur den bedachtsamen Gordon (Wallenst. Tod IV, 2) aussprechen, daß man den Menschen nicht der eigenen Mäßigung vertrauen dürfe, daß ihn nur das deutliche Gesetz und der Gebräuche tiefgetretene Spur in Schranken halte, sondern er selbst sagte später mit ruhiger Überlegung im eigenen Namen:

Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn;
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

4. Das Wahre liegt in den Worten:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Die Machthaber, die privilegierten Stände dürfen nicht vor dem Bürger zittern, dem sie mit Gerechtigkeit und Vertrauen sein Maß der Freiheit zugestehen; sie haben nur vor der Rache, Wut und Unvernunft derer zu zittern, welche durch die Unterdrückung erbittert plötzlich das Joch abschütteln, ohne für die Freiheit sittlich und politisch reif geworden zu sein, weil man sie durch den Ausschluß von allen Verhandlungen über die Angelegenheiten des Staates in der Unmündigkeit zurückgehalten hat.

Dritte Strophe.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.

1. Dies ist dem Anscheine nach ein ganz bedeutungsloses Wort. Wer zweifelt daran, daß man Gerechtigkeit, Wohltätigkeit, Liebe zur Wahrheit, zur Ordnung, zum Fleiße und andere Tugenden üben könne. Der Zusatz:

Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben!

macht die Sache noch schlimmer, da er dem Menschen so wenig Willensstärke zutraut oder zumutet.

2. Man muß aber bedenken, daß die französischen Philosophen, Voltaire, Helvetius, Holbach, im vorigen Jahrhunderte einen Skeptizismus aussäeten, der allen Glauben an die edele Natur des Menschen verzehrte. Ja, ein deutscher Dichter, der einen großen Kreis von Lesern beherrschte, ein Landsmann und Freund Schillers, nämlich Wieland, scheute sich nicht, mit jener skeptischen Philosophie zu liebäugeln. Er redete sich ein, daß das Gute, welches in der Welt geschehe, ebenso aus angebornen Neigungen, aus einer gewissen Liebhaberei, aus Eitelkeit, aus dem Zusammenwirken günstiger Umstände hervorgehe, wie das Schlimme aus anderen, gleichfalls von dem Willen des Menschen unabhängigen Trieben und Umständen entstehe. Die sogenannten Ideale seien ein Hirngespinst, der sittliche Enthusiasmus ein krankhafter Wahn, eine Selbsttäuschung. Solche Grundsätze behagten den zahlreichen Hedonikern jener Zeit. Man konnte mit ihnen seinen vergnügungssüchtigen Schlendrian rechtfertigen, die Verbindlichkeit zur Selbstbeherrschung, zur angestrengten Tätigkeit, zu allen den Opfern, die das Gute fordert, ablehnen; ja man konnte mit ihnen das drückende Gefühl, das die hervorragende Würde tüchtiger Männer dem trägen Weichlinge einflößt, beseitigen. — Ist nicht die Welt noch heute mit solchen Hedonikern überfüllt, und schmeichelt sich nicht so vielen der aufgewärmte Materialismus einiger neueren Naturforscher ein, welche die freie Selbstbestimmung des Menschen leugnend, das Gute und das Böse zu einer Sache des Temperamentes, der natürlichen Beschaffenheit der Nerven, des Gehirnes und des Blutes machen? Solchen Verirrungen gegenüber hat das feste Glaubenswort des Dichters ein großes Gewicht:

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.

3. Die Vernunft hatte damals auch noch den praktischen Unglauben der Frommen zu bekämpfen. Diese zweifelten nicht wie die theoretischen Skeptiker an der Freiheit des Willens

und an der Verpflichtung zur Tugend. Sie meinten jedoch, da selbst der edelste und kraftvollste Mensch sich nicht immer auf dem rechten Pfade behaupten könne, so müsse ein allgemeines Verderbnis die menschliche Natur ergriffen haben, und sie sei zum Guten unfähig geworden. In ihrer Verzagtheit betrachteten sie das Streben nach der Vollkommenheit beinahe als ein Werk der pelagianischen Selbstgerechtigkeit. „Die menschliche Natur sei durch den Sündenfall dergestalt verdorben, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, weshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu tun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe" (Goethe). Ihnen galt also die Tugend zwar nicht für einen leeren Schall, sie waren vielmehr davon durchdrungen, daß diese in aller Lauterkeit und Erhabenheit unter den Menschen herrschen sollte. Sie machten jedoch keinen Versuch, sich ihr im Dienste der Menschenliebe zu nähern, da man allein durch die Empfindung und Anerkennung seiner vollkommenen Ohnmacht und Nichtigkeit zum Heile gelangen könne, und verbrachten ihre Tage in einer untätigen Buße, finsteren Weltverachtung und unter Gebeten um die Gnade Gottes und Christi. Ihnen ruft Schiller zu: sie möchten von dem Menschen besser denken. Ob er schon aus Schwachheit fehlt, so ist die Tugend für ihn nicht gänzlich verloren,

Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.

4. Von jeher haben sich Philosophen und Religionslehrer bemüht, das oberste Prinzip der Moral zu ergründen und dasjenige festzustellen, was uns verpflichtet und antreiben soll, den Geboten der Tugend zu folgen.

Man fragt sich: aus welchem Beweggrunde soll ich das Gute tun? Der Stoiker antwortet: weil dies der Natur gemäß ist; der Epikureer: weil du dir damit die Annehmlichkeit der Gemütsruhe verschaffst. Die mosaische Religion macht hauptsächlich die Erwägung des Lohnes und der Strafe, die Verheißungen und die Drohungen Gottes zu den Motiven unseres

sittlichen Verhaltens. Das Christentum ergänzte und veredelte dieses Prinzip. Aber auch später haben die Philosophen noch immer geglaubt, hier eine Lücke ausfüllen zu müssen; es möge nur an den Grundsatz erinnert werden, mit dem Kant die Kinder des Hauses wieder zu Knechten erniedrigte. Der einfache Mensch mit seinem kindlichen Herzen weiß sehr wohl, was kein Verstand der Vernünftler erkennt; er kommt mit seinem Katechismus aus. Denn das allein wahre, das lauterste, das echt christliche Moralprinzip, welches auch Luther der Erklärung jedes Gebotes voransetzt, nämlich: Wir sollen Gott fürchten und lieben, es hat sich in den Tagen des ersten geistigen Erwachens der jungen Seele unvertilgbar eingeprägt. In der Ehrfurcht vor Gott, in der Liebe zu ihm, der der Inbegriff des Guten und der Vater der Menschen ist, liegt unsere Verpflichtung zu der Befolgung seiner Gebote, aus ihnen fließt die Gesinnung, welche allein die Tugend zur Tugend macht. Was die Weltweisen auf ihren Wegen suchen und nicht finden,

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Vierte Strophe.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.

1. Der Dichter spricht seine feste Überzeugung von dem Dasein Gottes aus, in dessen Wesen die Heiligkeit und die Weisheit, die höchsten Ideen, ein persönliches Leben haben. Er tritt damit den Atheisten jener Zeit entgegen, zugleich auch den Pantheisten, die sich damals die Gottheit gern als eine in der Natur waltende und mit der Materie verbundene Weltseele vorstellten. Denn nach seinem Glauben ist die Gottheit dem Umkreise, in den Zeit und Raum alles Endliche gebannt haben, entrückt, ein außerweltliches, persönliches Wesen, das allem Erschaffenen die Seele einhaucht und die Entwickelung der Dinge nach Gesetzen ordnet, aber nicht selbst als Seele und Gesetz in sie eingeschlossen ist.

2. Den folgenden Satz

Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist,

kann man nicht auf den Menschen beziehen, dessen Geist durch den Glauben an Gott, durch den alleinigen Hinblick auf das Ewige zur Klarheit, Ruhe und Festigkeit gelangt sei. Der Zusammenhang zeigt, daß hier die Gottheit selbst als das Unveränderliche mit dem wechselvollen Spiel des menschlichen Lebens in einen Gegensatz gestellt ist. Die alltägliche Erfahrung und die Weltgeschichte führen uns den Menschen in einem ewigen Schwanken zwischen Wahrheit und Irrtum, Edelmut und Niedrigkeit vor; in den Schicksalen der einzelnen und der Völker wechseln beständig ein Aufblühen und Hinwelken, ein Kommen und Schwinden. Daher verfielen die Skeptiker der älteren und neueren Zeit in den Wahn, daß nur der schadenfrohe Dämon des Zufalls mit dem Menschengeschlechte sein Spiel treibe, daß der Mensch nur Gefühl und Vernunft empfangen habe, um seine Unglückseligkeit desto schmerzlicher zu empfinden.

3. Doch die Überzeugung, daß über der auf- und niederwogenden Flut der zeitlichen Dinge ein heiliger, weiser Wille waltet, der jedem Streite der Leidenschaften unzugänglich, bei allem Wechsel der Erscheinungen unabänderlich beharrend, alles Irdische, was die Seele in Sorge und Kummer versenkt, herrlich hinausführt, entreißt uns der Verzweiflung. Blicket aufwärts! Aus der unermeßlichen Bläue leuchtet in stiller, erhabener Ruhe der feste Polarstern hernieder, welcher Klarheit, Frieden und Freude in unsere Herzen strahlt.

Der Anfang und die Schlußstrophe.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solang' er noch an die drei Worte glaubt.

Im Eingange wurden drei inhaltschwere Worte angekündigt, sie sind jetzt genannt, ihr Sinn ist erklärt; der Dichter wiederholt sie mit Nachdruck, nachdem er ihre Bedeutsamkeit für unser Leben und Handeln erwiesen.

1. Der Glaube an die Freiheit, an die Tugend, an Gott bedingen den Wert des Menschen. Wer sich die Befugnis beilegt, seine Brüder als Sklaven zu behandeln oder selbst in knechtischem Sinne auf die Freiheit, auf die Menschenrechte verzichtet, wer die sittliche Selbstbestimmung leugnend oder an der Kraft des Willens verzweifelnd, das Streben nach dem Guten als eine törichte, vergebliche Sache aufgibt, wer ohne den Anschluß an Gott als ein Fragment der Sinnenwelt in dem Chaos der streitenden Elemente umtreibt, der ist ein verlorener Mann.

2. Jene Worte stammen aber nicht von außen her; sie können uns weder durch die Betrachtung der Welt, noch durch die Belehrung anderer in das Herz gepflanzt werden. Wenigstens behauptete die damals kritische Philosophie, daß das, was über die sinnliche Wahrnehmung hinausgeht, sich aller menschlichen Erkenntnis entziehe. Doch wenn dies wirklich der Fall ist, so gibt uns das eigene Herz von ihnen Kunde. Ein unmittelbares Wissen, der Instinkt der Vernunft, das natürliche Gefühl, der Glaube sagt uns: Der Mensch ist zur Freiheit geschaffen, er soll und kann in der sittlichen Entwickelung seine Bestimmung sehen, und über uns waltet der lebendige Gott.

54.

Schillers Rätsel über den Pflug.

Einleitung. Gute Rätsel charakterisieren den Gegenstand auf eine anziehende Weise; man findet daher an ihnen Gefallen, auch wenn man ihre Auflösung kennt.

Thema. Das Lob des Pfluges.

1. Er hat den Erdkreis überwunden. Er verwandelt den wüsten Boden in einen fruchtbaren Garten. Wälder, Ge-

strüpp, Sümpfe werden beseitigt, mit ihnen die Raubtiere und das schädliche Gewürm.

2. Er macht das Leben sanft und gleich. Die Menschen legten ihre rohe Lebensweise ab; als Ackerbauer gewöhnten sie sich an Sanftmut, Friedfertigkeit, Fleiß 2c.

3. Er hat die größten Reiche gegründet. Der Ackerbauer mußte sich einen festen Wohnsitz erwählen. Heimat, Vaterland, die Anfänge des gesellschaftlichen Lebens und der staatlichen Ordnung.

4. Er hat die ältesten Städte gebaut. Der Ackerbau macht alle Handwerke notwendig und begründet den Handelsverkehr. Es bildet sich ein Bürgerstand, der sich in einer Stadt konzentriert, diese mit Mauern befestigt 2c.

5. Niemals hat er Krieg entzündet, und Heil dem Volk, das ihm vertraut. Völker, die sich vorzugsweise dem Ackerbau widmen, streben nicht wie Handelsvölker oder kriegslustige Eroberer über ihre Grenzen hinaus, um in fremden Ländern Vorteile zu erjagen, ihre Reiche zu erweitern. Sie erfreuen sich an einem gesicherten Wohlstande, der zwar mäßig ist, aber auch nicht zur Üppigkeit und zu einem gefährlichen Wagespiele verleitet.

Schluß. Diesen vielfachen Segen des Ackerbaues anzuerkennen, feiern die Chinesen ein Jahresfest, bei dem der Kaiser selbst mit dem Pfluge eine Furche zieht. In welchen anderen Gedichten spricht Schiller dieselben Gedanken aus?

55.

Schiller als Sänger der Freiheit.

Einleitung. Die Freiheit ist zu allen Zeiten von Dichtern gepriesen worden.

Thema. Unter den deutschen Dichtern ist einer von denjenigen, die die Freiheit am meisten besungen haben, Friedrich Schiller.

A. Warum hat Schiller so begeistert der Freiheit das Wort geredet?

1. Er hat eine Jugend in beengten Verhältnissen verlebt, namentlich auf der Karlsschule das Joch einer strengen Disziplin getragen, sehnte sich daher nach Freiheit.
2. Die ganze Zeit, in die seine Jugend fiel, war freiheitsdurstig. Von den englischen Philosophen Locke, Shaftesbury und Hume sowie von den französischen Philosophen Diderot, d'Alembert, Jean Jacques Rousseau, Voltaire und Montesquieu wurde Aufklärung gepredigt.
3. Jenseits des atlantischen Ozeans rangen die englischen Kolonien um Befreiung von der englischen Herrschaft (Vereinigte Staaten), in Frankreich aber brach bald die große Revolution aus, der Schiller zujubelte.

B. Wo hat Schiller die Freiheit besungen?

I. In seinen Dramen.

1. äußere Freiheit:
   a) individuelle Freiheit in den Räubern.
   b) soziale in Kabale und Liebe, wo es gilt, die Anschauungen über die Schranken zwischen den Ständen zu bekämpfen.
   c) politische im Fiesco, in der Jungfrau von Orleans und im Tell. Vgl. die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.
2. innere Freiheit:
   a) Denk- und Wissensfreiheit, Gedankenfreiheit im Don Karlos.
   b) sittliche Freiheit im Wallenstein und in der Maria Stuart. So stehen sich gegenüber Wallenstein und Max Piccolomini als Vorkämpfer der falschen und der wahren männlichen, Elisabeth und Maria als Vertreter der falschen und der wahren weiblichen Freiheit.

II. In seinen Gedichten.

1. äußere Freiheit: Vgl. das Jugendgedicht: „Der Eroberer", ferner „Das Lied von der Glocke" und den „Spaziergang".

2. innere Freiheit: Im „Eleusischen Feste" heißt es:

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

In den „Worten des Glaubens":

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, (erzittert);
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Ebenda:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.

Schluß: Goethe sagt: Durch alle Werke Schillers geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiterging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle. In seinen Jugendschöpfungen ist Freiheit meist gleichbedeutend mit Zügellosigkeit, in seinen späteren Dichtungen soviel als Gebundenheit an das Sittengesetz. Zu dieser Änderung seiner Anschauungen kam der Dichter hauptsächlich durch das Studium der Kantischen Philosophie.

56.

Der Pfarrer von Grünau (nach Vossens Luise).

Einleitung. „Luise", ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von J. H. Voß (1795), stellt uns nicht eine Handlung dar, d. h. ein Streben der Hauptpersonen, das auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist und dieses mit Beseitigung von Hindernissen erreicht, auch nicht eine Begebenheit, die von Moment zu Moment fortschreitend, uns in Spannung erhält, weil uns die Verwickelung der Umstände über den Ausgang in Zweifel läßt. Selbst ein

epiſches Idyll ſollte ſich der Forderung, daß eine Handlung oder eine ſolche Begebenheit ſeinen Inhalt bildet, nicht entziehen, namentlich wenn es ſchon einen anſehnlichen Umfang hat, und Goethes „Hermann und Dorothea" liefert den Beweis, daß ſich auch in einem einfachen, idylliſchen Lebenskreiſe für beides ein genügendes Material finden läßt. Es iſt daher zu bedauern, daß ſich bei Voß die lieblichen Schilderungen und Geſpräche nicht an wichtigere Dinge anſchließen als an ein Mittagseſſen unter den breitlaubigen Linden, das Kaffeetrinken im Walde ꝛc. Wenn indeſſen das Gedicht auch mehr in einem maleriſchen als in dem epiſchen Stile verfaßt iſt, ſo zeichnet es ſich doch durch eine vortreffliche Charakterſchilderung aus, und das lebhafte Hervortreten der Hauptperſonen nach ihren anziehenden Eigenſchaften bildet, als einiger Erſatz für die fehlende Handlung, den Mittelpunkt, um den ſich die herrlichen Bilder des Familien- und Naturlebens gruppieren. Im Vordergrunde ſtehen der Pfarrer und Luiſe; jener iſt dabei mit ſolcher Vorliebe berückſichtigt, daß das Idyll ebenſo richtig nach dem Namen des Vaters wie der Tochter hätte benannt ſein können.[1])

Thema. Der Charakter des Pfarrers von Grünau.

A. Allgemeinere Eigenſchaften.

1. Der Pfarrer iſt das Abbild der vegeta senectus, ein körperlich und geiſtig rüſtiger Greis, der ſich bis in ſein Alter die Klarheit der Gedanken, die Beſtimmtheit des Willens, die Luſt zur Tätigkeit, den Anteil an geiſtigen Intereſſen, die Freude an dem Fortſchritte, eine heitere Stimmung erhalten hat. Es wäre überflüſſig, dies ſchon hier mit Beweisſtellen zu belegen, da alle beſonderen Eigentümlichkeiten des Pfarrers, über die wir

1) Man ſollte glauben, daß Voß dem Pfarrer ſeinen eigenen Charakter geliehen habe. Wir erfahren jedoch, daß er ſich den Pfarrer Weiſe in Malente bei Eutin zum Vorbilde genommen. Er pflegte in der nahen Gremsmühle ſeine Sommerfriſche zu genießen und beſuchte dann häufig den Pfarrer, der ſein vollkommenes geiſtiges Ebenbild geweſen ſein muß.

im einzelnen sprechen werden, nur eine Entfaltung jener allgemeinen Grundzüge seiner Natur sind.

2. Die Kraft und Entschiedenheit des Willens. Nicht selten ist dieser die Neigung zu einem herrischen, trotzigen, wunderlichen Wesen beigemischt. Die Ansätze dazu nehmen wir auch bei dem Pfarrer wahr, doch hindern die natürliche Güte und Weichheit seines Herzens und namentlich die Liebe zu den Seinigen jede verletzende Ausschreitung, und es bleibt bei einem harmlosen Poltern und Vermahnen.

Die Mutter warnt im Scherze:

Weit aus dem Schuß dem Papa! denn ein Hitzkopf war er und bleibt er.
III, 1, 505.

Als sie ihre Gäste mit dem ländlichen Mahl fürlieb zu nehmen bat, schalt der Vater und verwies es ihr mit eifernden Worten, doch sagte er zum Schlusse:

— Komm her, mein Mütterchen, daß ich dich küsse! I, 89.

Kurz darauf wird Luise unter gleichen Umständen bedroht. Walter hat das Glas nicht auf die rechte Weise angefaßt, und der Alte gerät auch darüber in Eifer.

Tausendmal hab' ich ihn, Sohn, an die Erzuntugend erinnert!
Klappt nicht immer sein Glas wie ein spaltiger Topf und des neuern
Dichterschwarms ungeschliffner Hexameter, welcher daher plumpt
Ohne Takt und Musik, zum Ärgernis! Kann er nicht anders?
Oder gefällt es ihm nicht? I, 637.

In diesem derben Tone äußert er sich gewöhnlich über Dinge, die ihm nicht nach dem Sinne sind. So hat auch die Art, wie er sich wegen der Trauung der Tochter zu rechtfertigen gedenkt, etwas Herausforderndes:

Würdigster Herr Generalsuperintendent und Patronus,
Voll Amtstreue verharr' ich des Herrn pflichtschuldigster Diener,
Dennoch sei mir erlaubt, freimütig und frank zu versichern ꝛc.
III, 1, 467.

B. Seine Liebe zu Weib und Kind.

1. Die Eltern gewähren das Bild einer herzlichen Eintracht. Der Pfarrer denkt gern an die Zeit ihres Brautstandes.

Er erzählt mit Lebhaftigkeit, wie er seine Frau aus dem Hause ihrer Eltern heimgeführt, II, 63. Er hat den Hausrock und die Mütze von feinem Batist, die er als junger Ehemann getragen, aufbewahrt und bekleidet sich mit ihnen noch im hohen Alter an festlichen Tagen II, 82. Er predigt oft laut im Traume und bedauert es zärtlich, wenn er damit seine Frau gestört II, 44. Er fügt sich wohl auch in ihre Meinungen und Wünsche, jedoch nicht ohne zu bemerken, daß diese Unterordnung nur eine Sache der Kourtoisie und der besonderen Rücksichtnahme sei.

Hört er, mein Sohn, wie sie waltet, die Herrscherin? Aber ich muß schon
Folgsam sein; denn es gilt den Geburtstag meiner Luise. I, 44.

Er mag nicht widersprechen, als die Pfarrerin behauptet, das Weib sei des Mannes

Rechte Hand, oft wahrlich dem teuren Haupte der Kopf gar!

aber er bittet gutmütig:

Scheinherrschaft doch wolle dem Hausherrn gönnen die Hausfrau.
II, 183.

2. Die Tochter ist sein Stolz, seine Freude, sein ganzes Glück. Immer muß er sie um sich haben.

Eifrig liest der Papa und vergaß, sich die Pfeife zu stopfen.
Dennoch fragt er dazwischen: Wo bleibt mein Töchterchen? schläft sie?
Nein, das wäre zu arg! Geh, rufe sie, daß mir gefertigt
Werde die Pfeif' und im Dampf anmutiger schmecke die Zeitung!
II, 624.

Während sie mein ist,
Soll sie meiner Geschäfte sich fleißigen, meine Vasallin
Neben dem Pult, in der Bibliothek, in dem labenden Keller,
Nun auch am dampfenden Rohr! II, 307.

Oft muß sie ihm seine Lieblingslieder singen, und er brummt dann vergnügt den Baß dazu, I, 468; I, 718.

Aber den Baß, wo es Kraft galt, stärkte der Vater.
III, 1, 38.

Indem er sie wie seinen Augapfel in acht nimmt, mahnt er sie, den Hals zu verhüllen und nicht zu rasch zu laufen.

—; doch nimm dir, mein Töchterchen, wegen der Zugluft,
Etwas mehr um den Hals. I, 371.

Töchterchen, folge dem Rat, und verhülle dich. Besser ist besser.
I, 715.

Heida! wie sauft das Gesindel herab von dem höckrigen Abhang!
Töchterchen, geh vorsichtig, und strauchle mir nicht an den Wurzeln.
I, 277.

Er wiegt sie wie ein Kind auf den Knieen.

Aber mit Inbrunst
Herzte der Greis sein freundliches Kind, auf dem Schoße sie wiegend.
I, 59.

Er muß seine Kraft zusammennehmen, wenn er an den Abschied von ihr denkt, und trotz aller Trostgründe entfällt ihm eine Träne der Wehmut.

Aber wie sehr auch schmerze des trautesten Kindes Entlassung,
Dessen Gestalt wohl künftig bei Tag und in Träumen mir vorschwebt, ꝛc.
I, 48.

und er herzte die Kinder, in Freud' hinschmelzend und Wehmut.
III, 1, 490.

C. Religiöser Standpunkt und Amtsführung.

1. Der Pfarrer gehört nach seinem Bekenntnis zu den Freidenkern oder Vernunftgläubigen der damaligen Zeit. Diejenigen Dogmen, welche so viel Streit und Haß unter die Menschen gebracht, namentlich die über die Person Christi, sucht er zu umgehen, da sie ihm als bloße Satzungen der Konzile erscheinen. Der Glaube an den einen Gott, in dem sich nicht nur die christlichen Konfessionen, sondern auch Juden und Muselmänner begegnen, und das Vorbild Christi als des liebreichsten Menschenfreundes waren ihm zum frommen Leben ausreichend, und nichts haßte er mehr als eine Verfolgung des Bekenntnisses halber.

Liebet euch! redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
Aber die hölliſche Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund!
I, 460

Die Legende von den drei Toten, die sich an der Himmelspforte zusammenfinden, rührt ihn zu Tränen. Der Katholik aus Mainz, der Kalvinist, der lutherische Genosse des Pastors Goeze

in Hamburg vereinigen sich, auf die Pracht der Welt zu ihren Füßen hinabblickend, zu dem Gesange: Wir glauben all' an einen Gott! I, 447. Der Pfarrer versteht es, so zu predigen, daß ihm auch ein Jude mit Andacht zuhört, II, 281.

2. Die rationalistische Auffassung der heiligen Schrift führt ihn nach seiner Meinung tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Dinge hinein, und das Studium der Alten fördert dabei die Aufklärung der Gedanken.

Frische Luft ist dem Menschen so wert, wie dem Fische das Wasser,
Oder dem Geist frei denken, so weit ein Gedanke den Flug hebt.
II, 147.

Er beschäftigt sich gern mit Homer, Pindar, Platon und den hochherzigen, tapfern und freien Männern des Altertums.

Solch ein Geisterbesuch in der Einsamkeit hellt das Verständnis,
Wärmet das Herz und weiht zur Enträtselung hoher Orakel.
II, 504.

3. Auch äußere Freiheit wünscht er für seine Amtsführung. Er will nicht durch Vorschriften und Aufsicht der Behörde oder durch den Kastengeist geniert sein.

Ob den Gebrauch die Agend' anordnete oder wir selber
Nach dem Bedarf, vorsichtig dem Heiligen Schönes vermählend.
II, 530.

Heb' er das Glas! Herstellung der altbischöflichen Freiheit!
III, 2, 154.

Gelegentlich entschlüpft ihm ein scherzhafter Hieb auf die orthodoxe Behörde.

Welch' ein Rohr! O gewiß aus der Mondstadt Konstantinopel
Mitgebracht von dem Freunde, dem Hauskapellan der Gesandtschaft.
II, 288.

Nicht wittere solches der Propst mir,
Daß die Lippen entweiht an dem türkischen Greuel ein Pfarrer.
II, 310.

Selbst die vorgeschriebene Amtstracht behagt ihm nicht.

— in der Schachtel ein Paar steifhaltiger Kragen,
Jenem ein Greuel. II, 100.

Doch weiß er sich bei alledem vor Gott zu demütigen, was nicht alle Rationalisten verstehen.

Dieses gesagt, entblößte der redliche Vater die Scheitel,
Glänzend kahl und umringt von schneeweiß prangendem Haare,
Senkte den Blick demütig und sprach mit gefalteten Händen.

I, 47.

4. Nach der Weise der Freidenker legt er alles Gewicht nicht auf den Glauben, sondern auf die Gesinnung und die Handlungen der Menschen. Die Nächstenliebe ist ihm die wichtigste Forderung der Religion, und alle edelen Menschen, auch die Heiden, sind ihm Genossen des Reiches Christi.

Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht tut,
Angenehm dem Vergelter! O Himmelswonne! wir freu'n uns
Alle, die Gutes getan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freu'n uns mit Petrus,
Moses, Konfuz, Homer, dem liebenden, und Zoroaster
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt.

I, 409.

5. Wer sich mit jener deistischen Erweiterung einiger Glaubenssätze aussöhnen kann, wird nicht Anstand nehmen, den Pfarrer einen wahrhaft frommen Mann zu nennen. Ehrfurcht und Dank gegen Gott, ein freudiges Vertrauen in der Trübsal, eine tätige Menschenliebe, der feste Glaube an die Unsterblichkeit und an ein verklärtes Leben im Jenseits, dies bildet den Kern seiner religiösen Gesinnung. Er spricht gerne von Gott und stets mit einer herzlichen Wärme und Innigkeit.

Mancherlei Freude verlieh mir der Herr und mancherlei Trübsal
Im abwechselnden Leben, und Dank ihm sagt' ich für beides.

III, 1, 326.

Gott sei Dank für die Freude des Tags und die Freude des Abends,
Der uns morgen Heitre verkündiget! Ebenso heiter
Müss' auch meiner Luis' aus lauterem Tage der Jugend
Mild ein behagliches Alter hervorgehn! Ebenso meld' uns
Ruhiger Lebensabend der Ewigkeit herrlichen Aufgang!

I, 782.

6. Als Prediger sucht er hauptsächlich unter dem Volke Aufklärung zu verbreiten und die Herzen mit den Empfindungen zu beleben, die ihn selbst bewegen.

Er ist dabei äußerst eifrig, an den Festen schon vor Tage auf, ja im Traume steht er auf der Kanzel.

Wahrlich das Antlitz
Glüht, als hätt' ich, vertieft in des Ewigen Wundergeheimnis,
Voll zuströmende Worte geprediget. II, 142.

Aber die Braut, wo bleibt sie? die oft mit dem Hahne mir aufsteht,
Häufte sich Festarbeit, und am Pult mir den Kaffee besorget,
Selbst in winternder Nacht. II, 157.

Mit großem Nachdruck erklärt er sich gegen leere Formen und Zeremonieen, gegen das Hersprechen langer Gebete, das bußfertige Jammern um Christi Wunden, was alles den Menschen nicht besser mache. Er ist ein heftiger Gegner der katholisierenden Richtung, welche die protestantische Kirche am Ende des vorigen Jahrhunderts einschlug. Wie Voß selbst seine Freunde Fr. Stolberg und Claudius ausschalt, als sie „die Ohren hängen ließen", so sind sein Pfarrer und dessen Schwiegersohn kopfeste Leute, II, 81.

Weg denn niedriger Wahn, durch Tön' unverständlicher Formeln
Und durch Tempelgebräuch' und Satzungen werde gedient Ihm.
II, 511.

Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint um Sokrates' Giftkelch?
II, 515.

Weg, ihr Martergebilde der Kreuzigung. II, 519.

Der Pfarrer fordert daher auch den jungen Walter auf, künftig seine Gemeinde zu lehren, daß die Religion nicht eine dumpfe Empfindelei fordere, sondern Menschenliebe und edele Handlungen.

Prediger Gottes
Ihnen zu sein, der Natur und der Menschlichkeit weiser Verkünder,
Die uns Endlichen sind des Unendlichen dämmernder Abglanz.
Üb' er denn Gottes Beruf mit Freudigkeit, stets wie Johannes,
Lehrend das große Gebot: Liebt, Kindlein, liebet einander.
II, 189.

Befremden muß es uns bei diesem warmen Eifer für die Heiligkeit des Amtes, daß der Greis in unschicklicher Eile die eigene Tochter aus dem Stegreif und bei einem nichtigen Anlaß (sie hat sich von der mutwilligen Freundin die Hochzeitskleider anlegen lassen) in dem Wohnzimmer traut, ohne auf die geweihte Stätte Rücksicht zu nehmen, wo die Sakramente zu verwalten und den Segen auf eine feierliche Weise zu erteilen sein schöner Beruf ist, und ohne zu bedenken, daß die Nichtachtung der Kirche gewiß manche Familien in der schlichten Landgemeinde an ihrem Seelsorger irre machte.[1])

D. Sonstige Interessen, Beschäftigung und Lebensweise.

1. Der Pfarrer sucht sich durch die Fortsetzung seiner griechischen Studien, durch den Verkehr mit den alten Dichtern und Philosophen auf der idealen Höhe der Jugend zu erhalten, obgleich diese Vorliebe für die alten Heiden den ängstlichen Orthodoxen jener Zeit verdächtig war.

Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloß und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbartums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zur altedelen Würde der Menschlichkeit. II, 495.

2. Als ein Freund des Fortschrittes nimmt er an dem Kampfe des aufblühenden Bürgertums gegen das Feudalwesen teil. Der Postbote kommt am frühen Morgen an, und der Pfarrer kann schon im Bette die Zeitungen lesen.

Klas hat die Zeitung
Eben gebracht. Sie erzählt von Amerika und von Gibraltar,
Auch von dem Parlament und der Reise des heiligen Vaters.
II, 621.

---

1) Für Goethe lag darin nichts Anstößiges; vielmehr sagt er in der Widmung zu Hermann und Dorothea:

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Lies noch ein Weilchen im Bett, wie du pflegst: ein Kapitel der Bibel
Dort auf der kleinen Riole zur Seite dir; oder ein Leibbuch
Besserer Zeit, als Menschen wie Washington lebten und Franklin;
Oder den lieben Homer, der einsamen Abende Tröster. II, 119.

Weiset die Uhr nicht
Funfzig Minuten auf fünf? O wie oft dann las ich die Zeitung.
II, 140.

3. Der Pfarrer ist eine gesellige Natur. Liebe Freunde sind stets gern gesehen. Er selbst zeigt gewöhnlich die heiterste Stimmung.

Ja, du trautester Tochter, ich bin auch fröhlich! so fröhlich,
Als die singenden Vögel im Wald hier, oder das Eichhorn,
Welches die lustigen Zweige durchhüpft um die Jungen im Lager.
I, 379.

Speisekammer und Keller spenden die Mittel zu einer freigebigen Aufnahme der Gäste.

— nie fehlt' unvermuteten Gästen ein Vorrat,
Stärkenden Trunk zu bereiten und bittere Magenerquickung,
Kam am stürmischen Morgen ein Hausfreund oder im Nebel.
II, 2, 370.

Es wird ein purpurner Kohlkopf von Porzellan aufgetragen, der in sein geräumiges Innere Punsch oder Bischof aufgenommen, I, 565. Der bescheidene Walter trinkt dem muntern alten Herrn zu säumig.

Ärgerlich, Sohn, wie beständig sein Glas voll stehet, geleert nie!
Mutter, gebeut mit der Kell'! Er muß uns ehren den Bischof;
Weil aus der Bischofskumm' anhaucht bischöfliche Weisheit!
III, 2, 105.

Die Herrschaft vom Schlosse und nicht minder die Musikanten, die am Hochzeitsabende ein Konzert aufführen, werden sehr gastfrei bewirtet.

4. Der Pfarrer ist überhaupt kein platonischer Idealist oder Doctor seraphicus; er liebt das Behagen und sieht auf Speise und Trank nicht mit Geringschätzung herab. Voß wollte kein verfeinertes Phantasiebild, sondern einen Charakter aus der Wirklichkeit schildern und hat daher die kleinen, sinnlichen Genüsse seines Helden wohl absichtlich so oft erwähnt. Daß der Greis

es sich immer im wohlansehnlichen Lehnstuhl bequem macht, sein Mittagsschläfchen in der kühlen Kammer hält ꝛc., bringen seine Jahre mit sich. Bedenklicher ist vielleicht die fortwährende Erwähnung der Pfeife und des Kaffees. Er muß ein leidenschaftlicher Raucher gewesen sein; der Schwiegersohn weiß ihm nichts Angenehmeres zu schenken als Pfeife und Tabak.

Hier ein türkisches Rohr und echter Virginiaknaster,
Lieber Papa, der wie Balsam emporwallt. II, 278.

Einmal zählt er so genau, als ob ein Gastwirt mit den Reisenden abrechnete, alles auf, was der Mittagstisch Gutes gebracht, und für jedes hat er ein Wörtchen des Lobes.

Waren nicht jung die Erbsen und frisch und wie Zucker die Wurzeln?
Und was fehlte dem Schinken, den Heringen oder der Spickgans? ꝛc.
I, 80.

Doch könnte es ihn entschuldigen, daß die Mutter vorher aus Rücksicht auf die Höflichkeit Gottes Gaben herabgesetzt hatte. Auch ein andermal zeigt er schon vor dem Essen eine genaue Bekanntschaft mit dem Küchenzettel:

Butterbrot will sagen ein Paar Kramtsvögel und Drosseln ꝛc.
III, 1, 65.

Selbst sein Magen richtet sich nicht nach dem zärtlichen Geschmack der Romantiker,

und einen gewaltigen Rettig
Für den Papa. I, 575.

Ein romantischer Kritiker (A. W. Schlegel) hat dafür bemerkt, daß in diesem Idyll die Musen immer die Küchenschürze vorhaben.

Der Schlafrock und die Hausmütze scheinen des Pfarrers liebste Tracht zu sein; die Gräfin bittet ihn daher bei ihrem Besuche, nicht von der Gewohnheit abzuweichen, und es ist schön, daß wenigstens diesmal die Bequemlichkeit dem Anstande Platz macht, III, 1, 87.

5. Indessen sind seine geselligen Genüsse nicht durchaus so sinnlicher Art. Er liebt politische und gelehrte Gespräche, am meisten jedoch eine religiöse Unterhaltung, namentlich

wenn er mit seinem jungen Amtsbruder und Schwiegersohn zusammenkommt, wobei ihm im Eifer selbst die Pfeife ausgeht und der Mutter des Predigens zu viel wird.

Während der Vater vergnügt sein ruhiges Abendpfeifchen
Raucht' und dabei mit Walter, der nicht auf alles Bescheid gab,
Häufig ein Wort einsprach, von Gelehrsamkeit, und von der Zeitung.
I, 776.

— oder mit Walter
Über Europa geschwatzt und Amerika, jenes im Dunkel,
Dies im tagenden Lichte der Menschlichkeit! II, 145.

Kinder, der Kaffee wird kalt; ihr prediget immer und ewig. I, 518.

Doch ist er zu unruhig, um lange auf einer Stelle zu sitzen.

Kinder, wir ruhn unverrückt, wie ein Markstein und ein verjährter
Volkswahn! Geistiges Leben verlangt Umtrieb und Bewegung.
I, 528.

Ist kein Besuch da, so erzählt er den Seinigen alte Geschichten, welche Mutter und Tochter oft gehört haben, weshalb diese es sich mitunter erlauben, während des Vortrags nebenbei ein Wörtchen miteinander zu sprechen.

Aber Mama, sanft lächelnd der wohlbekannten Erzählung,
Zupfte geheim Luisen, die neben ihr saß, an dem Ärmel ꝛc. I, 17.

6. Der Pfarrer ist ein Freund der Musik. Er hört gerne singen und stimmt bisweilen in den Gesang der jungen Leute ein. Er hat seine Freude an dem frommen Naturliede der Göttinger Dichter und an den einfach edelen und männlichen Weisen der älteren Komponisten, die das Herz durch die ewigen Laute der Natur bewegen und nicht zu der modernen Künstelei ihre Zuflucht nehmen, zu der Aftermusik,

die mit üppigem Modegeklimper
Sinnlos kälbernden Tanz nachhüpft und verwegenen Bocksſprung.
III, 2, 549.

In solchen Dingen wird der Mann des Fortschrittes ein Lobredner der Vorzeit.

Plauderten viel und sangen empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi;
Sangen: „O wunderschön ist Gottes Erde" mit Hölty. I, 542.

Schaue, da hängt des Neumonds werdende Sichel
Duftig. Wohlan! „Willkommen, o silberner Mond" ihm gesungen.
Frischer Gesang gibt Mut auch dem Zärtlinge; schreienden Kindern
Naht im Gesange der Schlaf; mit Gesang schlug Luther den Teufel!
I, 717.

Bravo! hier ist Kraft in dem Satz! und, lieber Gevatter,
Auch in dem Vortrag Kraft! Wir hangen noch steif an der alten
Kernmusik, und glauben, Musik sei Sprache des Herzens.
III, 2, 530.

Auf denn! gebt mir ein Lied zur Veränderung, etwa von Händel,
Gluck und Emanuel Bach, Reichardt und dem trefflichen Meister
Schulz, dem Luther noch selbst nachsäng' an der Orgel mit Andacht.
III, 2, 554.

Die Liebe zur Musik soll sich in der Gemeinde ausbreiten und den Sinn der Landleute veredeln (Die Göttinger Dichter verfolgten diesen Zweck mit Ernst und Eifer). Walter nimmt sich auch hierin den Schwiegervater zum Muster.

Schon ist dem Dorfanwachse bestellt ein verständiger Lehrer,
Welcher zugleich Baumzucht und, Väterchen, edle Musik lehrt.
Künftig schallen auch dort vollstimmige Chör' um die Orgel,
Bald dem Altar antwortend und bald der Gemeind' und der Predigt.
II, 544.

7. Endlich veredelt sich der Pfarrer den Lebensgenuß durch die Freude an der Natur und am Gartenbau. Wie wohl ist ihm im Garten unter den Linden, in der Laube am Bach, auf dem See, im Walde, beim ersten Morgenstrahl, beim sanften Mondlichte, zumal da die Natur ihm überall die Macht und Güte des Schöpfers abspiegelt. Den Gartenbau betreibt er als eine ernste Angelegenheit. Dieser verschafft ihm nicht nur eine willkommene Zulage zu seinem Einkommen, sondern er bringt ihn auch auf eine schickliche Weise mit dem Gewerbe der Landleute in Verbindung, und diese selbst haben einen Gewinn davon, wenn sie neben der Feldarbeit eine feinere Kunst treiben, zu dem Nützlichen das Schöne hinzufügen.

Sohn, aus dem Garten erwuchs manch' saubres Gerät in die Wirtschaft
Und manch' teures Buch, der Ertrag des veredelten Obstes.
II, 216.

Dort nun halten sie Rat, die verödeten Gärten in Selbdorf
Anzubaun wie des edlen Alcinous fruchtbare Gärten:
Obstbäum' ordnet der Vater, es legt dickschossende Spargel
Meine Mama. III, 1, 114.

Schluß. Manchem Leser wird dieser Pfarrer nicht ganz zusagen. Der eine wünscht vielleicht, seine religiöse Überzeugung möchte mehr Tiefe haben, ein anderer, er spräche auch über Dinge, die nicht gerade in seinen Beruf einschlagen, mit Geist und Kenntnis. Der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" ist offenbar gewandter, feiner und gebildeter. Goldsmiths „Vikar von Wakefield" hat bei aller Einfachheit einen gehaltvolleren Charakter. Dagegen ist aber wohl zu beachten, daß der Geistliche, wie Voß ihn geschildert, dennoch viele nicht nur an sich würdige und anziehende Eigenschaften besitzt, sondern daß er gerade in dieser Gestalt geeignet ist, seinen Platz vollkommen auszufüllen. Mit einer höher gearteten Natur würde er der Landgemeinde fremd geblieben sein.

57.

Heines Fichtenbaum und Palme.

Einleitung. Fichtenbaum und Palme sind in einem kleinen Gedichte[1]) von H. Heine als Symbole zusammengestellt, die der Erklärung einen weiten Spielraum lassen.

Thema. Versuch, das Bild zu deuten.

---

1) Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kalter Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

A. Südasien und Nordeuropa nach ihren allgemeinen Gegensätzen.

1. Das südliche Asien.
   a) Die reiche, durch Sagen verherrlichte Natur des Morgenlandes.
   b) Die Wiege der Menschheit. Entfaltung der ältesten Kultur, namentlich der Religion und Poesie.
2. Der Norden.
   a) Die Erde bietet uns nichts freiwillig dar; der Mensch muß ihr ihre Schätze alle abringen.
   b) Selbst unsere höhere, geistige Kultur ist keine Gabe der Natur, sondern ein mühsames, künstliches Werk.

B. Besondere Beziehungen.

1. So sehnen sich die in alle Welt und auch nach dem Norden versprengten Juden nach dem Lande ihrer Väter,
2. die Christen nach den Gegenden, wo der Heiland gewandelt, gelehrt und gelitten hat (Pilgerfahrten, Kreuzzüge).
3. die Romantiker nach der Heimat der indischen Weisheit und Poesie ꝛc.

Freilich ist es nicht das heutige, sondern das vormalige Asien mit den glücklichen Gegenden, wo unser Leben angefangen, nach dem so viele Bewohner des Nordens mit Sehnsucht blicken. Denn das Herrliche ist dort nur in der Erinnerung vorhanden, und die Palme steht jetzt trauernd und der Erlösung harrend auf brennender Felsenwand.

Schluß. Schönheit solcher Gedichte, die ein bedeutsames Leben in ein ahnungsvolles Symbol kleiden, den Geist und die Phantasie anregen, das Bild weiter auszuführen.

58.

Eichendorff und Wilhelm Müller.

Einleitung. Es gibt eine Anzahl von deutschen Dichtern, die sich in mancher Beziehung gleichen oder große Ähnlich-

keit miteinander haben, z. B. Platen und Rückert, Heine und Brentano.

Thema. Auch Eichendorff und Wilhelm Müller bieten verschiedene Vergleichungspunkte.

A. Ähnlichkeit: Beide sind Mitteldeutsche, jener aus Schlesien gebürtig, dieser aus Anhalt, zogen mit in den Krieg gegen Frankreich, haben das Volkslied gründlich studiert und diese Lehre bei ihren Dichtungen verwertet, wählen gern wandernde Gesellen als Helden ihrer Gesänge, und zwar mit Vorliebe gewisse Stände wie Musikanten, Studenten, Hirten, Jäger, Müller, Fischer, Landsknechte oder Zigeuner.

B. Verschiedenheit: Eichendorff war Katholik und dichtete auch geistliche Lieder, Müller war Protestant und beschränkte sich auf das weltliche Gebiet. Jener bewegte sich mit Vorliebe in der Zeit des Mittelalters, dieser in der Gegenwart, zumal in den Freiheitskämpfen des Griechenvolkes. Jener weiß uns tiefer zu bewegen und das Gemüt wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und uns die Schauer der Nacht umfangen oder die Wälder und Ströme zu unseren Füßen liegen und die Glocken im Tale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht. Müllers Gedichte dagegen atmen in Schmerz und Lust eine weltliche Frische und Schnelligkeit; leicht sind sie empfangen, leicht klingen sie in uns aus; jubelnd begrüßt er den Frühling, und in seinen Liedern vom Wein und Amor lebt die Anakreontik fort.

Vgl. W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur 10. Aufl. S. 655.

59.

Die Exposition in Grillparzers Drama „Sappho".

Einleitung. Grillparzer hat mit Vorliebe altgriechische Stoffe bearbeitet, so das goldene Vließ (der Gastfreund, die Argonauten, Medea) und des Meeres und der Liebe Wellen (Hero und Leander); so auch Sappho.

Thema. Die Exposition des Stückes im ersten Akte des Dramas Sappho macht uns bekannt mit

1. Ort und Zeit.
   a) Ort: freie Gegend am Meeresufer auf der Insel Lesbos beim Hause der Sappho. Hart am Ufer ein Altar der Aphrodite, im Vordergrunde eine Grotte und Rosengebüsch.
   b) Zeit: unmittelbar nach den olympischen Spielen.
2. Hauptpersonen.
   a) Sappho auf der Höhe ihres Ruhmes, geschmückt mit dem Siegeskranze von Olympia, fährt vor ihrer Wohnung vor auf einem mit zwei weißen Pferden bespannten Wagen, die goldene Leier in der Hand, vom Volke jubelnd begrüßt.
   b) Phaon; ihr eifriger Verehrer und Liebhaber, der sie wegen ihrer schönen Lieder und infolge des Sapphokultus im Vaterhause liebgewonnen hat und in Olympia Zeuge ihres Triumphes gewesen ist.
   c) Rhamnes, der übermäßige Freude bei der Rückkehr seiner Gebieterin und einstigen Schülerin an den Tag legt.
   d) Melitta, die zuerst auf Phaon aufmerksam wird.
3. Andeutung der Verwickelung. Phaon sowohl wie Melitta lassen erkennen, daß sie von Liebe zueinander entbrennen; jener ringt, von Sapphos Güte bedrückt, nach Besinnung und Klarheit über sich selbst, diese, die von Sappho in der 5. Szene zur Vertrauten gemacht wird und von dem Liebesglück der Herrin hört, versteht deren Liebessehnen nicht und bekundet durch ihre zurückhaltende Art, daß sie Neigung zu Phaon hat. Da aber Sapphos Liebe so mächtig ist, daß sie um derentwillen sogar Ruhmesüberdruß empfindet, so ist ein schlimmer Ausgang vorauszusehen.

Schluß. Das Drama ähnelt den altgriechischen insofern, als darin nur wenige Personen auftreten und die äußere Handlung gegenüber der innern zurücktritt.

60.

Das häusliche Leben der Thüringer im 4. Jahrhundert nach G. Freytags Roman Ingo.

Einleitung. In seinem Romanzyklus „Die Ahnen" bietet uns G. Freytag den Entwicklungsgang der deutschen Kultur von der Zeit der Völkerwanderung bis zur Gegenwart.

Thema. Da die Handlung der Ahnen am Thüringer Wald ihren Anfang nimmt, so erhalten wir in „Ingo" genauere Auskunft über die Kultur der Thüringer.

1. über ihre Wohnungen, und zwar sowohl über die steingefügte des Königs wie über das holzgezimmerte Herrenhaus des Häuptlings und über den einfacheren Bau der Meierei eines freien Dorfbauern.

2. über ihre Kleidung im Frieden und im Krieg (diese besteht z. B. aus Lederkappe, mit Zähnen und Ohren des wilden Ebers geschmückt, Lederstrümpfen, weißem Hemd, Kettenpanzer, Eisenhut, bei Reichen aus einem Überwurf von fremdem Zeug u. a.).

3. Essen und Trinken bei Festmählern und für gewöhnlich (z. B. weiße, gewürzte Brotkuchen, Fleisch aus dem Rauchfang u. a.).

4. Gewöhnliche Beschäftigung: Ackerbau und Viehzucht.

5. Spiele von jung und alt. Die Kinder belustigen sich entweder am Ringelreihn auf dem Dorfplan oder rennen nach dem Ziele, springen über ein Roß, schießen mit dem Rohrpfeile nach der Stange. Die Jünglinge werfen Speere, schleudern schwere Felssteine und springen ihnen nach, werfen mit Keulen aus Eichenholz, springen über zwei bis sechs nebeneinandergestellte Rosse, üben Schwerttanz und Ballspiel.

Schluß. Ebenso werden wir über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche, über die kriegerische und politische Tätigkeit der Thüringer u. a. unterrichtet.

61.

Das Heidentum in Webers Epos Dreizehnlinden.

Einleitung. Weber versetzt uns in seinem Epos Dreizehnlinden in die Zeit Ludwigs des Frommen und zeigt uns, wie ums Jahr 822 im (heutigen) Kreise Warburg an der Nethe und Weser die ältesten Sachsen, besonders Elmar, der Herr vom Habichtshofe, dem Christentum gewonnen wurden.

Thema: Das Heidentum in „Dreizehnlinden".

1. Hauptvertreter des Heidentums sind die Priesterin Swanahild, der Priester Thiatgrim und Elmar, dem in seiner Jugend von jenen beiden und von seiner heidnischen Mutter grimmiger Haß gegen die neue Lehre in das Herz gepflanzt worden ist; daneben treten auf der freie Bauer Werinhard, der Schmied Fulko, der Fischer und Opferdiener Godo.

2. Heidnische Götter, die verehrt werden, sind besonders Wodan, der mit seinem wilden Heere erscheint, Balder, dem zu Ehren ein Fest gefeiert wird, Donar, dessen Hammer erwähnt wird; von weiblichen Gottheiten namentlich die Nornen (Schicksalsgöttinnen), Freia, Holla und Iduna.

3. Zeit, Ort und Art ihrer Verehrung. Es ist die Nacht vor der Sonnenwende, und gefeiert wird Balders Sterbetag. Das Balderfest findet auf der alten Iburg statt, wo bis zu Karls des Großen Zeit die Irminsäule gestanden hat. Dort ragt unter Eichen ein alter, grauer Opferstein empor; an ihm steht die Priesterin Swanahild, ein blutiges Messer in den Händen, erzgegürtet, mit weißem Linnen angetan. In breitem Opferkessel, unter dem glühende Kohlen liegen, brodelt zu Ehren des Gottes ein geweihtes Fohlen; Lauch und Mistel bilden die Zutaten des Sudes. Mit dem Gesicht nach Norden erteilt sie dem Opfer durch ein Hammerzeichen Kraft und Segen; dann schreitet sie dreimal mit nackten Füßen um den Herd und betet. Sachsenkinder, die mit Kränzen und Binsenkörben erschienen sind, singen und werfen, den Opferstein umwandelnd, heilige Kräuter in das Feuer. Danach erhält jeder Anwesende etwas von dem

Fleische, dem Lauch und der Mistel. Auch sonst gemahnt noch manches an heidnische Gebräuche, z. B. die hölzernen Pferdeköpfe, die auf den Giebeln der Sachsenhäuser angebracht sind, um Drachen und Kobolde zu schrecken u. a.

Schluß. Von schwerer Krankheit unter der sorgsamen Pflege im Kloster Dreizehnlinden genesen, erhält Elmar die Gewißheit, daß die Christen treffliche Menschen sind, er zweifelt an den heidnischen Göttern und bekennt sich selbst schließlich zum Christentum.

62.

Die Linde in der deutschen Dichtung.

Einleitung. Bei der großen Vorliebe der Deutschen für die Natur ist es begreiflich, daß sie in ihrer Poesie dieses herrlichen Baumes oft gedacht haben. Ihre sanft gewölbte, laubreiche Krone, das zarte Grün der herzförmigen Blätter und der Wohlgeruch der Blüten macht sie dieser Auszeichnung wert. Überdies hat sie meist eine liebliche Umgebung, wohin Bäche und Quellen auch die Singvögel locken.

Thema: Die Linde in der deutschen Dichtung.

A. Das Mittelalter.

1. Die Minnedichter gedenken ihrer oft, wenn sie von dem süßen Mai oder der Sommerwonne singen.

Nichts fehlte, was der Frühling mitbringen sollte, nicht der Schatten bei der Sonnen und die Linde beim Bronnen, nicht Gras und lichte Blumen. Gottfr. v. Straßburg (Tristan u. Isolde).

Sie grünt an den einsamen Waldbrunnen, wo bisweilen Lindwürmer unter ihr hausen. Leider wurde der treffliche Siegfried an einem solchen Brunnen erschlagen.

2. Sie wird oft als Schmuck der Dörfer und Schlösser genannt. Der Anger unter der Linde war für das Volk der Tanzplatz und die Gerichtsstätte (J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 797). Unter der Femlinde zu Dortmund wurde

noch 1803 ein polizeiliches Rügegericht, welches aus der alten Feme hervorgegangen war, abgehalten (Heinzelmann „Das deutsche Vaterland" III, 332).

3. Sie korrespondiert mit der weichen Sehnsucht der Jugend, mit dem idyllischen Glücke und den Klagen der Liebenden.

Da Tristan sich aber der Heimat erinnerte und manches Jugendtraumes gedachte, wie oft bei diesem Liede die Linde über seinem Haupte gerauscht und der lichte Mond durch die Tannen gedrungen, ward sein Gesang so innig und süß, daß alles Gesinde herbeieilte.

Gottfr. v. Straßburg.

An der Waldgrotte, die er mit Isolden bewohnt, rauschen drei grüne Linden, unter ihnen fließt ein kühler Brunnen, und im Laube klingt zu seiner Zeit das Vogelgetöne schöner als irgendwo.

So auch im Volksliede:

Nachtigall, wo ist gut wohnen?
In der Linde grüner Kronen —

oder:

Es sah eine Linde ins tiefe Tal ꝛc.

4. Unter dem Schatten der Linde wird den Verstorbenen ihr Bett bereitet.

Im „Parzival" wählt die treue Sigune eine Linde zum Orte ihrer stillen Trauer um den toten Gatten. Das Volkslied hat sehr oft die Kirchhofslinde.

B. Die neuere Zeit.

Hauptsächlich wandten die Göttinger Dichter und Goethe, seitdem auch andere Freunde der Natur, der Linde wieder ihre Liebe zu.

1. Abermals erhöht sie, an Brunnen und Landhäusern, den idyllischen Reiz der Szene. So ist bei Wieland in Junker Hansens Schloßgarten ein Lindenbrunnen die herrlichste Zierde.

Der war nun, wie gesagt, ein zweites Paradeis;
Und mitten drinnen stund ein siebenfacher Kreis
Von alten, himmelhohen Linden,
Die ihre Äste wechselweis
So vielfach ineinanderwinden,

So dicht, daß ihre grüne Nacht
Den hellen Tag zur Dämmrung macht;
Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell ꝛc. (Der Vogelsang.)

Wem sollte nicht der Lindenbrunnen aus „Hermann und Dorothea" vorschweben?

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter, grünender Anger ꝛc.

Goethe entwarf dieses Bild nach den beiden Lindenbrunnen auf dem Gemeindeplan seiner Vaterstadt, die er als Kind so häufig besuchte und um die ihm der Traum der Vergangenheit seinen goldenen Duft wob (XXIV, 36). Auch Uhland hatte seine Lindenbrunnen („Gedichte" S. 270).

Im „Götz von Berlichingen" stellt sich uns der alte Ritter zuerst vor der Waldschenke unter einer Linde dar.

Walter Tell wird, als ihm der Vater den Apfel vom Haupte schießen will, unter die Linde des Dorfangers geführt. Auch Stauffacher und Gertrud besprechen sich über die Not des Vaterlandes auf einer Bank unter der Linde.

Der redliche Pfarrer von Grünau hält sein Gastmahl

Draußen in luftiger Kühle der zwo breitlaubigen Linden. Voß.

2. Die Jugend versammelt sich unter dem Baume zur geselligen Freude.

Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden. Hölty (Lebenspflichten).

Die Dichter erwähnen wieder jene Tänze auf dem Dorfanger. (Vgl. Goethe, Dichtung und Wahrheit B. 12: Unter der Dorflinde die ernste Versammlung der Ältesten, verdrängt von der heftigeren Tanzlust der Jüngeren.)

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreih'n
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang.
Matthisson (Der Wunsch).

Hüpft geschwinde
Um die Linde,
Die uns gelbe Blüten streut.
Laßt uns frohe Lieder singen,
Ketten schlingen,
Wo man traut die Hand sich beut.
Salis (Lied beim Rundetanz).

Denn, wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie. Goethe (Musensohn).

Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll. Goethe (Faust).

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch' und Dirne sich im Reigen schwingen
Und selbst die Blüten tanzen von den Zweigen.
A. Grün (Der Turm am Strande).

3. Die Linde wird von neuem das Symbol der Sehnsucht und Wehmut.

Keine Lust, statt Freuden Leid,
Keine süße Maienzeit
Spielet unter Linden. Fr. Müller (Genovefa).

Am Brunnen vor dem Tore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.
W. Müller (Der Lindenbaum).

Einst knospete ich, o Linde,
Schöner als du. Trug Blüten
Des Knaben, des Jünglings, die süßer
Dufteten, als du im Frühlingsschmuck!
Aber ach, mein Herbst ist gekommen!
So früh ist schon mein Herbst gekommen!
Das Schicksal blies mit kaltem, stürmendem Odem,
Und meine Blätter fielen. Schubart (Die Linde).

Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich hinaus in die Welt, jetzt komme ich zurück, o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen. Goethe (Leiden des jungen Werther).

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.
J. Kerner (Rudolfs Ritt zum Grabe)

4. Die Linde grünt auch über den stillen Wohnungen der Toten. Werther wünschte in einer Ecke des Kirchhofs, wo zwei Lindenbäume standen, begraben zu werden.[1])

Weht, wie Harfenlispel, Abendwinde
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhofslinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!
Hölty (Elegie auf den Tod eines Landmädchens).

O Linde, gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen!
J. G. Jacobi (Die Linde auf dem Kirchhofe).

Rückert sang von der Linde zu Ottensen, unter der Klopstock mit Frau und Kind begraben liegt. Dieser selbst hatte sich da zu ruhen gesehnt.

Lang' sah ich, Meta, schon dein Grab
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.

5. Vielleicht war die Linde bei dem weicheren Kultus vor der Reformation ehemals auch ein religiöses Sinnbild. Der altpreußische Wallfahrtsort, die Heiligelinde, wird noch immer stark besucht. Hier hat man, durch eine besondere Sage dazu

1) Unter drei Linden, die unfern Krieblowitz am Wege stehen, ist Blücher begraben. So hat er es selbst gewollt. (Werner Hahn „Friedrich Wilhelm III. und Luise" S. 269.)

veranlaßt, die Marienbilder meiſtens in die Kronen nachgebildeter Linden geſtellt. Die Pforten des Vorhofes und der Kirche ſind mit metallenem Lindenlaub verkleidet, und der Kloſtergarten hat natürliche Lauben und Gänge von ſchönen Linden. Im Garten des Kloſters Oliva prangen gleichfalls die herrlichſten Gänge und Laubgewölbe von hohen Linden. Ebenſo in Maria-Schein bei Teplitz, zu Maulbronn in Württemberg uſw.

Und er baut ſich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloſter aus der Mitte
Düft'rer Linden ſah.

Schiller (Ritter Toggenburg).

Endlich erinnern wir uns noch an jenes morſche Kirchlein im Fauſt, das mit des Glöckchens Klang, der Linden Duft dem „Unerſättlichen" im Wege ſtand.

Schluß. Während die Eiche als Symbol deutſcher Mannes-kraft wohl erſt ſeit Klopſtock in unſere Dichtung eintrat, und während der Buchenwald, in dem die Stämme wie ſchlanke Säulen emporſteigen und ihre Wipfel ein kühn geſchwungenes Domgewölbe darſtellen, erſt von den jüngeren Romantikern nach ſeiner majeſtätiſchen, feierlichen Pracht geſchildert wurde, finden wir die Linde ſchon viel früher mit unſchuldigem Frohſinn, inniger Sehnſucht und ſtiller Trauer in Verbindung gebracht.

(Die anziehende Charakteriſtik der Linde in Maſius' „Naturſtudien" kann benutzt werden.)

63.

Was ſagen die Dichter in ihren Schöpfungen über die Poeſie?

Einleitung. Schiller hat uns in dem Gedichte an die Künſtler die Stellung der Kunſt in der Entwickelung des geiſtigen Lebens auseinandergeſetzt, und Goethe zeichnet in ſeinem Taſſo ein Bild des Dichters, welches zwar Porträt iſt, aber zugleich allgemeine Charakterzüge von Bedeutung enthält. Die Sänger haben indeſſen auch in kleineren Gedichten oder gelegentlich über ihr Schaffen und Walten und über ihr perſönliches Verhältnis

zu der Welt und zu den Menschen gesprochen, namentlich Schiller, der ganz von seinem edelen Berufe erfüllt war. Vielleicht läßt sich aus diesen zerstreuten Äußerungen ebenfalls eine ziemlich erschöpfende Charakteristik entwerfen.

Thema: Wie stellen sich die Sänger selbst nach dem Geiste, der sie beseelt, nach ihrem Wirken unter den Menschen und nach ihrem Verhältnis zu der Außenwelt dar?

A. Dem Dichter ist nach seinem Wesen eigentümlich:

1. Die ideale Stimmung, der er sich ohne Rückhalt hingibt.

a) Er ist von dem Sehnen nach einer reinen Existenz erfüllt.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt.

Schiller (Sehnsucht).

b) Auf alle Vorteile, die ihm der Anschluß an die materielle Welt bieten würde, verzichtend, folgt er dem Zuge nach dem Ideale und setzt voll mutigen Glaubens sein irdisches Leben ein, um ein höheres zu gewinnen.

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland. Schiller (Ebenda).

All' mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Schiller (Der Pilgrim).

2. Die Gabe, das wirkliche Leben in seinem Gehalte zu erfassen und in heitern Bildern zu verklären.

a) Dem Dichter enthüllt sich das wahre Wesen der Dinge. Die ganze Erde ist ihm Harmonie, Seele, Gott, Gesang.

Es schwebet aus den Saiten, es lispelt mir ins Ohr;
Der Geist der Harmonieen, der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen in ihre Hülle zwang
Und sie mit Zaubereien der Sympathie durchdrang.
In rauher Felsenhöhle bin ich der Widerhall;
Im Ton der kleinen Kehle Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage das Herz zum Mitleid rührt
Und in der Andacht Chören es auf zum Himmel führt."

Herder (Das Saitenspiel).

b) Sein prophetischer Blick, rückwärts und vorwärts gerichtet, durchdringt das Dunkel der Zeiten.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Schiller (Die vier Weltalter).

c) Von diesem Standpunkte aus stellt er die reiche Welt der Erscheinungen nach ihrer dichterischen Seite dar, indem er die Freude an ihnen erhöht und veredelt.

Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.
Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben,
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter herein.

Schiller (Ebenda).

Die Wirklichkeit verlöre jeden Reiz, wollte man die idealen Regungen des Herzens und der Phantasie unterdrücken.

Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, wie sie ist, ein Grab.

Schiller II, 271.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein? ꝛc.
Goethe (Meine Göttin).

Nach des Dichters Überzeugung liegt in den idealen Bildern der Kunst der wahre Gehalt des Lebens.

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.
Goethe (Tasso).

3. Die Inspiration.

a) Wie alles Edle nicht von außen in das Herz hineinkommt, sondern aus einem göttlichen Triebe der Seele hervorquillt, so auch die begeisterte Anschauung und das dichterische Gefühl.

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.
Schiller (Graf von Habsburg).

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam.
Schiller (Das Mädchen aus der Fremde).

Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht.
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht.
Schiller (Die Macht des Gesanges).

Liebste Mutter, warum verwehrst du dem lieblichen Sänger
Das zu singen, wozu ihn das Herz treibt; denn nicht die Sänger
Sind zu tadeln, nein, Zeus selber wär' es, der eingibt
Jegliches Lied, wie es ihm beliebt, den sinnigen Männern.
Homer (Odyssee I, 346).

b) Aber die Begeisterung allein bringt nichts Vollendetes hervor; nur der eitele Stümper glaubt mit ihr auszukommen der Studien und des Fleißes bei der Ausführung entbehren zu können.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genugtun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Schiller (Epigramm).

Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tiefverſteckter Born;
Nur des Meißels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.
Schiller (Ideal u. Leben).

4. Die unvergängliche Jugend.

Wie nur die Erſcheinungen das abwechſelnde und veraltende Kleid ſind, das wahre Weſen der Dinge aber unwandelbar bleibt, wie z. B. die Welt, die Homer ſchildert, längſt untergegangen und uns nach ihren Äußerlichkeiten fremd iſt, aber der Geiſt, der in ihr waltet, noch heute als die friſche Blüte echter Menſchlichkeit erkannt wird, ſo grünt in dem Herzen des wahren Dichters ein ewiger Frühling.

Alles wiederholt ſich nur im Leben;
Ewig jung iſt nur die Phantaſie.
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie. Schiller (An die Freunde).

Glaubt mir, es iſt kein Märchen, die Quelle der Jugend, ſie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunſt.
Schiller (Quelle der Verjüngung).

B. Was der Dichter von ſeinem Streben und Wirken unter den Menſchen ſagt.

1. Er will, wir ſollen gleich ihm erkennen, daß die Seele, nur wenn ſie ſich in das Reich des Ideales erhebt, zum Frieden, zur Freiheit und zur Beſeligung gelangt.

In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.
Schiller (Antritt des neuen Jahrhunderts).

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Schiller (Ideal u. Leben).

2. Er belebt daher die höheren Triebe des Busens,

a) indem er uns anregt, in den Hymnus der Schöpfung einzustimmen;

Eine Schnur, woran geordnet dir zum Preise hangen
Aller Himmel Sterne, samt den Blüten aller Haine,
Eine Schnur, woran das Meer die Perlen seiner Andacht,
Und der Erdgrund reihet seiner Inbrunst Edelsteine.
Gib, daß in das Lobgeweb', das neu die Schöpfung täglich
Dir aus tausend Fäden wirkt, ich wirken dürf' auch meine.
Rückert (Gebet des Dichters).

b) indem er uns zur Erquickung und Erhebung das Herrlichste aus glücklicheren Zeiten und glücklicheren Ländern vorführt.

Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt ꝛc.
Schiller (Der Genius).

Allem eitelen Schein des Weltwesens abhold, ermuntert die Poesie den Menschen, zur Natur zurückzukehren.

— zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück.
Schiller (Macht des Gesanges).

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf. Schiller (Punschlied).

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.
Schiller (Mädchen aus der Fremde).

c) indem er alles Vollkommene in seinen Liedern feiert

Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.
Schiller (Graf von Habsburg).

Hoch klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang. Bürger.

und das Schöne, wenn es irdisch untergeht, zur Unsterblichkeit verklärt.

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.
Schiller (Mädchen von Orleans).

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.
Schiller (Nenie).

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt.
Goethe (Euphrosyne).

3. Sein Wort ist gewaltig, wenn er von erhabenen Dingen redet:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.
Schiller (Macht des Gesanges).

„Wie du sagst, mein Herr und König, steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn" 2c. Uhland.

sein Wort ist die lieblichste Würze der Geselligkeit.

Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste.
Schiller (Vier Weltalter).

Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
Schiller (Graf von Habsburg).

Seine Nähe ist daher für jeden beseligend.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.
Schiller (Mädchen aus der Fremde).

4. So lange es Menschen gibt, so lange wird es Dichter geben; denn die Empfänglichkeit für die Schönheit der Welt und der Trieb, das bewegte Gefühl in Worte zu fassen, liegen in unserer Natur und können erst mit unserem Geschlechte selbst aussterben.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht, als der letzte Dichter,
Der letzte Mensch hinaus. A. Grün.

C. Der Dichter nach seinem persönlichen Verhältnisse zu der Außenwelt und zu den Menschen.

1. Er versteht es nicht, mit den Kindern der Welt im Erwerbe irdischer Schätze zu wetteifern, doch mag er sich auch nicht mit Sorge für zeitliche Güter befassen; er zieht es vor, in heiterer Freiheit dem Tage zu leben, und die Ausübung seiner Kunst gewährt ihm eine völlige Befriedigung.

Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.
Schiller (Teilung der Erde).

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern. Goethe (Der Sänger).

Arion sprach: Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust. A. W. Schlegel.

So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
Schiller (Kraniche des Ibykus).

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Goethe (Der Sänger).

2. Er ist allen Menschen ein willkommener Gast.

Denn bei allem Geschlecht der Sterblichen werden die Sänger
Wert der Achtung geschätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muse
Ihnen gelehrt den Gesang, und huldreich waltet der Sänger.
Homer (Odyssee VIII, 479—481).

a) Die Fürsten ehren ihn, der im schönen Reiche der Phantasie ein Herrscher ist.

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasieen Himmelsräumen.
Rückert (Dichterselbstlob).

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.
Schiller (Jungfrau von Orleans).

Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat er ihn brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."
A. W. Schlegel (Arion).

Die Fürsten erhalten für ihre Gaben von dem Dichter einen völligen Ersatz.

Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.
Goethe (Tasso).

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt:
Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei. (Ebenda.)

Der Fürst wird von der Gunst, die er dem Dichter zuwendet, nicht ein Recht herleiten, ihn zu bevormunden.

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Schiller (Graf von Habsburg).

Ebensowenig gebührt es sich, dem Dichter niedere Geschäfte aufzubürden.

Im lächerlichen Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Schiller (Pegasus im Joch).

Die Dichtkunst entfaltet, wenn es sein muß, ihre Blume auch ohne den Strahl der Fürstengunst.

Kein augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.
Schiller (Deutsche Muse).

b) Heroen und Dichter können einander nicht entbehren; besser noch, wenn sie, wie Th. Körner, beides in einer Person sind.

Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Taten, die Lyra
Freudig zu wecken. Schiller (Die Sänger der Vorwelt).

Ich sah nie Fiedelspieler so herrlich noch stehn
Als diesen Tag von Volker dem Degen ist geschehn.
Seine Weisen hallen durch Helm und Schildesrand:
Gute Rosse soll er reiten und tragen herrlich Gewand.
Nibelungenlied.

Mein tapferer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang.
Uhland (Taillefer).

c) Nach ihrer zarten Empfindungsweise sind vornehmlich die Frauen der Kunst des Dichters hold.

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten!
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Schiller (Würde der Frauen).

d) Der Dichter erfreut sich vor allem an denen, welche sich, in der hoffnungsreichen Blüte der Jugend prangend, zum Eintritt in das Leben anschicken.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.
Schiller (Mädchen aus der Fremde).

e) Doch der Dichter will nicht nur mit einzelnen befreundet sein; er sehnt sich nach den alten schönen Zeiten, als die Sänger unter dem versammelten Volke auftraten und mit ergreifendem, lebendigem Worte die Herzen entzückten.

Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter begrüßt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.

Schiller (Die Sänger der Vorwelt).

So war Ibykus ein Liebling des Volkes.

Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.

Schiller (Kraniche des Ibykus).

3. Er ist auch ein Freund der Götter, die ihn, der auf der Erde ein Fremdling ist, gern bei sich aufnehmen,

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Schiller (Teilung der Erde).

die seine Wünsche erfüllen,

So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!

Schiller (Graf von Habsburg).

ihn aus der Gefahr erretten

Er lebet noch, der Töne Meister!
Der Sänger steht in heil'ger Hut.

A. W. Schlegel (Arion).

oder an den Übeltätern rächen:

Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen.

Schiller (Kraniche des Ibykus).

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.

Uhland (Des Sängers Fluch).

Schluß. Möge auch die Zukunft unserm Volke solche Dichter bringen, welche die hohe Aufgabe ihrer Kunst auf eine würdige Weise lösen, welche ihren Anspruch auf die Gunst der Menschen und der Götter durch die begeisterte Pflege alles Edlen und Schönen rechtfertigen und dabei auf ihre Schöpfungen mit jener Bescheidenheit zurückblicken, die unter Schillers großen Eigenschaften nicht die kleinste ist.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

---

b) Aus der griechischen und lateinischen Literatur.

1.

Die Mauerschau im 3. Buche der Ilias.

Einleitung. Die Mauerschau ist eine Episode, aber im System der Ilias wohlbegründet und nach ihrem dichterischen Werte von hervorragender Bedeutung.

Im 3. Buche erzählt der Dichter, wie die Heere zum Kampfe anrücken und wie dann ein Zweikampf zwischen Paris und Menelaus beschlossen wird, um damit den Krieg zu entscheiden. Es waren Herolde abgeschickt, um Priamus zum Abschlusse des Vertrags zu holen. Dieser befindet sich mit seinen Geronten am Skäischen Tore und schaut dem Kampfe zu. Inzwischen erscheint auch Helena, die von Iris herbeigerufen worden ist, auf der Mauer, um den Zweikampf mit anzusehen (136 ff.). So folgt die Mauerschau (bis V. 244). Demnach ist diese Episode im Zusammenhange wohlbegründet und überdies eine der schönsten Stellen der Ilias.

Thema. Würdigung der Mauerschau.

A. Ihre Bedeutung im System der Ilias.

1. Sie füllt die durch den Gang der Herolde in die Stadt entstandene Lücke der Haupthandlung aus, ebenso wie die Episode von Glaukus und Diomedes im 6. Buche die durch Hektors Gang in die Stadt eintretende Lücke.

2. Sie vollendet die Exposition des Gedichtes.

a) Wir tun einen Einblick in die Verhältnisse der Stadt und in die Stimmung der Bewohner (während wir vorher fast nur mit der Lage, den Verhältnissen und der Stimmung der Griechen bekannt gemacht worden sind).

α) Des Königs Priamus' Charakter und Stimmung gegen Helena: Diese ist nach seiner Meinung nicht schuld an der Not, sondern die Götter.

β) Stimmung der Landesältesten: Diese sehen in Helena die Ursache des Krieges und wünschen, daß sie zurückkehre.

γ) Lage und Stimmung der Helena: Sie hat Sehnsucht nach dem früheren Gatten, nach Vaterstadt und Eltern, zeigt Reue über ihre Tat und Beschämung über die Freundlichkeit des Priamus.

b) Wir erhalten ein anschauliches Bild einiger von den Haupthelden der Griechen. Zwei (Agamemnon und Odysseus) treten schon vorher handelnd auf, auch Menelaus wird von Antenor erwähnt. Es kommen hinzu Ajax und Idomeneus, während Diomedes noch nicht erwähnt wird, sondern erst Anfang des 5. Buches glänzend hervortritt.

B. Die dichterische Schönheit der Mauerschau.

1. Homer gibt uns ein Bild der Helena und zwar nicht durch Beschreibung, sondern durch Schilderung der Wirkung. Vgl. Lessings Laokoon Kap. XXI und XXII, Hermann und Dorothea VI, Schillers Taucher, Hero und Leander, Ritter Toggenburg.

2. Die Szene auf dem Tore ist dramatisch belebt. Drei handelnde Personen. Wechsel in Frage, Antwort, Bestätigung, Staunen, reumütigem Bekenntnis.
3. Wir selbst gewinnen als Beobachter ein anschauliches Bild. Draußen herrscht Ruhe nach dem Kampfe (113 ff. 134 f.). Die einzelnen Gestalten heben sich für unsere Phantasie reliefartig ab. Ähnliche Situationen in Schillers Jungfrau von Orleans V, 12 (Soldat auf der Warte), Goethes Götz III (Wartturm), Egmont IV (Alba vor Egmonts Eintritt), Lessings Emilia Galotti III, 1 ff., V, 1., Shakespeares Julius Cäsar V, 3.
4. Die Helden werden in verschiedener Lage, in charakteristischen Merkmalen und Unterschieden durch Vergleichung vorgeführt. Des Odysseus Waffen liegen auf der Erde, und er durchwandelt musternd seine Scharen, Idomeneus steht inmitten seines Volkes, und um ihn sammeln sich eben die Führer der Kreter. Wohl sind andere noch größer als Agamemnon, aber er ist eine besonders würdevolle und königliche Erscheinung; Odysseus ist kleiner als Agamemnon, aber breiter an Schultern und Brust sowie listenreich; Menelaus wird mit ihm verglichen in Gestalt und Redegabe; Ajax ist größer als Agamemnon und breiter als Odysseus; Idomeneus steht so herrlich da wie ein Gott.
5. Des Dichters Teilnahme. In V. 243 und 244 erhalten wir einen Einblick in des Dichters Gemüt.
6. Schönheiten der Form im einzelnen. Der Abschnitt ist reich an Vergleichen. So wird die Rede des Odysseus mit dem Schneegestöber verglichen, die Rede des Landesältesten mit dem Zirpen der Zikade und der die Reihen durchwandelnde Odysseus mit dem die Herde durchschreitenden Widder (V. 222. 151. 196).

Schluß. Ausblick auf den ferneren Gang der Haupthandlung. Nach dem Abschluß der Mauerschau zieht Priamus mit hinaus, der Vertrag wird geschlossen, Menelaus siegt, aber

Paris wird von Aphrodite gerettet. Helena, deren Herz ihm entfremdet war, wird durch der Göttin Macht wieder zu ihm zurückgeführt; der Schuß des Pandarus vereitelt den Vertrag, und von neuem beginnt der tränenreiche Krieg.[1])

2.

Wie zeigte sich Achilles bei den Leichenspielen, die er für Patroklus veranstaltete?

Einleitung. Der Schmerz um den Freund hatte Achilles erweicht; seine Leidenschaften ruhten, und es traten die zarten Regungen seiner edlen Natur hervor.

1. Die reichen Preise, die er aussetzte: Kessel, Dreifüße, Rosse, Maultiere, eine schöngegürtete Jungfrau, glänzendes Eisen. Er selbst enthielt sich des Kampfes.

2. Damit jeder eine Freude hatte, bestimmte er auch für die Überwundenen Geschenke. Eumelus, dem Athene den Wagen zerbrach, so daß er zuletzt ankam, wollte er für sein Unglück durch den zweiten Preis entschädigen. Als Antilochus heftig Einspruch tat, gab er mit Lächeln über den Eifer des Jünglings nach und ließ für Eumelus ein anderes Geschenk bringen. Antilochus selbst erhielt später zu einem letzten Preise eine Zugabe.

3. Er überraschte Nestor, der seines Alters wegen den Kämpfen müßig zusehen mußte, mit einem Ehrenpreise, bat ihn, diesen zum Andenken an Patroklus anzunehmen, und hörte geduldig eine lange Erzählung des redseligen Greises an.

4. Der Telamonier Ajax und Odysseus ermüdeten sich durch einen leidenschaftlichen Ringkampf. Achill bat die wackeren Helden aufzuhören, sich beide als Sieger zu betrachten und den Preis zu teilen.

5. Als sich zuletzt auch Agamemnon unter die Kämpfer mischen wollte, ersparte er dem obersten Könige die Probe mit

1) Vgl. Lehrproben und Lehrgänge von Frick und Richter Heft II, S. 61 ff.

der artigen Bemerkung, daß seine Überlegenheit jedem bekannt sei, und schlug ihm deshalb sogar vor, den ersten Preis freiwillig dem Gegner abzutreten.

6. Erfreulich, wiewohl diesem allen gegenüber nicht so erheblich, ist es, wie er einem heftigen Streite zwischen Idomeneus und dem Sohne des Oileus mit freundlichen Worten Einhalt tut.

Schluß. Herzensgüte und der Sinn für das Schickliche sind die Quelle echter Höflichkeit.

3.

Der Schild des Achilles und das Lied von der Glocke.

Einleitung. Man sagt, Ilias und Odyssee seien in Griechenland allgemein bekannt gewesen, und hieran ist gewiß nicht zu zweifeln, wenn man damit eine genaue Kenntnis der Helden und der Ereignisse, die Homer schildert, bezeichnen will und nicht etwa meint, daß jeder Grieche ganze Rhapsodien aus diesen Gedichten Vers für Vers habe hersagen können. Schiller ist in gleicher Weise dem gebildeten Teile des deutschen Volkes bekannt. Sein Andenken und seine Dichtungen haben nicht nur in den Grenzen unseres Vaterlandes seit hundert Jahren eine unvermindert lebendige Wirkung, sie begleiten auch den deutschen Auswanderer in die fernsten Länder der Erde. Dieser äußere Umstand, daß ihre Werke volkstümlich sind, gründet sich aber auf eine innere Verwandtschaft beider Dichter. Die Griechen liebten Homer, weil die Art, wie er ihre Stammhelden und den Geist des heroischen Zeitalters dargestellt, mit ihren Idealen vollkommen im Einklange stand, und das deutsche Volk liebt Schillers Dichtungen, weil darin alles Herrliche, wozu sich Geist und Herz bei uns erheben, zur Geltung kommt, weil darin dieser Gehalt der deutschen Humanitätsbildung mit Tiefblick, Ernst und Wärme, mit Phantasie und Wohllaut ausgesprochen ist. — Schiller hat einmal, ohne dabei an Homer zu denken oder mit ihm wetteifern zu wollen, ganz denselben Gegenstand behandelt wie der griechische Dichter. Beide verfielen darauf, ein allseitiges

Bild des Menschenlebens in einen Rahmen zu fassen, den ihnen ein äußeres Motiv darbot. Homer setzte die Lebensbilder als plastischen Zierat auf den Schild des Achill, der deutsche Dichter knüpfte seine Schilderungen an den Hergang beim Gusse der Kirchenglocke und an deren Gebrauch. Es ist anziehend, die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit der beiden Dichtungen einmal festzustellen.

Thema. Vergleichung der Lebensbilder auf dem Schilde des Achill und in dem Liede von der Glocke nach Darstellungsweise und Inhalt.

A. Die verschiedene Art der Ausführung.

1. Der naive Stil des Epikers.

a) Homer enthält sich aller Reflexionen und gibt weder zu erkennen, daß die geschilderten Szenen sein eigenes Gemüt bewegen, noch sucht er durch eine lyrische Farbe der Darstellung die Empfindung des Lesers zu erwecken. Es genügt ihm, uns die Zustände und Tatsachen auf eine anschauliche und lebendige Weise vorzuführen, und um den Eindruck, den seine Rede macht, bekümmert er sich nicht. Der epische Zug ist in seinem Verfahren so vorherrschend, daß er sogar die Beschreibung oft in eine Erzählung übergehen läßt, daß er ferner, wie es doch auf einem Werke der Skulptur geschehen müßte, nicht einen einzigen Moment der Handlung, sondern deren zeitliches Fortschreiten darstellt, weshalb ein Maler manches Bild, wenn er es wirklich genau nach den Worten des Dichters ausführen wollte, in mehrere Szenen zu teilen hätte. So ließe sich z. B. das Bild von der belagerten Stadt nur durch drei verschiedene Gemälde erschöpfen (vgl. Lessing, „Laokoon" XIX).

b) Es wäre jedoch ein Irrtum, wollte man annehmen, daß Homer die Dinge, die er mit keinem Worte der Betrachtung erörtert und ohne jede Kundgebung des Gefühles erzählt, auch ohne einen

inneren Anteil geschildert hätte. Man hat z. B. bemerkt, daß seine Dichtungen nirgends ein Landschaftsgemälde enthalten; daraus folgt aber gewiß nicht, daß er keinen Sinn für die Schönheit der Natur gehabt hat. Schiller sagt, unser Gefühl für die Natur gleiche dem Gefühle des Kranken für die Gesundheit. Wir preisen die Natur, weil wir sie entbehren, die Alten sprachen nicht von ihr, weil sie sich in ihrem Genusse froh und glücklich fühlten. Homer konnte voraussehen, daß schon die bloße Erwähnung des rötlich strahlenden Frühlichtes, des grauen Meeres die Phantasie seiner Zuhörer lebendig machen und ihnen das Gefühl für die Schönheit der Natur erwecken würde. Der Schild gibt uns zwar einige Idyllen aus dem Landleben in ungewöhnlich reicher Ausstattung, doch ebenfalls ohne eigentliche Schönmalerei, ohne Ekstase, ohne Kommentar. Andererseits muß man aber der naiven Dichtungsweise in betreff der Ideen und Gefühle, die nur unausgesprochen in der Darstellung des Tatsächlichen stecken, auch nicht zu große Zugeständnisse machen; denn erst die Betrachtung erschließt uns den wahren Gehalt der Dinge, und wie sollte etwas nach seinem rechten Gewichte empfunden werden, wenn man sich nicht seines Gehaltes bewußt ist?

2. Der sentimentale (reflektierende) Stil des Lyrikers.

a) Dem neueren Dichter gilt das Tatsächliche an sich sehr wenig; es hat für ihn nur insofern Wert, als es mit dem Seelenleben des Menschen in Beziehung steht. Er setzt uns durch seine Reflexionen instand, die Ereignisse, Handlungen und Sitten nach ihrer vollen Bedeutung sowohl für die geistige und moralische Entwicklung wie für das Wohl und das Wehe der einzelnen und der Völker aufzufassen, und die Bewegung, die ihn selbst bei diesem Nachsinnen ergreift, soll sich jedem mitteilen, der für solche Dinge ein Verständnis hat. Ohne den Wert des naiven Stiles herabzusetzen, dürfen wir wohl, wie bereits angedeutet wurde, daran zweifeln,

daß schon die bloße Erwähnung eines Gegenstandes stets und bei jedem Leser des Homer eine Reihe von Gedanken und demgemäß das Gefühl für dessen Bedeutung hervorgerufen habe. Erzählt der Dichter z. B. von dem Rechtsstreite auf dem Schilde, so kann sich der griechische Leser für den Ausgang des Handels, für die Rechtsgebräuche der Vorzeit interessiert haben, aber schwerlich sind in ihm jene Anschauungen wach geworden, die Schiller in den feierlichen Anruf der „heiligen Ordnung" niedergelegt hat. Oder wie sollte einem Griechen, wenn er im Homer von der frohen Heimführung der Bräute las, auch nur im entferntesten dasjenige in den Sinn gekommen sein, was Schiller über den Bund des Mannes und des Weibes sagt. „Der sentimentalische Dichter reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft" (Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung").

b) Die lyrisch-reflektierende Darstellungsweise schließt indessen nicht die Forderung aus, daß die Gegenstände, welche für unsere Auffassung auseinandergesetzt und mit unserem Gefühle in Verbindung gebracht werden, auch der Phantasie in bestimmten Umrissen und in anschaulicher Gestaltung vorgestellt werden. Der neuere Dichter kann nur, wenigstens in Gedichten dieser Art, nicht bis zur Erzählung vorschreiten; er muß bei der Schilderung stehen bleiben. Wenn also Homer vor unseren Augen pflügen und ernten läßt, kann Schiller nur den Gewerbfleiß charakterisieren und durch einzelnes veranschaulichen. In dieser versinnlichenden Schilderung hat jedoch das Lied von der Glocke das Außerordentlichste geleistet, wie denn die Beschreibung des Feuers, des Waltens der Hausfrau und anderes nach ihrer Anschaulichkeit homerisch genannt werden dürfen.

B. Die Lebensbilder nach ihrem Inhalte.

1. Übereinstimmendes.

a) Der Feuergott bildet auf dem Schilde zuerst die Erde, das wogende Meer und den Himmel mit Sonne, Mond und Gestirnen ab. Das Lied von der Glocke konnte nichts derart enthalten, aber den Gedanken, der vielleicht dem Homer bei diesem Abriß des Weltgebäudes vorschwebte, hat Schiller ebenfalls und zwar mit größerer Bestimmtheit ausgesprochen. Das ganze neuere Gedicht stellt nämlich die Erde und alles, was das wechselnde Verhängnis dem Erdensohne bringt, unter das Walten der Gottheit. Diese fromme Auffassung des Lebens gehört aber auch zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten der homerischen Poesie. Es muß daher unsere Verwunderung erregen, daß sich auf dem Schilde nicht einmal ein Opfer dargestellt findet, obgleich diese Szene dem Sinne und den Sitten der Griechen, welche solche öffentlichen Festhandlungen liebten, angemessen war und dem Bildner eine willkommene Aufgabe darbot. Sollte aber Homer wirklich ganz wider seine Gewohnheit hier der Götter uneingedenk geblieben sein,[1]) oder müssen wir nicht annehmen, daß er sowohl bei der Abbildung des Himmels wie zuletzt, wenn er die Erde von der heiligen Flut des Okeanos umgürten läßt, keineswegs eine kosmographische, sondern eine religiöse Vorstellung im Sinne gehabt und hat andeuten wollen, daß die Mächte des Himmels über der Erde thronen und alles Zeitliche von dem Ringe der Ewigkeit umschlossen sei?

b) Auf dem zweiten Bilde des Schildes erblicken wir ein fröhliches Hochzeitsfest. Die Bräute werden beim Scheine der Fackeln unter Musik, Gesang und Tanz in ihre neuen Wohnungen begleitet. Unser Lied schildert ebenfalls den Bund der Herzen und der Hände, ja es

1) Die Kriegsgottheiten auf dem dritten Bilde sind nur Symbole der künstlerischen Allegorie.

malt uns noch weiter das häusliche Leben aus, das unermüdliche Schaffen und Streben des Mannes, das sorgsame Walten der Hausfrau.

c) Dasselbe zweite Bild, gleichsam die Stadt im Frieden, stellt uns außer der Hochzeit noch einen Rechtshandel dar. Zwei Männer sind in der Versammlung des Volkes, das lebhaft zum Teil für den einen, zum Teil für den andern Partei nimmt, wegen eines Bußgeldes von zwei Talenten Goldes im Streite. Dieser behauptet, es bezahlt zu haben, jener leugnet den Empfang. Die Ältesten sitzen im heiligen Kreise umher und geben dann der Reihe nach ihr Urteil ab. Mit dieser Szene bezeichnet Homer in symbolischer Weise den Übergang von der Selbsthilfe (hier der Blutrache) zur Unterordnung unter das Gesetz und die Rechtspflege als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. — Schiller preist in beredter Sprache die gesetzliche Ordnung, die er auch in anderen Gedichten als den Anfang der Entwicklung des Menschengeschlechtes hervorhebt. Sie hat die Städte gegründet, den ungesellig umherschweifenden Wilden an eine Heimat, an sanfte Sitten gewöhnt; sie ist der Ursprung der Vaterlandsliebe, die nächst der Religion den Menschen am meisten veredelt; sie ist die Quelle der Freiheit und der öffentlichen Sicherheit, unter deren Schutz sich in rühriger Betriebsamkeit tausend fleißige Hände regen.

d) Der Schild führt uns dann eine Stadt im Kriege vor. Sie wird belagert. Die Bürger rücken heimlich aus und legen sich an einem Bache in den Hinterhalt. Als nun eine Herde der Belagerer[1]) zur Tränke hinabkommt, überfallen sie diese. Der Lärm macht jedoch ihre Feinde aufmerksam, so daß sie zu dem Bache hineilen, und es entspinnt sich ein blutiges Gefecht. Diesem Bilde ent-

1) Es ist (vielleicht den Bürgern geraubtes) Schlachtvieh, welches das belagernde Heer bei sich hat und zur Tränke schickt, nicht eine Herde, welche die Städter austreiben lassen, um den Feind an den Bach hinzulocken.

spricht bei Schiller das furchtbar schöne Gemälde des Aufruhrs und des Bürgerkriegs. Der neuere Dichter weist hauptsächlich auf die mit solchen Ereignissen eintretende Verwilderung des Menschen hin, die ihn mehr schmerzt als das vergossene Blut. Bei Homer kann man an dieser Stelle vielleicht einen leisen Ton des Abscheues und des Mitgefühls erlauschen; sein Hauptzweck ist es jedoch, die Zuhörer durch die Erzählung einer mißlungenen Kriegslist zu unterhalten.

e) Die folgenden fünf Bilder geben uns eine mit ihrem anschaulichen Detail auf das lieblichste ausgeschmückte Schilderung der Ackerbestellung, der Ernte, der Weinlese und zweier Weideplätze mit Rindern und mit Schafen. Schiller mußte sich mit Andeutungen begnügen, die das einzelne nicht so ausmalen, aber manches Wichtige, was Homer übergangen hat, nachtragen. So führt er uns die emsige Tätigkeit im Haushalte und den tausendfältigen Fleiß der städtischen Gewerbe vor Augen. Dann gedenkt er ebenfalls der blökenden Schafe, der breitgestirnten Rinder, des unter der Last der Garben schwankenden Wagens, und den Segen der Arbeit versinnlicht er ebenfalls durch das schöne Besitztum eines Landmannes.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen.

f) Das letzte, zehnte Bild Homers ist der geselligen Freude der Jugend gewidmet. Jünglinge und Jungfrauen vergnügen sich im schönen Schmucke an einem kunstvollen Reigen. — Auch bei Schiller eilt das muntere Volk der Schnitter zum Erntetanz. Außerdem erinnert er, den Reiz des traulichen Zusammenlebens ausmalend,

an den Kreis, den die stillfleißigen Töchter und die unruhigen Knaben um die Mutter bilden, an die Vesperglocke, die Menschen und Tiere unter das friedliche Dach ruft, an des Lichts gesellige Flamme, um die sich die Hausbewohner sammeln, an die herzinnige Eintracht, die im Gotteshaus die liebende Gemeinde vereinigt.

2. Abweichendes.

a) Wenn man die Kampfszene ausnimmt, hat Homer eigentlich nur die heitere Seite des Lebens im Auge gehabt. Daß auf der Weide ein Rind von zwei Löwen erfaßt und weggeschleppt wird, dient nur zur epischen Belebung des Bildes, und dieser kleine Verlust soll nicht auf die bitteren Erfahrungen hinweisen, welche der Mensch hinieden zu machen hat. Traurige Ereignisse mußten auch ausgeschlossen bleiben, damit der Schild nichts enthielte, woran sich eine übele Vorbedeutung knüpfte. — Schiller berücksichtigt auch den bittern Ernst des Lebens. Dem wohlhabenden Manne, der sein Glück festgegründet glaubte, verzehrt ein furchtbares Feuer das ganze Besitztum. Ja, der Mensch muß mit schmerzlicher Ergebung sein Teuerstes in die Erde senken.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter!

b) Die Taufglocke begrüßt das geliebte Kind, dessen künftige Schicksale noch im Zeitenschoße ruhen, auf seines Lebens erstem Gange; die Mutterliebe bewacht seinen goldenen Morgen, und so begleitet das neuere Gedicht den Menschen durch alle Stationen des Lebens von der Wiege bis zum Grabe. — In der Homerischen Schilderung tritt der einzelne Mensch ganz zurück,

und von dem häuslichen Leben sehen wir nichts außer dem munteren Hochzeitsfeste. Fragen wir die Gelehrten, ob denn nicht auch in Griechenland bei einer Taufhandlung über dem geliebten Kinde ein Segenswort gesprochen wurde und ob man es nicht in feierlichem Gebete der Huld der Lebensmächte empfohlen habe, so erfahren wir, daß am fünften (siebenten) und zehnten Tage nach der Geburt allerdings Opferfeste veranstaltet wurden, daß der Vater dann dem Täuflinge den Namen gab, aber auch, daß dieser dann bestimmte, ob das Kind in der Familie erzogen werden oder es (was namentlich oft das Schicksal der Mädchen war) den wilden Tieren ausgesetzt oder verkauft werden sollte. Diese entsetzliche Roheit mußte den Familiensinn im Keime verderben. Nicht einmal das Tier läßt sich gutwillig sein Junges nehmen. Doch sollte in Griechenland das, was nach dem Gesetze freistand, wirklich allgemeinere Sitte gewesen sein, so hat sich doch im einzelnen und in dem edler gestimmten Zeitalter der Heroen das Vaterherz und das Mutterherz nicht unbezeugt gelassen. In ihrer Grotte auf dem Meeresgrunde vernimmt Thetis, diese Schmerzensmutter, durch das Rauschen der Wogen hindurch die Wehklage des geliebten Sohnes. Täglich berührt Auroras erster Strahl die Memnonssäule, aus der ihr der Gruß ihres Kindes in Wehmut und Liebe entgegenklingt. Ägeus stürzt sich beim Anblicke der schwarzen Segel trostlos vom Felsen herab. Priamus ging um des Leichnams seines Sohnes willen in das Zelt seines Todfeindes,

Naht' und umschlang dem Peliden die Knie' und küßte die Hände,
Ach die entsetzlichen Würger, die viel' der Söhn' ihm gemordet!

Hektor selbst hielt, als er von der bekümmerten Mutter Abschied nahm, seinen Knaben den Göttern hin, und die Worte, die er sprach, waren der rechte Vatersegen. Gibt es wohl etwas menschlich Ergreifenderes als Andromaches Klage über die Zukunft ihres geliebten Sohnes, als er

eine Waise geworden? (Ilias XXII, a. E.) — Dürfen wir demnach nicht behaupten, daß jenem Zeitalter der Familiensinn fremd gewesen, so bleibt es doch allerdings wahr, daß der Schild des Achill den Griechen von dieser Seite des Lebens beinahe nichts gezeigt hat.

Schluß. Beide Dichtungen sind einander gleich an hoher Vollendung. Homer erfreut uns dadurch, daß er mit seinem unfehlbaren Sinn für das Schöne wahrhaft dichterische Szenen aus der Wirklichkeit erwählt und sie mit aller sinnlichen Bestimmtheit und Lebendigkeit und auf die anmutigste Weise darstellt. Schiller erhebt die Leser über ihren gewöhnlichen Standpunkt, indem er uns den wahren Gehalt der Dinge erkennen und empfinden läßt, wie er ihn selbst mit tiefer Anschauung und seelenvoller Innigkeit erfaßt hat. Wie zart und beweglich muß sein Herz gewesen sein, wenn dieser Dichter, der des Wortes mächtig war wie wenige, sich selbst in dem Ausdrucke des Gefühles nicht genug tat. In der Glocke aber ist jedes Wort nicht Sprache, sondern Seele. Die Verklärung der Form konnte nur noch durch die Musik gesteigert werden. A. Romberg verwandelte die Rede in Gesang, und so wird dieses Lied von der Glocke mit seinen bald mächtig ergreifenden, bald unbeschreiblich rührenden Gedanken und Tönen nicht verhallen, solange deutsche Herzen schlagen.

Ja, dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.

4.

Wodurch wird Achills Benehmen gegen Hektor entschuldigt?

Einleitung. Es scheint ein „eisernes, unerbittliches, mitleidloses Herz" zu verraten, daß der Pelide die Leiche seines edeln Feindes so beschimpft. Homer selbst nennt dies eine schmähliche Tat (Ilias XXII, 395), und Apollo ist über die wütende Mißhandlung des toten Staubes entrüstet (XXIV, 54).

Thema. Weshalb dürfen wir die Verirrung des herrlichen Helden dennoch mit Nachsicht beurteilen?

A. Er hatte durch Hektor das Liebste verloren, was er auf der Welt besaß; daher sein leidenschaftlicher Haß und die glühende Rache.

1. Er war mit Patroklus aufgewachsen (XXIII, 84); sie hatten alle Gefahren in der Schlacht und auf dem Meere geteilt (XXIV, 7); er liebte ihn wie sein eigenes Leben (XVIII, 82).

2. Der Schmerz machte ihn fast sinnlos; man fürchtete, er werde sich ein Leid antun (XVIII, 34). Sein Jammer bei dem Begräbnisse (XXIII, 24). Die Nacht bringt ihm keinen Schlaf; er unterredet sich mit dem Geiste des Freundes (XXIII, 80) oder irrt wehklagend am Meere umher (XIV, 12). Zeitlebens will er des teuren Freundes gedenken, selbst im Hades ihn nicht vergessen, auch wenn da sonst alle Erinnerung schwindet (XXII, 387).

B. Achill opfert diesen Haß dennoch dem Gehorsam gegen die Götter und der Kindesliebe; ja er ehrt den greisen Vater seines Todfeindes mit zuvorkommendem Zartsinn.

1. Ohne Murren folgt er dem Gebote der Mutter, die ihn im Auftrage des Zeus zur Versöhnlichkeit ermahnt (XXIV, 138).

2. Bei der Zusammenkunft mit Priamus erwacht in ihm die schmerzliche Sehnsucht nach dem Vater, welchen er nicht wiedersehen sollte (XXIV, 507); er empfindet die Verlassenheit des Priamus, dem der liebste Sohn entrissen ist.

3. Er ist gleich bereit, die Leiche Hektors auszuliefern, ja er läßt sie heimlich baden und erbietet sich, damit man sie feierlich bestatten könne, einen Waffenstillstand zu vermitteln (XXIV, 582. 656).

4. Er erfreut sich, nachdem sein Gemüt zur Ruhe gelangt ist, an der edlen Gestalt und den Reden des greisen Priamus, so wie dieser es vergißt, daß der treffliche Jüngling derselbe

grausame Feind ist, der ihn so vieler Söhne beraubt hat (XXIV, 631).

5. Diese weiche Nachgiebigkeit ist groß, so daß Achill in der Tat Ursache hat, den Schatten seines Freundes um Verzeihung zu bitten (XXIV, 592).

C. Achills eigenes Schicksal sollte sich bald erfüllen; auch dieses stimmt uns zur Milde.

1. Er hatte nicht gezaudert, Patroklus zu rächen, obgleich er wußte, daß er selbst bald nach Hektor fallen würde (XVIII, 96).

2. Er schneidet für Patroklus sein goldenes Haar zum Totenopfer ab und verzichtet damit auf die Heimkehr (XXII, 144).

3. Er hat keinen Wunsch mehr, als mit Patroklus in einem Grabe zu ruhen (XXIII, 85. 245).

Schluß. Die Weichheit und der Zartsinn des so leidenschaftlichen und tiefgekränkten Jünglings verwischt den übeln Eindruck seiner Rachsucht. Der wahre Dichter wird einen Helden, der zu seinen Idealen gehört, nicht so tief sinken lassen, daß er unsere Achtung und Gunst einbüßt, oder doch ihm Gelegenheit geben, sich nach dem Falle wieder zu erheben.

5.

Die Zyklopen nach dem 9. Buche der Odyssee.

Einleitung. Nächst den Lästrygonen haben dem Odysseus auf seinen Irrfahrten das meiste Unheil die Zyklopen zugefügt, die wir allerdings nur in einem Vertreter genauer kennen lernen.

Thema: Wie waren die Zyklopen geartet?

1. Äußere Erscheinung: einäugig (mit einem Auge mitten auf der Stirn), riesig an Körperbau und an Kräften; daher Baumstamm als Keule, Abreißen des Gipfels eines Berges, Werfen eines Felsblocks, Vergleich mit einem hochragenden Felsen.
2. Wohnung: Nach Art der Troglodyten in Felshöhlen, die sie mit ihren Herden teilen; vereinzelt an verschiedenen Stellen des Berglandes.

3. Beschäftigung
   a) verneinend: Sie treiben keinen Ackerbau trotz der Güte des Bodens und keine Schiffahrt trotz der Nähe der fruchtbaren Ziegeninsel, können also nicht auf diese gelangen. Wein und Feldfrüchte wachsen von selbst ohne ihr Zutun.
   b) bejahend: Sie beschäftigen sich mit Viehzucht und nähren sich besonders von deren Erzeugnissen, der gewonnenen Milch und dem daraus bereiteten Käse.
4. Staatliche Verhältnisse. Sie leben ohne staatliche Einrichtung ein jeder für sich, ohne daß sie sich umeinander kümmern, haben daher weder Gesetze noch Volksversammlungen. Jeder gibt den Richter für seine Familie ab.
5. Geistige Eigenschaften:
   a) Sie sind grausam und ungastlich, ja sogar Menschenfresser, gottlos (rühmen sich ihrer Überlegenheit über die Götter), aber gutmütig im Verkehr mit ihrem Vieh (Polyphem und sein Widder).
   b) Der Sinn für Behaglichkeit und Anmut fehlt ihnen vollständig; dies zeigt der gänzliche Mangel an Schmuck bei der Einrichtung ihrer Wohnung. Ebenso zeigen sie geringes geistiges Interesse und niedrige Begabung, lassen sich daher leicht betören und übertölpeln wie auch sonst die Riesen, z. B. in der germanischen Mythologie und im Volksglauben (vgl. die Redensart lang und dumm). Odysseus kann den Polyphem glauben machen, daß der Seewind das angebliche Wrack seines Schiffes ins Meer hinausgetrieben habe, er täuscht ihn mit seinem Namen („Niemand"), macht ihn betrunken, weiß ihm listig zu entfliehen.

Schluß. Nach Hesiod (Theog. 139 ff.) waren die Zyklopen Schmiedegesellen des Zeus, die seine Blitze fertigten, drei an der Zahl, nach der Auffassung späterer Zeit (vgl. Vergil Georg. 4, 170 ff., Äneide 8, 416 ff.) waren sie Gehilfen des Schmiedegottes Hephäst und hatten ihre Werkstätte im Ätna, wo sie den Göttern ihre Waffen und dem Zeus seine Donnerkeile herstellten.

6.

Wie zeigt sich die Schlauheit des Odysseus bei den Vorbereitungen zum Freiermorde?

Einleitung. Odysseus heißt mit Recht πολύμητις, der listenreiche, und hat nicht ohne Grund die Göttin der Weisheit, Athene, zur Schutzgöttin erhalten.

Thema. Wie bei anderen Veranlassungen (z. B. beim Bau des hölzernen Rosses), so zeigt sich Odysseus auch schlau bei den Vorbereitungen zum Freiermorde. Und zwar läßt sich dies erkennen

1. In der Art, wie er auftritt:
   a) verkleidet als alter Bettler,
   b) vorsichtig und zurückhaltend,
      α) gegenüber den ihn höhnenden und mißhandelnden Freiern,
      β) gegenüber dem Bettler Iros,
      γ) gegenüber der Penelope, der er sich vor der Hand noch nicht entdeckt aus Besorgnis, daß seine Anwesenheit bekannt wird,
      δ) gegenüber Eumäus und Philötius, denen er sich erst unmittelbar vor dem Freiermord kundgibt. Daher dreht er sich um, als er aus Kummer über den Zustand des Hundes Argos in Tränen ausbricht,
      ε) gegenüber Eurykleia, der er nach der Fußwaschung verbietet, über ihn zu sprechen.
   c) Er wählt zum Standplatz bei der Ermordung die Stelle an der Tür, von wo er sich im Notfalle retten kann.
   d) Er prüft vorsichtig den Bogen und besieht ihn gründlich, ob er noch zum Schießen tauglich ist.
2. In der Art, wie er seine Genossen wirbt: heimlich und unbemerkt, so den Telemach vor der Hütte des Eumäus, die Hirten vor dem Hoftor des Palastes.
3. In der Art, wie er die Gehilfen beim Freiermorde anstellt.
   a) Sie dürfen nicht zusammen in den Palast gehen, sondern hintereinander.

b) Eumäus muß ihm den Bogen in die Hände spielen und durch Eurykleia die Tür zwischen Männersaal und Frauengemach verschließen lassen.

c) Philötius muß das Hoftor verschließen.

Schluß. Nach solchen Vorbereitungen ist Aussicht auf glückliche Vollendung des Vorhabens vorhanden, die sich denn auch erfüllt.

7.

Eumäus nach Homers Odyssee Buch 14—16.

Einleitung. Unter den Persönlichkeiten, die uns in der Odyssee entgegentreten, ist eine der sympathischsten der Sauhirt Eumäus.

Thema: Was erfahren wir in Buch 14—16 der Odyssee über sein Leben und über seinen Charakter?

A. Sein Leben. Er stammt von der Insel Syria und ist der Sohn des Königs Ktesios, der über zwei Städte gebietet; als Knabe wird er von einer phönizischen Wärterin phönizischen Kaufleuten übergeben, die ihn entführen und an Laertes, den Vater des Odysseus, verkaufen (vgl. XV, 403—84). Man zieht ihn mit Ktimene, der Schwester des Odysseus, zusammen auf (XV, 363—67). Später wird er von Antikleia, der Gemahlin des Laertes, auf das Land geschickt, um als oberster der Sauhirten tätig zu sein (XIV, 62—67). Dort waltet er seines Amtes während der Abwesenheit des Odysseus, dort weilt er auch noch bei dessen Rückkunft von Troja.

B. Sein Charakter.

1. Temperament: Lebhaft; er wird ebenso schnell und tief von freudigen wie von traurigen Ereignissen und Mitteilungen ergriffen. Vgl. den Empfang des Telemach und die Wirkung der Erzählung des Bettlers.
2. Intellekt: Er besitzt einen gesunden Menschenverstand, gibt der Penelope und ebenso dem Telemach öfter guten Rat, unterwirft sich aus Klugheit den Anforderungen der

Freier und zeigt große Geschicklichkeit beim Bauen seines Gehöftes und bei der Anfertigung von Bekleidungsgegenständen.

3. Gemüt:
   a) er ist bescheiden, genügsam und anspruchslos in Nahrung (Ferkelfleisch), Kleidung (nur ein Mantel), Wohnung (einfache Einrichtung, Lager).
   b) er ist treu gegen seinen Herrn; hält es also nicht mit den Freiern wie viele andere Diener des Odysseus und erfüllt als Hirt alle Obliegenheiten so, wie wenn sein Herr selbst da wäre.
   c) er besitzt große Liebe zur Familie seines Herrn, ist in Trauer um den vermeintlich toten Odysseus, hat Mitleid mit Penelope und gewährt ihr seinen Beistand, hat Sorge um Telemach und pflegt ihn nach der Heimkehr von seiner Reise getreulich und mit großer Freude, will auch Laertes sogleich von Telemachs Ankunft unterrichten.
   d) er ist gerecht und gut gegen seine Untergebenen, verteilt z. B. das Mahl gleichmäßig.
   e) er ist gastfreundschaftlich: wehrt beim Eintreten von Fremden die Hunde ab, bereitet ihnen eine gute Lagerstatt, schlachtet ein fünfjähriges Mastschwein.
   f) er ist fromm: betet, opfert dem Hermes und den Nymphen, weiß, daß Freude und Leid von dem Walten der Götter abhängt.

Schluß. Der Dichter hat ihn so ausgezeichnet, daß er ihn nicht selten mit Apostrophe (Anrede in der 2. Person) in der Erzählung einführt und als δῖος und ὄρχαμος ἀνδρῶν bezeichnet. Auch wir müssen ihn liebgewinnen.

8.

Der Landsitz des Laertes, das Eiland der Kalypso und der Garten des Alkinous nach Homers Odyssee.

Einleitung. Tief gebeugt durch den Verlust seines Sohnes und zu alt, um den übermütigen Freiern der Penelope Wider-

ſtand zu leiſten, hat ſich Laertes auf das Land geflüchtet und beſchäftigt ſich in ſtiller Trauer mit der Pflege ſeines Gartens. Kalypſo, die in ewiger Jugend blühende Nymphe, bewohnt ein umflutetes Eiland, das einem Garten gleicht. Ihre Einſamkeit wird nur durch den Beſuch des Odyſſeus unterbrochen. Im Einklange mit dieſen Umſtänden hat die Natur hier und dort den Charakter der idylliſchen Zurückgezogenheit. Der Garten des Alcinous macht einen ganz entgegengeſetzten Eindruck. Er liegt unmittelbar an dem geräuſchvollen Palaſte des Königs und ſoll die Pracht der Hofhaltung erhöhen. Die Schilderung der drei Gärten zeugt von dem lebendigen Naturſinne der Griechen und zugleich von der Geſchicklichkeit des Dichters, alles auf eine angemeſſene Weiſe darzuſtellen; denn kein Garten iſt dem andern gleich, und die Abänderung entſpricht ſtets der jedesmaligen Lage.

Thema. Vergleichung dieſer drei Gärten.

A. Lage und Umgebung.

1. Laertes hat ſeinen Landſitz unweit der Stadt. Er bewohnt ein ſchön gebautes Haus, um welches herum die Wirtſchaftsgebäude liegen. Er treibt den Landbau mehr zu ſeiner Unterhaltung als um des Gewinnes willen; daher ſcheint der Garten ſein Steckenpferd zu ſein. Dieſer muß einen bedeutenden Umfang haben; denn Odyſſeus durchſchreitet, als er den Vater aufſucht, eine weite Strecke (XXIV, 222) und hat einſt als Knabe von ihm 63 Obſtbäume und 50 Reihen von Weinſtöcken zum Geſchenke erhalten (XXIV, 339). Der Garten iſt mit einer Dornhecke umzäunt, die vielleicht oft der Ausbeſſerung bedarf.

2. Ogygia liegt in der einſamſten Waſſerwüſte, mitten in einem damals unbekannten nordweſtlichen Teile des Mittelmeeres. Die ganze Inſel iſt ein Luſthain und wird allein von der Kalypſo und ihren Dienerinen bewohnt. Daher war hier kein beſonderes Beſitztum einzuhegen. Der Dichter vergißt jedoch nicht, das Eiland für unſere Phantaſie zu umgrenzen. Er gedenkt der ſandigen Dünen und der Uferfelſen, wo Odyſſeus, gleich der tauriſchen Iphigenie, manchen Tag unter Tränen in das öde Meer hinausſchaut (V, 156),

Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Doch gegen seine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend ihm hinüber.

Die Nymphe wohnt nicht in einem Gebäude, sondern in einer geräumigen, schön gewölbten Grotte.

3. Scheria, das Reich des Alcinous (wohl nicht Corcyra, womit es die späteren Griechen gleichstellten, sondern eine der im unbestimmten Westmeere gedachten Seligen Inseln) wird von Homer mit dem üppigsten Segen der Natur und der Betriebsamkeit ausgestattet. Der Garten nimmt einen Raum von vier Morgen Landes ein. Er liegt neben der prachtvollen Königsburg und erstreckt sich bis nahe zu der Pforte, die in den Hof führt. An den langen Seiten läuft ein Zaun hin, vielleicht eine Mauer (VII, 113).

B. Die Gewächse.

1. In Laertes' Garten stehen wohlgepflegte Feigenbäume, Weinstöcke, Öl- und Birnbäume. Aus der Menge wird ein alter, hoch emporgewachsener Birnbaum hervorgehoben, unter dem Odysseus, mit seiner Rührung kämpfend, verweilt, als er in der Ferne den still beschäftigten Vater erblickt. Es ist noch von Beeten die Rede (XXIV, 246), auf denen (nicht Blumen, sondern) Gemüse gezogen wird, das freilich nicht zu den gewöhnlichen Speisen der Alten gehört. Da jeder seine Gäste gern mit dem bewirtet, was er selber baut, kann es auffallend erscheinen, daß Laertes nachher beim Mittagessen nichts von seinem Obste auf den Tisch bringen läßt. Im allgemeinen gibt man indessen in dem heroischen Zeitalter immer dem gebratenen Schweine oder Rinde vor allem andern den Vorzug.

2. Die Garteninsel der Kalypso ist mehr ein ewig grünender Park oder ein persisches Paradies. Hier gibt es gar keine Obstbäume. Ein traubenreicher Weinstock umrankt den Felsen ihrer Grotte, doch vielleicht mehr zur Zierde als zur Nutzung. Für ihre eigene Tafel bedarf die Göttin nicht des Obstes, nicht einmal des Schweinebratens. Sie bewirtet Hermes mit Nektar und Ambrosia (V, 93) und läßt sich selbst von ihren Mägden auch nur mit dieser Götterspeise bedienen (V, 199). Für ihren Gast

Odysseus wird allerdings die Kost sterblicher Männer aufgetragen, doch sagt uns der Dichter nicht, woher Kalypso diese nimmt. Es ist weder von einem Getreidefelde die Rede, noch von Vieh oder Ställen und Weideplätzen. Gemüse und Früchte sind daher wohl ebenso wie Brot und Fleisch unmittelbar auf das Geheiß der Göttin zur Stelle gewesen. So sehen wir sie auch später, als Odysseus sein Floß baut, ohne weiteres im Besitze alles Handwerkszeuges, das der Zimmermann braucht (V, 234). Homer erwähnt daher nur die laubreichen Bäume, welche die Grotte umschatten: die Erle, die Pappel und die duftende Zypresse (V, 64). Odysseus fällt zu seinem Flosse himmelanstrebende Tannen, die an dem äußersten Ende der Insel stehen (V, 239). Auch die Zeder und der Lebensbaum wachsen hier, denn ihre Späne verbreiten von dem Herde der Grotte her bis weit in die Insel hinein lieblichen Geruch. Für die Obstbäume treten hier zarte, mit Veilchen und Eppich[1]) geschmückte Wiesen ein, an denen eine Frau vielleicht mehr Gefallen fand (V, 72).

3. Alcinous hat wieder einen Nutzgarten wie Laertes. Außer den auf dem Landsitze des Laertes befindlichen Obstbäumen werden hier noch der Apfelbaum und der Granatbaum mit seiner seltneren Frucht genannt, und der Dichter macht uns die größere Schönheit der Bäume und Früchte auf Scheria noch durch einige Beinamen bemerklich (VII, 114):

> Und es erhoben daselbst sich schlank die grünenden Bäume,
> Birnen, Granaten und Äpfelbäume mit herrlichen Früchten,
> Bäume mit süßen Feigen, zugleich die grüne Olive.

Homer kennt keine schöneren Früchte als diese im Garten des Alcinous, denn es sind dieselben, nach denen Tantalus schmachtet (XI, 588). Aus dem Obstgarten kommt man in die traubenreiche Weinpflanzung, und an deren Ende liegen allerlei Beete, die das ganze Jahr hindurch prangen. Die Erklärer beziehen dies richtig auf den Gemüsebau. Blumenbeete würde man auch näher am Hause gehabt haben.

1) Eppich, der weiße Sellerie, σέλινον, war im Altertum eine beliebte Zierpflanze. Mit ihr wurden die nemeischen Sieger bekränzt und die Grabmäler geschmückt.

C. Wasser und Tiere.

1. Das Gedeihen der Gewächse und die Lieblichkeit des Gartens sind durch das Wasser bedingt. Außer einer Quelle, die neben dem Schlosse und durch die Stadt hin fließt, gibt es auf Scheria noch eine zweite, die sich durch den ganzen Garten schlängelt (VII, 129). Bei der Grotte der Kalypso plätschern gar vier Quellen nebeneinander und rinnen dann in verschiedenem Laufe nach den vier Seiten durch die Insel hin (V, 70).

2. Ein neuerer Dichter hätte es kaum unterlassen, zu diesen Herrlichkeiten den süßen Gesang der kleinen Vögel hinzuzufügen. Man könnte vermuten, daß die Nachtigall und ihre Genossen das Eiland der Kalypso wegen der weiten Reise über das rauhe Meer nicht besuchten und daher auch nicht in die Lieder einstimmten, welche die Nymphe bei ihrem Webestuhl sang. Die kleinen Sänger fehlen wohl aus demselben Grunde auch in dem Schloßgarten auf Scheria. Dagegen hausen auf Ogygia einige breitbeschwingte Seevögel, außer der Kalypso und ihren Mägden die einzigen lebenden Wesen auf der Insel, nämlich Baumeulen, Habichte oder Falken und Seekrähen mit breiten Zungen, die sich auf die Wasserjagd verstehen (V, 65). Ohne Zweifel sollte der Umstand, daß nur Vögel erwähnt werden, welche die Wohnstätten der Menschen zu meiden pflegen, die Vorstellung von der Abgelegenheit der Insel verstärken.

3. Laertes' Garten ist in beiden Beziehungen von dem Dichter vernachlässigt; es wird weder einer Quelle noch eines Vogels gedacht.

D. Die Pflege der Gärten.

1. Auf dem Eilande der Nymphe gedeiht alles von selbst. Da der Boden hier nur wilde Gewächse trägt, bedarf auch nichts der Pflege, doch scheint es seltsam, daß die Bewohnerin der Insel für die Lieblichkeit ihres Aufenthaltes nicht das geringste Interesse zeigt, obgleich Homer ausdrücklich bemerkt, daß wohl auch ein Gott an dem herrlichen Anblick der Bäume, Quellen und Blumen seine Freude haben mußte. Kalypso wandelt, freilich über die

nahe Abreise des Odysseus verstimmt, von ihrer Grotte zu dem Gestade hin und wieder den breiten Weg zurück, ohne auf irgend etwas ihre Aufmerksamkeit zu wenden.

2. In dem Wunderlande der Phäaken scheint sich die Gartenarbeit auf das Abnehmen der Früchte zu beschränken. Alles sproßt von selbst in üppiger Fülle, und man hat das ganze Jahr hindurch zu ernten (V, 117):

Niemals verdirbt der Gärten Frucht, und sie mangelt auch niemals,
Weder im Winter noch Sommer, das Jahr hindurch, denn beständig
Sproßt bei des Zephyrs Hauch das ein' und reifet das andre.
Birne kommt auf Birne daselbst und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube zur Reife, nicht minder Feige auf Feige.

3. Laertes hat es mit seinem Garten nicht so gut. Er muß wie andere Menschenkinder seinen Fleiß daran setzen, wenn Bäume und Beete im gehörigen Stande sein sollen. Eben gräbt er die Erde rings um ein Bäumchen locker. Auch scheint der Boden zwischen den Bäumen mit stachligen Gewächsen bedeckt zu sein; denn der schlechte Arbeitsrock des alten Mannes, der ihm das Aussehen eines Knechtes gibt, ist vielfach geflickt, und er hat sich Hände und Füße zum Schutze gegen die Dornen umwickelt. Vielleicht beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Garten und überließ die Feldwirtschaft dem alten Diener Dolios, der eine Art Kämmerer ist, und dessen rüstigen Söhnen.

Schluß. Ein genaueres Bild läßt sich nach den Schilderungen des Dichters nicht entwerfen. Im allgemeinen ergibt sich aus der Zusammenstellung, daß der Gartenbau hauptsächlich in der Anpflanzung und Pflege der Obstbäume und der Weinstöcke bestanden hat. Die späteren Griechen waren leidenschaftliche Blumenfreunde. Bei Gastmählern durfte es niemals an einer Fülle duftender Kränze fehlen, noch weniger bei den Opferfesten. Zu Homers Zeiten hatte man jedoch, wie es scheint, die prächtigeren asiatischen Blumen noch nicht nach Griechenland hinübergeholt, und die heimischen Feldblumen wurden vielleicht nicht in den Gärten angepflanzt, um besondere Beete zu bilden. Die Blumenzucht war in Babylonien und Persien zu Hause. Es ist allerdings mißlich, daraus, daß Homer etwas nicht erwähnt, den

Schluß zu ziehen, daß es nicht vorhanden gewesen sei oder nicht stattgefunden habe. So wurde das Obst doch nicht bloß gebaut, sondern auch gegessen, und ebenso wird man auch manche Küchengewächse, namentlich Zwiebeln und Wurzeln, die im rohen Zustande genießbar sind, gewiß alle Tage gegessen haben, obgleich sich kaum eine bestimmtere Angabe darüber findet. Da jedoch bei den Opferfesten niemals eines Kranzes gedacht wird, da die Frauen niemals eine Blume in der Hand oder im Haare haben[1]) und da Homer nirgends einmal mit Bestimmtheit die Rose nennt, so läßt sich wohl annehmen, daß der eigentliche Ziergarten mit eingefaßten Beeten, auserlesenen Blumen, reinlichen Kiesgängen ꝛc. damals in Griechenland noch unbekannt war.

9.

Die Phäaken nach Homers Odyssee Buch 6—8.

Einleitung. Schiller sagt in einem Epigramm (Flüsse. Donau in Wien):

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Diese Charakteristik ist einseitig und wenig zutreffend.

Thema: Welches Bild der Phäaken gewinnen wir aus der Odyssee?

1. Ihr Land. Einstmals wohnten sie in Hypereia in der Nähe der Zyklopen; da sie aber unter deren Gewalttätigkeit viel zu leiden hatten, wanderten sie unter Führung des Nausithoos aus und ließen sich auf Scheria nieder, einer Insel, die nur eine Stadt, aber zwei Häfen hatte und fruchtbar war. Besonders zeichnete sich der Garten des Königs

1) Wenn die Tänzerinnen auf dem Schilde des Achill (Ilias XVIII, 597) schöne Kränze haben, so ist dies eine Ausnahme. An den Gebilden der Kunst liebte man den Blumenschmuck, so an Dreifüßen und Gewändern, in die Blumen eingewebt wurden, aber wohl nur die heimischen Feldblumen.

Alcinous durch reichen Ertrag, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Früchte und des geernteten Gemüses aus.

2. Die Phäaken selbst.

a) Lebenszüge, die mit denen der übrigen Griechen jener Zeit übereinstimmen:

α) Sie verehrten dieselben Gottheiten, besonders Zeus, Poseidon, Hermes und Athene; vgl. 6, 266. 291; 7, 137.

β) Sie hielten festliche Mahle mit Tanz, Gesang und Wettspielen ab; vgl. 8, 57 ff.; 8, 248 f.: Immer ist bei uns das Mahl beliebt und die Zither und der Reigentanz. Wenn hier der Dichter hinzufügt: Wir lieben Kleider zum Wechseln und warme Bäder, sind aber weder tüchtige Faustkämpfer noch Ringer, so werden wir an den Luxus griechischer Seestädte erinnert, wie Korinth, die infolge des Reichtums verweichlichten.

γ) Die Beschäftigung der Männer und Frauen entspricht derjenigen anderer Hellenen. Die Männer trieben besonders Handel und Schiffahrt (*ναυσίκλυτοι, φιλήρετμοι*) und verfertigten die zum Schiffswesen gehörigen Gegenstände selbst, daneben gaben sie sich auch mit Ackerbau ab; die Frauen bereiteten köstliche Gewänder und zeichneten sich durch Geschicklichkeit im Spinnen und Weben aus; vgl. 7, 98 ff. (Ballspiel der Nausikaa).

δ) Ihre Verfassung war aristokratisch. An der Spitze des Staates stand ein König, die Vornehmsten bildeten seinen Rat, weilten gern bei ihm und schmausten und tranken mit ihm. Die große Menge bildete die Volksversammlung, die sich, vom Herold gerufen, auf dem Markte versammelte, um die königlichen Entschließungen zu vernehmen; vgl. 6, 54; 7, 98. 189; 8, 5. 390.

b) Lebenszüge, die von den griechischen jener Zeit abweichen.

α) Dahin gehört ihr unmittelbarer Umgang mit den Göttern; vgl. 7, 199 (*ἀγχίθεοι, ἀντίθεοι, φίλοι ἀθανάτοισιν*).

β) Ihre Abneigung gegen jeglichen Verkehr mit Fremden; vgl. 7, 32.[1])

γ) Die außerordentliche Schnelligkeit und Sicherheit, mit der die Schiffe, in Gewölk und Dunkel eingehüllt, ohne das Steuer zu brauchen, das Meer bis zu den äußersten Grenzen befahren; vgl. 8, 555; 7, 36.

Schluß. Das Land der Phäaken wird von den späteren Griechen allgemein für gleichbedeutend mit Corcyra gehalten; vgl. Thucydides 1, 25; 3, 70.

10.

Charakter und Bedeutung des Kreon in den beiden Ödipusdramen des Sophokles.

Einleitung. Der enge Zusammenhang der beiden Ödipusdramen; daher erwartet man, daß die beiden gemeinsamen Personen in beiden denselben Charakter zeigen. Dem ist aber nicht so: und zwar ist das bei Ödipus begreiflich. Seine innere Entwickelung ist die Folge seines Schicksals und seiner Selbstbeurteilung. Auffallend aber ist die noch größere Verschiedenheit bei Kreon.

Thema: Welchen Charakter zeigt Kreon im König Ödipus und welchen im Ödipus auf Kolonos?

I. 1. Kreon im „König Ödipus":

a) Besonnen, ruhig, klar, fest, maßvoll.

b) Edelmütig, mild, gütig, zartfühlend, soweit er es aus religiösen Gründen und aus Rücksicht auf die Stadt sein darf.

2. Kreon im „Ödipus auf Kolonos": Zwar auch besonnen und klug, aber diese Klugheit wird zur berechnenden Schlauheit, zur Verstellung. Er sucht Ödipus zu überreden, indem er Mitleid heuchelt. Als dies nicht

---

1) Wenn aber ein Fremder wie Odysseus zu ihnen kam, bewirteten sie ihn gut und geleiteten ihn sogar in die Heimat.

gelingt, läßt er die Maske fallen und zeigt sein wahres Wesen, dementsprechend er schon vorher gegen Ödipus handelte. Er achtet diesen nicht als Person, sondern er ist ihm nur Mittel zum Zweck; rücksichtslos in fremde Rechte eingreifend handelt er gegen ihn gewaltsam. Sein Verfahren sucht er Theseus gegenüber durch eine harte, gefühllose Beurteilung des Ödipus zu rechtfertigen, ohne zu merken, daß er sich selbst widerspricht: Derselbe Ödipus soll für Athen eine Schmach sein, den er zum Vorteil für Theben gern in seine Gewalt bringen möchte. Aber freilich tut er dies alles im Dienste Thebens.

Übergang: Findet sich hier irgendwelche Übereinstimmung? Zwischen 1a und 2 allerdings in den allgemeinen Grundlagen: Er ist klug, beredt, gewandt, tatkräftig und entschieden. Aber 1b und 2 stehen zueinander im Gegensatz: Dort ist er edelmütig und zartfühlend, hier hart und rücksichtslos.

II. Diese Verschiedenheit erklärt sich aus der verschiedenen Bedeutung für die Zwecke des Dichters.

1. a) Folie zu Ödipus, dem genialen, phantasiereichen, leicht erregten und leidenschaftlichen.
   b) zur Milderung des Schlusses.
2. Nebenbei auch Gegensatz zu Ödipus, den er veranlaßt, im Gegensatz zu ihm sein Urteil über seine Taten vollständig darzulegen. Aber eben damit, und dies noch mehr, Gegensatz zu Theseus (Humanität: rücksichtslos, fühllose Härte); und insofern ein wesentliches Moment zur Darlegung der patriotischen Tendenz des Dramas.

Schluß. So ist die Ursache der Verschiedenheit die besondere Ökonomie der einzelnen Dramen. Das ἦθος richtet sich nach dem μῦθος, denn ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ ὁ μῦθος τῆς τραγῳδίας, δεύτερον δὲ τὰ ἤθη (vgl. Odysseus im Aias und im Philoktet). Kreon war bloße Nebenfigur ohne bestimmten, in der Sage feststehenden Charakter (vgl. H. Stier, Programm des Gymnasiums zu Belgard 1896, S. 11).

11.

Warum flieht Sokrates nicht aus dem Gefängnisse?

(Nach Platos Kriton.)

Einleitung. Trotz dem Zureden seiner Freunde, namentlich Kritons, und der Bereitwilligkeit, die zur Flucht erforderlichen Mittel zu beschaffen, bleibt Sokrates doch im Gefängnisse.

Thema: Warum flieht er nicht aus dem Gefängnisse?

I. Aus Nützlichkeitsgründen:
Er glaubt, die Flucht sei nachteilig
1. für seine Freunde,
2. für ihn selbst; denn
   a) er würde sich lächerlich machen,
   b) er würde im Auslande nicht glücklich werden,
3. für seine Kinder.

II. Aus Sittlichkeitsgründen; denn die Flucht ist ein Unrecht gegen den Staat:
1. er würde undankbar,
2. er würde wortbrüchig erscheinen.

Schluß. So ist denn der Tod des edlen Mannes unvermeidlich.

12.

Mit welchem Rechte hat Thucydides sein Geschichtswerk ein κτῆμα ἐς ἀεί genannt?

Einleitung. Thucydides urteilt in der Einleitung sehr vorsichtig und bescheiden über die von ihm gegebene Darstellung der Begebenheiten und Zustände der Vorzeit; um so mehr fällt uns das Urteil auf, das er über sein Werk im ganzen ausspricht.

Thema. Der dauernde Wert des Thucydideischen Geschichtswerkes ergibt sich:

1. Aus dem Inhalt dieses Werks: Die große Bedeutung des von ihm behandelten Stoffes: *κίνησις γὰρ αὕτη μεγίστη.*
   a) Als Entscheidungskampf: Bis dahin allmähliche Ausgestaltung der Gegensätze (der Dualismus): Jonier, Demokratie, Seemacht, Einheitsstaat — Dorer, Oligarchie, Landmacht, Staatenbund.
   b) Als Wendepunkt in der griechischen Geschichte: Bis dahin Aufblühen und Wachstum; durch diesen Krieg wird Athen (*Ἑλλάδος Ἑλλάς*) innerlich geknickt, so daß es sich nie wieder ganz von dieser Niederlage erholt hat, und es beginnt in ganz Griechenland der sittliche und politische Niedergang.
2. Aus der Art der Verarbeitung dieses Stoffes. Thucydides erkennt von Anfang an die Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe.
   a) Worin besteht besonders die Schwierigkeit? Er behandelt die Geschichte der Zeit, in der er selbst gelebt hat.
   b) Wie überwindet er diese Schwierigkeit? Er macht von Anfang an umfassende Vorarbeiten: Sammlung des Stoffes, Sichtung, Vergleichung, kritische Verarbeitung; gleichmäßige Berücksichtigung der Reden neben den Tatsachen. Erfolg dieser Bemühung: Volle Anerkennung der Sachlichkeit, Unparteilichkeit, Wahrhaftigkeit; gründliche Darlegung der Zeitfolge und des innern Zusammenhanges.
3. Aus der Form der Darstellung. Thucydides verband die gedankenschwere Beredsamkeit des Perikles mit dem altertümlich strengen Kunststile des Antiphon, die Sprache ist der unmittelbare Ausdruck der Gedanken, treffend und gedrängt, einfach und ungekünstelt, poetisch gehoben nur unter dem Einflusse gewaltiger Ereignisse. Der Periodenbau ist schlicht und bündig, seine ganze Ausdrucksweise hat etwas Urkräftiges und Rauhbrüchiges (praefractum Cic. or. § 39 = *τὸ τραχὺ τῆς ἁρμονίας* bei Dionys von Halikarnaß. Cic. de or. 2, 13 sagt von ihm: Thucydides omnes dicendi artificio facile vicit, und Dionys bezeichnet ihn als den Gipfel der kunstreichen Darstellungsweise).

Schluß. Ergebnis aus all diesen Tatsachen: κτῆμα ἐς ἀεί. Des Thucydides Verzicht auf den augenblicklichen Erfolg: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren". Der bleibende Wert ist bedingt durch den rechten Gebrauch: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". (Vgl. H. Stier, Programm des Gymnasiums zu Belgard 1896 S. 14.)

13.

Der Schiffbruch des Äneas nach Vergil.

(Än. I, 81—207.)

Einleitung. Wie Odysseus im fünften Buche der Odyssee, als er auf selbsterbautem Blockschiffe von der Insel Ogygia nach seiner Heimat steuerte, Schiffbruch leidet, so ergeht es auch dem Äneas im ersten Buch der Äneide, als er von Drepanum auf Sizilien nach dem Festlande von Italien überfahren will. Homer ist hier, wie so oft, das Vorbild Vergils gewesen.

Thema. Der Schiffbruch des Äneas.

1. Veranlassung des Sturmes.
   Juno haßte die Trojaner und wollte ihre Ansiedelung in Italien hintertreiben; denn das Urteil des Paris hatte sie tödlich beleidigt. Außerdem war sie die Nationalgöttin der Argiver und Karthagos, dem von den Nachkommen des Äneas der Untergang drohte (I, 11—27). Als daher Äneas mit seinen Leuten auf der Überfahrt von Sizilien nach Italien begriffen war, veranlaßte sie den Windgott Äolus, einen gewaltigen Sturm zu erregen.
2. Der Sturm und das Schicksal der Flotte.
   a) Die Wut der Winde. Die empörten Wogen. Regen, Finsternis, Blitze (I, 81—91). Die Klage des Äneas (92—101). Das Schiff, auf dem Äneas selbst fährt, wird ein Wrack (—107). Drei Schiffe werden auf verborgene Klippen geworfen (—109), drei andere auf eine Sandbank getrieben (110—112), eins verschlingt der Abgrund (113—117). In andere bringt die Flut durch

die gelösten Fugen (120—123). Schwimmende Trümmer, Waffen ꝛc.

b) Beruhigung des Meeres durch Neptun. Er bedroht die Winde und Äolus (132—141). Die Wellen ebnen sich. Die Sonne verscheucht die Wolken. Er bringt mit Cymothoe und Triton die Schiffe von der Sandbank ab (142—146). Das Gleichnis (148—156).

3. Verhalten des Äneas.

Sieben Schiffe, nämlich das, auf dem sich Äneas befand, und die sechs, die auf den Klippen und auf der Sandbank festgesessen haben, gelangen an der libyschen Küste in einen sicheren und lieblichen Hafen. Die Trojaner steigen ans Land und erquicken sich an einem Feuer mit Speise und Wein (157—197). Äneas heißt sie bedenken,

a) daß sie schon schwereres Unglück überstanden haben,

b) daß die Erinnerung an diese Not ihnen künftig einmal angenehm sein werde und

c) daß die Verheißung, in Latium solle Troja einst wieder aufblühen, jedenfalls in Erfüllung gehen werde (198—207). — Die Flotte hatte aus zwanzig Schiffen bestanden (I, 371). Venus teilt dem Äneas mit, daß (außer jenen sieben) noch zwölf erhalten seien (I, 393—400). Es war also nur eins untergegangen.

Schluß. Die Troer wurden durch den Sturm zunächst an die afrikanische Küste verschlagen, gelangten aber später doch noch nach Italien, da es vom Schicksal so beschlossen war. Jupiter schickte den Merkur zu Dido, bei der sie gastliche Aufnahme in Karthago gefunden hatten, um den Äneas an seine Bestimmung zu erinnern, daß er in Italien ein Reich gründen solle.

14.

Die Erzählung Ovids von der Entstehung der Welt und die Darstellung der Bibel.

Einleitung. Die alten Philosophen haben mancherlei Meinungen über den Ursprung der Dinge aufgestellt. Bald

sollte das Wasser (Thales), die Luft (Anaximenes) oder das Feuer (Parmenides), bald eine Menge zahlloser Stäubchen (Leukippos und Demokritos) der Urstoff gewesen sein, aus dem eine in der Materie selbst lebende und wirkende Seele oder auch eine außerweltliche Gottheit alles hervorgehen ließ und gestaltete (Cicero Acad. Quaest. IV, 118). Die Bibel dagegen betrachtet, unbekümmert um eine physikalische Erklärung, die Welt als das Werk Gottes und gibt nur eine Reihenfolge an, in der das einzelne nacheinander geschaffen wurde. Auf fast ebenso einfache Weise verfährt Ovid.

Thema. Die Vergleichung beider Erzählungen.

A. Himmel und Erde.

I. Übereinstimmungen.

1. Ovid.

a) Er schildert zuerst das Chaos, die Materie, die ungeformte und ungeordnete Menge der verschiedenartigsten Stoffe (Metam. I, 5—20);

b) dann die Sonderung der Elemente durch die Gottheit und durch die sich läuternde Natur (V. 20—31);

c) die Abrundung der Erde zu einer Scheibe, die Verteilung der Gewässer, die Gestaltung der Erdfläche nach Höhen und Tiefen, die Abgrenzung der Zonen und die Luft als das Reich der Winde und der Wolken (V. 32—68).

d) Über alles läßt er den gewichtlosen, mit keinem irdischen Stoffe vermischten Äther emporsteigen und die Materie des Lichtes in unzähligen Gestirnen vom Himmel herabglänzen (V. 69—71).

2. Die Bibel.

a) Nach ihr schafft Gott zuerst den Himmel und die Erde, als die beiden Hauptteile der Welt; der Himmel ist noch ohne Licht, die Erde mit Wasser bedeckt (1. Buch Mose 1, V. 1 u. 2).

b) Es entsteht die Lichtmaterie, die sich später am Himmel zu Sonne, Mond und Sternen gestaltet (V. 3—5, 14—18).

c) Ein Teil des Wassers sammelt sich in den Wolken des Himmels, der andere in den Vertiefungen der Erde; das feste Land wird trocken (V. 6—10).

II. Abweichungen.

a) Die Bibel sagt nichts von dem Chaos, dem Urstoffe, und man wird annehmen müssen, daß nach ihr die Materie zugleich mit Himmel und Erde entstanden ist. Ebensowenig unterscheidet sie, wie der römische Dichter als Zögling eines gelehrten Zeitalters tut, die Elemente. Das den Sinnen am wenigsten faßliche Element, die Luft, wird in ihr gar nicht genannt. Natürlich weiß sie auch nichts von den Zonen.

b) Die Bibel erwähnt nur die Ansammlung des Wassers der Erde in dem Meere; Ovid gibt von der Erdoberfläche ein malerisches Bild und nennt außer dem sturmbewegten Meere auch die Quellen, Seen, Teiche und Flüsse.

c) Dagegen verweilt die Bibel länger bei der Schilderung der Gestirne, vielleicht auch deshalb, weil das Licht das Sinnbild Gottes ist.

B. Pflanzen und Tiere.

1. Ovid ist hier sehr einsilbig. Während in der Bibel die Fülle und Fruchtbarkeit des Pflanzenreiches mit beredter Sprache geschildert ist (V. 11 u. 12) und das Gewimmel der Tiere im Wasser, in der Luft und auf der Erde mit derselben Lebendigkeit veranschaulicht wird, erwähnt Ovid nur nebenbei (V. 44), daß sich die Wälder mit Laub bedecken und den Fischen das Wasser, dem Wilde die Erde und den Vögeln die Luft als Wohnort zuerteilt wird (V. 74 u. 75).

2. Dagegen gedenkt er noch der Götter und Gestirne (der belebten Sternbilder) als der Bewohner des Himmels.

C. Der Mensch.

1. Seine Entstehung und Gestalt. Ovid läßt es unentschieden, ob der Baumeister der Welt den Menschen un-

mittelbar aus einem Keime des göttlichen Wesens geschaffen oder ob der Sohn des Japetus ihn aus mit Wasser vermischter Erde geformt hat, in der solche Keime zurückgeblieben waren. Auch nach der Bibel (2, 7) ist der Mensch ein Sohn des Staubes, und es befremdet beinahe die Übereinstimmung, mit der ihm in beiden Schriften die göttliche Gestalt beigelegt wird: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." (V. 27.) „Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum" (V. 83).

2. Seine Würde. Nach der Bibel setzt Gott den Menschen zum Herrn über die Erde ein und übergibt ihm die ganze Schöpfung zu seinem Gebrauch. Auch dies wiederholt sich zum Teil wörtlich bei Ovid: „animal, quod dominari in cetera posset" (V. 77). Dazu kommt bei dem gelehrten Dichter als Kundgebung eines bewußten Selbstgefühls, daß der Mensch einen höheren Geist, aufrechte Haltung und den Aufblick zum Himmel vor den Tieren voraus habe. Vgl. Xenoph. Mem. I, 4, 11 ff.

D. Das erste Geschlecht.

1. Bei Ovid folgt die Schilderung des goldenen Zeitalters, nämlich der Unschuld und Sitteneinfalt der ersten Menschen und dann ihrer Freiheit von jeder Sorge und Mühe, da die junge Erde ihnen alles im Überfluß darbot (V. 89—112).

2. Die Erzählung der Bibel hat hier eine ganz individuelle Besonderheit. Sie nennt ein bestimmtes Menschenpaar, einen bestimmten Wohnort und so auch ein bestimmtes Gebot, durch dessen Verletzung die Erde aufhört, ein Paradies zu sein, während bei Ovid sich die Menschen und die Erde selbst nur nach dem allgemeinen Naturgesetze des Verfalls verschlechtern.

Schluß. Es ist nicht zu verkennen, daß sich in beiden Erzählungen eine große Ähnlichkeit findet, doch darf dieses auch nicht auffallen, weil an beiden Schilderungen weder die Philosophie noch die Physik Anteil haben und bei einer natürlichen Anschauung der Dinge kaum eine abweichende Auffassung möglich war.

15.

Wie entschuldigt Cicero des Dejotarus Parteinahme für Pompejus?

(Nach Ciceros Rede pro rege Deiotaro § 7—14.)

Einleitung. Bevor Cicero den Dejotarus gegen die Anklage des Mordversuches verteidigt, hält er es für gut, seine Parteinahme für Pompejus im Bürgerkriege zu entschuldigen.

Thema: Woraus erklärt sich diese Parteinahme des Dejotarus?

1. aus dessen Stellung zum römischen Senat. Er schätzte diesen sehr hoch als gesetzgebende Körperschaft und hatte ihm auch den Königstitel zu verdanken. Als er hörte, daß der Senat Italien verlassen habe und mit Pompejus geflohen sei, nahm er zunächst noch eine abwartende Haltung ein.

2. aus dem Verhalten des Pompejus und seinen Beziehungen zu ihm. Dieser forderte ihn brieflich auf, sich seiner Partei anzuschließen. Dazu kam, daß Pompejus in Asien als Feldherr tätig gewesen war und an der Seite des Dejotarus gegen Mithridates gekämpft hatte, nach Beendigung des mithridatischen Krieges aber dem Dejotarus eine bedeutende Gebietserweiterung verschaffte. Überdies war Pompejus ein berühmter Mann, hatte den Seeräuberkrieg, den mithridatischen, den gegen die Sklaven, gegen Sertorius und die Marianer glücklich beendigt, Triumphe gefeiert, den Titel Magnus erhalten. Selbst Cäsar hatte ihn hoch geschätzt, hatte die lex Gabinia und Manilia anerkannt und die Einrichtungen in Asien gut geheißen.

3. aus ungenauer Kenntnis der Verhältnisse. Dejotarus hatte manches Wesentliche gar nicht oder ungenau erfahren, so wußte er nichts von Cäsars entgegenkommender Haltung (Friedensvorschläge) und von dem Komplott angesehener Personen gegen Cäsars hohe Stellung.

Schluß. Dejotarus ergriff nach dem Tode des Pompejus sofort für Cäsar Partei, erflehte und erhielt Begnadigung von Cäsar und unterstützte diesen mit allen Mitteln, d. h. durch Ver-

pflegung der Truppen von Cäsars Statthalter Domitius, durch Geldsendung und durch Stellung von Soldaten sowie dadurch, daß er selbst an Cäsars Seite mit gegen Pharnaces kämpfte

16.

Quintus Fabius und Papirius Cursor, nach Livius VIII, 30—35.

Einleitung. Im zweiten Samniterkriege reiste der Diktator Papirius der Auspizien wegen aus dem Feldlager nach Rom und verbot seinem Magister equitum, Q. Fabius, sich in seiner Abwesenheit in einen Kampf einzulassen. Den ehrgeizigen, feurigen Jüngling reizten günstige Umstände zum Ungehorsam. Er erfocht einen glänzenden Sieg (322 v. Chr.). Der Diktator verurteilte ihn jedoch zum Tode. Fabius suchte beim Heere Schutz, indem er dem Diktator Neid und eine alles bedrohende Gewalttätigkeit zur Last legte. Sein hochverdienter Vater, der Senat, die Tribunen, das Volk nahmen für ihn Partei. Es ist anziehend zu sehen, wie der Römersinn diesmal zwischen der Strenge und der Billigkeit die rechte Mitte fand und behauptete.

Thema. Der Prozeß und die Entscheidung.

A. Die Legaten und der Vater entschuldigen das Vergehen und warnen vor Härte.

1. Fabius sei damit genug bestraft, daß eine Anklage seinen Sieg beflecke.

2. Seine Jugend habe ihn verleitet.

3. Der Vater und die Familie verdienen Rücksicht.

4. Das Heer drohe mit Aufruhr.

5. Andere Diktatoren hätten in schlimmeren Fällen Milde geübt.

6. Es sei ein ruhmvoller Sieg errungen, und während man dafür den Göttern Dankopfer darbringe, könne der Sieger unmöglich zur Freude der Feinde hingerichtet werden.

B. Der Diktator begründet die Anklage und erhält sie aufrecht.

1. Das Ansehen der Diktatur, der sich selbst die höchsten Behörden unterordneten, sei von einem Magister equitum verletzt.

2. Fabius habe trotz der zweifelhaften Auspizien den Kampf gesucht und damit die Religion entweiht.

3. Einem echten römischen Vater gelte der Staat mehr als der Sohn (L. Brutus, Manlius Torquatus).

4. Auch ein Jüngling müsse die Wichtigkeit der Kriegszucht kennen. Der Ungehorsam gebe das Beispiel zur Mißachtung aller Obrigkeit, und mit der Nachsicht lade man die Schuld an dem Verfalle des Staates auf sich, der nicht ausbleiben könne.

C. Der Ausgang des Prozesses.

Papirius gibt nicht nach, solange man mit Eifer entschuldigt und ihm Vorwürfe macht. Erst als sich alles demütigt und nur bittet, wird Fabius begnadigt.

Schluß. Der Tod des jungen Manlius (18 Jahre früher) hinterläßt einen peinlichen Eindruck, der selbst unser Rechtsgefühl beunruhigt. Hier ist es anders. Fabius verdiente den Schreck, wurde jedoch nicht zu hart bestraft. Die volle Anerkennung der Schuld gab dem Amte und der Kriegszucht das Ansehen zurück. Einen gleichen Konflikt hat H. v. Kleist auf eine ergreifende Weise in dem „Prinzen von Homburg" und Schiller im „Kampf mit dem Drachen" dargestellt.

---

c) aus der neueren ausländischen Literatur.

1.

Die Redekünste des M. Antonius in Shakespeares „Julius Cäsar" III, 2.

Einleitung. Die Kraft der Rede wird in diesem und in ähnlichen Fällen sich darin zeigen müssen, daß eine gründliche Beleuchtung der Tatsachen die volle Überzeugung gewährt, eine

Handlung sei weder gerecht gewesen noch heilsam, und ferner darin, daß sie durch diese Überzeugung die Zuhörer zu einem festen, doch besonnenen Entschlusse bewegt. Shakespeare hat sich und seinem Helden die Aufgabe nicht so schwer gemacht.

Thema: Führt uns diese Szene wahre Beredsamkeit oder nur Redekünste vor?

A. Antonius spricht nicht im Geiste der alten Staatsredner.

Eine Versammlung von politisch gebildeten Männern würde von dem Ankläger der Verschworenen den Beweis gefordert haben,

1. daß dieser Meuchelmord eine ungerechte, voreilige, unnütze, ja schädliche Freveltat gewesen und daß das Vaterland sich von den Verschworenen lossagen müsse, die „dem wankenden Gebäude die Stütze genommen haben, ohne sie durch eine andere ersetzen zu können" (Acta illa res est animo virili, consilio puerili, Cicero);

2. daß Cäsar nach seinen bisherigen Unternehmungen und trotz so mancher verdächtiger Anzeichen in Wahrheit nicht die Absicht gehegt, der Republik ein Ende zu machen; wenigstens, daß keine so dringende Gefahr das Einschreiten der unberufenen Richter rechtfertigte, besonders da es einem Manne von so großen Eigenschaften galt, der das Vaterland durch seine Kriegstaten und durch seine Gesetze erhoben;

3. daß Rom nimmermehr in den völligen republikanischen Zustand der alten Zeit zurückversetzt werden könne, und daß daher die Beseitigung Cäsars vielleicht nur einem andern, minder würdigen Usurpator den Weg bereite.

B. Antonius' Redekünste.

Shakespeare erniedrigt das römische Volk zum unverständigen, wütenden Pöbel und macht den Redner zu einem verschmitzten und falschen Demagogen.

Erster Teil der Rede.

1. Cäsar habe den Staatsschatz bereichert, mit den Armen geweint, die Krone dreimal zurückgewiesen (ein Gaukelspiel). Dies soll zur Genüge dartun, daß er keine Herrschsucht besessen.

2. Dabei werden die Befreier zehnmal ehrenwerte Männer genannt, um bei dem schlechten Volke den neidischen Widerwillen gegen das Gute zu erwecken.

Zweiter Teil.

1. Mit der Erwähnung des Testaments bringt Antonius die Habsucht des Pöbels ins Spiel.

2. Mit der simulierten Furcht vor Unruhen will er eben zum Aufruhr anreizen.

3. Er zögert mit der Vorlesung des Testamentes, um die Ungeduld der ungeschlachten Menge anzustacheln und ihr Blut zu erhitzen.

Dritter Teil.

1. Er hält jedem Riß in Cäsars Mantel eine eigene Leichenrede, um die rohen Zuschauer durch die klägliche Mordgeschichte zu rühren, dann zeigt er ihnen die nackten Wunden.

2. Dabei wird der Undank der Verschworenen, namentlich des Brutus, nachdrücklich betont;

3. das Mitleid der Zuhörer, „der guten Seelen", gerühmt;

4. mit unverschämter Heuchelei um Mäßigung gebeten und doch hinzugefügt, daß das Wort eines wahren Redners sie ganz anders ergreifen möchte.

Vierter Teil.

Endlich liest Antonius das Testament vor.

Das Volk, das eine solche Rede wert ist, wird natürlich mit jedem Absatz wilder, und die Aussicht auf eine Geldspende, auf Obstgärten und Spaziergänge tut das übrige.

Schluß. Diese Szene ist oft von Unverständigen bewundert worden; sie gereicht aber dem Drama nicht zur Zierde; denn sie setzt Antonius, der sonst weit höher steht, in unserer Achtung herab. Cicero oder Demosthenes hätten eine solche Rede nicht

gehalten. Shakespeare hat sich in der Schätzung des römischen Volkes vergriffen, das nach seiner Mehrzahl auch damals nicht so tief gesunken war.

2.

Schuld und Sühne in Shakespeares Macbeth.

Einleitung. Alle Schuld rächt sich auf Erden (Worte des Harfners in Wilhelm Meisters Lehrjahren II, 13 am Schluß des Liedes: Wer nie sein Brot mit Tränen aß). Vgl. Schillers Siegesfest: Böses muß mit Bösem enden, Rache folgt der Frevelтat; denn gerecht in Himmelshöhen waltet des Kroniden Rat. Kraniche des Ibykus: Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele, ihm dürfen wir nicht rächend nahn.

Thema. Macbeth und seine Gemahlin laden die Hauptschuld im Drama auf sich und müssen dafür büßen.

1. a) Macbeths Schuld.

Macbeth hat entschieden Eigenschaften, die ihn zum Herrscher befähigen, nämlich Tapferkeit (Siege über die Kernen und Galloglassen sowie über den Normannenkönig Sveno), Willensstärke, Gerechtigkeit, aber er besitzt zu großen Ehrgeiz, der durch die Belohnungen des Königs (Than von Cawdor), durch die Erbschaft seines Vaters (Titel, Besitztum) und durch die Prophezeiungen der Hexen, er werde König werden, noch gewaltig gesteigert wird. Überdies findet sich bald eine Gelegenheit, den König Duncan zu beseitigen: als er in seinem Hause zu Inverneß einkehrt. Er ermordet ihn. Doch

> Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
> Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Mißtrauen und Furcht vor Gefährdung seines Thrones treibt ihn zu weiteren Mordtaten; zunächst bringt er die Kämmerlinge des Königs um, um den Verdacht der Täterschaft auf sie zu lenken; sodann den Banquo, dem die

Hexen verheißen haben, er werde Ahnherr einer Reihe von Königen werden; darauf Macduffs Weib und Kinder, da dieser, vor dem ihn „das bewaffnete Haupt" (Schillersche Bearbeitung IV, 4) gewarnt hat, selbst entkommen ist.

b) Macbeths Strafe.

α) Gewissensbisse und Selbstverrat beim Krönungsmahle.
β) Abfall der schottischen Großen.
γ) Nachricht vom Tode seiner Gattin.
δ) Enttäuschung über die beiden Prophezeiungen der Hexen: daß er unbesiegbar sei, bis der Birnamwald gegen Dunsinan heranrücke und daß ihm niemand Gefahr bringen könne, den ein Weib geboren habe.
ε) Tod im Kampfe mit Macduff.

2. a) Schuld der Lady Macbeth.

Sie hat wohl ab und zu eine zarte Regung, z. B. kann sie den König nicht selbst töten, weil er ihrem Vater ähnlich sieht, aber sonst ist sie hart und kalt; ferner erweist sie sich herrisch und ränkesüchtig, liebt ihren Gatten nicht, sondern nur dessen Macht. Sie weiß alle Bedenken Macbeths vor der Ermordung Duncans zu beseitigen, namentlich auch die Besorgnis, daß er durch diese Tat nur für dessen Söhne den Weg zum Thron ebnen werde. Denn sie weist ihn darauf hin, daß sich die Thane nicht schwachen Knaben unterwerfen würden, daß dann vielmehr ein Bürgerkrieg ausbrechen würde und Macbeth als Vetter des Königs für seine Mündel eintreten müsse, wodurch er den Thron gewinnen könne. Ferner macht sie die Kämmerlinge betrunken, legt dem Macbeth den Dolch zu ihrer Ermordung zurecht, und als dieser nicht wieder in die Kammer gehen will, bestreicht sie die Kämmerlinge selbst mit Blut, um sie des Königsmordes zu verdächtigen.

b) Strafe der Lady Macbeth.

α) Peinliche Lage beim Krönungsmahl, als sich ihr Gatte verrät.

β) Nach der Thronbesteigung wird sie von ihrem Gemahl beiseite geschoben, so daß sie fortan keine Rolle mehr im politischen Leben spielt.

γ) Sie verfällt in geistige Umnachtung, wandelt ruhelos umher, will das Blut von den Händen abwaschen und verrät sich so dem Arzte und der Kammerfrau.

δ) Sie legt schließlich selbst Hand an sich. Wenigstens nimmt man dies allgemein an, während der Dichter nur sagt, daß sie tot sei.

Schluß. Wie zwischen Macbeth und Wallenstein in vielfacher Hinsicht Ähnlichkeit vorhanden ist, so auch zwischen der Lady Macbeth und der Gräfin Terzky.

3.

Frithjofs Schuld und deren Sühne nach Tegners Frithjofssage.

Einleitung. Der Name Frithjof (nordisch Frith-thjofr) ist bezeichnend für den Träger; denn er bedeutet soviel als Friedensdieb; in der Tat raubt der Held im Stücke den Frieden. Wem?

Thema: Welche Schuld lädt Frithjof auf sich, und wie wird diese gesühnt?

1. Frithjofs Schuld.

a) gegen den König: Er durchbricht die Schranken des Herkommens, indem er um Ingeborg wirbt, und zeigt sich zurückgewiesen so unbotmäßig, daß er des Königs Schild spaltet; Versagung der Heeresfolge gegen König Ring; Überfall im Tempel Balders und Niederschlagen mit dem goldgefüllten Beutel.

b) gegen Ingeborg: Er will sie zur Flucht nach dem Süden veranlassen; er stellt durch den nächtlichen Besuch ihren guten Ruf in Frage; er bringt sie durch seinen Aufenthalt bei König Ring, ihrem Gemahl, in Versuchung.

c) gegen den Gott Balder: Er besucht Ingeborg in dessen Tempel und entweiht dadurch das Heiligtum; er brennt, wenn auch unabsichtlich, den Tempel des Gottes nieder.

2. Sühne.

a) für den König: Er unterwirft sich diesem und versöhnt sich mit ihm. Da Helge gestorben ist, tut er dies mit Halfdan.

b) für Ingeborg: Er widersteht der Versuchung, Ingeborg zu entführen, beim Einbruch ins Eis sie allein ohne ihren Gemahl zu retten, ihren Gemahl Ring auf der Jagd, als er in seinem Schoße ruht, zu töten; er erhebt nach Rings Tode dessen kleinen Sohn auf den Schild und schützt Ingeborg.

c) für Balder: Er bereut den Tempelbrand von ganzem Herzen und baut das Heiligtum herrlich wieder auf.

Schluß. Das Tegnersche Werk ist dramatisch aufgebaut. Den Höhepunkt bildet der mittelste (13.) Gesang: Balders Holzstoß.

4.

Was macht uns die Erzählung von Robinson so anziehend?

Einleitung. Bücher, welche Zeitideen abspiegeln und eine moderne Form haben, werden rasch, wenn auch oft nur vorübergehend, berühmt; sollen sie dauernd gefallen, so müssen sie allgemein menschliche Interessen darstellen, und zwar so, daß sie für Personen und Begebenheiten einen innern Anteil erwecken und die Phantasie durch ein treues, bewegtes und reiches Lebensbild beschäftigen. Defoe, der Verfasser des Robinson, starb 1731. Campes Bearbeitung ist, die Nachdrucke ungezählt, über sechzigmal aufgelegt und in alle europäischen Sprachen übersetzt. Es ist für das erste Jugendalter ein sehr fesselndes Lesebuch[1]).

1) Der Schotte Alexander Selkirk, dies ist der eigentliche Name Robinsons, wurde auf der Insel Juan Fernandez im September 1704

Thema: Was macht diese Erzählung so anziehend?

1. Robinsons Geschichte ist ein Abbild von der Geschichte der Menschheit auf den ersten Kulturstufen. Die echt menschliche Frage des Kindes: wie war es am Anfange? findet hier eine passende Antwort. Hervorgehoben wird die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dessen, was uns alltäglich ist. — Nahrung, Obdach und Kleidung in roheſter Form. Bestellung des Ackers, erste Werkzeuge und Geräte, das Feuer, Erfindungen mancher Art für die Bedürfnisse des Haushaltes. — Die Haustiere als Freunde und Gehilfen. — Zeitrechnung. — Das unaussprechliche Glück des Zusammenlebens mit anderen Menschen. Dagegen auch der Krieg, rohe Waffen, Pulver. Anfang der Staatenbildung. Der Schutzherr und der dankbare Untergebene. Die Kolonie der Matrosen, Gesellschaftsvertrag.

2. Die innere Geschichte Robinsons veranschaulicht uns auch die sittlich-religiöse Erhebung des Menschen. Er ist als Knabe leichtsinnig, unstet, lieblos und folgt nur seinen Gelüsten. Dann nimmt ihn das Leiden in die Schule. Fleiß, Ausdauer, dankbare Erinnerung an die Eltern, Milde gegen die Tiere, Liebe zu dem Freunde. — Frömmigkeit, Ergebung in der höchsten Not (Krankheit), Gottvertrauen, Dankbarkeit, Furcht vor Selbstüberhebung in der Zeit des Glücks. Der Götzendienst der Menschenfresser und das Christentum.

3. Die Romantik der Ferne. Schiffbruch, einsame Insel im Ozean, fremde Gewächse und Tiere, Erdbeben, Wilde. Die neuere Jugendliteratur ist in diesem Punkte unendlich reicher, doch hat die Dürftigkeit hier gewiß den Vorzug vor dem Übermaß.

4. Der spannende Verlauf der Begebenheiten und der befriedigende Ausgang. Die Vorsehung rettet endlich den Vielgeprüften und belohnt sein Vertrauen. Warum noch

---

halb mit seinem Willen, weil er seinem Kapitän nicht gehorchen wollte, zurückgelassen. Im Februar 1709 nahm man ihn bei einer Landung wieder mit. Er war ein ganz anderer Mensch geworden.

zuletzt ein Unfall, der ihn seiner Schätze beraubt? Arm war er in die Welt gegangen, arm kehrte er zurück, jedoch mit dem unvergänglichen, innern Schatze eines geläuterten und gereiften Wesens. Wie wird es mit dir sein, wenn dich dein Schicksal in das ewige Vaterhaus heimführt?

Schluß. Hinweis auf Chamissos Gedicht „Salas y Gomez", das allerdings einen anderen Ausgang hat, aber denselben Grundgedanken enthält.

Prof. Dr. L. Cholevius

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen

Zwölfte, völlig umgearbeitete Auflage von

Prof. Dr. O. Weise

4. Bändchen

Sentenzen und Sprichwörter

1907

Leipzig und Berlin

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

DD
61.3
.C55
1907

v.4

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

tacks
ift
hof. Josef Wiehr
-18 70
vol. 4
?50641-291

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Wir stimmen in unserm Urteile über die Brauchbarkeit der Themen selten überein. Von Hunderten, die uns in älteren und neueren Sammlungen geboten werden, gefallen nur wenige allen und nicht einmal jedem dieselben. Dies liegt nicht immer an den Themen. Denn natürlich werden uns stets nur Aufgaben über solche Gegenstände besonders ergiebig scheinen, die bereits unser eigenes Nachdenken beschäftigt haben, so daß sie in unserm Bewußtsein eine Reihe von Gedanken anregen; andere verwerfen wir wieder als untauglich, obwohl sie nur den Fehler haben, einem Gebiete anzugehören, das uns bisher fremd geblieben ist.

In vielen von den hier behandelten Aufgaben lehnt sich ein abstraktes Moment an eine konkrete Grundlage, so daß der begabtere Schüler Gelegenheit hat, sich in der Auseinandersetzung des Gedankens zu versuchen, der weniger begabte, der gern zur schildernden Darstellung tatsächlicher Beziehungen seine Zuflucht nimmt, auch nicht leicht in Not gerät. Allgemeine moralische Themen sind nicht gemieden, obwohl ich weiß, daß man manches gegen sie eingewendet hat; die Schüler müssen auch in Aufsätzen dieser Art einige Übung erhalten.

Vorwort zur zwölften Auflage
des I. Bandes.

Die „Dispositionen" von L. Cholevius sind seit dem Tode des Verfassers (1878) noch mehrfach neu gedruckt worden, doch nach ihrem Inhalt unverändert geblieben. Daher kommt es, daß ein großer Teil davon veraltet ist und den Anforderungen der

Gegenwart nicht mehr genügt. Vielfach liegen die Stoffe dem Gesichtskreise der Schüler gänzlich fern, z. B. bei den Aufgaben über die Birke als Lebensbaum der Letten und über die Totengerichte der Ägypter, oder sie sind minderwertig, z. B. der Reimkampf, oder zu allgemein gehalten. Manche sind auch in der von R. Lehmann mit Recht als „Mumie in der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts" bezeichneten Chrienform behandelt. Dazu gesellen sich Mängel formeller Art. So ist die Darstellung oft breit, und die Anordnung läßt viel zu wünschen übrig, da die Aufgaben in bunter Reihe vorgeführt werden. Diesen Übelständen habe ich in der vorliegenden Neubearbeitung möglichst abzuhelfen gesucht. Ziemlich die Hälfte der Aufgaben ist gestrichen und durch neue ersetzt worden[1]); dabei sind die literarischen Stoffe, die bisher stark gegen die übrigen zurücktraten, wesentlich vermehrt und auch sonst die Bedürfnisse der Gegenwart berücksichtigt worden. Sachlich Zusammengehöriges hat nebeneinander Platz erhalten: so finden sich in Bändchen I die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen, erd- und naturkundlichen Aufgaben, in II die Themen aus dem ästhetischen, sittlich-religiösen und geistigen Gebiete, in III die literarischen Stoffe und in IV die Sentenzen und Sprichwörter. So hoffe ich denn, daß die „Dispositionen" in dieser neuen Gestalt die alte Gunst wiedergewinnen und noch lange zu Nutz und Frommen der höheren Schulen in Gebrauch bleiben werden gleich der „Praktischen Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze", die sich in meiner Neubearbeitung nach dem Urteile der Fachgenossen als brauchbar erwiesen hat.

Eisenberg, S.-A., im Herbst 1907.

O. Weise.

---

1) Cholevius bietet in der letzten Auflage seiner vier Bändchen 237 Aufgaben, die vorliegende Bearbeitung 254, darunter 112 neu aufgenommene. Eine Ergänzung zu diesem Buche ist meine in demselben Verlage erschienene Neubearbeitung von K. Menges Dispositionen und Musterentwürfen zu deutschen Aufsätzen, worin 80 Themen behandelt sind.

Inhalt des vorliegenden 4. Bändchens.

VI.

Sentenzen und Sprichwörter.

Seite

1. Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
(Goethe, Faust I) 1

2. Es kann sich ein Charakter auch in der Stille und ein Talent im Strom der Welt bilden. (Vgl. Goethe, Tasso I, 2) . . . 4

*3 a. Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. (Goethe, Iph. II, 1) 7

*3 b. „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen" nachgewiesen an Pylades in Goethes „Iphigenie" 8

*4. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. (Goethe, Götz I, 3) . 9

5. Nehmet den heiligen Ernst mit (in das Leben) hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit. (Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII, 8) 11

*6. Ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.
(Goethe, Westöstl. Divan) 13

*7. Solln dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturme sein.
(Goethe) 14

*8. Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Goethe, Was wir bringen) 15

9. Erst die Menschheit zusammen ist der wahre Mensch. (Goethe) 16

10. Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
(Goethe, Hermann u. Dorothea) 17

*11. Heilig sei dir der Tag! (Goethe, ebenda) 20

12. Des Menschen Engel ist die Zeit. (Schiller, Wallensteins Tod V, 11) 21

Seite

13. Fluchwürd'ger Argwohn, unglückſel'ger Zweifel!
Denn alles wanket, wo der Glaube fehlt.
(Schiller, Wallenſteins Tod II, 7) 22
14. Hat Schiller recht, wenn er ſagt: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert"? (Schiller, Wallenſteins Tod I, 6) 23
15. Herrenlos iſt auch der Freiſte nicht. (Schiller, Tell II, 2) . 25
16. Im Vaterlande ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft. (Schiller, Tell II, 1) 26
17. In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe tut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.
(Schiller, Maria Stuart I, 1) 28
18. Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen. (Schiller, Maria Stuart II, 5) 31
*19. Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. (Braut von Meſſina IV, 4) 32
*20. Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an.
(Schiller, Sprüche) 33
21. Die Elemente haſſen das Gebild der Menſchenhand. (Schiller, Glocke) 35
22. Der Lebende hat recht. (Schiller, An die Freude) 36
23. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.
(Schiller, Kampf mit dem Drachen) 40
24. Hoffnung und Mäßigung, beide verehr' ich auf einem Altare; Jene nur wecket die Kraft, dieſe nur ſichert den Sieg. (Nach Herder) 43
25. Was iſt in Herders Wahlſpruch: „Licht, Liebe, Leben!" als die Beſtimmung des Menſchen bezeichnet? 48
*26. Arbeit und Fleiß das ſind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.
(Fiſchart, Glückhaftes Schiff) 49
27. Wie weit gilt das Wort Wielands: „Der Weiſe ſchickt ſich in die Zeit"? 50
28. Wer gar nicht ſcherzen kann, der iſt ein armer Mann,
Und nur noch ärmer iſt, wer nichts als ſcherzen kann.
(Rückert) 52
29. Ein nied'rer Sinn iſt ſtolz im Glück, im Leid beſcheiden;
Beſcheiden iſt im Glück ein edler, ſtolz im Leiden. (Rückert) 54
*30. Begeiſterung iſt die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.
(Zedlitz, Totentänze) 55
31. Ohne Tapferkeit iſt keine Tugend, und der Beſte kommt vom rechten Wege ab, wenn ihn der Mut verläßt. (F. H. Jacobi) 56

		Seite
32.	Die Kunst ist lang, das Leben ewig	57
33.	Über den Wahlspruch Kaiser Heinrichs II.: „Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris“	62
34.	Wenn ohne Neid und Haß die Menschen wären, Nie uns und andere träf' ein Mißgeschick, Wie manche Tugend möchten wir entbehren! (Nach Molière)	63
35.	Das Beste ist das Wasser. (Pindar, Olymp. I, 1)	64
36.	Die Hälfte ist oft mehr als das Ganze. (Pittakus). . . .	70
37.	Du bist ein Mensch! erwäge und bedenk' es stets. (*Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.*) (Philemon).	72
38.	Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes. (Horat., ep. II, 2, 77)	74
*39.	Ferro nocèntius aurum. (Ovid)	76
40.	Studia res secundas ornant. (Cicero pro Archia) . . .	78
41.	Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent. (Cicero pro Archia)	81
42.	Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis. (Cicero de orat.) . .	85
43.	Was ist von dem Worte des Tacitus zu halten: „Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris?“	88
44.	Was bedeutet das Sprichwort: „Ende gut, alles gut“? . .	89
45.	Doppelt gibt, wer gleich gibt	90
*46.	Bescheidenheit ist das schönste Kleid	91
47.	Volksstimme, Gottesstimme. Mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen“.	92
*48.	Erst wäg's, dann wag's	93
49.	Was haben wir von dem Sprichwort zu halten: „Undank ist der Welt Lohn“?	94
50.	Fortes fortuna adiuvat oder: Gott ist in dem Schwachen mächtig	95
51.	Wer an den Weg baut, hat viele Meister.	99
*52.	Morgenstunde hat Gold im Munde	103
53.	Das Bessere ist der Feind des Guten.	103

Inhalt des 1. Bändchens.

I.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Aufgaben.[1])

Seite

*1. Wie unterscheidet sich der Staat des Altertums von dem der Gegenwart? 1
*2. Das alte und das neue deutsche Kaisertum 4
*3. Die Eigenart des deutschen Volkes. (Ganz ausgeführt). . . 6
*4. Welche Vorteile hat uns die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs gebracht? 22
5. Welche kriegerischen Zusammenstöße sind zwischen Asien und Europa bis zum Jahre 1900 erfolgt? 23
6. Wodurch haben sich die Mönche während des Mittelalters besonders um unser Volk verdient gemacht? 27
7. Inwiefern bezeichnen die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäischen Völker? 28
*8. Welche nachteiligen Folgen hatte der Dreißigjährige Krieg für die deutsche Landwirtschaft? 32
*9. Wodurch wurde der Niedergang der Hansa herbeigeführt?. . 35
10. Wodurch wurde es den Vereinigten Staaten von Nordamerika erleichtert, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen? . 37
*11. Charakteristik Friedrichs des Großen. (Ganz ausgeführt) . . 37
*12. Wie erklärt sich die schwärmerische Verehrung, die Klopstock im 18. Jahrhundert genossen hat? 43
13. Mit welchem Recht nennt man unser Zeitalter das papierene Zeitalter? 44
14. Warum hat man das 19. Jahrhundert das eiserne genannt? 45
*15. Die deutsche Jagd im 12. und im 18. Jahrhundert 46
16. Worauf beruht unser Interesse an der Geschichte und die Begeisterung, die sie erweckt? 48
17. Weshalb ließen die weltlichen und die geistlichen Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen? 49
*18. Der französische und der englische Park 50
*19. Die Eisenbahn als Beförderin der Kultur. 51
20. Welche Vorteile gewährt die Auswanderung? 54

1) Die mit Sternchen versehenen Nummern sind neu hinzugekommen.

Seite

*21. Der Nutzen der Kolonien 54
22. Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues 56
23. Welchen Einfluß übt auf den Seemann sein Gewerbe aus? 57
24. Drei gewaltige Kiele: Vogelkiel, Federkiel, Schiffskiel . . 59
25. Durch das Pulver ist nicht bloß der Krieg grausamer und unmenschlicher, sondern auch die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden 63
*26. Welchen Erschwerungen war der Handel im Mittelalter ausgesetzt? 68
*27. Die wichtigsten der Neuzeit eigentümlichen Genußmittel . . 70
*28. Die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses 74
29. Der Krieg als Feind und als Freund der Künste 76
30. Der Nutzen der Wanderschaft 79
31. Wozu dient den Menschen der Stab? 80
32. Über das Verhältnis von Not und Überfluß zur Entwickelung der Künste 83
33. Welche Kräfte unterstützen den Menschen bei seinen Arbeiten? 87
34. Weshalb ist hauptsächlich Italien für die Deutschen das Land der Sehnsucht? 90
*35. Der Einfluß der Schweizer auf die neuhochdeutsche Schriftsprache 92
*36. Weshalb empfiehlt es sich, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden? 94
*37. Humanismus und Renaissance 95
38. Was haben das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames? 99
39. Die Wirkung der Nachricht: „Es wird Krieg!“ 101
40. Hat Goethe (im 2. Teile des „Faust“) das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht? . . 102
*41. Wodurch unterscheidet sich der Charakter der Römer hauptsächlich von dem der Griechen? 104
42. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der jüdischen Kultur? 108
*43. Charakteristik Alexanders des Großen. (Ganz ausgeführt) . 109
44. Die Verurteilung der in der Schlacht bei den Arginusen siegreichen Feldherrn 114
45. Auf welche Vorstellungen und Tatsachen gründet sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel gesetzt haben? 115
*46. Was verdankt Europa dem Morgenlande? 121
*47. M. Porcius Cato, ein Römer von altem Schrot und Korn 124
*48. Hatte Hannibal Aussicht, die Stadt Rom zu erobern, wenn er nach der Schlacht von Cannä dahin gezogen wäre? . . 125
49. Cäsar und Wallenstein 127

II.

Aufgaben aus dem Gebiete der Erd- und Naturkunde.

Seite

*1. Wie kommt es, daß Afrika später als die übrigen Erdteile von den Europäern erforscht worden ist? 129
*2. Moskau und Petersburg 130
*3. Die Bodenkultur Italiens 132
*4. Welche Vorteile und welche Nachteile sind unserem Vaterlande durch seine geographische Lage erwachsen? 133
*5. Der Wandel des Naturgefühls nachgewiesen an den Dichtungen Walthers von der Vogelweide, Shakespeares, Klopstocks und Goethes 134
6. Welchen günstigen Einfluß übt ein längerer Aufenthalt im Gebirge auf den Menschen aus? 136
*7. Weshalb gehen wir so gern an die See? 137
8. Meer und Wüste 138
9. Weshalb spricht man bei einer Unterhaltung so oft von dem Wetter? 139
10. Weshalb pflegt der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen? 140
11. Worin gleichen Gebirge und Meer einander? 145
*12. Die Bedeutung des Waldes für den Menschen 146
13. Welche Gedanken weckt in uns der Abzug der Wandervögel? 147
14. Laubwald und Nadelwald 148
15. In welche Stimmung pflegt der Winter (hauptsächlich in Norddeutschland) das Gemüt zu versetzen? 151
16. Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung 156
17. Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben? 159
18. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend 160
19. Der Mensch als Zögling und als Herr der Natur 164

Inhalt des 2. Bändchens.

III.

Ästhetische Aufgaben.

Seite

*1. Wie unterscheiden sich das antike und das moderne Trauerspiel? 1
*2. Die Bedeutung Homers für die Griechen und für andere Völker 3
3. Warum haben die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt? 5
*4. Vergil und Homer als epische Dichter 5
*5. Die Eigenart der ägyptischen Kunst 10
*6. Wie befolgt Goethe in Hermann und Dorothea die von Lessing im Laokoon aufgestellten Gesetze der epischen Dichtkunst? . . 12
*7. Die Kunstmittel der Darstellung in Goethes „Novelle" . . . 15
*8. Welche Kunstgesetze lassen sich bei der Betrachtung von L. da Vincis Abendmahl gewinnen? 17
9. Der Taucher, ein Gemälde. 19
*10. Welchen Einfluß hat die Kunst auf das menschliche Gemüt? 21
11. Die Farben als Symbole 22

IV.

Aufgaben aus dem religiösen, sittlichen und geistigen Gebiete.

*1. Rückerts Ausspruch: „Die Natur ist Gottes Buch" erläutert durch Klopstocks „Frühlingsfeier" 26
2. Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten 27
*3. Was bedeuten die Worte des Pfarrers in Hermann und Dorothea I, 186—188? 29
*4. Welche Unterschiede bestehen zwischen der griechischen und der biblischen Lebensanschauung? 30
*5. Leichtsinn und Sorglosigkeit führen zur Verkennung der Wirklichkeit, nachgewiesen an Goethes Egmont. 32
6. Goethes Harfner verkennt in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" die 'himmlischen Mächte' 33
7. Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unserer Seele? 36
8. In welchem Zusammenhange stehen die Anfänge des Christentums und das Fischergewerbe? 38
9. Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft? 40
10. Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer unedlen Seite . 41

Seite

11. Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln 43
12. Welche nachteiligen Folgen hat es für uns, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden? 45
13. Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne gründen sich auf denselben Zug der menschlichen Natur . . 47
14. Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte 48
*15. Auch im Vergnügen soll man Maß halten 50
16. Das Memento mori und das Memento vivere können in gleichem Grade verderblich sein, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt 51
17. Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend 52
18. Über die Ursache und den Wert der Nacheiferung 54
19. Kann nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein? 55
20. Lerne die Kunst zu schweigen! 56
*21. Welchen Nutzen gewähren uns große Kenntnisse? 57
22. Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde 59
23. Hoffnung und Erinnerung, ein Vergleich 60
24. Armut und Reichtum nach ihrer Einwirkung auf die Sittlichkeit. 62
25. Ist das Bedürfnis der Freundschaft ein Mangel oder ein Vorzug? 66
26. Welche Bande knüpfen uns an das Vaterland? 69
27. Es ist oft schwer, die Wahrheit zu sagen, aber andererseits auch schwer, sie zu hören 73
28. Hoffnungen und Blüten, ein Vergleich 76
29. Die Tadelsucht, ihre Ursachen und ihre Folgen 79
30. Was soll die Jugend vom Alter und was das Alter von der Jugend an sich haben? 84
31. Durch nichts verraten die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden 86
32. Ist Armut für den Menschen schimpflich? 87
33. Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden? . 88
34. Unter welchen Bedingungen darf uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen? 89
35. Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit 90
36. Ist es unbedingt ein Lob, recht viele Freunde zu besitzen? 91
37. Wie unterscheiden sich das Gesetz und die Moral voneinander? 92

Inhalt des 3. Bändchens.

V.

Aufgaben aus der Literatur.

a) Aus der deutschen Literatur.

Seite

1. Hagen im Nibelungenliede 1
*2. Gunther und Etzel im Nibelungenliede 3
*3. Wate im Gudrunliede. (Ganz ausgeführt) 4
*4. Rüdiger von Bechlarn im Nibelungenliede und Max Piccolomini in Schillers „Wallenstein" 8
*5. Walther von der Vogelweide, ein Hüter deutscher Ehre . . 10
*6. Die Eigenart des Volksliedes, erläutert an dem Liede über „Sickingens Tod" 10
*7. Welche Richtungen in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind vertreten durch Luther, P. Gerhardt, Joh. Scheffler, v. Zinzendorf und Gellert? 12
*8. Klopstock als patriotischer Dichter 14
*9. Just in Lessings „Minna von Barnhelm" 16
*10. Der Begriff der Ehre, festgestellt an Tellheim in Lessings „Minna von Barnhelm" und an Sophokles' „Ajas". . . . 17
11. Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm" 19
12. Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti" 20
13. Warum söhnt uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aus, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia? 22
*14. Die Fabeln Lessings und Gellerts 24
15. Welche Betrachtungen enthält die Fabel Kleists vom „gelähmten Kranich"? 25
*16. Herders Gedichte „Dämmerung" und „das Kind der Sorge". 27
*17. Die Spuren des Sturmes und Dranges in Leisewitzens „Julius von Tarent". 29
*18. Englischer Einfluß auf unsere poetische Literatur. 32
*19. Die Treue in Goethes „Götz von Berlichingen" 34
*20. Der Zustand des Deutschen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen". (Ganz ausgeführt). 35
*21. Herzog Alba nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande". 40
*22a. Was erfahren wir in Goethes „Egmont" über König Philipp II. von Spanien? 45
*22b. Warum liebten die Niederländer König Philipp II. nicht? (Nach Goethes „Egmont" und Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande") 46
23. Die Schwermut und die Genesung des Orestes. (Nach Goethes „Iphigenie"). 47

Seite

*24. Orestes und Pylades in Goethes „Iphigenie" 52
25. Die Zustände Italiens z. Zeit des Torquato Tasso. (Nach Goethe) 53
*26. Der erste Gesang von Goethes „Hermann und Dorothea" als Exposition des ganzen Epos 61
*27. Die Geisterwelt in Goethes Balladen 63
*28. Die Unterschiede zwischen Goethes Ballade u. Schillers Romanze 64
*29. Was erfahren wir über Schiller in Goethes „Epilog zur Glocke"? 66
30. Erklärung von Goethes Gedicht: „Gesang der Geister über den Wassern" 67
*31. Goethes Sturm- und Drangzeit. (Nach einigen seiner Gedichte) 68
*32. Welche Rolle spielt das Wasser in Goethes Gedichten der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts? 70
*33. Wie unterscheiden sich Goethe und Schiller voneinander? . 72
*34. Goethes Vater nach „Dichtung und Wahrheit" Buch 1—4 . 74
35. Weshalb sind wohl Schillers „Räuber" (1781) für die Zeitgenossen eine so anziehende Dichtung gewesen? 77
36. Wodurch bewegt die Gräfin Terzky Wallenstein, sich mit den Schweden zu verbinden? (Nach Schiller) 80
37. Ist Oberst Buttler in Schillers „Wallenstein" so dargestellt, daß sich in seinem Charakter keine Widersprüche finden? . . 81
*38. Wodurch wurde Wallenstein in Schillers Drama zum Verräter? 85
39. Aus welchen verschiedenen Gründen wird Wallenstein von seinen Anhängern verlassen? (Nach Schiller) 87
*40. Was erfahren wir in „Wallensteins Lager" über die Person des Feldherrn? 88
41. Mit welchen verschiedenen Empfindungen scheiden Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben? 91
42. Zeugt in Schillers „Jungfrau von Orleans" das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich v. einem unkindlichen Herzen? 94
*43. Der zweite Halbchor in Schillers „Braut von Messina" . . 98
*44. Die Natur in Schillers „Braut von Messina" 101
45. Die Frauen in Schillers „Wilhelm Tell" 103
*46. Der Gang der Handlung in Schillers „Wilhelm Tell" . . 106
47. Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell" 108
*48. Das Verhältnis von Glauben und Wissen nach einigen Schillerschen Gedichten 109
49. Fatum und Vorsehung in Schillers erzählenden Gedichten . 110
*50. Wie zeigt sich der Einfluß Homers in Schillers Gedichten der dritten Periode? 112
*51. Der Graf von Habsburg und des Sängers Fluch 114
*52. Das sittliche Problem in Schillers „Kampf mit dem Drachen" und in Kleists „Prinzen von Homburg" 115
53. Erklärung von Schillers Gedicht: „Die Worte des Glaubens" (1797) 117

Seite

54. Schillers Rätsel über den Pflug 124
*55. Schiller als Sänger der Freiheit 125
56. Der Pfarrer von Grünau. (Nach Voſſens „Luiſe") 127
57. Heines „Fichtenbaum und Palme" 140
*58. Eichendorff und Wilhelm Müller 141
*59. Die Expoſition in Grillparzers Drama „Sappho" 142
*60. Das häusliche Leben der Thüringer im 4. Jahrhundert nach G. Freytags Roman „Ingo" 144
*61. Das Heidentum in Webers Epos „Dreizehnlinden" 145
62. Die Linde in der deutſchen Dichtung 146
63. Was ſagen die Dichter in ihren Schöpfungen über die Poeſie? 151

b) Aus der griechiſchen und lateiniſchen Literatur.

*1. Die Mauerſchau im 3. Buche der Ilias 162
2. Wie zeigte ſich Achilles bei den Leichenſpielen, die er für Patroklus veranſtaltete? 165
3. Der Schild des Achilles und das Lied von der Glocke. . . 166
4. Wodurch wird Achills Benehmen gegen Hektor entſchuldigt? 175
*5. Die Zyklopen nach dem 9. Buche der Odyſſee 177
*6. Wie zeigt ſich die Schlauheit des Odyſſeus bei den Vorbereitungen zum Freiermorde? 179
*7. Eumäus nach Homers Odyſſee Buch 14—16. 180
8. Der Landſitz des Laertes, das Eiland der Kalypſo und der Garten des Alcinous nach Homers Odyſſee 181
*9. Die Phäaken nach Homers Odyſſee Buch 6—8 187
*10. Charakter und Bedeutung des Kreon in den beiden Ödipusdramen des Sophokles 189
*11. Warum flieht Sokrates nicht aus dem Gefängniſſe? (Nach Platos Kriton) 191
*12. Mit welchem Rechte hat Thucydides ſein Geſchichtswerk ein κτῆμα ἐς ἀεί genannt? 191
13. Der Schiffbruch des Äneas nach Vergil. (Än. I, 81—207) 193
14. Die Erzählung Ovids von der Entſtehung der Welt und die Darſtellung der Bibel 194
*15. Wie entſchuldigt Cicero des Dejotarus Parteinahme für Pompejus? 198
16. Quintus Fabius und Papirius Curſor, nach Livius VIII, 30—35 199

c) Aus der neueren ausländiſchen Literatur.

1. Die Redekünſte des M. Antonius in Shakeſpeares „Julius Cäſar" III, 2 200
*2. Schuld und Sühne in Shakeſpeares „Macbeth" 203
*3. Frithjofs Schuld und deren Sühne nach Tegners „Frithjofsſage" 205
4. Was macht uns die Erzählung von Robinſon ſo anziehend? 206

VI.

Sentenzen und Sprichwörter.

1.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.

Goethe (Fauſt I).

Einleitung. Wen der Verdruß über unverdiente Kränkungen, über die Verkennung und Vereitlung ſeiner Abſichten und dergleichen niederbeugt, ſo daß er an dem Leben keine Freude hat und in tiefer Verſtimmung zu jeder Tätigkeit, die ihn aufrichtete und anregte, unfähig iſt, der ſucht umſonſt die Ruhe und Spannung ſeiner Seele durch die Teilnahme an den rauſchenden Vergnügungen der Welt herzuſtellen. Sie können ihn für den Augenblick ſeine Lage vergeſſen machen, aber dieſe weder verbeſſern noch ſein Gemüt heilen.

Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt. Goethe.

Thema. Nach den obigen Verſen führt der Rückzug in die Stille zur Geneſung.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.

A. 1. Die hereinbrechende Nacht verdüſtert die Straßen, das Geräuſch des Tages verſtummt. In deiner engen Zelle

kehre jetzt bei dir selbst ein! Deine Geräte, deine Bücher umgeben dich mit gewohnter Traulichkeit. An dem Pulte, wo du „unter Büchern und Papieren so manche Mitternacht mit Sinnen und Forschen herangewacht", wo du in stiller Befriedigung die Welt vergessen hast, fühlst du dich heimisch. Du bist in deinem Eigentum, dir selbst genug. Das milde, anspruchslose, unermüdlich dienstbare Licht verstärkt den besänftigenden Eindruck deiner Umgebung.

2. In deinem Busen wird es helle. Dir entschwinden deine Beziehungen zur Außenwelt. Es umfängt dich wieder das ideale Reich der Wissenschaft, der Gedanken, in dem Friede und Freiheit walten, in dem nur Interessen herrschen, die über das Irdische hinausgehen und dich über die dumpfige Region erheben, wo die selbstsüchtigen Leidenschaften der Menschen miteinander um vergängliche Güter der Erde ringen.

3. Dein Herz erkennt sich selbst. Du fühlst, daß ihm die Empfänglichkeit für diese höheren Interessen angeboren, daß es geschaffen sei, für andere Dinge zu schlagen, als die sind, welche dich in Kummer versetzen. Du hast es wieder —

Das Liebste, was dein Herz genossen,
Den holden Reiz der Menschlichkeit. Hölderlin.

B. Vernunft fängt wieder an zu sprechen Und Hoffnung wieder an zu blüh'n.

1. Der Trübsinn schweigt mit seinen verworrenen Klagen und läßt die Vernunft zum Worte kommen. Hast du wirklich alles und für immer verloren? Ist das Leben um dich her wirklich so entartet, daß du überall nur Unverstand, Lieblosigkeit und bösen Willen fändest? Bist du selbst ohne Schuld? Hast du das Gute mit rechter Einsicht und rechtem Eifer erstrebt? Hast du nicht selbst Irrtümer veranlaßt, zu einem leidenschaftlichen Widerstande herausgefordert?

2. Die Hoffnung blüht wieder auf. Man versucht es eben noch einmal; man geht auf eine andere Weise zu Werke, oder man wählt ein anderes Ziel.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur;
Die Welt wird's kennen. Klopstock.

Und liegt nicht in den Hindernissen selbst ein Reiz zur Tätigkeit?

Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.
Schiller (Wallensteins Tod III, 10).

C. Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

1. Du fühlst es, du kannst nicht mit dem Leben brechen. Vom Anbeginn der Welt her durchdringen große Gedanken die Bestrebungen, die Geschicke der Völker. Von der Zähmung des ersten Zugstieres bis zur Bewegung des Schwungrades durch Wasserdämpfe — welche unendliche Reihe von Erfindungen, von Siegen des Geistes über die Materie. Rastlos ringt die Wissenschaft nach Klarheit auf allen Gebieten der Natur und des Übersinnlichen. Ein echter Menschensinn sucht mehr und mehr die Formen des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens zu erfüllen. Zu immer reineren Anschauungen läutert sich die Vernunft in den idealischen Gebilden der Phantasie. Solche Lebensbäche tränken den Boden, den die Menschheit von Geschlechtern zu Geschlechtern anbaut, daß es allenthalben fröhlich sproßt und grünt; willst du, in kleinlicher Bekümmernis verzagend, schon lebend aus dem Bunde der Lebendigen austreten und müßig zusehen?

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
Goethe (Iphig. I, 2).

2. Doch deine Sehnsucht geht weiter, denn noch schweigen nicht alle Zweifel. Wo ist in diesem Wechselspiele des Schaffens und Zerstörens, in dem unruhigen Strudel des Entstehens und Vergehens, den uns die Geschichte der Menschheit aufdeckt,

wo ist da Einheit, Ordnung, Zweck, die Gewißheit des Fortschrittes und des endlichen Gelingens? (Herder.)

Schluß. Die Lebensbäche alle entströmen der einen, reichen, ewigen Quelle des Lebens; zu ihr pilgere hin, erfasse das eine, welches das All durchdringt, und du findest draußen Klarheit und Frieden, wie sie in dir selber wohnen.

Dein Auge kann die Welt trüb' oder klar dir machen,
Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen. Rückert.

Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit jedem ungestümen Tun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun. Goethe.

2.

Es kann sich ein Charakter auch in der Stille und ein Talent im Strom der Welt bilden.

Einleitung. Die Verse, in denen Goethe (Tasso I, 2.) dem Talent die Stille und dem Charakter die Welt als Bildungsmittel zuweist, werden meistens ohne Prüfung als eine schlagende Wahrheit aufgenommen. Gleichwohl berechtigt uns der Dichter selbst die Behauptung umzukehren, da er in Hermann und Dorothea mit aller Bestimmtheit erklärt, daß der Jüngling besser im stillen heranreife, und im Tasso mehrmals darauf hinweist, daß das Talent nicht des Verkehrs mit der Welt entbehren könne.

Thema. Wie läßt sich dieser Widerspruch ausgleichen?

A. Einfluß des häuslichen Stillebens auf die Charakterbildung.

1. Glücklich jeder, der an dem traulichen Verkehre mit Eltern und Geschwistern seine Freude hat, der sich nirgends wohler fühlt, als in der kleinen Welt seines gemütlich eingerichteten Zimmers, an seinem saubern Schreibtische und bei seinen Büchern. Wer dagegen schon als Knabe die Stille des Vaterhauses meidet

und stets auswärts Unterhaltung sucht, der wird sich vermutlich einmal in die Zerstreuungen der Welt verlieren. Genügsamkeit und Sammlung sind nur die Wirkung der Stille.

2. Mit dem häuslichen Sinne steht die Freude an einem fleißigen Tagewerke im innigsten Bunde. Jeder wohlgeordnete freundliche Haushalt ist in allen Gliedern ein Bild der Arbeit. In solchen Häusern folgen Knabe und Jüngling unwillkürlich dem allgemeinen Zuge. Welcher Sohn schämte sich nicht, die Zeit zu verbringen, wenn er den redlichen Fleiß des Vaters, die sorgsame Geschäftigkeit der Mutter, das Beispiel strebsamer Geschwister und Dienstleute vor Augen hat. Für den Charakter gibt es aber keine tüchtigere Grundlage als Lust zur Arbeit und die Freude des Schaffens. Spazierfahrten auf dem Strome der Welt erziehen nur einen unbrauchbaren Tagedieb.

3. Die stille Beschäftigung mit dem höheren Geistesleben der Philosophen und Gottweisen, der Gelehrten und Dichter gewöhnt das Herz an lautere und edle Neigungen.

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros. Ovid.

Der Jüngling erwächst mit der Zuversicht, einst ein tüchtiger Mensch zu werden. Das Streben richtet sich frühe auf einen würdigen Lebenszweck. Ihm untreu werden hieße das Liebste wegwerfen, woran das Herz in seiner Blütezeit gehangen.

4. Wer ein häusliches Stilleben genossen, die Arbeit liebgewonnen und sein Herz der edleren Seite des Lebens zugewendet hat, ist davor bewahrt, daß er sich mit leichtsinnigen Freunden in den Strom der Vergnügungen stürzt und dabei untersinkt.

B. Inwiefern bedarf das Talent, namentlich das des Dichters, zu seiner Ausbildung des Verkehres mit der Welt?

1. Der Dichter hat nicht bloß Ideen und Empfindungen, er hat auch Welt und Leben darzustellen. Dazu gehört vor allem eine durch den Verkehr gewonnene Kenntnis der menschlichen Natur. Schillers erste Dichtungen verraten, daß er

Menschen schilderte, ehe er sie kannte. Die anziehenden Gestalten, die uns Fritz Reuter vorführt, sind alle wirkliche Personen, unter denen er sich bewegt hat. Bei Shakespeare und den Romandichtern Englands haben die Figuren deshalb eine so bestimmte Individualität und frische Lebendigkeit, weil sich dem Beobachter in keinem anderen Lande so viele verschiedenartige und scharf ausgeprägte Charakter- und Sittenbilder darbieten.

2. Gegenstand der Dichtkunst ist aber der Mensch nicht allein nach seiner allgemeinen Natur, sondern auch nach seinem Wirken in bestimmten Verhältnissen, also seine nach Stand und Beruf so verschiedene Bildung, Denkweise und Tätigkeit. Hier läßt sich noch weniger durch bloßes Nachsinnen erfinden, was für jeden charakteristisch ist; das Leben muß dem Dichter wenigstens starke Analogien bieten.

Der tatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen? ꝛc.
Goethe (Tasso I, 3).

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her ꝛc. (Ebenda II, 1.)

Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben. ꝛc.
(Ebenda II, 1.)

3. In unserm Jahrhunderte, welches auch von der Kunst fordert, daß sie die öffentlichen Interessen unterstützt, hat keine Dichtung eine so durchgreifende Wirkung wie die, welche sich an die herrschende Zeitidee anschließt. Manches Werk unserer Klassiker muß den Vorwurf hinnehmen, daß es zur Stubenpoesie gehört. Zwar sollte die Kritik nicht vergessen, daß rein menschliche Interessen immer modern sind, aber es liegt etwas Wahres in Schillers Worten: „Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, abzuschließen, warum sollte es weniger

Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?"

4. Endlich muß das Talent mit seinen Werken an die Öffentlichkeit treten, um durch die Kritik und den Wetteifer mit Kunstgenossen in seiner Entwickelung gefördert zu werden.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen ꝛc. Goethe (Tasso I, 2).

Schluß. Der Charakter wird sich im Strome der Welt bewähren und befestigen, und dem Talente ist auch die Stille unentbehrlich, nicht nur zum Studium, zur fleißigen Übung in technischen Erfordernissen, sondern auch zur tieferen Durchbildung der Ideen und der Lebensbilder, doch läßt sich ohne einen Verkehr mit der Welt nicht die Naturwahrheit, Lebendigkeit und Vielseitigkeit der Gestaltung gewinnen. Das Talent schafft in der Stille, aber die Welt verhilft ihm zur Reife.

3 a.

Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Goethe (Iphig. II, 1).

Einleitung. Es ist eine Eigentümlichkeit des Menschen, daß er gern das, was ihm gefällt, nachahmt. So bildet die Natur oft seine Vorlage bei Kunstschöpfungen.

Thema. Bedeutende Menschen eignen sich am besten für uns als Muster der Nachahmung.

1. Sie bringen uns die Erkenntnis bei, daß wir ihre Stufe der Vollkommenheit noch nicht erreicht haben.
2. Sie rufen unsere Bewunderung wach und sind für uns auf den verschiedensten Gebieten Muster und Vorbilder.
   a) Verstand und Phantasietätigkeit.
      α) Wissenschaft und Kunst: Vergil hat den Homer, Horaz den Alcäus und die Sappho nachgeahmt, unsere Dichter

vielfach die Griechen, Cicero den Demosthenes, Sallust den Thucydides.

β) Politik und Kriegswesen: Alexander und Achill, Friedrich der Große oder Napoleon I. und Cäsar.

γ) Gewerbe und Industrie.

b) Gemüt: Sittlich-religiöses Gebiet.

Schluß. Zurückweisung des Horazischen Wortes nil admirari ep. I, 6, 1. Vgl. auch Goethes Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

3 b.

„Ein jeglicher muß seinen Helden wählen" nachgewiesen an Pylades in Goethes Iphigenie.

Einleitung. Die Themaworte werden hervorgerufen durch Orests Äußerung: „Ich hör Ulyssen reden." Es sind Worte des Pylades und lauten vollständig: „Mir scheinen List und Klugheit nicht den Mann zu schänden, der sich kühnen Taten weiht" (II, 1).

Thema. Pylades hat sich den Odysseus zum Vorbild genommen. Er eifert ihm nach

1. in intellektueller Hinsicht. Schlauheit, List, Beredsamkeit: Ausforschung der Wächter, Annäherung an Iphigenie, der er sich als Landsmann zu erkennen gibt, der er schmeichelt und die er nach ihrer göttergleichen Herkunft fragt; erdichtete Erzählung von seiner Herkunft, wobei er den Raub des Götterbildes verschweigt, aber Iphigenie das Leiden des Orest mitteilt, da er befürchten muß, daß ihn dieser durch einen Wahnsinnsanfall Lügen strafen könnte; Art und Weise, wie er Iphigenie überredet, dem Thoas die Unwahrheit zu sagen. Iphigenie sagt von ihm IV, 1: „Er ist des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung."
2. in moralischer Hinsicht.
   a) Mut. Er ist mit nach Mycen und Tauris gezogen, verliert den Kopf nicht, wo Orest traurig ist, und will selbst

dann die Hoffnung noch nicht aufgeben, wenn ihm schon die Priesterin die Locken weihend abgeschnitten hat (II, 1). „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten" (II, 1). „Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit zu frischem Heldenlaufe neue Kraft" (II, 1). Er kämpft auch tapfer mit den Tauriern (V, 5). Iphigenie sagt IV, 1: „Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht."

b) Gemüt: Frömmigkeit. Er glaubt an die Erfüllung der göttlichen Orakel und hält diese nicht für doppelsinnig. Er sagt: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch. Die Götter rächen der Väter Missetat nicht an dem Sohn" (II, 1). Was ist des Menschen Klugheit, wenn sie nicht auf jener Willen droben achtend lauscht? Zu einer schweren Tat beruft ein Gott den edlen Mann, der viel verbrach, und legt ihm auf, was uns unmöglich scheint, zu enden.

Freundesliebe. Fürsorge für Orest, Teilnahme an seinem Schicksal, Versuch, ihn zu trösten und aufzuheitern, Bemühungen, ihm alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Iphigenie sagt IV, 1: „Den Umhergetriebnen reichet er Rat und Hilfe"; überhaupt wird dort ausgeführt, daß ein Freund in der Not ein Geschenk der Götter sei.

Schluß. Pylades hat sein Vorbild nicht erreicht. Er ist weniger durch große Taten berühmt geworden (wie Odysseus) als durch seine treue Freundschaft mit Orest.

4.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. Goethe.

Einleitung. In Goethes Götz von Berlichingen I, 3 sagt Weislingen zu Götz: „Gott laß euch viel Freude an Eurem Knaben erleben!" Darauf antwortet Götz: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten." Daß er, der tapfere, naturwüchsige Ritter an seinem dem stillen, beschaulichen Leben zuneigenden Sohne

viel Freude erleben werde, muß er mit gutem Grunde bezweifeln, ja, die Aussicht in die Zukunft seines Sohnes, der sich dem echt ritterlichen Leben ganz abzuwenden scheint, muß ihn oft schmerzen und auf den Glanz seines sonstigen Familienglücks einen düsteren Schatten werfen.

Thema. Das Wort „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten" gilt allgemein.

1. In der Natur: Die schönsten Rosen haben oft häßliche Dornen, Blattläuse sitzen besonders gern an edlen Pflanzen, die sanfteste Katze zeigt ihre Krallen.
2. Im Menschenleben.
   a) Im Leben einzelner Menschen.
      α) im gewöhnlichen Leben. Die geistreichsten und begabtesten Menschen lassen häufig große Gleichgültigkeit gegen die gesellschaftliche Form und Mangel an Sorgfalt in der Kleidung erkennen; Reiche haben den Vorzug, Körper und Geist harmonisch ausbilden zu können, aber sie laufen auch wieder Gefahr, in Luxus, Schwelgerei und Müßiggang zu verfallen.
      β) bei geschichtlich bedeutenden Personen. Sokrates hatte hervorragende Geistesgaben, aber ein häßliches Äußeres, Alcibiades war gleichfalls hochbegabt, jedoch sittlich nicht frei von großen Mängeln, Alexander der Große verband mit den herrlichsten Gaben des Intellekts große Leidenschaften, von denen er sich nur zu leicht hinreißen ließ. Goethe war sittlich nicht makellos (viele Liebschaften!), Napoleon I. zeigte berechnenden Egoismus, Neid, Rachsucht und Heuchelei.
   b) Im Leben ganzer Völker.
      α) überhaupt: Die Deutschen sind ein gemütvolles, aber etwas phlegmatisches Volk (über dem Denken kommen sie schwer zum Handeln); die Franzosen sind voller esprit und außerordentlich anregend in Kunst und Wissenschaft, aber oberflächlich, veränderlich und wankelmütig.

β) in bestimmten Zeitabschnitten: In Frankreich zur Zeit der großen Revolution (große Ideen wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; aber Tyrannei, Roheit, Ungerechtigkeit); in Deutschland die Aufklärungsperiode, in der zwar der Intellekt Triumphe feierte, aber das Gemüt zu kurz kam.

Schluß. Auf Erden ist nichts vollkommen.

5.

Nehmet den heiligen Ernst mit (in das Leben) hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Goethe (Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII, 8).

Einleitung. Diese Worte werden bei der Bestattung Mignons gesprochen. Mahnungen an die Vergänglichkeit sollen uns nicht auf die Dauer wehmütig stimmen, sondern uns auch zur rechten Benutzung unseres Daseins anregen.

Thema. Die Bedeutung des obigen Ausspruches.

A. Fasse das Leben mit Ernst auf.

1. Lerne das Ewige und Würdige von dem Flüchtigen und Nichtigen unterscheiden. Tausende werden geboren und sterben, ohne die Bestimmung unseres Daseins erkannt zu haben. „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht" (Goethe).
2. Hast du dir die Aufgabe deines Lebens festgestellt, so strebe mit rastlosem und beharrlichem Eifer nach ihrer Lösung. Auch in das Herz des Leichtfertigen fällt mancher gute Samen, aber die Vögel des Himmels fressen ihn auf, oder die Keime verdorren.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Schiller (Ideal u. Leben.)

B. Dieser Ernst wird dein Leben zur Ewigkeit machen.

1. **Was der Mensch schafft, hat oft schon auf Erden eine lange Dauer.**

   a) Staatsmänner, Gelehrte, Künstler erhalten durch ihre Taten und Werke ihr Andenken viele Jahrhunderte hindurch bei der Nachwelt.

   b) Ist dein Lebenskreis auch unbedeutend, so hat doch alles Gute eine segensreiche Nachwirkung und pflanzt sich in seinen Folgen fort. Der brave Handwerker erzieht einen frommen Sohn, der einst das Haupt einer großen kirchlichen Gemeinde wird.

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.
>
> Goethe (Tasso I, 1).

2. **Ein Dasein, das nur ewigen und ernsten Dingen gewidmet war, hat die Verheißung der Wiedergeburt im Reiche des Lichtes.**

Schluß.

> Laßt fahren hin das allzu Flüchtige;
> Ihr sucht bei ihm vergebens Rat!
> In dem Vergang'nen lebt das Tüchtige,
> Verewigt sich in schöner Tat.[1])
>
> Und so gewinnt sich das Lebendige
> Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
> Denn die Gesinnung, die beständige,
> Sie macht allein den Menschen dauerhaft.
>
> So löst sich jene große Frage
> Nach unserm zweiten Vaterland;
> Denn das Beständige der ird'schen Tage
> Verbürgt uns ewigen Bestand.
>
> Goethe.

---

1) Alles Tüchtige, auch wenn es jetzt der Vergangenheit angehört, lebt in seinen Wirkungen fort.

6.

Ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Goethe (Westöstl. Divan).

Einleitung. Kein Sterblicher hat einen so tiefen Fall erlebt als Napoleon I., doch auch er verkannte nicht die läuternde Wirkung, die der Schmerz auf die Durchbildung des Charakters übt, denn er äußerte auf Helena: „Was mir noch fehlte, das war das Unglück". So behauptet jenes Dichterwort, daß das Leben aus Kämpfen bestehe, unter denen die Seele zum Paradiese heranreift.

Thema: Inwiefern ist jeder Mensch ein Kämpfer, das Leben ein Kampf?

1. Wir haben gegen die Natur zu kämpfen, sowohl gegen die belebte (Reblaus, Heuschrecke, Maulwurf; Wölfe, Schlangen, Mäuse, Insekten u. a.; Urwald, Unkraut) wie gegen die unbelebte (große Kälte und Hitze, Sturm, Hagel, Gewitter, Erdbeben, Überschwemmung, Lawinen, Erdrutsche).
2. gegen unsere Mitmenschen:
   a) materiell: Nebenbuhler im Geschäftsleben; es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt (Tell). Krieg mit Nachbarvölkern.
   b) geistig: Kampf gegen Aberglauben, Vorurteile, Unwissenheit, Unwahrheit, Neid, Mißgunst, Verleumdung.
3. gegen uns selbst:
   a) körperlich: Abhärtung gegen Witterungseinflüsse, Überwindung körperlicher Mängel und Schwächen, z. B. Stottern. Lerne leiden, ohne zu klagen (Kaiser Friedrich III.).
   b) geistig: Erwerb von Bildung, Beherrschung der Leidenschaft (Trunksucht, Spielwut).
4. Bald regt sich die Unzufriedenheit mit unserem Lose, bald eine feindselige Stimmung gegen die, welche uns im Wege stehen oder verletzten, die Genußsucht, die Eigenliebe ꝛc. Schillers Kampf mit dem Drachen.

Schluß. Befreunde dich frühe mit dem Gedanken, daß das Leben nicht die Bestimmung hat, eine Kette von Freuden und Genüssen zu sein, und daß es für den Menschen kein höheres Glück und keine höhere Würdigkeit gibt, als das Herz zur Lauterkeit heranbildend, einen guten Kampf gekämpft zu haben. „Tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang" (Herder). „Dann erst genieß' ich meines Lebens recht, wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute" (Tell III, 1).

7.

Sollt dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturme sein.

Goethe.

Einleitung. Griechischer Glaube ist, daß das Hochstehende leicht dem Verderben anheimfällt. Besonders der Übermut erregt den Neid der Götter, die dann das Verhängnis herbeiführen.

Thema. Alles Edle, Gute und Schöne wird leicht angefeindet.

A. 1. Dies gilt zunächst von der Natur. „Die schlechtsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen" (Bürger, Trost). „Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an zu oft, noch eh' die Knospe sich erschließt" (Hamlet). Den edlen Hirsch umkläfft die Meute der Hunde.

2. vom Menschenleben. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn" (Schiller, das Mädchen von Orleans).

a) Beispiele aus dem täglichen Leben.

b) Beispiele aus der Geschichte: Perikles, Aristides, Wallenstein, Bismarck, Luther, Christus.

B. Beweggründe für diese Verkleinerungssucht.

1. Die Mitmenschen haben zu wenig Einsicht und Verständnis, um Menschengröße und hervorragende Schöpfungen richtig zu beurteilen.

2. Die Menschen sind nicht edel genug, um andern hervorragende Leistungen zu gönnen. Neid, Mißgunst, Eifersucht, Haß verleiten sie zur Verkleinerung.

Schluß. Schiller sagt im „Mädchen von Orleans": „Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Seelen, die für das Hohe, Herrliche erglühn."

8.

Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Goethe

Einleitung. Am Schlusse des Eleusischen Festes unterscheidet Schiller drei Arten der Freiheit: göttliche, tierische und menschliche.

Thema. Die menschliche Freiheit ist begründet in dem Gesetze.

Dies zeigt sich

1. auf politischem Gebiete, wo Gesetzlosigkeit in der Regel zur Unfreiheit geführt hat: Unter den alten Germanen gab es viel mehr Freie als im Mittelalter; aber die Zuchtlosigkeit und Unordnung, die unter der Herrschaft schwacher Fürsten eintrat, verursachte, daß viele freie Bauern zu Hörigen wurden; das Königreich Polen ging infolge der Übermacht und Willkür des Adels zugrunde; in der französischen Revolution herrschte der Wille des Pöbels; Zeit des Faustrechts in Deutschland; vgl. Schillers Räuber und Fiesko.

2. auf sozialem Gebiete: Vereine haben Statuten, Staaten Zollverträge, einzelne Sicherheit auf Reisen u. a.

3. auf sittlichem Gebiete: Sokrates trank den Giftbecher und lehnte eine Flucht aus dem Kerker ab, um nicht gegen die Gesetze des Staates zu handeln. Sittliche Verwilderung von Spielern, Trinkern usw. Macbeth, Wallenstein u. a. folgen den bösen Lüsten und verlieren so die sittliche Freiheit des Denkens und Handelns.

Schluß. „Ihr seid zur Freiheit berufen, allein seht zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebt, sondern

aus Liebe diene einer dem andern" (Paulus). Oder: „Folgsam fühlt sich immer meine Seele am schönsten frei" (Goethe, Iphigenie). Vgl. P. Geyer, Der deutsche Aufsatz, München 1906 S. 308 ff., wo 9 Abiturientenaufsätze über dieses Thema veröffentlicht werden.

9.

Erst die Menschheit zusammen ist der wahre Mensch.

Goethe.

Einleitung. Der wahre Mensch ist der Mensch in der Idee, der unsere ganze Natur nach allen ihren geistigen und sittlichen Anlagen, nach der verschiedenartigen, tausendfältigen Entwickelung darstellt.

Thema. Ein solcher Mensch besteht in der Wirklichkeit nicht.

1. Verschiedenheit der geistigen Anlagen und Interessen. Es gibt Dichter, Maler, Gelehrte, Techniker, Staatsmänner, aber niemand hat gelebt, der alles zugleich gewesen wäre. Ja, der Lyriker ist nicht zugleich Epiker, der Theoretiker oft für die Praxis ein unbrauchbarer Mann.

„Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohr entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." (Schiller.)

2. Verschiedenheit des Temperamentes und des Charakters. Der eine hat ein heiteres Naturell, der andere neigt zum Ernst und zur Schwermut hin. Dieser zeichnet sich durch kühne Taten aus, jener durch die Kraft der Resignation. Den einen treibt eine unruhige Begeisterung von einem zum zweiten Unternehmen, der andere schafft in der Stille mit jahrelanger Ausdauer an demselben Werke.

3. Wie die einzelnen, so sind die Völker verschieden. Jedes hat seine besondere Nationalität, sein Gesamtleben kon-

zentriert sich um besondere Interessen. Ägypter und Griechen, Franzosen und Deutsche!

Schluß. In jeder dieser Besonderheiten liegt ein Zug der menschlichen Natur, aber alles einzelne macht erst in der Gesamtheit deren Wesen aus, gleichwie Blumen, Getreide, Bäume zwar Pflanzen sind, aber keins von allen die Pflanze an sich ist. „Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. — Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen aus." Goethe.

10.

Des Todes rührendes Bild steht Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.

Goethe (Hermann u. Dorothea).

Einleitung. In „Hermann und Dorothea" IX, 20 ff. erzählt der Apotheker, er sei in seiner Kindheit sehr ungeduldig gewesen, und sein Vater habe ihn durch eine eindringliche Mahnung an die Schrecken des unausbleiblichen Todes von dem Fehler geheilt. Vermutlich hat der Knabe bedenken sollen, daß der, dem die Zeit zu langsam vergeht, eigentlich eine raschere Annäherung seines Todes wünscht. Dem Pfarrer gefällt es nicht, daß man die Kinder mit dem schwarzen Sarge ängstigt; er mag keine Pädagogik, die den Willen lähmt, anstatt ihn zu leiten. Daher äußert er IX, 46 f. die Worte des Themas.

Thema: Wozu regt die Mahnung an den Tod den Weisen an, und wie faßt ihn der Fromme auf?

A. Das Bild des Todes ist dem Weisen nicht ein Schrecken.

1. Wen versteht der Dichter unter dem Weisen? Die Weltweisheit oder die Philosophie und die Religion sind hier einander gegenübergestellt. Der Weise geht bei der Betrachtung

der Dinge nicht unmittelbar von den Wahrheiten des Christentums aus, sondern von den Anschauungen der Vernunft. Er urteilt und handelt nach Gründen. Er läßt das Jenseits auf sich beruhen und faßt diese Welt ins Auge, „die dem Tüchtigen nicht stumm ist".

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. Goethe.

Seine Beteiligung an den Weltinteressen, an Kunst und Wissenschaft ist nicht der Religion zuwider, sie wird nur nicht von ihr getragen. Auch er wünscht etwas Würdiges und Bleibendes zu leisten, um so mehr, da er sich für die Welt geschaffen glaubt in der er gegenwärtig lebt.

Stat sua cuique dies; breve et irreparabile tempus
Omnibus est vitae, sed famam extendere factis,
Hoc virtutis opus. Vergil (Aen. X, 467).

2. Es drängt ihn ins Leben zurück und lehret ihn handeln. Je rascher wir welken, desto sorgsamer wird der Weise seine Zwecke wählen, um nicht Zeit und Kraft zu verschwenden, sondern als Mensch und in einem besonderen Wirkungskreise als Beamter, Gelehrter, Künstler ꝛc. der Welt gerecht zu werden, und hat er gewählt, so wird er wieder nicht säumen und träumen, sondern mit Entschlossenheit und Ausdauer ans Werk gehen. Zur weiteren Ausführung: die feige Todesfurcht verleitet zu einem unnützen Leben, und dieses selbst ist ein früher Tod.

Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift,
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.
Goethe (Faust II, 1).

Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben. Derselbe.

B. Der Tod ist für den Frommen nicht das Ende.

1. Er erblickt das irdische Leben in einem ununterbrochenen Zusammenhange mit dem ewigen. Nicht

nach der bloß sinnlichen Auffassung der alten Ägypter, sondern mit einem höhern Bewußtsein wohnt er auf der Erde, wo wir eine kurze Pilgerfahrt zu vollenden haben, nur in einer Herberge, und im Jenseits liegt sein festes Haus. Die Güter der Welt und sogar die Bestrebungen, zu denen uns unsere irdische Existenz Anlaß gibt, haben ihm für sich weder Gehalt noch Zweck; wie der Mensch selbst, so erhält alles, was er besitzt und schafft, erst dadurch Wert, daß es in eine unmittelbare Beziehung zu dem Reiche Gottes tritt.

2. Hat er mit leiblicher Not und mit geistiger Trübsal zu kämpfen, was ihm bei seinem zarten sittlichen Gefühle häufiger als den Weltleuten begegnet, so stärkt ihn der Gedanke, daß der Tod das Ende des Leidens und der Anfang des Heiles ist. Sterben ist sein Gewinn. Er sehnt sich nach der Verklärung seines Wesens, nach dem seligen Genusse des Friedens, nach dem Heimgange zu dem Vater, den wir hier nur im dunkeln Worte schauen, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!

Schluß. Goethe hatte einst den Irrtum geteilt, daß die Bibel uns nur den grausigen Knochenmann vorhalte, während das heidnische Altertum so milde Vorstellungen von dem Bruder des Schlafes gehegt.[1]) Jetzt läßt er seinen Pfarrer erklären, daß sowohl die Philosophie der neuern Zeit als unsere Religion keineswegs in dem Tode ein Schreckgespenst sehen, daß die stumme, bleiche Gestalt, die der langhinstreckende Tod auf die Bahre legt, uns nur auf eine rührende Weise an unsere Vergänglichkeit mahne, aber dabei einerseits den Lebenstrieb zu einem frischen Handeln und andererseits die Hoffnung auf das ewige Heil anrege. Gleichwohl scheint auch hier noch nicht ganz die Meinung verschwunden, daß uns das Christentum die Welt und ihre mannigfache Tätigkeit verleide; denn woher sonst der scharfe Unterschied zwischen der Weisheit und der Frömmigkeit, die sich

1) Lessing, dessen Abhandlung über die Abbildung des Todes bei den Alten diesen Irrtum veranlaßte, hat sich selbst nicht so schroff geäußert. „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen".

doch sehr wohl in derselben Person vereinigen könnten. Erwäge noch den von Cicero (Tusc. quaest. I, § 74) angeführten Satz

Tota philosophorum vita commentatio mortis est.

11.

Heilig sei dir der Tag!

Einleitung. Wohl ist es eine irrige Auffassung des Lebens, die Mortimer in Schillers Maria Stuart hat, wenn er es für des Lebens höchstes Gut hält; aber man darf es auch nicht unterschätzen, sondern muß es hochhalten. Darum hat der erste Bräutigam der Dorothea recht, wenn er dieser beim Abschied die Worte zuruft: Heilig sei dir der Tag! (Hermann und Dorothea IX, 287), d. h. jeder Tag ist für dich eine wertvolle Gabe Gottes.

Thema: Warum soll uns das Leben heilig sein?

1. Um Gottes willen, der es uns gegeben hat. Deshalb sollen wir es nicht durch Sünden beflecken, nicht durch Müßiggang entweihen, nicht in törichten Zerstreuungen hinbringen, sondern sollen unsere Pflicht redlich tun und uns ernsten Dingen zuwenden, immer eingedenk des hohen Gebers.

2. Um unserer Mitmenschen willen. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß! Jeder mag daher seine Gaben zum Wohle der Nächsten und des Staates verwenden, wie z. B. Aug. Herm. Francke und Zinzendorf oder Freiherr von Stein und Bismarck.

3. Um unser selbst willen. Jeder ist seines Glückes Schmied. Nur dann finden wir die rechte innere Befriedigung, wenn wir unsere Schuldigkeit getan haben und nicht zu klagen brauchen: Diem perdidi (Titus).

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle
Weit außer sich in wilder Lust,
In sich trägt er den Himmel und die Hölle
Und seinen Richter in der Brust. Goethe.

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. Schiller.

Schluß. Beklagenswert sind diejenigen, die nicht ihre Freude darin finden, den Tag der göttlichen Bestimmung gemäß im Dienste der Menschheit und zum eigenen Besten auszunützen.

Anm. Unzählige erstreben nichts Höheres, als durch eine reiche Kleidung, durch ein gewandtes Benehmen, durch eine schimmernde Kunstfertigkeit und Scheinbildung in feinen Zirkeln Bewunderung zu erregen. Wer so die Zeit in einem müßigen Wohlleben verschwendet, der hält die Tage nicht heilig. Er benutzt sie zwar, aber wie König Belsazar die Tempelgefäße, als er sich ihrer bei seinen Schmausereien bediente. — Andere sorgen und schaffen mit einer unermüdlichen Tätigkeit; doch kommen sie bei ihrem Tagewerk nicht über den Standpunkt des materiellen Erwerbes hinaus und werden sich zu selten des göttlichen Ursprungs ihrer Seele und der sittlichen Verpflichtungen gegen ihre Nebenmenschen bewußt. Es gebricht ihnen an Zeit, eine Predigt anzuhören oder ein Buch zu lesen oder sich an den humanen Bestrebungen eines Vereines von Menschenfreunden zu beteiligen; „sie verachten das und gehen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung." Nur der hält den Tag heilig, welcher in seinem Berufsleben, bei dem ganzen Verkehr mit den Menschen und selbst in der Mußestunde niemals zu vergessen sucht, daß ihn Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen hat.

12.

Des Menschen Engel ist die Zeit.

Schiller (Wallensteins Tod V, 11).

Einleitung. Der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.
Schiller (Gunst des Augenblicks).

Er ist es teils deshalb, weil oft plötzlich eintretende Ereignisse unserm Schicksal eine andere Wendung geben, teils weil der erste Eindruck das Gemüt am heftigsten ergreift und uns zu einem raschen, vielleicht übereilten Handeln antreibt. Nach einiger Zeit beruhigen sich dagegen die Affekte und lassen uns zur Besonnenheit im Denken und Tun zurückkehren. Wohl uns, wenn es nicht zu spät geschieht. In diesem letzten Sinne heißt hier (in „Wallensteins Tod") die Zeit der Rettungsengel des Menschen.

Thema. Besondere Fälle, in denen sich der Satz bewährt.

1. Wird uns in einer drohenden Gefahr Zeit vergönnt, so weicht die Furcht der Hoffnung, wir ermannen uns. „Zeit gewonnen, alles gewonnen."

2. Nach Unglücksfällen lindert die Zeit den Schmerz; die Trauer wird zu einer stillen Erinnerung; wir kehren geläutert ins Leben zurück.

Χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός
(Es ist die Zeit ein milder Gott). Soph. (Electra 179).

Feminis lugere honestum est, viris meminisse. Tacit.

3. Begierden und Leidenschaften verlieren ihre Kraft, wenn wir ihnen nicht gleich folgen, und es gelingt uns, sie zu überwinden.

Nur eine Stunde! Euer Herz kann sich,
Das seinige sich wenden.
Schiller (Wallensteins Tod V, 6).

Schluß. Suche zur Herrschaft über dich selbst zu gelangen, damit du nicht eine Beute des Augenblicks wirst.

13.

Fluchwürd'ger Argwohn, unglückselig'ger Zweifel!
Denn alles wanket, wo der Glaube fehlt.
Schiller (Wallensteins Tod II, 7).

Einleitung. Max Piccolomini nimmt uns dadurch sehr für sich ein, daß er den Glauben an Wallenstein nicht aufgeben will und sich endlich durch eine offene Erklärung von dem Unternehmen lossagt.

Thema. Der Argwöhnische schadet sich selbst und verführt andere zu Schlechtigkeiten.

A. Der Argwöhnische verwandelt Freunde und treue Diener in Feinde.

1. Ungerechtes Mißtrauen beleidigt.
2. Beleidigung entfremdet und reizt zur Wiedervergeltung.
3. Rachsucht führt zu Anfeindungen, wenigstens zur Schadenfreude.

B. Der Argwohn verleitet die Menschen zu den Fehlern, die man ihnen andichtete.

1. Wer Beschimpfungen hinnehmen muß, dem nützt seine Redlichkeit nichts, und sein Ehrgefühl erlischt.

2. Ohne diesen Anhalt hütet er sich nicht mehr vor den Fehlern, für die er unschuldig büßen mußte.[1]) Ein Lehrling wird ein Lügner, weil der Meister stets an seiner Wahrheitsliebe zweifelt. Ein mißtrauischer Geizhals macht seinen Diener zum Diebe. Wie Wallenstein wurde schon Histiäus ein Verräter, weil man ihn als solchen behandelte. Der Kaiser Commodus traute keinem Menschen; als er zuletzt seine treuesten Anhänger ermorden lassen wollte, kamen sie ihm zuvor und schafften ihn aus der Welt.

Schluß. Nur Menschen von sehr festem Charakter werden den schlimmen Einwirkungen des Argwohns widerstehen, weshalb der Mißtrauische eine schwere Schuld auf sich lädt.

Max Piccolomini zu seinem Vater:

O hättest du vom Menschen besser stets
Gedacht, du hättest besser auch gehandelt.

14.

Hat Schiller recht, wenn er sagt: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert"?[2])

Schiller (Wallensteins Tod I, 6).

Einleitung. Terzky spricht diese Worte zu Wallenstein, um ihn zu dem entscheidenden Schritte zu bewegen. Sobald

1) „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind." (Goethe.)

2) Auf dem Gegensatze zwischen Egoismus und Altruismus (Eigenliebe und Nächstenliebe) beruht die ganze Moralphilosophie Schopenhauers. Dieser sagt: „Jede Handlung hat ein Motiv. Motiv kann nur Wohl oder Wehe sein und zwar das des Handelnden selbst oder eines andern. Nur in letzterem Falle hat eine Handlung sittlichen Wert". Selbstisch oder egoistisch hat tadelnden Beigeschmack, selbstlos drückt eine moralische Anerkennung aus.

man den Begriff des Nutzens ein wenig ausdehnt, scheinen sie, wenn nicht auf alle, so doch auf sehr viele Menschen zu passen.

1. Der grobe Egoismus beherrscht viele Tausende, obgleich er im offenbarsten Gegensatze zu der Nächstenliebe steht.
2. Der feinere Egoismus. Eltern und Erzieher, wenn sie die Jugend zu einem sittlichen Wandel und fleißigen Fortstreben anhalten, scheuen sich niemals, ihr die Achtung und Liebe der Nebenmenschen, die zeitliche Wohlfahrt und das ewige Heil in Aussicht zu stellen, und doch führen sie, genau genommen, damit die Tugend auf ein eigensüchtiges Interesse zurück. Ein solcher Egoismus liegt demnach
   a) im Ehrgeize, selbst wenn sein Objekt alles Lob verdient;
   b) in dem Streben nach Gemütsruhe, wie schon den Epikureern mit Recht vorgehalten wird, daß sie die Tugend, die dazu führe, zu einem Mittel erniedrigten;
   c) in der Rücksicht auf Lohn und Strafe, sowohl hienieden wie in der Ewigkeit.

Um von der Tugend jede Beimischung der Eigensucht fernzuhalten, stellte daher eine strenge Moralphilosophie den kategorischen Imperativ auf, nach dem der Mensch das Gute ohne alle Nebenrücksicht und allein deshalb üben soll, weil er dazu verbunden ist.

Schluß. Stets wird man sich berechtigt halten, bei denen, welche noch nicht auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit stehen, jene Motive des feineren Egoismus zur Geltung zu bringen, wenn es sich nur sonst um eine würdige Sache handelt. Sagt doch auch der Apostel (1. Kor. 3, 2): „Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise, denn ihr konntet noch nicht". Dem reiferen Menschen ist allerdings der Gewinn zeitlicher und ewiger Güter nicht ein Motiv zum Guten, sondern nur eine Folge davon, nicht eine Belohnung, sondern eine gnadenreiche Verheißung. „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." (Matth. 6, 33.)

15.

Herrenlos ist auch der Freiste nicht. (Tell II, 2.)

Einleitung. Anastasius Grün sagt: „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt", und Schiller: „Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde." Alles strebt nach Freiheit.

Thema. Schiller sagt aber auch: „Herrenlos ist auch der Freiste nicht", und zwar sind dies Worte Stauffachers, die dieser in der Rütliszene (Tell II, 2) äußert, wo er von der freiwilligen Unterwerfung der Schweizer unter die Habsburgische Herrschaft spricht. Derselbe Dichter sagt im „Antritt des neuen Jahrhunderts": „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume". Der Mensch ist abhängig

1. von der Natur: Ohne Licht und Luft können wir nicht leben, ebensowenig ohne die Nahrung, die uns der Boden spendet in Gemüse, Obst usw. Der Landwirt ist von der Natur abhängig bei der Bestellung seiner Felder und bei der Ernte. Die Natur zerstört nicht selten Menschenwerke, z. B. Orkane, Erdbeben, Überschwemmungen, Lawinen, Gewitter, Hagel, Feuersbrünste; denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand. Wir passen uns der Natur an in unserer Lebensweise (Kleidung nach Klima und Gegend, Arbeit und Ruhe bei Tage und bei Nacht, Spaziergang bei gutem Wetter u. a.).

2. von anderen Menschen: Körperpflege durch die Eltern und Verwandten besonders in der Jugend und im Alter; Kleider macht uns der Schneider, Schuhwerk der Schuhmacher, Stühle der Tischler usf., geistige Nahrung erhalten wir durch die Schule, die Kirche, die Eltern, die Bücher, die wir lesen, auch werden wir beeinflußt durch die Kultur unserer Vorfahren (Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen). Gebunden sind wir namentlich durch Sitte und Herkommen, z. B. durch Vorschriften der Etikette und andere Einrichtungen des geselligen Lebens.

3. vom Staate: Wir sind zu Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Gesetze verpflichtet, müssen polizeilichen Anordnungen Folge leisten, bei Ladungen vor Gericht erscheinen, bei Tauglichkeit Kriegsdienste tun, Steuern bezahlen. „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat". (Römer 13, 1. Epist. Petri 2, 3.)

4. von Gott, in dessen Hand wir uns immer befinden. Er lenkt und leitet unser ganzes Leben nach seinem Willen; er ruft uns von dieser Welt ab, wenn es ihm gefällt, er hat uns ein Sittengesetz gegeben (die 10 Gebote) und einen Richter in unsere Brust, das Gewissen.

Schluß. Wenn wir also von persönlicher, sozialer, politischer, sittlicher, von Denk- und Gewissensfreiheit sprechen, so ist dies immer nur mit Einschränkung zu verstehen.

16.

Im Vaterlande sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Schiller (Tell II, 1).

Einleitung. In den alten Sprüchen ubi bene ibi patria oder patria est, ubi pascor, non ubi nascor liegt an sich eine große Leichtfertigkeit, aber selbst ernstere Männer, denen nicht der eigene Vorteil über alles geht, sondern die sich ihren Nebenmenschen nützlich machen wollen, verlassen bisweilen aus einer kosmopolitischen Laune ihr Vaterland, weil sie glauben, sie könnten in der Fremde mehr ausrichten und erreichen als daheim.

Thema: Weshalb wird unsere Tätigkeit im Vaterlande mehr Erfolg haben als in der Fremde?

1. Auf dem uns bekannten Gebiete treffen wir leichter das rechte Verfahren. Der Staatsmann wird nirgends so klar wie daheim den Geist und die Bedürfnisse des Volkes, die bestehenden Gesetze, die Ausführbarkeit der Reformen durchschauen. Welche klägliche Rolle spielte der edele Kleomenes, als er die Ägypter zur Freiheit aufrief (221 v. Chr.)! Der Gelehrte überblickt am deutlichsten in seinem Vaterlande den

Stand der Wissenschaft; er weiß, was geleistet ist, und auf welchen Punkt er seine Forschungen zu richten hat. Der deutsche Lehrer wäre in Frankreich oder England, wo die nationale Engherzigkeit den Humanismus und die Philanthropie zu Hirngespinsten stempelt, ein unbrauchbarer Mann. In jedem Lande haben die Krankheiten einen besonderen Charakter, und selbst der erfahrene Arzt müßte da, wo Nahrung, Luft, Lebensweise anders als in seiner Heimat sind, sein Studium von neuem anfangen. Sogar der Kaufmann und der Handwerker kommen ohne die gründliche Kenntnis der Landessitten auf keinen grünen Zweig. Jeder Ackerwirt, der sich in einem fremden Lande ansiedelt, hat ein tüchtiges Lehrgeld zu bezahlen.

2. Nur in dem Vaterlande dürfen wir auf Empfänglichkeit und Unterstützung rechnen. Denen, die sich in einem fremden Staate an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligen, wird man nie ein reines Interesse für die Sache zutrauen. Wie viele Deutsche, die von den Ideen der französischen Revolution geblendet, um 1790 nach Paris eilten, verloren dort ihr Leben K. F. Cramer, der Biograph Klopstocks und der Sohn des als Dichter, Kanzelredner und Jugendfreund Klopstocks bekannten Professors Andreas Cramer zu Kiel, Joh. Georg Forster, Verfasser der Ansichten vom Niederrhein, hatten in Paris die größten Gefahren auszustehen und entkamen mit Not der Guillotine Nationale Eifersucht, nationale Vorurteile führen zur Verkennung des edelsten Vorhabens. „Wie kann aus Galiläa etwas Gutes kommen?" Die Behörden verfahren gegen den Eingeborenen mit aller Milde, gegen den Fremdling mit aller Strenge, die das Gesetz zuläßt. Nur in der Heimat hat man begeisterte Mitstreiter, nur hier gute Freunde und treue Nachbarn.

Im fremden Land bist du allein. Schiller.

3. Die Vaterlandsliebe verhilft uns zur Ausdauer und begeistert zu Opfern. Jeder sorgt am liebsten für die, welche ihm von Natur die nächsten sind. Der Gelehrte, der Dichter, der Heerführer suchen ihre Ehre in der Ehre des Vaterlandes. Niemals würden der Bürger und der Bauer ihre Güter

und ihre Söhne mit Freudigkeit hingeben, wenn es sich um die bloße Idee des Rechtes handelte oder um die Wohlfahrt eines Staates, in dem sie nur als Einwanderer leben; die Ehre, die Freiheit des Vaterlandes söhnt sie jedoch mit den schmerzlichen Opfern aus. Nächst der Religion hat nichts die Menschheit so sehr zu großen Taten begeistert als der nationale Gemeinsinn.

Schluß. Der Kosmopolitismus ist meistens nur eine vornehme Phrase im Munde der Trägen. Wer sein Leben der Sorge für sein Haus, für sein Amt, seine Gemeinde und sein Vaterland widmet, der lebt auch für die Menschheit. Der Kosmopolit möchte, wie er sagt, die ganze Welt an sein Herz drücken, aber er tut für sie nicht das geringste, wenn ihm die gewöhnlichen Wirkungskreise des einzelnen zu beschränkt erscheinen. Hast du wahre Menschenliebe, Geist und Stärke, so verstecke dich nicht hinter das *Δός μοι ποῦ στῶ*!

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Goethe (Tasso I, 3).

17.

In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe tut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Schiller (Maria Stuart I, 1).

Einleitung. Der Satz scheint widersinnig zu sein. Vielleicht hat er nur in einzelnen bestimmten Fällen Geltung, wie es hier für Maria Stuart, eine Königin und eine Frau, schmerzhaft sein konnte, daß man ihr den Gebrauch besserer Geräte, der Laute, unterhaltender Bücher, des Spiegels ꝛc. versagte; vielleicht sind aber auch hinreichende Gründe vorhanden, ihn im allgemeinen als wahr anzuerkennen.

Thema: Weshalb ist es leichter, ein großes Unglück zu ertragen, als die Annehmlichkeiten des Lebens zu entbehren?

1. Im Unglücke erwirbt sich unsere Standhaftigkeit die Achtung der Mitmenschen; in dem andern Falle wird unsere Entsagung kaum bemerkt.

Wer für seine dumpfe und enge Wohnung mit Mühe den Zins erschwingt, einen Tag wie den andern bei der Arbeit sitzt, während die Karossen ins Theater rollen, und bei der Arbeit sitzt, wenn sie heimkehren ꝛc., und sich dabei einmal das Zitat aus „Faust" erlaubt:

Es möchte kein Hund so länger leben,

den würde man unzufrieden und undankbar schelten, da er doch ein Obdach habe, mit den Seinigen gerade nicht hungere, sich meistens einer guten Gesundheit erfreue ꝛc. Seine Geduld verschafft ihm keine Ehre, man findet diese ganz natürlich. Wer aber einen harten Schlag des Schicksals mit festem Mut hinnimmt, den unterstützt sogleich die Achtung der Menschen. Er erträgt das Leiden wie ein Mann, weil man ihn darin als einen Mann erkennt.

2. Den einen erhebt ein zur Hilfe bereites Mitleid, den andern beschämt ein geringschätziges Bedauern.

Ein rechtschaffener Kaufmann verliert ein bedeutendes Kapital, setzt aber sein Geschäft mit ungebrochenem Eifer fort; die allgemeine Teilnahme, die Unterstützung der Freunde richtet ihn auf. Dort ist ein schlecht besoldeter Beamter. An seinem Wohnorte gibt es seit Jahren eine Eisenbahn; er hat sich bisher damit begnügen müssen, den abrollenden Zügen nachzusehen. Seine Sommerreisen haben ihn nicht über die Gärten vor dem Tore hinausgeführt. Wo er hinkommt, trifft er Leute, die sich über ihre Erlebnisse in Berlin, Dresden, Hamburg unterhalten. Er läßt seine Töchter mit Opfern eine höhere Schule besuchen. Die Mutter hört, wie die Kinder traurig miteinander flüstern: sie werden bei einer Annäherung von den reicheren Mitschülerinnen zurückgewiesen, weil sie zu schlichte Kleider anhaben. Jede Klage über solche Entbehrungen und Widerwärtigkeiten würde man mit Achselzucken aufnehmen.

3. Ein großes Unglück ist einmal zu überstehen, die kleinen Peinigungen des Mißgeschickes wiederholen sich täglich.

Dort vermittelt die Zeit eine wohltätige Vergessenheit; man ermannt sich zu einem neuen Wetten und Wagen. Hier gewährt die Zukunft keine Hoffnung; man schläft mit trüben Gedanken ein und erwacht mit trüben Gedanken. Auch die kleinen Leiden des Lebens reiben die Kraft auf, wie der Tropfen den Stein aushöhlt, und man möchte dem Satze beistimmen:

Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.
Sprichwort.

Welch' Leben ist's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß! Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethes, selbstvergessend,
Die Trauerschar der Abgeschiednen feiert?
Goethe (Iphigenie I, 2).

4. Es erschwert die Resignation, daß so viele Unwürdige die Lieblinge des Glückes sind und das, was der andere schmerzlich vermißt, nicht einmal schätzen.

Die junge Witwe betrachtet mit Tränen den dürftigen Weihnachtsbaum für ihre teuren Kinder; als der Vater noch lebte, war es anders. Dort im strahlenden Saale führte die Gouvernante ihre Zöglinge zu aufgetürmten Paketen und Schachteln; Vater und Mutter konnten ein neues Ballett nicht versäumen.

5. Bei einem großen Unglück setzt der Mensch eher eine weise Absicht der Vorsehung voraus, und sollte er sie auch nur in einer Prüfung seiner Stärke finden; die kleinen, aber endlosen Sorgen und Plagen erscheinen ihm als ein zweckloses Wehetun, als eine Schikane des Zufalls und der Menschen.

Napoleon I. äußerte, daß ihn der Verlust seines Thrones nicht so geschmerzt habe, wie die Schererei seines Kerkermeisters Hudson Lowe.

Schluß. Ohne Zweifel ist die Last dieser kleinen Übel des Lebens ebenfalls sehr drückend, doch siehe zu, ob nicht „an den Pfaden durch die Einöde ebenfalls manche Freude sproßt und den Durstenden labet" (Klopstock).

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirst du die Krämer-Wage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen. Goethe.

Und wehre dich endlich gegen den Irrtum, daß ein kummer- und mühevolles Dasein ohne den Willen und die weise Güte Gottes dein Los geworden ist.

18.

Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen.

Schiller (Maria Stuart II, 5).

Einleitung. Das Glück ist schwer zu binden und soll schon dadurch gefährdet werden, daß man von ihm spricht.

A. Der Volksglaube bestätigt diese Meinung.

1. Schon das bloße Sprechen ist gefährlich. Das Osterwasser muß man schweigend schöpfen und heimbringen. Der Schatz wird schweigend gehoben. Die Wasserfrau, die sich mit einem Ritter vermählt, verbietet ihm, nach ihrer Abkunft zu fragen. Goethes Gedicht von dem getreuen Eckart ꝛc.

2. Mehr noch schadet Prahlerei. Niobe. Die um das Gedeihen ihres Säuglings befragte Landfrau mäßigt das Lob, weil das Verreden dem Kinde nachteilig sei. Der Landmann in Schillers „Lied von der Glocke" rühmt mit stolzem Munde die Pracht seines Hauses, und es wird zu Asche.

B. Die Klugheit empfiehlt Verschwiegenheit.

1. Viele Menschen sind neidisch und habsüchtig. Sie suchen das, worauf wir hoffen, sich selbst zuzuwenden oder entreißen uns unser Glück. Der Reisende, der in der Schenke von seinem gefüllten Geldbeutel spricht, bestellt sich selbst die

Wegelagerer. Das stille Glück der Liebenden wird durch Mißgunst stiller Freundinnen oder Freunde oft getrübt (Heine: Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte).

2. Manche verleiden uns den Genuß durch die Bemängelung unseres Glückes; es geschieht nicht immer aus böser Absicht, sondern sie teilen nur nicht unsere idealische Illusion. Goethe schwieg von seinen Unternehmungen, bis er das Werk zustande gebracht, um nicht von allen Seiten Rat zu hören.

3. Was wir anderen mitteilen, gehört nicht mehr uns allein an, und unsere Freude verliert an Innigkeit. Wir haben das Gärtchen, wo wir uns in idyllischer Stille und Einsamkeit glücklich fühlten, dem Publikum geöffnet.

Schluß. Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut;
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut.
Goethe (Der getreue Eckart).

19.

Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. (Braut von Messina IV, 4.)

Einleitung. Es sind Worte Cajetans, des Führers vom Chore Manuels; er spricht sie aus, als er die Leiche seines Herrn nach dem Palaste gebracht hat.

Thema. Vergängliche, irdische Güter zieren zwar das Leben, aber trotzdem sollen wir unser Herz nicht an sie hängen. („Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, lerne den Schmerz".)

1. Sie befriedigen den Menschen nicht; denn
   a) sie können uns jeden Augenblick verloren gehen, sei es durch eigne Schuld oder durch Verschulden anderer, durch die Elemente usw. Glück und Glas, wie bald bricht das! Mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten. Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt (Hauff in Reiters Morgenlied). Rauch ist alles irdsche Wesen (Schiller, Siegesfest). Schönheit vergeht, Tugend besteht

b) sie geben weder wahre Freude noch rechten Trost. Non possidentem multa vocaveris recte beatum. Rectius occupat nomen beati, qui deorum muneribus sapienter uti duramque callet pauperiem pati (Hor.). Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle weit außer sich in wilder Lust, in sich trägt er den Himmel und die Hölle und seinen Richter in der Brust. Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt. Reiche sind oft habgierig, daher unzufrieden. Bei Verlust der Gesundheit oder eines lieben Angehörigen vermögen irdische Schätze nicht zu trösten.

2. Sie veredeln und vervollkommnen den Menschen nicht sittlich. Durch sie wird das Herz oft verhärtet, von den Gedanken auf die ewige Seligkeit abgelenkt, stolz und übermütig gemacht. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? (Marcus 8, 36). Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich gelange (Matth. 19, 24). Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Jesus sprach zum reichen Jüngling: Wenn du mir nachfolgen willst, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, alsdann komm und folge mir nach. Der reiche Mann und der arme Lazarus. Judas, der die Kasse unter den Jüngern führte, ward zum Verräter.

Schluß. Jeder ist seines Glückes Schmied. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne (Illo zu Wallenstein, Piccolomini II, 6).

20.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Schiller (Sprüche).

Einleitung. Unsere Zeit krankt an Zerfahrenheit; viele lernen allerlei und wollen allerlei sein. Wer aber wahrhaft Tüchtiges leisten will, der darf nichts halb machen, sondern muß sich möglichst zu einem ganzen Manne ausbilden.

Thema. Schiller spricht in seinem Distichon zwei Ermahnungen aus.

1. Immer strebe zum Ganzen, d. h. suche selbst ein Ganzes zu werden. Dies erreichst du
   a) wenn du alle Kräfte des Geistes und des Körpers möglichst gleichmäßig ausbildest und nicht eine Fähigkeit auf Kosten der andern einseitig übst.
   b) wenn du dein Streben stets nur auf ein erreichbares Ziel richtest und nicht eher weiter trachtest, als bis du es vollkommen erreicht hast. „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß" (Goethe). „Wer etwas Treffliches leisten will, hätte gern was Großes geboren, der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft" (Schiller, Breite und Tiefe). „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" (Goethe). „Tu, was du kannst, und laß das andre dem, der's kann. Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann" (Rückert, Brahm. 22, 36).
2. Kannst du selber kein Ganzes werden, so schließe dich als dienendes Glied an ein Ganzes an, d. h. es gibt Beziehungen und Verhältnisse, wo der einzelne nicht für sich da ist, sondern für die Gesamtheit; dann muß er sich in diese fügen. Solche Ganze sind z. B. Familie, Schule, Staat, Kirche. Vorteile dieses Anschlusses sind:
   a) Wir lernen uns dadurch besser kennen, werden im Umgang mit andern klarer über unsere Mängel und können unser Augenmerk darauf richten, sie zu beseitigen, sehen aber auch unsere starken Seiten, wenn wir uns mit andern messen, und können auf deren weitere Ausbildung größeren Fleiß verwenden.
   b) In Gemeinschaft mit andern können wir eher etwas leisten und werden durch die dann erzielten Erfolge zu weiterem Streben angefeuert. Tell sagte: „Der Starke ist am mächtigsten allein", aber er schloß sich doch zuletzt an die Eidgenossen an.

c) Schutz des Staates, Segen der Kirche, Unterstützung und liebende Fürsorge der Familienangehörigen usw.

Schluß. Die rechte Unterordnung läßt sich wohl mit der rechten Selbständigkeit vereinigen.

21.

Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.

Schiller (Glocke).

Einleitung. Es ist nicht genug, daß man sich eine Sentenz merkt; man muß sich auch ihres Inhaltes bewußt werden.

Thema: Steht die Natur dem Menschen wirklich als eine feindselige Macht gegenüber?

A. I. Welche Elemente äußern hauptsächlich ihren Haß gegen ihn?
   1. Das Feuer: Gewitter, Vulkane, Pulverexplosionen, Häuser-, Wald- und Schiffsbrände.
   2. Das Wasser: Überschwemmungen, Dammbrüche, Eisgang, das Meer mit Untiefen und Klippen.
   3. Die Luft: Stürme, Hagel, Lawinen, Pestwinde.
   4. Die Erde: die mühsame Beackerung, die Erzeugung schädlicher Pflanzen, die giftige Sumpfluft, Einstürze 2c.

II. Auf welche Weise?
   a) Sie zerstören mit Gleichgültigkeit das Kostbarste wie das Wertlose. Ein Gemälde von Raphael ist dem Feuer nur ein mit Öl getränktes Stück Leinwand.
   b) Sie überfallen den Menschen oft tückisch, namentlich zur Nachtzeit, wenn er sich am wenigsten schützen kann.
   c) Sonst uneinig, verbinden sich die Elemente gegen den Menschen (in Lissabon wüteten 1755 zugleich Erdbeben, Überschwemmung und Feuer).

B. Die Natur liebt aber auch den Menschen; sie ist unermüdlich im Wohltun, und selbst ihr Haß bringt ihm Nutzen.
   1. Dieselben Elemente sind seine Gehilfen und unterstützen ihn bei seinen Arbeiten und Unternehmungen.

2. Ihre Zerstörungen regen ihn zum Nachdenken und zur Tätigkeit an, um Schutzmittel zu erfinden, schlimme Folgen abzuschwächen, Neues zum Ersatze zu schaffen u. dergl.
3. Sie läutern und stählen, wie jedes Unheil, seinen sittlichen Charakter.

Schluß. Diejenigen irren also, welche meinen, daß in der Natur ein finsterer Dämon den Segnungen Gottes entgegenwirke.

22.

Der Lebende hat recht. Schiller (An die Freude).

Einleitung. Die Wissenschaften sind hauptsächlich das Band, welches die Gegenwart mit der Vergangenheit vereinigt. Sie bewirken, daß das, was unsere Vorfahren, ja was die Völker der Vorwelt erreicht und geschaffen haben, nicht verloren geht, sondern jüngeren Generationen zur Grundlage des Fortstrebens dienen kann. Jedes Zeitalter, jedes Geschlecht würde, wie es bei den Tieren und bei den Wilden der Fall ist, nur für sich leben und auf demselben Standpunkte der Entwickelung bleiben, wenn nicht die Wissenschaften einen Zusammenhang zwischen ihnen herstellten und alle Menschen, sowohl die, welche längst in Staub zerfallen sind, wie die, welche erst in künftigen Jahrhunderten leben werden, zur Menschheit verbänden. Es erhöht unser Selbstbewußtsein und unsere Freude an dem Dasein, daß wir uns nicht als Einzelwesen fühlen, die sich unter den Milliarden verlieren, welche die Erde bewohnt haben und mit uns bewohnen. Jeder Gebildete weiß, daß sein Beruf, sein Amt, daß er selbst in dem Organismus der Gesellschaft mitzählt.

Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz. Schiller.

Dennoch wird dieser Zusammenhang der Zeiten nicht immer anerkannt oder festgehalten. Manche geben sich gern der Betrachtung einer großen Vergangenheit hin, aber sie versäumen darüber die Gegenwart, anderen scheint das Alte, so bedeutend es in seiner Zeit gewesen sein mag, allenfalls des Lobes, aber

nicht der Benutzung wert und dem Fortschritte hinderlich. In einzelnen Fällen mögen sie recht haben, aber man muß niemals, was nun gezeigt werden soll, aus der Einseitigkeit einen Grundsatz machen.

Thema. Ehret das Altertum, doch laßt uns für unsere Tage leben.

A. Der einseitige Kultus der Vergangenheit.

1. Seine Lichtseite.
   a) Es zeugt von dem Sinne für das Große und Schöne, wenn man sich in die Geschichte alter Zeiten und Völker versenkt, die Taten ihrer Feldherren, die Schöpfungen der Staatsmänner, die Werke ihrer Schriftsteller ꝛc. studiert. Wie viele ausgezeichnete Gelehrte widmeten ihr ganzes Leben der Betrachtung des klassischen Altertums. Jakob Grimm hat ein halbes Jahrhundert hindurch die reichen Gaben seines Geistes und Gemütes allein auf die Beleuchtung der Sprache und Poesie unserer Vorfahren, ihrer Religion, Gesetze und Sitten verwendet und so die deutsche Vorwelt wieder enthüllt, die gleich einer verschütteten Stadt von der Erde verschwunden schien.
   b) Es zeugt von einer dankbaren Pietät, wenn wir nicht vergessen, daß das Beste, was wir besitzen, zum größten Teile nicht unser Werk, sondern ein ererbtes Gut ist. Viele Geschichtschreiber haben an den Fürsten der Vergangenheit, an ihren Räten und Feldherren, an den Künstlern und Dichtern immer zu tadeln, meistens nur, um ihre eigene Klugheit leuchten zu lassen. Auf der Erde ist einmal nichts vollkommen, und die Wahrheit fordert es, daß wir gegen die Mängel nicht blind sind, aber man muß sich auch die Fähigkeit erhalten, auf das Große und Gute mit der freudigsten Hingabe zu achten.
2. Seine Schattenseite.
   a) Doch die Menschen sollen nicht nur Geschichte studieren, sondern auch machen, nicht bloß Monumente errichten,

sondern sich selbst ein ehrendes Andenken erwerben. Was hat die Welt davon, daß jemand die fromme Begeisterung eines Gottfried von Bouillon, die Menschenfreundlichkeit eines Pestalozzi, den Bürgersinn eines Franklin ꝛc. gründlichst nach den Quellen studiert und an solche Männer mit inniger Hochschätzung zurückdenkt; die heilige Schrift sagt: Gehe hin und tue desgleichen! Den Gelehrten muß man dabei nicht unrecht tun. Trotz ihrer Hingabe an das Altertum leben sie für die Gegenwart, wenn sie ihre Zeitgenossen über die Vergangenheit aufklären, wenn sie in weiteren oder engeren Kreisen die Herzen zur Aufnahme des Herrlichen, das sie selbst erhoben, zubereiten und eine Saat für die Zukunft streuen. Allerdings mag es aber auch manchen Sonderling geben, der bei seinen Studien nur für sich Befriedigung sucht und um der Vergangenheit willen die Mitwelt vergißt. Der große Haushalter fordert, daß niemand sein Pfund vergrabe.

b) Oft führt jener Rückblick auf bedeutende Vorfahren zur Selbstüberschätzung. Konnte der Stolz auf die Taten der preußischen Armee unter Friedrich dem Großen die Niederlage bei Jena abwenden? Man sagt, er war ihre Ursache

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen. Goethe (Faust I).

B. Das einseitige Interesse für die Gegenwart.

1. **Die Geringschätzung und die Unkenntnis der Vergangenheit führt zu Fehlgriffen.** Jeder verständige Maler, Komponist, Gelehrte wird sich an den Werken der alten Meister schulen, ja dem Handwerker sind überlieferte Erfahrungen höchst willkommen. Die Göttinger Dichter, selbst Goethe und Schiller, verachteten anfangs in ihrem Geniedrange das Regelbuch der Poetik, mußten sich aber bald wieder entschließen, „den Alten ihre Lektion aufzusagen". Auch im Staatswesen hat wohl eine neue Schöpfung, die sich auf einen vollkommenen Bruch mit der Vergangenheit gründete, überlieferte Meinungen, Rechte und Sitten verletzte, niemals

Gedeihen gehabt. Joseph II. († 1790) bestimmte für sich die traurige Grabschrift: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen." Und woher das Unglück? weil er das Alte mit verwegenen Neuerungen zerstörte, statt es fortzubilden. Das Bessere war hier, mit Voltaire zu reden, der Feind des Guten.

2. Mit der Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit berauben wir uns des begeisternden Vorbildes. Das Verlangen, es den tüchtigen Männern der Vorzeit gleichzutun, und namentlich, nicht die Ehre des Vaterlandes sinken zu lassen, ist einer der mächtigsten Antriebe zu großen Taten. Der Patriotismus beruht größtenteils auf der Freude an dem Ruhme der Vorfahren. Im Kriege befähigt ein stolzes Nationalgefühl den Soldaten und den Bürger zu jedem Opfer. Nach Homer (Od. XVII, 322) nimmt der Tag der Knechtschaft dem Manne die Hälfte seines Wertes, und was kann von einem Volke übrigbleiben, wenn es fast zweitausend Jahre hindurch von Fremden beherrscht und gemißhandelt wird? Das griechische Volk hat sich aber trotz solcher Umstände den Trieb zur Freiheit lebendig erhalten, und sein Kampf mit den Türken hat ebenso viele Beispiele von hochherziger Aufopferung geliefert, wie die Perserkriege. Wäre dies möglich gewesen, wenn sich nicht in ihm das Andenken an den Glanz seines Altertums fortgepflanzt hätte? Auch in den Künsten des Friedens bewirkt das Nationalgefühl den regesten Wetteifer. Wie herrlich, wenn sich (nach der Ode Klopstocks) Teutona, von der die Sage ging, sie sei nicht mehr, wieder in der Rennbahn neben die britische Muse stellt, mit der sie einst im Bardenhaine aufwuchs! Goethe durfte mit Recht behaupten: Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung!

Schluß. Demnach ist es nicht genug, nur dankbar die Alten zu ehren, denn wir sollen für die Gegenwart wirken und leben; wiederum ist es auch unbillig und schädlich, wenn man es für überflüssig hält, die Vorzeit zu Rate zu ziehen und sich an ihrer Größe zu erheben. Für die bedeutenden Männer der

Vergangenheit ist dies das schönste Denkmal, daß ihr Streben nachwirkt, indem es benutzt wird und zur Nacheiferung anregt, und in die Entwickelung des Menschengeschlechts kommt nur Einheit, Stetigkeit und Ordnung, wenn jede Generation den Kulturgewinn der Vergangenheit festhält und ihrerseits der Zukunft eine bildsame Grundlage überliefert. „Die Menschheit zusammen ist erst der wahre Mensch" (Goethe).

Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht und alles ist Samen. Schiller.

23.

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.

Schiller (Kampf mit dem Drachen).

Einleitung. Die Mamelucken waren eine im 13. Jahrhundert aus türkischen Sklaven gebildete Leibwache der Sultane von Ägypten. Sie gelangten bald zur Herrschaft und zeichneten sich bis zu ihrer Vernichtung durch Mehemed Ali (1811) als tapfere Leute aus. Der Dichter nennt sie aber keineswegs deshalb, weil sie gleichsam die wahren Repräsentanten des Mutes unter den Nichtchristen sind, sondern weil jene Worte einem Johanniter gelten, dessen Orden mit ihnen schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Der Spruch stellt alle Menschen, die noch den ungebildeten Trieben unserer Natur folgen, und namentlich die Heiden dem wahren Christen entgegen.

Thema. Dem natürlichen Menschen gilt der Mut, dem wahren Christen aber der Gehorsam für die höchste Tugend.

A. Die Tapferkeit als Schmuck des Heiden.

1. Nach der ihm angeborenen Freiheitsliebe haßt der Mensch von Natur jeden Zwang, der seine Triebe einschränkt, mögen diese noch so selbstisch und anderen noch so verderblich sein.

Er unterwirft sich den Schwachen, der ihm als Sklave dienen muß, er kennt nichts Süßeres als Macht und Herrschaft, als die Freiheit, zu tun und zu unterlassen, was ihm beliebt. Dies Glück des natürlichen Menschen ist zugleich sein Stolz, weil er sich den Genuß der Willkür durch Tapferkeit erwirbt und sichert. Niemand darf ihn ungestraft beleidigen, niemand darf es wagen, seinen Ansprüchen entgegenzutreten. In die Tapferkeit drängt sich seine ganze Existenz, seine Persönlichkeit zusammen, ja er erwartet von ihr einen bleibenden Ruhm bei der Nachwelt.

2. Der innere Widerspruch zwischen der Tapferkeit und dem Gehorsam. Beide sind einander nicht immer entgegengesetzt, wohl aber dann, wenn die Tapferkeit jenen Hang zur Herrschsucht, zur Willkür und zur Ruhmliebe zur Grundlage hat. Wer diesen selbstischen Trieben frönt, der kann sich nicht zugleich unter eine andere Gewalt beugen wollen. Er wird auch den Gehorsam gegen die Götter stets als einen Zwang empfinden, den er nur nicht abschütteln kann, und die kräftigere oder wildere Generation der griechischen Helden, jene trotzigen Titanen, wagten es daher, gegen den Himmel anzustürmen oder, wie der angeschmiedete Prometheus, die Übermacht der Olympier zu lästern und zu verachten.

Da ist kein Unglimpf und keine List, durch die
Mich Zeus bewegen wird, dies zu verkündigen,
Bevor die schmählichen Bande gelöst sind.
O mag darum herabfahren die glühende Flamme,
Mit weißgefiedertem Schneegestöber und erderschütterndem
Gewitter mag er alles mengen, verwirren:
Nichts davon wird mich beugen, daß ich ihm sagte,
Durch wen er die Herrschaft verlieren muß. Äschylus.

Anm. Zur historischen Erläuterung. Den hauptsächlichsten Inhalt der Heldenmythen und der älteren Kriegsgeschichte der Griechen und Römer bildet die Verherrlichung der Tapferkeit im Kampfe und des Mutes im Leiden. Der höchste Schmuck des Indianers ist eine lange Reihe erbeuteter Skalpe; am Marterpfahle hat er bis zum letzten Atemzuge keinen andern Gedanken, als die Unüberwindlichkeit seines Mutes zu bewähren, wie der Hagen der „Edda" seinen Feinden ins Gesicht lachte, als sie ihm die Brust aufbrachen und ihm das Herz aus-

schnitten. Es ist ganz in antikem Sinne gedacht, daß Niobe bei Frdr. Müller, durch den Anblick ihrer sterbenden Kinder für einen Augenblick überwältigt, zwar das letzte, jüngste durch eine Fürbitte retten will, aber als es dennoch in ihren Armen getötet wird, sich stolz aufrichtet, weil sie nun für die grausamen Götter unangreifbar geworden ist.

B. Der Gehorsam als Tugend des Christentums.

1. Unsere Religion fordert einen Gehorsam, welcher einmal das zum Kennzeichen hat, daß der Mensch sich willig und mit kindlichem Sinne den Geboten des Höchsten unterordnet, weil er voll Ehrfurcht und Liebe in Gott den Inbegriff des Guten und den Quell alles Segens erkennt, und ferner, daß er sich vorzugsweise in dem Widerstande gegen die selbstischen Triebe der Natur bewähren soll. Die Religion des Christen ist eine Demut vor dem Herrn, eine Verleugnung seiner selbst, ein Gottesdienst. Sie ist eine opferfreudige Nächstenliebe und umfaßt eine Reihe von Tugenden, wie die Sanftmut, die Versöhnlichkeit, die Fähigkeit, Böses mit Gutem zu vergelten, die das Heidentum weder zu üben bereit ist noch einmal als Tugenden anerkennt. Christus war dem Vater gehorsam bis zum Tode am Kreuze; dies ist das Vorbild, das er uns hinterlassen hat. Die Tapferkeit herrscht und nimmt jedem das Seine, die Liebe dient, sie ist langmütig und freundlich und gibt jedem das Ihre.

2. Anderseits macht das Christentum die Tapferkeit keineswegs entbehrlich. Der fromme Sinn, der Gehorsam gegen den Willen des Höchsten, soll in mannhaften Handlungen hervortreten, denn das gute Herz allein tut es nicht. Jene brave Frau (die Mutter des Philologen Wolf) liebte das treffende Scherzwort: Nachbars Kuh hat auch ein sanftes Gemüt, aber sie gibt keine Milch. Was nützt das Gold, wenn es im Schoße der Erde vergraben liegt, und was nützen alle Tugenden, wenn sie nicht, dem Gebote Gottes gemäß, mit Mut und Festigkeit zur Bekämpfung der Frevel und des Elendes verwendet werden?

Anm. In der Sturm- und Drangperiode tat man sich viel auf ein titanisches Kraftgefühl zugute und machte dem Christentume den Vorwurf, daß es nur zu einer weiblichen Milde anleite, die Menschheit

ıtnerve und für Kranke oder Krankenpfleger bestimmt scheine. Diesem rgen Irrtume hätte schon eine Erinnerung an die Blutzeugen des ılaubens, an die Kreuzzüge, an einen Luther vorbeugen sollen. Die ıristliche Religion hat nur dem Heldentume die selbstische Grundlage enommen, indem sie dieses dem Gehorsam gegen Gott unterwarf nd somit sittlichen Lebenszwecken dienstbar machte; sie hat die Kraft es Hasses und der Zerstörung in die Kraft der Liebe verwandelt. Dies t der Segen, den das Christentum über die heidnischen Naturvölker es Mittelalters verbreitete, so daß die Welt in einen höheren Kreislauf er Kultur eintrat.

Schluß. Der Johanniter in dem Gedichte, obgleich Mitlied eines geistlichen Ordens und durch ein besonderes Gelübde um Gehorsam verpflichtet, hatte von seiner Tapferkeit, die er ıach des Meisters Willen für den Kampf gegen die Ungläubigen ıufsparen sollte, einen üblen Gebrauch gemacht. In der damaligen Ritterwelt kam noch oft ein solcher Konflikt zwischen dem natürlichen, heidnischen Tatendrange und der Religion zum Vorchein. Viele Helden, wie Walter von Aquitanien, folgten ihrer Raufluft, gingen aber zuletzt, wenn ihnen das Alter die Reue ıahelegte, in ein Kloster. Wie wohl mußte diesen tapferen Degen zu Mute sein, als endlich die Religion selbst das Waffenverk heiligte, als das, was ihren wilden Trieben schmeichelte, ür einen Gottesdienst erklärt wurde. Hierauf beruhte größtenteils ıie beispiellose Begeisterung für die Kämpfe zur Befreiung des ıeiligen Grabes.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!
Schiller (Johanniter).

24.

Hoffnung und Mäßigung, beide verehr' ich auf einem Altare; Jene nur wecket die Kraft, diese nur sichert den Sieg.

(Nach Herder.)

Einleitung. Die Hoffnung wird unzählige Male von den neueren Dichtern als eins der herrlichsten Geschenke der Vorsehung gefeiert. Selbst Schiller widmet ihr ein Loblied („Es reden und träumen die Menschen viel" ꝛc.), das allgemein

bekannt ist, weil jeder seine Wahrheit empfindet. Die Hoffnung hilft uns die gewöhnlichen Sorgen des Lebens überwinden, sie beruhigt auch unsere tiefste Sehnsucht, weshalb sie, mit dem Glauben und der Liebe verbunden, zu einem Symbole der christlichen Religion geworden ist. Solange es Menschen gibt, haben sie auch der Hoffnung bedurft und sich an ihr erquickt. Daher ist es natürlich, daß auch die Weisen und die Dichter des Altertums ihrer so oft gedenken. — Mit der Mäßigung verhält es sich etwas anders. Sie wurde nur von den Alten nach ihrem vollen Werte geschätzt. Nicht nur daß das μηδὲν ἄγαν und ne quid nimis weit verbreitete Wahlsprüche waren, die temperantia wurde auch ausdrücklich unter die vier Kardinaltugenden aufgenommen. Jetzt ist das Maßhalten eine seltene und unbeliebte Tugend; im Leben sowohl wie in der Kunst, dem Abbilde des Lebens, gehen Gedanken, Empfindungen und Begierden gern über die engen Grenzen der Ordnung hinaus. Nur das Ungewöhnliche, Exzentrische, Schrankenlose reizt den friedlos weiter strebenden Menschen und erweckt in der Lyrik und auf dem Theater die Aufmerksamkeit der Menge. Die Moral gründet ihre Gebote und Verbote auf andere Prinzipien als auf die Furcht, durch eine Hybris die Nemesis zu erzürnen. Gleichwohl ist klar, daß ohne die Mäßigung und die Herrschaft über sich selbst noch heute niemand eine Tugend üben und einen Fehler vermeiden kann, und wenn wir weit entfernt sind, das Moralprinzip unserer Religion[1]) mit dem Grundsatze des Maßhaltens zu vertauschen, so ist es doch heilsam, sich einmal auf den Standpunkt der antiken Anschauung zu versetzen. Das Epigramm von Herder gibt uns dazu Gelegenheit.

Thema: Inwiefern kann man von der Hoffnung sagen, daß sie die Kraft erweckt, und von der Mäßigung, daß sie uns den Sieg verbürgt, daß also das Gelingen durch beide bedingt ist?

---

1) Die Ehrfurcht vor Gott und die Liebe zu ihm; daher bei Luther die Erklärung jedes Gebotes mit den Worten beginnt: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß ꝛc.

A. Die Hoffnung.

Ist sie bei unseren Handlungen wirklich als das eigentliche Motiv zu betrachten? Scheinbar nicht, denn unsere Wünsche gehen zunächst aus einem sachlichen Interesse hervor. Aber selbst die Habsucht oder der Ehrgeiz oder die Nächstenliebe würden uns zu keiner Handlung bewegen, wenn ich nicht zu ihnen die Aussicht gesellte, das erwünschte Ziel zu erreichen. Der Hunger reizt den Löwen zu einem Angriff auf die Herde, doch er schleicht mit bitterer Resignation davon, wenn ihm die Nähe bewaffneter Menschen keine Hoffnung läßt, sich der Beute zu bemächtigen. Stellt uns aber die Hoffnung einen günstigen Erfolg als möglich oder als wahrscheinlich dar, so werden die Kräfte und der Mut lebendig, man scheut kein Opfer, keine Gefahr, keine Anstrengung; denn das Gelingen, dem man mit Bestimmtheit entgegensieht, bietet für alles eine völlige Entschädigung dar. Die Römer hatten die Gewohnheit, vor einer Schlacht durch die Augurn die heiligen Hähne beobachten zu lassen. Das begierige Fressen des Futters schwächte die Feinde nicht, aber es weckte die Hoffnung, und mit dieser errang man mutig den Sieg. Publius Claudius Pulcher behandelte, nach Sueton im Leben Tibers, am Anfang das Tripudium mit Geringschätzung. Dies erregte Mißtrauen, und er verlor Schlacht und Flotte (252 v. Chr.). — Die Meinung, daß bei Napoleons Macht und Genie aller Widerstand vergeblich sei, zersprengte bei Jena die sonst tapfere preußische Armee, und die Verzweiflung machte die Menschen feige und niederträchtig, so daß die stärksten Festungen ohne einen Versuch zur Verteidigung preisgegeben wurden. Der Ausgang des Feldzuges nach Rußland gab den zertretenen deutschen Völkern das Leben wieder, und als erst die Hoffnung da war, sprangen wie auf einen Zauberschlag die alten siegreichen Tugenden hervor, die Ehrliebe, der Freiheitssinn, der alles opfernde Patriotismus, die Tapferkeit, die ausdauernde Heldenkraft.

B. Die Mäßigung.

1. Sie lehrt uns unsere Ansprüche herabstimmen. Es bedarf keiner Ungunst des Schicksals dazu, daß übertriebene

Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Obgleich es keinen Menschen gibt, in dessen Lebensgang nicht wunderbare Ereignisse einmal eine entscheidende Wendung gebracht hätten, so darf doch niemand auf Wunder rechnen und auf Wunder seine Luftschlösser bauen. Dagegen hofft auf ein bescheidenes Glück niemand vergebens.

Multa petentibus
Desunt multa. Bene est, cui Deus obtulit
Parca, quod satis est, manu. Horat.

2. Sie lehrt uns unsere Unternehmungen einschränken. Hochfliegende Pläne berauben sich selbst des Erfolges. Nach einigen fruchtlosen Versuchen legt man die Hände in den Schoß und verdirbt die Zeit mit trübsinnigen Klagen über Gott und die Menschen, während man ein halb so schwieriges Werk sehr gut hätte zustande bringen können. Selbst Eifer und Ausdauer können in diesem Falle zu nichts führen, da das Unerreichbare einmal nicht zu erreichen ist. Dagegen wird uns bei einem Vorhaben, das unseren Kräften gemäß ist, die Hoffnung nicht leicht täuschen, und darum soll uns bei allen unseren Handlungen vorschweben, was der Dichter den Schriftstellern empfiehlt:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus; et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. Horat.

Est quodam prodire tenus, si non datur ultra. Idem.

Die deutsche Odyssee von Voß machte Epoche, die Übersetzung Shakespeares, die er mit seinen Söhnen unternahm, ist vergessen.

In tenui labor, at tenuis non gloria, si quem
Numina laeva sinunt auditque vocatus Apollo. Vergil.

3. Ohne eine maßvolle Besonnenheit ist auch das, was an sich nicht unerreichbar ist, weder zu erlangen noch zu behaupten.

Non minor est virtus quam quaerere parta tueri;
Casus inest illic, hoc erit artis opus. Ovid.

a) Beispiele aus der Kriegsgeschichte. Wie viele Schlachten gingen nur deshalb verloren, weil man den weichenden Feind zu hitzig verfolgte. Der blinde Eifer, die ungestüme Verwegenheit führen selten zum Siege. Miltiades bewies auch dadurch seine Größe, daß er bei Marathon die Flügel seines Heeres von der Verfolgung zurückrief und mit ihnen das schwache Zentrum verstärkte, bis der Feind hier ebenfalls geschlagen war. Die österreichischen Ritter erlagen bei Morgarten (1315) und bei Sempach (1386), weil sie in der Gewißheit des Sieges die Schar der Bauern verachteten und diese ohne rechten Kampf niederreiten wollten. Ebenso bereitete die maßlose Verwegenheit den burgundischen Rittern bei Granson, Murten (1476) und Nancy (1477) den Untergang. Karl der Kühne ward das Opfer seiner unbändigen Leidenschaften;

Ajax fiel durch Ajax' Kraft,
Ach, der Zorn verdirbt die Besten.

Schiller (Siegesfest).

b) Beispiele aus der inneren Geschichte der Staaten. Wie viele Männer, die sich aus niederem Stande bis zur höchsten Stufe des Ansehens emporschwangen, fanden einen kläglichen Tod, weil sie nicht Maß zu halten verstanden. Was sie selbst für sich gewünscht, was ihre Freunde, Anhänger und Mitbürger durch sie zu erlangen gehofft hatten, das alles war plötzlich dahin. So Cola Rienzi in Rom († 1354), der zweimal der Befreier des Volkes war und endlich als dessen grausamster Tyrann getötet wurde. — Der Fischer Thomas Agnello (Masaniello † 1647) unternahm es, Neapel von dem Drucke der spanischen Herrschaft zu befreien. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Erwartungen. Doch sein Glück, sein neuer Rang, der Zauber der Gewalt, die Entfesselung der Leidenschaften durch ein unmäßiges Weintrinken stürzten ihn in Wahnsinn und Tod, worauf der Despotismus in seiner Vaterstadt noch ärger hauste. — Die Geschichte der französischen Revolution schärft uns zuletzt auf jedem Blatte die Wahrheit ein, daß die Hoffnung kühn macht und große Erfolge erringt, daß sie jedoch dem Menschen zum Fallstrick wird, wenn es ihm an Mäßigung mangelt.

Schluß. Die Oden des Horaz sind sehr reich an Lehren dieser Art. Während der Bürgerkriege war in Italien hundert Jahre hindurch der Niedere erhöht, der Mächtige gestürzt worden und vielleicht wieder zu Ehren gekommen, so daß in dem Bewußtsein des Volkes zuletzt das Leben für nichts anderes als für ein wechselndes Spiel des Glückes gelten konnte. Eine verwegene Sorglosigkeit führte ebenso gewiß zum Untergange, wie der verloren war, welcher sich in dem Elende einem mutlosen Trübsinne ergab. Die Lebensweisheit des Dichters stellt sich daher in die Mitte dieser Extreme. (Vgl. c. II, 2; II, 10; II, 16; III, 1; III, 4; III, 16.) Immer sucht Horaz die Leidenden durch ein Wort der Hoffnung zu ermuntern, und anderseits rät er den Stolzen, sich beizeiten zu mäßigen und resignieren zu lernen.

Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene praeparatum
Pectus. Horat. c. II, 10, 13.

Der aber, welcher sich mit wenigem begnügt, nicht bestrebt ist, sich den Schicksalsmächten für ihre Gunst zu verpflichten, und daher auch nicht in Gefahr kommt, sie zu erzürnen, hat das beste Teil erwählt.

25.

Was ist in Herders Wahlspruch: „Licht, Liebe, Leben!“ als die Bestimmung des Menschen bezeichnet?

Einleitung. Dieser Wahlspruch Herders befindet sich auf einer Gedächtnistafel der Stadtkirche in Weimar, in der er zu predigen pflegte.

1. Licht. Wie die Pflanze das Licht zum Gedeihen braucht, so auch der Mensch. Das Streben nach der Aufklärung des Geistes: Bildung der Urteilskraft; Kenntnis der Erde, des Lebens, der Geschichte, Einsicht in den Endzweck, den die Menschheit, das gegenwärtige Zeitalter und der einzelne Mensch, je nach seiner Begabung und Stellung, unter der Führung des Höchsten zu verfolgen hat.

2. Liebe. Die Heiligung des Herzens zu der Ehrfurcht vor Gott, aus der die Nächstenliebe und alle Tugenden fließen. „Hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle; die Liebe sucht nicht das Ihre, sie ist langmütig und freundlich" (1. Korinth. 13, 1).

3. Leben. Der Mensch ist zur Teilnahme, zur Tätigkeit geboren. Er soll im Vereine mit den Brüdern rastlos an dem Reiche Gottes bauen,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.
Goethe (Epilog zur Glocke).

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum. Goethe (Faust).

Schluß. In dem Wahlspruch Herders ist die Bestimmung jedes Menschen vorgezeichnet.

26.

Arbeit und Fleiß das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel. Fischart.

Einleitung. Anknüpfen an Fischarts Glückhaftes Schiff von Zürich, worin sich der Ausspruch befindet. Zusammenhang der Stelle oder: Arbeit und Fleiß sind nicht bloß des Blutes Balsam, wie Herder im Cid sagt, sondern können auch herrliche Taten vollbringen.

Thema: Was erreicht man mit Arbeit und Fleiß?

A. Einzelne werden

a) im eigentlichen Sinne durch eigne Anstrengung über Flüsse (Schwimmen, Bau von Stegen, Brücken, Fahrt im Kahn oder Schiff) und Höhen (Bergwanderung, Paßstraßen, Eisenbahntunnels) geführt.

b) in übertragenem Sinne durch rastlose Tätigkeit in den Besitz äußerer Güter (Reichtum, hervorragende Lebensstellung, Ämter, Auszeichnungen) und zum Erwerb innerer

Güter (Geistesbildung im Bereiche der Wissenschaften und Künste, sittliche Vervollkommnung) gebracht.[1])

B. Ganze Völker erreichen viel durch ihre Arbeit, z. B. Kolonisation des deutschen Ostens. Entwickelung der deutschen Industrie und des deutschen Handels, Wachstum des preußischen Staates, ebenso des römischen.

Schluß. Dichtersprüche und Aussprüche anderer Art bestätigen die Wahrheit des Wortes, z. B. Nil sine magno vita labore dedit mortalibus; qui studet optatam cursu contingere metam, multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit; per aspera ad astra; *πόνου τοι χωρὶς οὐδὲν ἐὐτυχεῖ*. Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben. Ohne Fleiß kein Preis; wer kosten will die süße Frucht, die harte Schale knacken muß; früh übt sich, wer ein Meister werden will; soll ich dir die Gegend zeigen, mußt du erst das Dach besteigen.

27.

Wie weit gilt das Wort Wielands: „Der Weise schickt sich in die Zeit"?

(„Der Vogelsang oder die drei Lehren").

Einleitung. Die Vorschriften der Lebensklugheit stimmen nicht immer mit den Gesetzen der Sittlichkeit überein; denn das Gute fordert oft Opfer, während die Klugheit allein den Vorteil berücksichtigt.

Thema. Beleuchtung des Spruches nach seiner praktischen und nach seiner ethischen Seite.

A. Richte dich nach den Zeitumständen, wenn es sich allein um deinen Vorteil oder Nachteil handelt.

1. Lerne deine Bedürfnisse einschränken.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.
Goethe (Sprüche in Reimen).

1) Dafür kann man auch gliedern in A. Dabei sind zu überwinden a) körperliche Hindernisse (Gebrechlichkeit, Ungeschicklichkeit), b) soziale Hindernisse (Armut, niedere Herkunft Vorurteil der Menschen), c) geistige Hindernisse (mangelhafte Begabung, Begierden, Neigungen, Leidenschaften).

2. In Unglücksfällen würde Ungeduld das Übel nur vergrößern.

Trägt das Schicksal dich, so trage du wieder das Schicksal,
Folg' ihm willig und froh, willst du nicht folgen, du mußt.
Herder.

Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.

3. Gib deine Pläne und Unternehmungen auf, wenn sich die Verhältnisse ändern und ihre Ausführung unnütz oder unmöglich machen. Karl XII. in der Türkei.

B. Schicke dich nicht in die Zeit, wenn es sich um Wahrheit und Recht handelt.

1. Verächtlich sind diejenigen, welche den Mantel nach dem Winde tragen. Sapere aude (Horat.). Versuche es, auch gegen den Strom zu schwimmen. Christus und Luther hatten Ursache genug, an dem Zeitgeist zu verzweifeln, und überwältigten ihn dennoch.

2. Ist dein Widerstand durchaus fruchtlos, so wäre ein stilles Zusehen eher zu entschuldigen, doch müssen wir uns auch dann alles tätigen Anteils an der Torheit, Lüge und Unredlichkeit enthalten.

3. Manche Moralisten wollen ein Abweichen von Wahrheit und Recht aus Rücksicht auf die Wohlfahrt einzelner oder des Staates und in dem seltenen Falle gestatten, wenn eine höhere Pflicht der niederen entgegentritt. Cum tempora commutantur, commutatur officium. — Nec promissa igitur servanda sunt ea, quae sint iis, quibus promiseris, inutilia (Cicero, De officiis I, 9). Das Herz bleibt dabei immer nicht unbefleckt.

Schluß. Ob nicht am Ende die wahre Lebensklugheit mit der Sittlichkeit zusammenfällt und das Gute zugleich das wahrhaft Nützliche ist? Cicero von Panaetius (De officiis III, 58): Nihil vero utile, quod non idem honestum, nihil honestum, quod non idem utile sit, saepe testatur, negatque ullam pestem majorem vitam hominum invasisse, quam eorum opinionem, qui ista distraxerint.

28.

Wer gar nicht scherzen kann, der ist ein armer Mann,
Und nur noch ärmer ist, wer nichts als scherzen kann.

Rückert.

Einleitung. Es ist hier davon abzusehen, daß den einen schwere Unfälle ernst stimmen, der andere dagegen stets einen frohen Sinn zeigt, weil ihm alles nach Wunsch geht. Denn der Spruch bezieht sich nicht auf die Wirkung äußerer Umstände, sondern auf eigentümliche Richtungen der Gefühls- und Denkweise.

Thema. Der Trübsinn und die leichtfertige Fröhlichkeit.

A. Welchen Menschen ist ein trüber Ernst eigen?

1. Mancher stellt an sich zu hohe Forderungen. Seine Arbeiten genügen ihm nicht, weil er viel mehr zu leisten hoffte und von andern übertroffen wird. Auch schmerzt es ihn, daß er in sittlicher Hinsicht keinen vollkommenen Menschen aus sich machen kann. Gellert schikanierte sich, wenn er jemand ein Almosen gegeben, mit der peinlichsten Prüfung, ob er es aus reiner Menschenliebe und nicht aus Eitelkeit oder Lohnsucht getan. Der Heautontimorumenos des Terenz.

2. Andere erfreuen sich nicht des Lebens, weil sie stets in dessen Tiefen und nicht nach den Höhen blicken. Sie finden in der Welt überall nur Elend, Leichtsinn und Verdorbenheit. Der weinende Heraklit. Der Menschenhasser Timon. Aus neueren Zeiten die trübe Lebensansicht, die sich in Werthers Leiden, in dem Faust von Klinger usw. abspiegelt.

Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt,
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

3. Nicht wenige schweben auch aus Ängstlichkeit stets in Sorgen um die Zukunft. Eine schlechte Ernte, die Cholera,

die Jesuiten und die Sozialdemokraten bedrohen sie Tag und Nacht mit Schreckbildern.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Goethe (Aus der Oper Lila).

B. Welche Leute können nichts als scherzen?

1. Die Leichtsinnigen, die jeder ernsten Arbeit ausweichen und dem Hedonismus huldigen. Sie haben ihre Sache auf nichts gestellt. Ihr Leben knüpft sich an Wein und Witz, Gesang und Tanz.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt stets ein Knecht.

Goethe (Sprüche in Reimen).

2. Selbst tief eingreifende Ereignisse, welche die Welt bewegen oder sogar ihre Freunde, ja ihr eigenes Lebensglück betreffen, schlagen sie sich aus dem Sinn, um nur nicht auf den heitern Genuß des Augenblicks zu verzichten. Après nous le déluge! Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί (G. Büchmann, „Geflügelte Worte").

Schluß. Die trübsinnigen Leute nennt der Dichter arm, weil sie ihres Lebens nicht froh werden, die andern sind in der Tat noch ärmer, weil sie, während jene würdige Männer sein können, höchstens ihrer Umgebung als Spaßmacher dienen.

29.

**Ein niedrer Sinn ist stolz im Glück, im Leid bescheiden;
Bescheiden ist im Glück ein edler, stolz im Leiden.** Rückert.

A. Niedrig gesinnte und edele Menschen im Glücke.

1. Jene verleitet der Reichtum zu einem lächerlichen Stolze,
   a) weil sie zu einfältig sind, um geistige und sittliche Vorzüge höher zu stellen als irdische Schätze. Sie blicken von ihrer Karosse mit Geringschätzung auf jeden Fußgänger herab; sie fragen nicht, ob unter dem schlichten Rocke ein wackeres Herz schlägt;
   b) weil sie nicht zu berechnen vermögen, wie viel das Glück für sie getan und wie wenig sie durch eigene Anstrengung erreicht hätten. Ja sie halten sich schon deshalb für höhere und bessere Menschen, weil sie so begünstigt wurden.
2. Der edele Mensch ist im Glücke bescheiden, ja demütig.
   a) Denn er weiß, daß Gaben des Zufalls nicht unsern Wert erhöhen und überdies vergänglich sind.
   b) Er weiß, wie sauer es ihm geworden ist, sich emporzuarbeiten, und wie manchem besseren Manne eben nur das Glück gefehlt hat, um es ihm zuvorzutun.
   c) Er erkennt, daß ihm schon die Dankbarkeit gegen die Vorsehung die Pflicht auferlegt, andere, denen nicht eine solche unverdiente Gunst zuteil wurde, durch Freundlichkeit und Dienstfertigkeit zu entschädigen.

B. Ebenso verschieden ist ihr Benehmen im Unglück.

1. Der Unedle fühlt sich erniedrigt und wirft sich weg.
   a) Mit den Glücksgütern ist alles hin, worauf er seine Würde gegründet glaubte.
   b) Er kann sich nicht aufhelfen und kann auch nicht resignieren, weshalb er auf eine kriechende Weise um Wohltaten bettelt. Manchem herabgekommenen Stutzer ist eine alte seidene Weste noch immer ein angenehmeres Geschenk als ein ganzes Hemde.

2. Der Edele behauptet sein Selbstgefühl.
   a) Er hat von dem, was seinen Wert ausmacht, nichts eingebüßt. Friedrich Wilhelm III. beugte sich in seinem großen Unglück vor Gott, aber er brachte Napoleon zu Tilsit und sonst durch sein würdiges Betragen aus der Fassung.
   b) Kenntnisse, Arbeitslust, Selbstvertrauen bieten ihm Mittel genug, seine Lage zu verbessern. Die Hilfe guter Menschen wird er mit freundlicher Dankbarkeit annehmen, aber nicht durch Erniedrigung erkaufen. — In dem ausgeplünderten Preußen wird 1810 die Universität zu Berlin gegründet und in den Jahren der größten Not die geistige Verjüngung des Staates durchgeführt.

30.

Begeisterung ist die Sonne, die das Leben befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.

Zedlitz (Totentänze).

Einleitung. Das Sprichwort sagt: „Not entwickelt Kraft" und „Not macht erfinderisch". Dasselbe kann man aber auch von der Begeisterung sagen.

Thema. Denn sie verleiht dem Menschen

1. höhere Körperkräfte. Der Starke wird durch sie angeregt, der Ermattende neu belebt, der Laue angefacht. Ein durch eine Idee begeistertes Heer wird mehr ausrichten als ein gezwungen kämpfendes. Daher sagt Fichte mit Recht: „Nicht die Gewalt der Arme, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche die Siege erkämpft." Freiheitskriege der Griechen und der Deutschen.
2. höhere Geisteskräfte
   a) auf dem Gebiete der Phantasie und des Verstandes: sie gibt der Phantasie größere Schwungkraft und bringt hervorragende Schöpfungen in allen Zweigen der Kunst hervor, in Poesie und Musik, Malerei und Baukunst u. a. Sie

verleiht dem Menschen klaren Blick und erhöht seine Einsicht, so daß er die richtigen Wege zu wissenschaftlichen Zielen einschlägt.

b) auf sittlichem Gebiete: sie stärkt den Willen zur Tat und macht den Menschen fähig, für die gute Sache alle Opfer zu bringen. Davon weiß die Geschichte des Christentums zu berichten, namentlich zeugen dafür der Glaubensmut und die Glaubensfreudigkeit der Blutzeugen, der Missionare und Reformatoren.

Schluß. Goethe sagt mit Recht (Epigrammatisches):

Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

31.

Ohne Tapferkeit ist keine Tugend, und der Beste kommt vom rechten Wege ab, wenn ihn der Mut verläßt.

F. H. Jacobi.

1. Kampf mit den eigenen Gewohnheiten, Vorurteilen, Leidenschaften.

Es liegt um uns herum
So mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen. Goethe.

2. Kampf mit den Verlockungen der Welt. Sie bietet Ehre, Freuden, Reichtum. Stets hält sie ihr Netz ausgespannt, um eine feige Seele zu fangen und mit ihr den Teufelspakt zu schließen. Das Schwert konnte die Römer nicht überwinden, wohl aber das Gold.

O urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit.
Sallust.

3. Kampf mit dem Hasse der Welt. Sie bedroht den Guten mit ihrem Spotte, mit der Verfolgung Mächtiger. Fabricius fürchtete sich nicht vor dem Elefanten.

„Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele

stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten ꝛc." (Luther.)

Schluß. Sapere aude.

32.

Die Kunst ist lang, das Leben ewig.

Einleitung. Als die Königsberger Universität im Jahre 1844 ihr drittes Jubiläum feierte, überraschte der durch seine philologischen Forschungen weltberühmt gewordene Professor Christian August Lobeck († 1860) in seiner Festrede die Zuhörer durch jene Änderung des alten Spruches:[1]) Ars longa, vita brevis, und man liest jetzt auch im Festsaale des neuen, 1862 eingeweihten Universitätsgebäudes der Albertina über dem Eingange die Inschrift: Ars longa, vita aeterna. Daß diese Änderung eine wirkliche Verbesserung ist, indem sie dem Gedanken mehr Gehalt, Wahrheit und anregende Kraft verleiht, empfindet man sogleich; doch ist es lohnend, die Sache gründlicher zu erwägen.

Thema. Erklärung des Satzes.

A. Die Kunst ist lang.

1. Jeder Künstler macht die Erfahrung, daß eine namhafte Leistung nur aus den umfassendsten Vorübungen und Studien hervorgeht. Eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Zeichnen verleitet manchen Jüngling, mit Zuversicht die Künstlerlaufbahn zu betreten. Nach und nach entdeckt er, daß die Malerei ihren Zöglingen etwa folgendes zumutet: das anatomische Studium des menschlichen Körpers, das Studium der Architektur in den Werken der Menschenhand und der Schöpfung, das Studium der Perspektive, der Lichtbrechung und Lichtverteilung, das Studium der Theorie und der Geschichte der Kunst. Tausende

1) Hippokrates sagt in den Aphorismen: Ὁ βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακρή; die lateinische Form des Spruches bei Seneca, de brevitate vitae c. 1.

bleiben auf halbem Wege stehen; sie entsagen einem Ziele, das nur durch diese mühevolle, langwierige Pilgerfahrt errungen wird; sie nähren sich als Kopisten und Porträtmaler und beschränken sich darauf, nur in ihren Mußestunden, mit wehmütiger Erinnerung an ihre Jugendträume, ein kleines Genrebild zu entwerfen. Sie empfinden das Leiden Wagners:

Ach Gott! Die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben. Goethe.

Und doch wird selbst durch jene Studien noch niemand ein Künstler. Der wirkliche Maler muß ein Dichter sein. Er muß wie dieser tiefe Gedanken, eine ideale Anschauung, einen gebildeten Geist, er muß das Vermögen besitzen, alles Sinnliche zu beseelen, zu verklären, alles Geistige in angemessene und deutliche, phantasievolle und gefällige Formen zu kleiden. Niemand kommt in der Entwickelung so weit durch seine natürlichen Anlagen; die Luft, in der er atmet, muß von dem balsamischen, lebensfrischen Hauche der Wissenschaft und der Philosophie getränkt sein. Aber auch für den Dichter ist die Kunst lang. Schiller verwandte auf seine Studien einen unglaublichen Fleiß, und doch zählt die Kritik erst, was er seit seinem vierzigsten Lebensjahre dichtete, nicht mehr zu den unreiferen Jugendarbeiten. Selbst Goethe, der von Kindheit an seinen Geist an den vollendetsten Kunstwerken geübt hatte, gelangte nicht zu einer völligen Sicherheit der Praxis, da er auf „Hermann und Dorothea" die schwache „Achilleis" folgen ließ. Wer wollte diesen Männern daraus einen Vorwurf machen? wer wollte aber auch nicht eingestehen, daß ein Menschenleben für die Erwerbung der Meisterschaft in einer Kunst ein kurzer Zeitraum ist, wozu noch kommt, daß die Jugendfrische des Geistes so bald verweht.

2. Schon aus dem unsäglichen Aufwande an Zeit und Mühe, den das Studium, die Vorübungen und dann die

Ausführung eines Werkes den einzelnen Künstler kosten, ergibt sich, daß die Kunst selbst im Laufe der Jahrhunderte nur äußerst langsam fortschreitet. Die Sagen der Griechen erhielten vielleicht schon im zehnten Jahrhundert eine vollendete epische Gestalt, sie sind bei Homer mit einem wahrhaft dichterischen Geiste aufgefaßt, nach allen Seiten hin bis ins einzelne ausgebildet und in die anmutigste Form gebracht; aber fast ein halbes Jahrtausend verging bis zu ihrer dramatischen Darstellung. Stehen die Vorzüge, welche die Tragiker vor Homer haben mögen, in einem irgend angemessenen Verhältnisse zu diesem ungeheuren Zeitraum, in dem die griechischen Völker wenigstens zwölfmal ausstarben und zwölfmal wiedergeboren wurden? So langsam entwickelte sich die Kunst unter den geistig regsamsten Menschen, die das Altertum kennt. Oft aber tritt ein Stillstand ein oder gar eine Periode des Sinkens, der Entartung, des gänzlichen Verfalles, so daß der Bau einer ganz neuen Grundlage notwendig wird. So erging es uns Deutschen. Die alte Volksdichtung und die romantische Poesie des Mittelalters verloren die Fähigkeit, sich in noch höheren Schöpfungen zu verjüngen, und starben aus. Es folgte eine traurige Pause, die über 300 Jahre währte. Der Winter überzieht das Land weit und breit mit der Schneedecke. Nur hie und da taucht das Immergrün des Volksliedes hervor oder entsproßt das Kirchenlied an dem Rande einer heißen Quelle. Endlich versucht es Opitz, eine neue Kunst, die mit der Bewußtheit der Kritik Hand in Hand gehen soll, auf das klassische Prinzip zu gründen. Abermals schleichen hundert Jahre dahin, bis Wieland, Lessing und Klopstock, bis Herder, Schiller und Goethe das Rätsel lösen, um das Opitz herumtappte. Mit einem Worte: das Zifferblatt an dem Uhrwerk der Kultur braucht keine Zeiger für Minuten und Stunden, nur für Jahrzehnte und Jahrhunderte.

B. Das Leben ist ewig.

Ein Menschenalter ist nur ein Bruchteil der Zeit, die Kunstbildung nur ein Bruchteil der Kultur. Dies muß uns über die Schwerfälligkeit des Vorschreitens beruhigen.

1. **Nur die einzelne Generation hat ein kurzes Dasein, nicht das Menschengeschlecht.** Schon durchlebte es viele Jahrtausende, und vermutlich liegen noch mehr Jahrtausende vor ihm. Mag die Kunst sich noch so langsam entwickeln, mag jede Periode der glänzenden Erhebung mit einem doppelt und dreifach so großen Zeitraum der Ermattung und des Verfalls bezahlt werden müssen, im ganzen befindet sich die Idealanschauung ebenso wie die Ausbildung der Darstellungsformen in einem stetigen Fortschritte. Außerdem gibt es solche hoch begünstigten Geschlechter, die in einem einzigen Menschenalter leisten, was sonst die Kraft eines Jahrhunderts übersteigt. So folgten bei uns die Geniedichtung, der Hellenismus und die Romantik aufeinander in dem kurzen Zeitraum von dreißig Jahren.

2. **Die Tätigkeit des einzelnen Künstlers ist allerdings durch die Spanne eines Menschenlebens begrenzt, gleichwohl kann auch er für die Ewigkeit wirken.** Der Gedanke an die Flüchtigkeit der Zeit soll nicht der Trägheit zum Deckmantel dienen, sondern unsern Eifer beleben. Wird der Mensch schon abberufen, während er erst mit den Vorbereitungen zu einem bedeutenden Unternehmen beschäftigt war, so hat doch sein Geist an Einsicht gewonnen, die Schwierigkeiten haben seine sittlichen Kräfte geübt, er geht reifer in das Jenseits hinüber. Andere werden das Begonnene vollenden. Niemand gebe ein wichtiges Vorhaben auf, weil er diesem im Verlaufe einiger Jahre keine Wirkung nachrechnen kann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwarteſt im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Taten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blüh'n?

Schiller.

In dem Reiche des Geistes ist es nicht anders wie im Reiche der Natur. Zwischen Ursache und Wirkung liegt oft eine unendliche Reihe von Vermittelungen, die der Mensch gar nicht voraussehen kann. Die Korallen, die im Stillen Ozean ihre Inseln bauen, erhalten dazu den Stoff auch von den Schweizer-

alpen; denn die Bergwasser zerschlagen und zerreiben das verwitterte Felsstück, das in ihre Rinne stürzt, und führen die Atome Hunderte von Meilen weit in das Meer. Haben die Phönizier, als sie das Glas erfanden, an das Teleskop und das Mikroskop gedacht? Hat Homer eine Ahnung davon gehabt, daß man einst unter Völkern, die noch jenseit der Hyperboreer wohnen, seine Sprache lernen, daß er ein Freund und Lehrer ihrer Jugend, ein Vorbild ihrer Dichter und Künstler sein werde? Ist es denkbar, daß Schiller und Goethe jemals aufhören werden, in dem deutschen Volke zu leben und zu wirken?

3. Die Zeit ist ewig und daher ein so rascher Fortschritt der Künste auch gar nicht notwendig.

Die Menschheit lebt nicht allein für deren Ausbildung, sie hat noch andere Aufgaben. Wenn hier eine Baustelle verlassen ist, so regen sich die Kräfte in der Regel desto munterer an anderen Orten. So liegt zwar ein langer Zeitraum zwischen der Nachblüte der deutschen Ritterdichtung und dem ersten Aufgrünen der neueren Poesie. Aber in diese Pause fällt die Entwickelung des Bürgerstandes, die Entdeckung der neuen Welt mit ihren Folgen für Gewerbe, Handel und Schiffahrt, die kirchliche Reformation, die neue Begründung der wissenschaftlichen Bildung, ihre Ausbreitung durch den Bücherdruck, durch Gymnasien und Universitäten. Nur in dem engen Umkreise unseres Blickes hat die Erde Höhen und Tiefen; wenn wir sie uns im Geiste als ein Ganzes vorstellen, so schwindet jede Unebenheit, und wir nehmen nur die stetige Wölbung der Kugel wahr. So bildet jeder Stillstand in dieser oder in jener Kunst, wenn man den ganzen Verlauf der Kultur überblickt, nur eine unerhebliche Lücke.

Schluß. Jene trübseligen Klagen des Famulus Wagner, die wir von manchen seiner Genossen wiederholen hören, dürfen uns also nicht anstecken. Während der alte Spruch uns mit der vita brevis entmutigte, erfüllt uns diese neue Fassung, nach der die Länge der Kunst an der Ewigkeit selbst gemessen wird, mit froher Zuversicht und erhebt uns auf einen Standort, wo Leben und Kunst dem Auge nach ganz anderen Dimensionen

sichtbar werden. Es ist hier mit einem einzigen Pinselstriche ein weinendes Antlitz in ein lachendes verwandelt. Blicken wir daher auf solche Männer hin, die über die kurze Spanne des Einzellebens hinwegsehend, einen begeisterten Glauben an die ewige Dauer des Wahren und Schönen haben, die selbst ihr Leben lang mit unermüdlichem Eifer tätig sind und über die Beschwerden des Alters erst dann seufzen, wenn ihnen bei ihren Studien Hand und Auge den Dienst versagen.

33.

„Nil impense ames, ita flet, ut in nullo contristeris."

(Wahlspruch Kaiser Heinrichs II.)

Einleitung. Schon die Epikureer sahen in der Gemütsruhe (ἀταραξία) das höchste Gut und erhoben das Streben danach zu ihrem obersten Grundsatze.

Thema. Prüfe diese Lebensregel.

A. Wenn wir nichts mit Hingebung lieben, ersparen wir uns allerdings viel Kummer.

1. Je eifriger wir nach einem Zwecke streben, desto mehr betrübt uns das Mißlingen.

2. Ein Besitztum, an dem unser Herz hängt, kann uns entrissen werden. Dem Landmanne verdirbt eine Reihe edeler Obstbäume oder verunglückt ein Gespann schöner Pferde, die seine Freude und sein Stolz waren.

3. Freunde können uns durch Verleumder abwendig gemacht oder durch den Tod geraubt werden.

B. Dennoch ist jeder zu beklagen, der den obigen Grundsatz befolgt.

1. Es ist ja nicht gewiß, daß uns alles fehlschlagen oder verloren gehen wird.

2. Wer von vornherein auf ein Gut verzichtet, kann sich nicht einmal eine Zeitlang daran erfreuen.

3. Andere bedürfen unserer Tätigkeit und unserer Liebe; welche Engherzigkeit ist es, nur auf unsere Ruhe bedacht zu sein und uns ihnen zu entziehen!

Schluß. Diese Gemütskälte aus kluger Berechnung des eigenen Vorteils ist schon an einem Greise unerträglich, wie viel mehr wäre sie es an einem Jünglinge!

Das Herz gefällt mir nicht, das kalt und streng
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.
Schiller (Jungfr. v. Orl., Prol.).

34.

**Wenn ohne Neid und Haß die Menschen wären,
Nie uns und andere träf' ein Mißgeschick,
Wie manche Tugend möchten wir entbehren!**

Nach Molière.

A. Die Feindschaft der Menschen.

1. Sie stellt unsern Mut, unsere Klugheit und Stärke auf die Probe.

Der Neider steht als Folie des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben. Goethe.

2. Sie übt uns ein andermal in der Selbstbeherrschung, Sanftmut und Versöhnlichkeit.

Der Siege göttlichster ist das Vergeben. Schiller.

B. Das Mißgeschick, welches uns selbst betrifft.

1. Es spannt unsere geistigen und physischen Kräfte an. Saevis tranquillus in undis, der Wahlspruch Wilhelms I. von Oranien.

Wohl ist Arkadien entflohen;
Des Lebens beß're Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Notwendigkeit. Hölderlin.

2. Wir läutern unsere Herzen, um ein glücklicheres Los zu verdienen.

Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein. Overbeck.

3. Ergebung in das Unabänderliche, Demut vor dem Herrn, der erhöhet und erniedrigt, und Vertrauen zu dem Erlöser aus aller Not.

C. Das Mißgeschick, welches andere betrifft.

1. Es entreißt uns einer törichten Sicherheit.

Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Schiller (Braut von Messina).

2. Es erweckt und nährt in uns die Nächstenliebe, die schönste Tugend des menschlichen Herzens.

Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehn, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Not nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott.
Goethe (Hermann u. Dorothea).

35.

Das Beste ist das Wasser.

Pindar (Olymp. I, 1).

Einleitung. Von den vier Elementen der älteren Naturwissenschaft macht jedes auf unsere sinnliche Empfindung einen anderen Eindruck. Die Erde, die sich mit ihrer ungeheuren Masse unter unseren Füßen dreht, ist ein zu fester und plumper Körper, als daß es der Phantasie nahe läge, sie in einen flüssigen Urstoff der Dinge aufzulösen. Das Feuer repräsentiert sehr gut das luftige Wesen eines Elementargeistes. Im allgemeinen lieben wir es jedoch nicht. Es ist stets ein Feind, der uns bedroht. Selbst die kleinste Lichtflamme, so freundlich und schuldlos ihr Blick ist, vermag es, uns zu verletzen und unter Umständen einen furchtbaren Brand zu bewirken. Die Luft ist ein so gestaltloses und unkörperliches Wesen, daß wir ohne einen besonderen Anlaß kaum ihre Existenz bemerken. Das Wasser ist das echt

poetische Element; es vereint auf seltsame Weise die verschiedensten Eigenschaften. Es ist uns befreundet und nicht so gefährlich wie das Feuer, aber es hält uns in Respekt. Wir können in ihm schwimmen, es trägt unsere Fahrzeuge, aber wir können es nicht betreten, nicht bewohnen. Es ist flüssig wie die Luft, aber es hat gleich den Ländern seine bestimmten Grenzen. Es ist ein greifbarer Körper und doch durchsichtig und locker.

Thema: Weswegen verdient das Wasser eine solche Auszeichnung?

1. Pindar stellt das Wasser, das Gold und die olympischen Spiele zusammen; jedes sei unter den Dingen seiner Art das edelste. Vielleicht hat er die Lehre des Thales im Sinne gehabt, daß die Erde sich einst aus dem Wasser entwickelt und daß ihr hauptsächlich das Wasser ihre letzte Gestalt gegeben hat. Goethe erwähnt öfters den lebhaften Streit, der im vorigen Jahrhunderte zwischen den Neptunisten und Vulkanisten geführt wurde, ein Nachspiel zu dem Kampfe zwischen Skamander und Hephästus bei Troja. Man kam zuletzt zu dem Schlusse: Die ältesten Gebirgsarten seien auf nassem Wege entstanden, die neueren, die nicht Anschwemmungen seien und sich durch Gewaltsamkeit so entschieden auszeichneten, müßten für Produkte unterirdischen Feuers gelten. Heute stellt die Kosmologie uns die Erde nach ihrer ersten Gestalt als einen Feuerball vor, in dem alles Feste, welches nachher durch die allmähliche Abkühlung Gestalt annahm und Lebendiges hervorzubringen fähig wurde, als ein Gas vorhanden war, doch wird dem Wasser immer noch eine wichtige Rolle bei diesem Bildungsprozesse zuerteilt. Wasser und Luft umgaben als eine dichte und unermeßliche Dampfhülle, durch die kein Sonnenstrahl durchdrang, den Erdkörper. „Als sich aber, vielleicht in höheren Regionen, als wir uns denken können, durch Erkältung der Dampf kondensierte, d. h. in Wasser verwandelte und nun als Regen auf die glühende Erde, von der er angezogen ward, herabstürzte, da entstanden Szenen, von deren entsetzlicher Gräßlichkeit wir uns keinen Begriff machen können. Wir sehen an der Dampfmaschine

wohl die Kraft der Dämpfe, aber wir können uns nicht denken, was immer mächtigere auf die glühende Oberfläche der Erde unaufhörlich stürzende Wassermassen, die da augenblicklich wieder verdampfen mußten, daselbst für Wirkungen hervorbrachten. Der Kampf, das Krachen, Sprühen, Kochen dauerte vielleicht Hunderttausende von Jahren, bis das Wasser ruhiger, obwohl immer noch sprudelnd heiß, die tieferen erkalteten und festgewordenen Stellen allmählich füllte. Durch seine zersetzende Kraft aber begann es auch zugleich die Zerstörung alles dessen, was das Feuer geschaffen hatte. Und nach und nach mochte die Erde jene Form erlangt haben, welche uns der zweite Vers der Schöpfungsgeschichte darstellt: die Erde war wüste und leer. Finsternis bedeckte die Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf den Gewässern."

2. Erst das Wasser macht die zerstückelte Erde zu einem Ganzen. Denken wir uns die Vertiefungen zwischen dem Festlande und den Inseln und die ungeheuren Räume zwischen den Erdteilen ohne das Wasser; wie sollte es da wohl möglich sein, den Meeresboden, der voller Abgründe, Gebirge und Felsen ist, mit einem Netze von Handelsstraßen zu überziehen, und ließe sich das wirklich ausführen, so könnte doch niemals ein Austausch der Produkte, wie ihn jetzt die Schifffahrt zwischen den entferntesten Punkten der Erde hergestellt hat, auch nur annäherungsweise auf eine so leichte, schnelle und wohlfeile Art bewirkt werden. Völker, die heute den lebhaftesten Verkehr unterhalten, würden kaum voneinander wissen, daß sie existieren, und unsere Kenntnis von der Erde wäre so mangelhaft wie vor tausend Jahren. Wie wunderbar ist es, daß das Wasser in Räumen, die Hunderte und Tausende von Quadratmeilen umfassen, über alle Höhen und Tiefen eine ebene Brücke ausspannt, als wären sie nicht vorhanden, daß es die schwersten Lasten nicht sinken läßt und doch wieder dem dahingleitenden Fahrzeuge noch weniger Reibung zu überwinden bietet als der Erdboden dem rollenden Rade. Was wäre Europa ohne seine Ströme und Meere?

3. Wir verdanken dem Wasser die Vegetation.

„Die Straße, worauf der Segen wandelt, folgt der Flüsse Lauf, der Täler freien Krümmen.“ Die verbrannten Steppen Asiens. Die afrikanischen Wüsten. Mit Ausnahme einzelner schwacher Regenschauer gibt es selbst im unteren Teile Ägyptens jährlich nur selten einen Regen, in Oberägypten aber regnet es nur alle 15 bis 20 Jahre einmal. Auf den Inseln des grünen Vorgebirges starben 1831—33, da es drei Jahre nicht regnete, 30 000 Menschen den Hungertod. Das Aufgrünen der Fluren, Wälder und Gärten, das frische Lebensgefühl der Tiere und Menschen, wenn nach langer Dürre der Regen herabströmt.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.
Klopstock (Frühlingsfeier).

4. Die Schönheit des Wassers. Gleitet dein Nachen an dem Flußufer hin, wie reizend ist es, wenn Büsche und Bäume ihre Wipfel in den Wellen wiegen, oder ruderst du abends in den See hinaus, wie herrlich, wenn sich das verklärte Blau des Himmels, der Mond und die Sterne in seine Tiefe senken.

Oft rudern wir ferne im wiegenden Kahn,
Dann blinken die Sterne so freundlich uns an!
Der Mond auf den Höhen, der Mond auf dem Bach,
So schnell wir entflöhen, sie gleiten uns nach. v. Salis.

Als wären sie verjüngt, entsteigen Tiere und Menschen dem kühlen, erfrischenden Bade. Kein anderes Geschöpf ist so beweglich und munter wie der Fisch. Die Freude der Völker an diesem Elemente, welches ein so heiteres und sanftes Wohlgefühl spendet, bekundet sich auch darin, daß sie es zum Aufenthalte höherer Wesen machten, jener Nereiden und Najaden, des Nöck, der Nixen und der Wasserelfen, die in den kühlen Muschelgrotten der Tiefe nicht von dem heißen Strahle der Sonne erreicht werden und in der Mondnacht den Strand betreten, um ihre lustigen Reigen zu tanzen oder ihre Sehnsucht erweckenden Lieder zu singen.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Goethe (Fischer).

5. Die Heilquellen. Kaum sind die linden Lüfte erwacht, daß Laub und Gräser sprossen, so treibt es die Leidenden aus ihren dumpfen Kammern zu den sprudelnden Mineralquellen hin; wie viele Tausende verdanken ihnen Gesundheit, Milderung der Schmerzen, neuen Lebensmut. Hat die Kunst des Arztes alle Heilmittel erschöpft, so ist ein Badeort der Morgen- oder Abendstern, welcher einen neuen Tag heraufführt oder das hereinbrechende Dunkel der ewigen Nacht noch zuletzt mit seinem freundlichen Scheine erhellt. Viele Jahrhunderte früher, ehe ein glänzender Luxus diese Bäder schmückte und zu Sammelplätzen der vornehmen Welt machte, waren die Mineralquellen dem Volke bekannt. Schon damals wußten die Siechen in der tiefen Wildnis und in dem Gebirgswinkel die Heil- und Quickbrunnen zu finden. Bisweilen erstand auch daselbst eine Kapelle oder ein Meierhof mit dem Namen Heilbronn. Ja, die nie erlöschende Liebe zum Leben trug sich mit der Sage, daß irgendwo Jungbrunnen sprudelten, die dem Menschen die anwachsende Last der Jahre abzunehmen und ihn noch einmal in die Blütezeit der Jugendkraft zurückzuversetzen vermöchten.

6. Die Heiligkeit des Wassers. Nicht allein von den Völkern des klassischen Altertums, sondern auch von Alemannen, Franken und Sachsen wurden Quellen und Flüsse, vorzüglich der Ursprung oder der Brunnen göttlich verehrt. Schon damals schrieben unsere heidnischen Vorfahren dem Wasser, das in der Festzeit um Mitternacht oder vor Sonnenaufgang geschöpft wurde, heilsame Kräfte zu. Dieser Aberglaube wurde in die christlichen Zeitalter hinübergenommen. Er schloß sich in dunkeler Beziehung an die Wundertat des Heilandes, an die Verwandelung

des Wassers bei der Hochzeit zu Kana.[1]) Noch heute besteht in Scherz und Ernst der Volksgebrauch, in der Nacht vor Ostern aus den Flüssen und Brunnen heiliges Wasser heimzuholen, und wenn es nicht zu früh im Jahre ist, am Ostermorgen die Pferde zu schwemmen. Endlich ist das Bad oder die Besprengung mit Wasser ein Symbol der Reinigung des Herzens; so bei den Alten, bei den Hindus, den Mohammedanern, bei den Juden und den Christen, denen sich in der Taufe das schlechte Wasser durch den Geist, der mit und bei dem Wasser ist, in den Jungbrunnen des ewigen Lebens umwandelt.

Schluß. Alle Seegedichte haben einen eigentümlichen Reiz. Was wäre die „Odyssee", wenn sie eine sonst ganz ähnliche Irrfahrt zu Lande schilderte! Küsten und Inseln haben schon in der Vorstellung für das sinnliche Gefühl etwas Erfrischendes. Sie bezaubern die Phantasie mit Bildern, die bald große Lieblichkeit atmen, bald mit ihren Brandungen und Klippen eine rauhe Erhabenheit darstellen. Gegen den Verkehr mit dem Elementargeiste des Wassers, der jetzt Segen spendet, jetzt grollend aufbraust und die Schrecken seiner Macht entfaltet, ist das Naturleben des Landmannes eine prosaische Alltäglichkeit. Jede Küste ist ein letzter Saum der Erde, jede Insel eine Erde für sich. Sie erscheinen uns wie eine fremde Welt; ihre Bewohner stehen außerhalb der gewöhnlichen Lebenskreise. Wie das Meer weit länger seine urweltlichen Gewächse und Tiere behalten hat als das Land, so sind die Zyklopen, die Lästrygonen die Reste einer im Binnenlande bereits untergegangenen Generation. Nach Herodot (III, 106) hat die Natur ihr Schönstes den Enden der Erde (Indien, Arabien) zuerteilt. Wie entfernt von den Wohnstätten der gewöhnlichen Menschen, in dem Schoße des Ozeans, wo das Geräusch unseres Tagewerkes nicht hindringt, liegt das grüne, waldbedeckte Eiland der Kalypso, das Zauberreich der Circe, die selige Insel der Phäaken, der Garten der Hesperiden, die Atlantis, das glänzende Eldorado, der Musterstaat der Felsenburger, jedes idealische Traumland der Eudä-

1) J. Grimm, „Deutsche Mythologie". S. 549.

moniſten. Das Meer hat aber auch jene Kaufleute geboren, die noch in der äußerſten Thule nach Schätzen ſuchen, jene Seehelden, die auf ihren Wikingszügen kein ungaſtlicher Pontus, kein noch ſo tapferes Volk von der Erwerbung des goldenen Vließes zurückſchreckt, jenen Odyſſeus, der dem Zorne Poſeidons ſein Leben abrang, ſich von Küſte zu Küſte, von Inſel zu Inſel forthalf, bis er den Hafen erreichte, wo er vor zwanzig Jahren ausgeſchifft. Die Romantik der Odyſſee, der Argonautenfahrt, der Reiſen des Sindbad, der Gudrun, der Inſel Felſenburg ꝛc. verdankt ihr Beſtes dem Waſſer.

36.

Die Hälfte iſt oft mehr als das Ganze. Pittakus.

Einleitung. Pittakus von Mytilene († 569 vor Chr. Geb.) gehörte zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands. Jeder von ihnen ſoll einen Wahlſpruch gehabt haben, und es wurde auch ſonſt manche denkwürdige Äußerung, die ſie getan, faſt zu einem Sprichworte. So wird z. B. Bias von Priene in Jonien der Wahlſpruch beigelegt: Mehrere machen es ſchlimm! Bekannter iſt, daß er einmal bei der Flucht aus ſeiner Vaterſtadt nichts von ſeiner Habe mitnahm, weil er alles bei ſich trage. Der Wahlſpruch Solons war: Nichts zu ſehr! Außerdem wiederholen wir noch heute gern die Mahnung, die er Kröſus gab, daß niemand vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen ſei. Pittakus werden ebenfalls mehrere Sprüche zugeſchrieben, z. B.: Der Anfang zeigt den Mann, Verzeihung iſt beſſer als Rache. Noch eine andere Lehre bekräftigte er in einem beſondern Falle durch ſeine Handlungsweiſe. Seine Mitbürger wollten ihm nämlich mehrere tauſend Acker Landes zum Geſchenke machen; er nahm aber nur 100 an und ſagte dabei (nach Diogenes Laertius): die Hälfte ſei mehr als das Ganze.

Thema. Die Hälfte iſt oft mehr als das Ganze.

A. Inwiefern ist dies der Fall?

1. Weil ein zu großes Geschenk den Neid zu erregen pflegt. Kein Volk war jemals argwöhnischer gegen die Reichen und Mächtigen, keines mehr geneigt, den Einflüsterungen schlechter Menschen Gehör zu geben und seinen Wohltätern mit Undank zu lohnen, als das griechische. Nach Nepos (im Leben des Thrasybul) verbat sich Pittakus das reiche Geschenk, weil er doch nicht lange in dessen Besitze geblieben wäre.

2. Die Dankbarkeit für eine bedeutende Gabe beeinträchtigt aber auch die Unabhängigkeit. Pittakus beteiligte sich in Krieg und Frieden an den Angelegenheiten seines Vaterlandes. Die Bürger übertrugen ihm sogar die Regierung, die er zehn Jahre führte, bis er sie freiwillig niederlegte. Die Dankbarkeit hätte ihn gehindert, seine Wohltäter zu tadeln, auf Dingen zu bestehen, die nicht mit ihren Wünschen übereinstimmten ꝛc.

3. Vielleicht bedachte er auch, daß es vorteilhafter ist, ein kleines Gut mit Sorgfalt, als ein großes mit Nachlässigkeit zu bebauen. Sein Anteil an den Staatsgeschäften wird ihn vielfach in Anspruch genommen haben, und die Liebe zur Weisheit machte ihm die Muße zum Bedürfnis. Wo sollte er also die Zeit hernehmen, noch einer ausgedehnten Landwirtschaft mit Eifer und Sorgsamkeit vorzustehen?

4. Der Reichtum macht nicht glücklich; er steigert nur die Bedürfnisse und vermehrt die Sorgen. Dies ist eine Wahrheit, die unter den Lehren der griechischen Weisen (Solon, Sokrates) eine der ersten Stellen einnimmt und nachher bei den Stoikern zu einer Geringschätzung, bei den Cynikern zu einer völligen Verachtung der Glücksgüter führte. Es ist möglich, daß Pittakus solche Grundsätze teilte.

B. Auf welchen Gebieten zeigt sich dies?

1. Bei materiellem Besitz, der sich, wenn er sehr anwächst, schwer übersehen und verwalten läßt.

2. Im Bereiche von Handel und Gewerbe, wo man leicht Gefahr läuft, viel und schlecht zu produzieren.

3. In der Literatur. Klopstocks „Messias" würde, wenn er nach einem einfacheren Plane angelegt wäre und nur halb so viel Gesänge enthielte, in seiner Zeit noch nachhaltiger gewirkt haben und noch heute von vielen ganz gelesen werden.

4. In der Geschichte. Das Reich Alexanders des Großen fiel nach seinem Tode unter dem Drucke seiner eigenen Masse zusammen. Die Einfälle der Germanen seit Mark Aurel. Man teilte das Reich und gab die Grenzprovinzen auf, weil ein so ausgedehnter Staat nicht mehr zu verwalten und gegen die Barbaren zu verteidigen war.

Schluß. Pittakus scheint also wirklich als ein weiser Mann gehandelt zu haben, und sein Ausspruch enthält eine Wahrheit, die wohl zu beherzigen ist. Non multa, sed multum.

37.

Du bist ein Mensch. Erwäge und bedenk' es stets.

(*Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.*)

Philemon.

Einleitung. Diogenes zündete sich eine Laterne an, um Menschen zu suchen. In der Tat gelingt es nur wenigen, sich zu wahren Menschen auszubilden und stets auf eine wahrhaft menschliche Weise ihr Leben zu führen; ja nur wenige mögen sich entschließen, über das Wesen, den wahren Wert und die Bestimmung des Menschen einmal ernstlich nachzudenken.

Thema. Du bist ein Mensch.

A. Erhebe dich nicht über deine Mitbrüder.

1. Hohe Geburt, Rang, Reichtum und andere Glücksgüter machen nicht den wahren Wert des Menschen aus. Nackt bist du in die Welt gekommen, nackt wirst du wieder hinausgehen.

2. Selbst sittliche Vorzüge oder die Überlegenheit des Geistes geben dir kein Recht, deine Nebenmenschen zu verachten.

Alle wahrhaft großen Männer waren bescheiden. Ohne Gottes und der Menschen Beistand bist du, hast du und vermagst du wenig. Der Stolz erzürnt die Mächte des Schicksals.[1])

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man andern schuldig.
Auch, kann ich dir versichern, hab' ich nie
Als Rang und als Besitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.

Goethe (Tasso I, 1).

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.

Schiller (Die Weltweisen).

B. Dünke dich nicht erhaben über die Natur und das Geschick des Menschen.

1. Wie mancher bildet sich ein, zu hohen Dingen berufen zu sein, und doch kann er schon für die gewöhnlichen Lebensaufgaben kaum ein genügendes Maß von Befähigung, Fleiß und Treue erschwingen.

Versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. Horat. A. P. 39.

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätte gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die größte Kraft.

Schiller (Breite u. Tiefe).

2. „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil" (Schiller). „Betrübnis kommt gemeinhin aus dem hohen Begriffe, den sich der Mensch vom Leben macht" (Hippel).

1) Als Pausanias mit seinen Taten prahlte, erinnerte ihn der Dichter Simonides daran, daß er ein Mensch sei. — Philipp von Mazedonien nach dem Siege bei Chäronea. — Den römischen Triumphator warnt der Servus publicus mit dem Zurufe: Te hominem esse memento.

Unser Los ist die Resignation und ein stiller Glaube an die Weisheit des Allgütigen. Die spartanische Mutter sagte bei der Nachricht von dem Tode ihrer Söhne: Als ich sie in die Schlacht sandte, wußte ich, daß meine Kinder sterblich seien. So auch Xenophon, als sein Sohn Gryllus bei Mantinea gefallen war.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.
Schiller (Erwartung und Erfüllung).

C. Sinke jedoch auch nicht zum Tiere herab.

Vergiß es nimmer, daß du, als das Ebenbild Gottes, zur Unsterblichkeit berufen und teuer erkauft bist.

Sursum corda!
Seid Himmel und nicht Erde! Herder.

Vergiß auch nicht, daß dir von Gott Vernunft gegeben worden ist, nach deren Gesetzen du deine Triebe und Neigungen lenken sollst.

Die Maxime Schleiermachers war: ewig zu sein in jedem Momente!

Schluß. Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir,
Doch daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor.
v. Feuchtersleben.

38.

Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes.

Horat. (ep. II, 2, 77).

Einleitung. Es handelt sich hier um mehr, als um den vorübergehenden ländlichen Aufenthalt der römischen Philosophen, die zur Zeit der Staatsferien auf ihre Landhäuser hinauszogen, um sich da zu erholen und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zu unterhalten. Unter scriptores sind besonders Dichter gemeint, und Horaz konnte aus eigener Erfahrung zu seinem Freunde Florus sprechen, an den diese Worte gerichtet sind. Nemus aber bedeutet hier die ganze Natur, besonders die ländliche Umgebung von Rom.

Thema: Weshalb lieben die Dichter die Natur mit inniger Hingabe?

1. Negativ:
   a) Auf dem Lande leidet ihre poetische Tätigkeit weniger unter den Störungen, welche die Großstadt mit sich bringt durch das Geräusch auf den Straßen und in den Häusern.
   b) Auch nicht unter den vielen Zerstreuungen, die das gesellige Leben im Gefolge hat.
2. Positiv:
   a) Schon die malerische Schönheit ihrer Erscheinungen macht die Dichter alle zu ihren Freunden. Die toten, einengenden Steinmassen der Städte gegenüber dem beseelten, frischen Leben in Wald und Feld. Die murmelnde Quelle, der sprossende Hain mit den munteren Sängern, die sanfte Pracht des Abendrotes, die brausende See; dies alles sind Gegenstände von unerschöpflichem Reize; sie bilden daher seit Jahrtausenden einen wesentlichen Bestandteil der Lyrik.
   b) Die Natur hat zu dem Dichter aber auch ein sittliches Verhältnis. Unabweislich umschwebt ihn der Traum von einem Arkadien, das in dem goldenen Zeitalter die Heimat eines idyllischen Naturlebens und zugleich der Poesie war. Der Dichter flieht das banausische Treiben in den Städten, den Lärm des Marktes, die gemütsleere Form der Geselligkeit, die frevelhafte Üppigkeit der vornehmen Leute. Die Schäferdichtung des Blumenordens an der Pegnitz, die noch bei S. Geßner, Goethe und anderen nachklingt.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück.

Schiller (Macht des Gesanges).

c) Die Natur ist dem Dichter die herrlichste **Offenbarung Gottes**, die unmittelbare Kundgebung seiner Macht und Liebe.

Dem kommenden Tage sagt es der Tag,
Die Nacht, die verschwand, der folgenden Nacht.
In alle Welt ergeht das Wort,
Jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd:
Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament.
Haydn (Die Schöpfung).

d) Die Natur ist die Schwester des Menschen. Das Leben beider unterliegt denselben Wandlungen, und ihre **mannigfachen Erscheinungen entsprechen den Bewegungen der Seele des Dichters.** Ja, seine Phantasie findet in ihr nicht bloß versinnlichende Beiwörter und anmutige Vergleiche, nicht bloß ähnliche Stimmungsbilder und gleichartige Szenen für jeden Kummer, jede Beseligung, jede Erhebung des Gemütes, sondern sie ist die mitfühlende, mitlebende Freundin, zu der er flüchtet, wenn er sich von allen Menschen verlassen glaubt.

„Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeit, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte." (Goethe.)

Schluß. Nur wenige besitzen das Talent, ihre Gefühle in wertvollen Liedern auszusprechen, doch können wir alle die Gefühle der Dichter teilen, und wie leer und roh müßte ein Herz sein, in dem die Stimme der Natur keinen Widerhall fände.

39.

Ferro nocentius aurum. Ovid.

Einleitung. Der Ausspruch findet sich in Ovids Metamorphosen. So paradox er auch klingt, so ist er doch wahr.

Thema. Das Gold ist für die Menschen in weit höherem Grade eine Ursache des Verderbens als das Eisen.

1. Es schadet einzelnen Menschen:
   a) solchen, die es besitzen.
      α) es verleitet zu Luxus und Schwelgerei, Trunksucht und andern Ausschweifungen und zerrüttet dadurch den Körper.
      β) es verführt zu Stolz und Hochmut, Geiz und Herzensverhärtung, schädigt also die Seele.
   b) solchen, die es nicht haben.
      α) es verführt zu Habgier und dadurch oft zu Betrug und Gewalttaten (Raub, Mord, Diebstahl).
      β) es erregt Neid und Unzufriedenheit und veranlaßt oft Haß und Streit selbst zwischen Geschwistern und anderen Verwandten.
2. es schadet ganzen Völkern. Rom, welches durch das Schwert nicht besiegt wurde, unterlag der Schwelgerei und der Habgier. Konnte doch schon Jugurtha ausrufen: „O urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit“ (Sallust). Die Schätze Südamerikas brachten die Spanier um ihre sittliche Kraft und um ihre politische Bedeutung. Haller sagt in seinen Alpen, Strophe 5:

   Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
   War Brei der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;
   Als aber ihm das Maß von seinem Reichtum fehlte,
   Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.

   und weiter:

   Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als ihr (die Schweizer).
   Der Reichtum hat kein Gut, das eurer Armut gleicht;
   Die Eintracht wohnt bei euch, in friedlichen Gemütern,
   Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht.
   Wohl dir, vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
   Der Laster reichen Quell, den Überfluß, versagt.

Schluß. Schon die Griechen haben die Wahrheit dieses Spruches erkannt. Dies ergibt sich aus dem Gespräch des Königs Xerxes mit dem spartanischen Könige Demarat, das uns

Herodot im VII. Buche seines Geschichtswerkes mitteilt. Vgl. auch das Wort Menanders τὰ κακῶς φέροντα χωρία ἀνδρείους ποιεῖ und die Einrichtungen Lykurgs in Sparta (eisernes Geld).[1])

40.

Studia res secundas ornant. Cicero pro Archia.

Einleitung. Ganze Völker oder wenigstens ganze Stände haben zu Zeiten die Wissenschaften verachtet. In Rom zürnte der ältere Cato den Scipionen wegen ihrer griechischen Studien, und noch Cicero mußte bald seine Beschäftigung mit der Philosophie rechtfertigen, bald nachweisen, daß ein Dichter oder ein Schauspieler nicht ganz unnütze Erdenbewohner seien. In der letzten Periode des Mittelalters verspottete der Ritter das Volk der Schriftsteller; bei seinem kriegerischen Sinne überließ er die Wissenschaften den für weibisch geltenden Geistlichen. Noch viel später hegte der Adel gleiche Vorurteile; der bayrische Junker Veit in M. Millers „Siegwart", das charakteristische Abbild seines Standes, wirft den Vergil, in dem sein Sohn und Siegwart lesen, zum Fenster hinaus. Auch heute sehen viele begüterte Leute auf die so wenig einträglichen Studien mit Geringschätzung herab, und ihre Söhne haben meistens keine Lust, sich auf höheren Schulen den Kopf zu zerbrechen, da ihre Väter ohne Studium einen stattlichen Reichtum erworben haben, der ihnen als der Inbegriff des Glückes erscheint.

Thema. Dem ungebildeten Manne gewährt der Reichtum nur ein sehr unvollkommenes Glück.

A. In betreff der gewöhnlichen Lebensgenüsse.

1. Das Theater. Hat man keine Kenntnis von der historischen Entwickelung der szenischen Poesie, und soll nur das

1) Andere Dichtersprüche sind: Aurum per medios ire satellites et perrumpere amat saxa, potentius ictu fulmineo (Horaz), nunc aurum et purpura curis exercent hominem belloque fatigant (Lukrez), odi ego aurum; multa multis saepe suasit perperam (Plautus), nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles (Goethe, Faust I).

unsichere Geschmacksurteil über Wert oder Unwert der Komposition und Ausführung eines Werkes entscheiden, weiß man nicht einmal die Handlung eines historischen Dramas mit der Weltgeschichte in Zusammenhang zu bringen, und übersteigt schon ein gehaltvoller Dialog das Verständnis, hat man ebensowenig einen rechten Begriff von der Kunst des Schauspielers, so beschränkt sich die Unterhaltung, die man im Theater sucht, auf den Genuß des rohen Stoffes, des bunten Wechsels der Tatsachen. Ähnlich ergeht es dem Ignoranten, wenn er eine Oper hört, eine Bildergalerie besucht oder vielleicht einen Roman liest.

2. Gastmähler. Wie angenehm ist es, gebildeten Männern zuzuhören, wenn sie in dem heiteren Tone, der sich für ein Symposion schickt, aber mit jener Sicherheit und Klarheit, die aus gründlichen Kenntnissen resultieren, einen Abend mit Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände von allgemeinem Interesse hinbringen. Noch nach 100 Jahren erinnern wir uns gerne jener geselligen Kreise, die sich in Hamburg um Carpser, den Freund Hagedorns, und in Königsberg um Kant und Hippel gebildet hatten. Mit welchem armseligen Genusse muß sich dagegen eine Gesellschaft begnügen, in der sich hier eine Gruppe mit dem Tagesgeklätsch und Börsenereignissen unterhält, dort eine andere in kurzsichtiger Kannegießerei über das Staatswohl beratschlagt, oder jemand sich in einem Kreise von Feinschmeckern mit Erfahrungen breit macht, die sich an den Küchenzettel und die Weinkarte knüpfen. Den meisten ist überhaupt jedes Gespräch ermüdend, und sie eilen an die Whisttische.

3. Reisen. Jeder wohlhabende Mann, so fordert es die Mode, muß mit seiner Familie die Welt sehen. Was nützt ihm jedoch der Aufenthalt in einer altertümlichen Stadt, wenn er nichts von den Zuständen weiß, die diesen Straßen, Märkten, Rathäusern ihr Gepräge gegeben. Man zeigt ihm eine Reihe historischer Denkmäler, aber seine Geschichtskenntnis geht nicht über die Generale des alten Fritz zurück. Die Merkwürdigkeiten der Natur, die seltsamen Felsblöcke und Höhlen der Gebirge ꝛc. sind ihm nichts als ein kaleidoskopisches Spiel; Glück genug, wenn er so viel natürlichen Sinn für das Schöne hat, daß herr-

liche Landschaften wenigstens nach ihrem malerischen Charakter auf ihn Eindruck machen, Wald und Fluß ihm nicht überall so aussehen wie zu Hause. Gewöhnlich imponiert ihm nur der Reichtum, ein Hafen voller Schiffe, ein Markt mit kostbaren Warenlagern, eine Reihe von Palästen, eine mit Gold belastete Spielbank. Kommt er heim, so veranschlagt er den Genuß, den ihm die Reise gewährt hat, nach der Summe, die sie gekostet. Er weiß jetzt aus Erfahrung, was in dieser oder jener großen Stadt die Küche vermag; in seinem Gedächtnisse ruht ein Stoß von Speisekarten und Wirtshausrechnungen, Materialien zu einer eigentümlichen vergleichenden Erdkunde.

B. In betreff des Tagewerkes.

1. Besteht die Bildung hauptsächlich darin, daß man sich der geistigen Natur des Menschen bewußt ist und an ihrer Entwickelung und Tätigkeit Interesse hat, so muß es dem Gebildeten, selbst wenn ihn sein Reichtum jeder Sorge für den Unterhalt überhebt, unmöglich sein, sein Leben in Müßiggang hinzubringen oder allein der Vermehrung materieller Besitztümer zu widmen. Er wird sich seinen Mitbürgern in einem anständigen Berufe nützlich machen, und wie schön ist es, wenn dabei alle Beschränkungen wegfallen, die uns meistens die kärglich zugemessenen Geldmittel auferlegen; wenn der strebsame Gelehrte bei jeder Messe seine Handbibliothek vervollständigen kann, wenn der Anwalt sich nicht scheuen darf, die wenig einträglichen Prozesse bedrängter Witwen und Waisen zu übernehmen, wenn der Geistliche, der Arzt imstande sind, mit milder Hand den eigentlichen Quellpunkt des Elendes zu verstopfen.

2. Ganz anders ist es mit ungebildeten Leuten. Ihr Tagewerk ist der Müßiggang.

Denn essen und trinken zum Zerplatzen,
Und schlafen und im Kopfe kratzen,
Und täglichtags sein Porzellan
Und seine goldnen Becher wischen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame ziehn und Karten mischen,

Und dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen,
Und flacken auf dem Ruhebett,
Und wenn ihm alles sonst will fehlen,
Sich schließen in sein Kabinett
Und seine Rosenobel zählen —
Dies Hansens Tun und Lassen war
Zwölf Monat lang in jedem Jahr. Wieland.

Sind sie weniger phlegmatisch und sparsam, so gibt es tausend Erfindungen des Luxus, die ihnen die Zeitverschwendung erleichtern. Aber auch die, welchen eine tätige Natur zuteil geworden, so daß sie ihre Tage nicht im Schlendrian zubringen mögen, kennen gewöhnlich keinen höheren Lebenszweck als den Gelderwerb. „Meine Kinder lassen sich zu gescheiten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden soll so bald als möglich ein eigenes Gewerbe eingerichtet werden, und was unser Vermögen betrifft, daran sollst du deine Lust sehen" (Goethe).

Schluß. So erfreut sich der Ungebildete allein an der bunten Außenseite der Dinge, und ihr geistiger Gehalt bleibt ihm unbekannt. Für ihn hat Cicero die Themaworte in seiner Rede für Archias § 17 umsonst gesprochen, wo es heißt: „(Haec) Studia adulescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent."

41.

Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent.

Cicero pro Archia.

Einleitung. Von den philosophischen Systemen der Alten behauptete sich am längsten das stoische. Es ging in die christlichen Zeitalter hinüber, weil es in der Geringschätzung der äußeren Güter den Fluten des Unglücks einen mächtigen Damm entgegenstellte, weil es in seiner positiven Richtung auf ein über die Sinnenwelt hinausgehendes Gut hinwies. Solche Grundsätze verschmelzen leicht mit den Wahrheiten des Christentums selbst. Daher waren Seneca und mehr noch Boethius viele Jahrhunderte

hindurch auch bei den christlichen Philosophen beliebt. Das Hauptwerk des letzteren „De consolatione philosophiae“ kannte von der Zeit der Gothen ab bis ins 18. Jahrhundert hinein jeder Gelehrte. Boethius ist im Kerker, der Genius der Philosophie erscheint ihm und beschwichtigt seine Klagen mit Betrachtungen über die Nichtigkeit des Erdenglückes, in die geschichtliche Beispiele nebst Aussprüchen der Philosophen und der Dichter verwebt sind. Aus derselben stoisch-christlichen Philosophie erwuchs das „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges“ von M. Opitz (1621 verfaßt, 1633 gedruckt).

Thema: Inwiefern gewährt uns das Studium der Wissenschaften in der Trübsal eine trostreiche Zuflucht?

1. Die Beschäftigung mit den Rednern, Dichtern und Historikern lehrt uns eine Menge gehaltvoller Lebenswahrheiten kennen, die durch die Geschichte einzelner und ganzer Völker bekräftigt, unser Herz beruhigen, zur Ergebung stimmen und wieder auch mit hoffnungsvollem Mute beleben. Solche Wahrheiten sind:

a) Es ist nicht das gewöhnliche Los des Menschen, daß ihm seine Tage in ungetrübter Heiterkeit verfließen:

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil.
Schiller (Ring des Polykrates).

Nihil est ab omni
Parte beatum. Horat. c. II, 16, 27.

Quam multos esse conjectas, qui sese caelo proximos arbitrentur, si de fortunae tuae reliquiis pars eis minima contingat?
Boeth. II, 4.

Selbst Karl V., der Herrscher über so viele Länder, hatte Anlaß, den glänzendsten Thron Europas mit der stillen Zelle eines Klosters zu vertauschen, und sein Beichtvater Constantinus Pontius, in dessen Armen er gestorben war, wurde unter Philipp von der Inquisition verbrannt.

b) Poche nicht auf deine Verdienste; vielen, die besser als du waren, ist es weit schlimmer ergangen. Sokrates und Phocion tranken den Giftkelch, Christus starb am Kreuze.

Quod si nec Anaxagorae fugam nec Socratis venenum nec Zenonis tormenta, quoniam sunt peregrina, novisti, at Canios at Senecas at Soranos, quorum nec pervetusta nec incelebris memoria est, scire potuisti. Quos nihil aliud in cladem detraxit, nisi quod nostris (philosophiae) moribus instituti, studiis improborum dissimillimi videbantur. Itaque nihil est quod admirere, si in hoc vitae salo circumflantibus agitemur procellis, quibus hoc maxime propositum est, pessimis displicere. Boeth. I, 3.

c) Wer kann es sich herausnehmen, ein Schicksal, das uns nicht ohne den Willen des Allgütigen zuteil wurde, böse zu nennen! Er führet alles herrlich hinaus. Aus der Asche des römischen Reiches erhob sich die neue Welt zu einem höheren Kreislauf der Kultur.

d) Mut und Umsicht vermögen oft die nachteiligen Folgen eines Übels zu vermindern und gründen über den Trümmern ein neues Lebensglück.

Quidquid erit, superanda omnis fortuna ferendo est.
Vergil.

Es ist etwas in der Natur des Menschen, das mir seine Herrlichkeit vor allen anderen lebendigen Wesen mehr beweist, als alle seine übrigen Vorzüge, und dies ist, daß er, wie er auch gedrückt worden sein mag, sich immer wieder aufheben kann. Wieland.

e) Will alles fehlschlagen, so bleibt dir gleichwohl der Friede in Gott.

Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,
Wenn ich in deiner Liebe ruh'!
Ich steige aus der Schwermut Höhlen
Und eile deinen Armen zu ꝛc. (Evang. Gesangbuch.)

Dahin, wo dein Leben angefangen,
Dahin richte Sehnsucht und Verlangen,
Deine Seele findet dann erst Ruh',
Wendet sie sich ihrem Schöpfer zu. Ph. Spitta.

2. Die emsige Beschäftigung mit den Wissenschaften lenkt unsere Gedanken von dem ab, was uns draußen

begegnet; sie führt uns in andere Räume, in andere Zeiten; sie nimmt unsern Anteil für Personen und Dinge in Anspruch, die mit unsern Widerwärtigkeiten nichts zu tun haben, weshalb wir diese vergessen.

3. Die Studien stellen uns überhaupt auf den Standpunkt eines höheren Daseins, das uns unsere irdischen Sorgen als kleinlich erscheinen läßt. Der Trieb zur Wahrheit, zur Erkenntnis fordert ebenso seine Befriedigung, wie jedes andere Bedürfnis des Geistes, und indem wir ihm genügen, erlangen wir wirklich ein Glück, das uns für Verluste geringerer Art entschädigt. Diese tiefe, innige Freude an dem Wissen ist keine Gabe von außen, sie entquillt der Sache selbst.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.

Schiller (An die Freude).

Schluß. Das Gefühl, zu einem höheren geistigen Leben erweckt zu sein, ließ jene stoischen Philosophen die Entbehrung der Glücksgüter verschmerzen, und in dem Bewußtsein, sich ein unverlierbares Gut erworben zu haben, verzichteten sie gerne auf die vergänglichen Zierden des Lebens.

Gratia, Musa, tibi: nam tu solatia praebes,
Tu curae requies, tu medicina mali,
Tu dux, tu comes es, tu nos abducis ab Istro
In medioque mihi das Helicone locum. Ovid.

Das kann die göttliche Philosophie uns weisen,
O wohl dem, der sich läßt an ihrer Tafel speisen,
Ihr Himmelsbrot genießt, trinkt ihren süßen Wein
Und schläft an ihrer Brust, er lernt zufrieden sein.

Opitz.

Der einzige Trost in der Welt, wenn ja die Welt Trost hat, liegt in den Wissenschaften. Selbst die Unvollkommenheit unseres Wissens ist tröstlich; die edle Art, uns zu zerstreuen, die den Wissenschaften eigen ist, hat weder die Welt, noch etwas, das in der Welt ist. Studieren ist eine Art Geisterseherei, eine Empfindung höherer Kräfte, ein Vorschmack des Himmels.

Hippel (Lebensläufe III, 308).

42.

Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis.

Einleitung. Cicero sagt (De oratore II, 36) zum Lobe der Geschichte, sie sei: testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis. Dem Anscheine nach enthalten alle die Beinamen, die Cicero der Geschichte hier beilegt, nur den einen Gedanken, daß diese uns von der Vergangenheit Kunde gibt und uns dadurch für unsere eigene Lebensführung lehrreich wird. Die Wiederholung der Begriffe und die mehrfache Abänderung des Ausdrucks würden also aus dem Streben nach rhetorischer Fülle zu erklären sein. Indessen ist es doch nicht rätlich, sich so leicht mit den Aussprüchen gebildeter Männer abzufinden, und man muß wenigstens zuerst einen Versuch machen, es zu ermitteln, ob sich der Schriftsteller nicht doch bei jedem Worte etwas Besonderes gedacht habe, und ob nicht in der Fülle der Worte zugleich eine Mannigfaltigkeit der Beziehungen liege. Freilich bleibt hier der Übelstand, daß manches bei der Kürze und Unbestimmtheit des Ausdrucks eine verschiedene Auffassung zuläßt.

Thema. Erklärung jener Beinamen.

A. Einige beziehen sich auf den Gegenstand, den die Geschichte behandelt.

1. Nach ihrem allgemeinsten Merkmale ist sie eine nuntia vetustatis; sie gibt uns Nachricht von dem, was in der Vergangenheit geschehen ist, und geht dabei bis in das graue Altertum zurück.
2. Sie ist ferner ein testis temporum. Da sie aus den Erzählungen der Zeitgenossen hervorgeht, hat sie den Ereignissen der Vergangenheit als Augenzeugin beigewohnt und gibt uns die Beweise dafür, daß etwas sich entweder wirklich so zugetragen hat oder daß die Tatsachen entstellt, vielleicht ganz erdichtet sind.

3. Dann heißt die Geschichte vita memoriae, ein Name, der ihr in zwei Beziehungen zukommt.
   a) Sie erhält das Andenken an die Vergangenheit lebendig. Wieviel Bemerkenswertes würde ganz vergessen werden, wenn nicht schon die Zeitgenossen die sichersten Nachrichten sammelten und das Ergebnis ihrer Forschungen für die Nachwelt niederschrieben. Selbst welterschütternde Begebenheiten würden sich in kurzer Zeit zu märchenhaften Sagen verdunkeln. Die Geschichte verleiht also den Ereignissen der Vergangenheit und der Erinnerung daran ein fortdauerndes Leben.
   b) Es gibt neben ihr noch andere Traditionen, sie ist aber ihr lebendiger Mittelpunkt und ihre Seele. Wir lernen nämlich die Vergangenheit auch aus der Volkssage, aus monumentalen Kunstgebilden, aus Erzählungen der Dichter, aus gelegentlichen Äußerungen der Redner und Philosophen kennen. Wir würden jedoch sehr vieles von der verkehrten Seite ansehen, viele Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse in poetischen und prosaischen Schriften würden uns nicht nur keine zuverlässige und deutliche Kenntnis gewähren, sondern selbst ganz unverständlich sein, wenn uns nicht die Geschichte unterstützte. Weder Goethes Egmont noch Schillers oder Shakespeares Dramen binden sich an die historische Wahrheit. So wertvoll also solche Nebenquellen sein mögen, weil sie bisweilen zur Bestätigung oder Ergänzung von Nachrichten dienen, so ist die Geschichte doch die vita memoriae; erst in ihrem Lichte sehen wir das Licht, weil erst ihr klarer, bestimmender und ordnender Geist jenen traumhaften Schattenbildern der Erinnerung Leben und Sprache gibt.

B. Andere Beinamen bezeichnen den Nutzen, den wir von der Geschichte haben.

Sie ist eine magistra vitae; sie verhilft dem Menschen und dem Staatsbürger zu einer würdigen Lebensführung, und zwar indem sie 1. seinen Geist aufklärt, weshalb sie noch den

besonderen Namen lux veritatis erhält, und indem sie 2. die edleren Triebe der Seele erweckt und zu einem segensreichen Streben anregt.

1. Die Geschichte ist eine lux veritatis,
   a) weil sie unsere Menschenkenntnis und Lebensklugheit fördert. Wir stützen uns auf ihre Urteile, die aus einer tausendjährigen Erfahrung fließen, die sie mit Beispielen erläutert und begründet. Zu dem erfindenden Nachsinnen gesellt, stellt sie alles Theoretische auf die Probe der Praxis, indem sie die Berechnung des Möglichen durch die Hinweisung auf das, was unter gleichen Umständen geschehen ist, regelt und leitet.
   b) Sie zieht aus den Schicksalen und Bestrebungen der Menschheit ihre bedeutsamen Ergebnisse und wird uns so auch in höherem Sinne zu einem Lichte, in dem wir die Wahrheit erkennen, und zu einer Wahrheit, die ein helles Licht ausstrahlt. Vor allem erschließt sie unserer Einsicht den wahren Sinn und Gang des Lebens, indem sie (als eine interpres numinis divini) alle Ereignisse als die Wirkung zweier Kräfte hinstellt, nämlich des menschlichen Willens und der ordnenden Hand der Vorsehung, und darauf hinweist, wie etwas wahrhaft Großes und Gutes immer nur dann ins Leben getreten ist, wenn der Mensch sich bei einem kräftigen Streben des Lichtes und des Segens aus der Höhe würdig machte.

> Was ist der Menschen Klugheit, wenn sie nicht
> Auf jener Willen droben achtend lauscht?
>
> Goethe (Iphig. II, 1).

2. Als eine magistra vitae wirkt sie jedoch nicht allein aufklärend, sondern auch anregend.
   a) Sie ermuntert uns durch erhabene Beispiele zur Nacheiferung in allem Würdigen und Schönen.
   b) Sie warnt uns durch ihr strenges Gericht und durch die Hinweisung auf die verderblichen Folgen der Verkehrtheit vor aller Mißachtung der Vernunft und des Gesetzes.

c) Sie erweckt in dem einsichtsvollen und edelgestimmten Menschen das Bewußtsein, daß die Vorsehung auch auf seine Kraft und Mitwirkung gezählt hat. Wer in der Geschichte nicht dieses religiöse Element zu finden weiß, der hat an ihr keine lux veritatis und keine magistra vitae. Er empfängt von ihr keine nachhaltige Begeisterung, nicht die Geduld in der Trübsal, nicht den unüberwindlich machenden Glauben an den Wert und an das Gelingen seines Werkes, ohne welches alles die Begeisterung wie ein Strohfeuer verflackert.

Schluß. Die Geschichte verdient es also, daß man sich ihren hohen Beruf in klaren Begriffen vergegenwärtigt und sie nicht mit einer phrasenhaften Lobrede abfertigt. Cicero hat wohl mit jenen Beinamen wirklich eine Fülle von verschiedenen Beziehungen bezeichnen wollen, wenn sie einander auch in manchen Dingen berühren, und von seiner Achtung vor der Geschichte zeugt auch das bedeutungsvolle Wort:

Nescire, quid antea, quam natus sis, acciderit, id est semper esse puerum.

43.

Was ist von dem Worte des Tacitus zu halten: Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris?

Einleitung. Dies ist die Weise vieler, aber gewiß nicht aller Menschen.

A. Bestätigung des Satzes.

1. Der niedrig gesinnte Mensch haßt den, welchem er ein Unrecht zugefügt hat, weil er rachsüchtige Anfeindungen erwartet.

2. Es ärgert ihn, daß er diesem eine Abbitte schuldig ist, die er gleichwohl nicht leisten mag, weil er sich dadurch zu erniedrigen glaubt.

3. Schon der bloße Anblick des Beleidigten ist ihm zuwider; denn er erinnert sich an seine Übereilung und Schwäche.

B. Widerlegung.

1. Ein würdiger Mann wird durch das Bewußtsein einer einmaligen Verirrung nicht in dem Grade gedemütigt, weil sich seine Selbstachtung auf mancherlei Vorzüge gründet.

2. Ein freies Bekenntnis der Schuld stellt seine Integrität her, und schon sein Gerechtigkeitsgefühl treibt ihn, den Verletzten zu entschädigen und zu versöhnen.

3. Das Christentum verlangt, daß wir unsere Feinde lieben sollen, um wieviel mehr diejenigen, die wir verletzt haben.

Schluß. Was dünket euch, Burgund? ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.
Schiller (Jungfrau von Orleans II, 2).

44.

Was bedeutet das Sprichwort: „Ende gut, alles gut"?

Einleitung. Sprichwörter haben als erprobte Urteile des Volkes auf eine unbedingte Geltung Anspruch, doch täuschen wir mit ihnen uns und andere, wenn wir sie nicht im rechten Sinne anwenden.

Thema. Die Bedeutung des obigen Sprichworts.

A. Leichtfertige Menschen überlassen sich ihren törichten und schlimmen Neigungen in der Meinung, alles werde gut gemacht, wenn sie nur zuletzt den rechten Weg einschlagen.

1. Niemand weiß jedoch, wie lange ihm die Vorsehung Zeit lassen wird, sich zu bessern.

2. Die Gewöhnung an das Böse könnte ihn leicht ganz unfähig machen, ein anderer Mensch zu werden.

3. Vergehen kann man nie ungeschehen machen. Selbst wenn man sich ganz geändert hat, hinterlassen sie oft sehr üble Folgen und stets eine schmerzliche Erinnerung.

B. Das Sprichwort will sagen, daß wir uns mit allen Gefahren und Leiden aussöhnen, wenn es uns nur zuletzt wieder gut ergeht.

1. Das Andenken an eine traurige Vergangenheit macht uns die Gegenwart angenehmer.

Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
Goethe (Tasso V, 1).

2. Wir freuen uns, daß wir Gelegenheit hatten, Mut und Einsicht zu beweisen. So sagt Äneas zu seinen Gefährten, als sie einen Sturm überstanden:

Revocate animos, maestumque timorem
Mittite. Forsan et haec olim meminisse iuvabit.
Vergil (Aen. I, 102).

Ἀλλ' ἠδύ τοι σωθέντα μεμνῆσθαι πόνων. Eurip.

Suavis est laborum praeteritorum memoria. Cicero.

3. Wir denken gerne daran, daß uns eine liebreich waltende Vorsehung und teilnehmende Freunde unterstützten.

Schluß. Die Erinnerung an die Jugendzeit soll uns einst das Alter versüßen; wie muß dem zu Mute sein, der auf eine Wüste zurückblickt, die sich in dem Frühlinge seines Lebens nur mit Disteln und Dornen bekleidete. „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen" von Jean Paul.

45.

Doppelt gibt, wer gleich gibt.

Einleitung. Nicht allein der materielle Wert, sondern auch die Art, wie eine Wohltat erwiesen wird, macht diese groß oder klein. Mancher Menschenfreund hat die schlimme Gewohnheit, den Hilfsbedürftigen erst durch Poltern und durch Vorwürfe zu demütigen, ihn eine Zeitlang hinzuhalten ꝛc.

Thema. Doppelt gibt, wer gleich gibt.

1. Der Notstand kann sich verschlimmern. Der Handwerker, dem erst nach acht Tagen geholfen wird, gerät inzwischen in größere Schulden. Eine augenblickliche Hilfe konnte den Kredit eines Kaufmanns aufrechterhalten ꝛc.

2. Die Hilfe kommt bisweilen ganz zu spät. Der Arme ist der Versuchung zu einem Verbrechen erlegen. Der Kranke ist nicht mehr zu retten ꝛc.

3. Für den, welchem mit Bereitwilligkeit geholfen wird, ist die Dankbarkeit keine Last, denn er behält das Vertrauen zu den Menschen und zur Vorsehung.

4. Sein erhöhter Lebensmut ermuntert ihn, sich selbst wieder aufzuhelfen, während der Erniedrigte die Wohltat vielleicht nicht einmal auf die rechte Weise benutzt.

Schluß. „Ein freundliches Wort ist oft mehr als eine große Gabe, aber ein holdseliger Mensch gibt sie alle beide" (Bibel).

Inopi beneficium bis dat, qui dat celeriter (Publil. Syrus).

Anm. Die Art, Geschenke zu machen, ist der Schlüssel zum geheimsten Herzenskämmerlein. Der eine drückt in die Hand, der andere legt es unvermerkt auf den Tisch, dieser gibt in Papier gewickelt, der in Geld, der in Geldeswert, dieser wird rot, der blaß — der sieht freundlich aus, der, als ob er im Spiel verloren, der andächtig, als wenn er etwas in den Gotteskasten legte und vom lieben Gott einen Wechselbrief entgegennimmt oder ihn bezieht; der, als wenn er die Musikanten bezahlt und von ihnen erwartet, daß sie ihm den Dank vorgeigen möchten. Jeder Griff bei allen diesen Arten ist aus dem Herzen genommen. Wenn ich einen Menschen gesehen ein Geschenk geben, so müßt' ich mich sehr irren, wenn ich seinen Charakter nicht auf ein Haar treffen sollte. (Hippel.)

46.

Bescheidenheit ist das schönste Kleid.

Einleitung. Das Wort bescheiden ist eines Stammes mit unterscheiden und bedeutet ursprünglich soviel als beschieden, unterwiesen, verständig, klug, erfahren. So im Freidank 1: Ich bin genannt Bescheidenheit, die aller Tugenden Krone trägt, so

noch in Schillers Tell V, 1: Den bescheidenen Männern von Uri, Schwyz und Unterwalden. Erst später hat das Wort den Sinn von Anständigkeit, Wohlerzogenheit, Zurückhaltung in den Ansprüchen erhalten.

Thema. Bescheidenheit schmückt und ziert den Menschen.

Sie macht ihn

1. rücksichtsvoll im Benehmen gegen seine Mitmenschen, zumal gegen solche, die ihm an Alter, Lebenserfahrung und Kenntnissen überlegen sind.

2. zugänglich dem guten Rate und der wissenschaftlichen Anregung anderer.

3. maßvoll in seinen Anforderungen an solche, die ihm körperlich und geistig nicht gewachsen sind.

4. beliebt und gern gesehen von allen, die ihm näher treten.

5. sie verschafft ihm nachsichtsvolle Behandlung seiner Fehler und Mitleid im Unglück.

Schluß. Besonders der Jugend steht die Bescheidenheit wohl an. Bescheidenheit für junges Blut ein schön Geschmeid und großes Gut. Den Jüngling ziert Bescheidenheit (Grillparzer, Ahnfrau I).

47.

Volksstimme, Gottesstimme.

Mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen".

Einleitung. Die Sprichwörter enthalten nicht immer eine unbedingte Wahrheit; „Sprichwort wahr Wort" gilt also nicht in allen Fällen. Von augenblicklichen Eindrücken aufgeregt, ruft die Menge heute „Hosianna!" und morgen „Kreuzige!"

Ach, wie sehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunsch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verschied'ne Stimme sich
Wird hören lassen —, ja daß eben die,
Die jetzt gewaltsam zu der Tat mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht ist, strenge tadeln werden!
Schiller (Maria Stuart IV, 8).

Thema. Das Volk urteilt nicht richtig über die Heldentat des Johanniters.

A. Der Ritter hat allerdings viele Vorzüge.

1. Neben dem Ehrgeize treibt ihn hauptsächlich die Nächstenliebe zu dem Unternehmen.
2. Ihm ist ein froher Sinn eigen.
3. Die Vorbereitungen zum Kampfe zeugen von Klugheit.
4. Er gleicht an Tapferkeit den größten Helden der Vorzeit.

B. Er hat aber auch bedeutende Fehler.

1. Er hält sich in seinem Dünkel für weiser als den Meister; dieser hat jedoch den Kampf aus wichtigen Gründen verboten, denn der Orden ist bereits geschwächt, und die Ungläubigen tun mehr Schaden als der Drache, dem man ausweichen kann.
2. Er ist ungehorsam und bricht damit eines der hauptsächlichsten Gelübde des Ordens.
3. Er verschafft sich den Urlaub auf eine unredliche Weise, und doch lehren schon die Heiden: virtus non adiuvanda est vitio.

Schluß. 1. Nicht das Volk, sondern der Meister urteilt also richtig.

2. Dieser verzeiht, als der Ritter sich demütigt, was seine Vergehen gut macht und seinen Tugenden die Krone aufsetzt.

48.

Erst wäg's, dann wag's.

Einleitung. Wahlspruch Moltkes, oder: Viele handeln vorschnell, andere wieder zu langsam, beiden gilt das Themawort.

Thema.

I. Erst wäg's:

1. Erwäge, ob die Handlung erlaubt und sittlich gut ist.
   a) Das äußere Recht (jus) kann dagegen sein.
   b) Das innere Recht (fas) kann dagegen sein.

c) Widerstreit der beiden Rechte, des niederen irdischen und des höheren göttlichen, wie bei Antigone, dem Prinzen von Homburg, Titus Manlius Torquatus.

2. Erwäge, ob die Handlung Aussicht auf Erfolg hat und zweckentsprechend ist.
   a) Ob die Kräfte und Mittel der Aufgabe gewachsen sind (Schwierigkeiten, die im Subjekte liegen): Körperkräfte, geistige Anlagen, Geldmittel usw.
   b) Ob das Ziel bei vorhandenen Kräften und Mitteln erreichbar ist (Schwierigkeiten, die im Objekte liegen): Kreuzzüge, Napoleons Zug nach Rußland u. a.
   c) Besondere Umstände, z. B. bei Ankauf eines Wertpapieres Bedingungen des Kurses, bei Gründung einer Fabrik oder eines Geschäftes, ob Absatz der Erzeugnisse zu erwarten ist u. a.

II. Dann wag's. Zögere nicht, wenn du alles klar erwogen hast! Denn Zögern bringt dir oft:
   a) Äußere Nachteile (Geldverlust u. a.).
   b) Innere Nachteile (Kummer u. a.).

Schluß. Es gibt auch Fälle, wo wir nicht erst überlegen sollen, z. B. wenn es gilt, einem ohnmächtig Hinsinkenden beizustehen.

49.

Was haben wir von dem Sprichwort zu halten: „Undank ist der Welt Lohn"?

Einleitung. Dante versetzt diejenigen, welche an ihren Wohltätern Verrat geübt, Judas Ischarioth, Brutus und Cassius, in den innersten Bezirk der Hölle (34. Gesang); die Undankbaren sind nach seiner Moral die verworfensten aller Sünder. Ist nun aber die Welt so verderbt, daß denen, die anderen Gutes erweisen, gewöhnlich mit Undank gelohnt wird, wem machte es dann Freude, ein Mensch zu sein und mit Menschen zu leben?

Thema. Die Undankbarkeit zeugt nicht immer von einem verdorbenen Herzen.

A. Der Empfänger

1. erkennt nicht immer gleich die Größe der Wohltat, die ihm erwiesen ist. „Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen" ꝛc. (Goethe.)

2. Er versteht es nicht, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen (Kordelia in Shakespeares „König Lear").

3. „Er dankt desto weniger für fremde Geschenke, je geneigter er ist, eigene zu machen, und der Freigebige ist selten ein Dankbarer" (Jean Paul).

B. Der Geber

1. erweist Wohltaten oft nicht mit Freundlichkeit.

2. Er fordert zuviel dafür. „Wahre Wohltäter haben selten Undankbare verpflichtet; aber die Wohltäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern" (Lessing).

3. Er fordert vielleicht sogar etwas Unrechtes.

Schluß. Nur in den seltensten Fällen ist wirkliche Verdorbenheit die Ursache des Undanks. Der Menschenfreund wird sein Herz nicht der Bitte des Hilfsbedürftigen verschließen. Die Sonne scheint über Gute und Böse.

50.

Fortes fortuna adiuvat

und

Gott ist in dem Schwachen mächtig.

Einleitung. Der wackere deutsche Dichter Ernst Moritz Arndt (1769—1860) hat beide Sprüche zusammen unter sein Bildnis gesetzt. In dieser Verbindung liegt etwas Befremdendes, da die Tapferkeit des Menschen und sein Gefühl der Schwäche, der Zufall der Heiden und der Gott der Christen bedenkliche

Gegensätze bilden. Es ist nun die Frage, ob nicht gleichwohl jeder Spruch für sich eine Wahrheit enthält, oder ließe sich gar zwischen ihnen eine innere Verwandtschaft entdecken, so daß sie einander nur näher bestimmten und ergänzten?

Thema. Rechtfertigung und Vergleichung beider Sätze.

A. Jeder von ihnen spricht eine unzweifelhafte Wahrheit aus.

1. Die Erfahrung bestätigt den ersten. Hat nicht Friedrich der Große durch seine Tapferkeit halb Europa überwunden, und war nicht später das Unglück Preußens gegen Napoleon I. zum größten Teile eine Folge der Verzagtheit und Unentschlossenheit?

Hos successus alit: possunt, quia posse videntur.
Vergil (Aen. V, 231).

2. Doch auch den zweiten Satz beweist die Erfahrung. Welcher Umschwung kam durch Johanna von Orleans, die schwache Hirtin, die sich Gott zur Streiterin ersehen, in die Lage Frankreichs? Mit einer herrlichen Verwegenheit bat Luther, die Fürsten möchten ihn nicht so eifrig unterstützen, damit die Allmacht Gottes an seinem Werke in ihrer ganzen Fülle offenbar würde (vgl. den Brief an Herzog Friedrich zu Sachsen, in Wilhelm Wackernagels Lesebuch III, 1, 145). Welche gewaltige Schöpfung erwuchs durch den Segen Gottes aus dem kleinen Reise, das der Stifter des Halleschen Waisenhauses in Glauben und Liebe pflanzte.

B. Die völlige Übereinstimmung beider Sprüche.

Die Sätze behalten aber nicht nur nebeneinander ihre Wahrheit und Anwendbarkeit, sondern es stellt sich in der Tat bei näherer Betrachtung zwischen ihnen ein inniger Zusammenhang und eine höhere Einheit heraus.

1. Die Tapferkeit entspringt nämlich aus sehr verschiedenen Quellen. Gefahr und Not, irgend ein leiden-

schaftliches Interesse niederer oder höherer Art, kann den Mut des Menschen entflammen. Ihr tiefster Grund ist jedoch der begeisterte Glaube, daß wir Gott selbst zum Mitstreiter haben. Die Israeliten unterlagen ihren kriegerischen Nachbarn, so wie sie von Jehovah abfielen. Flaminius verlor wegen Nichtachtung der Religion gegen Hannibal Schlacht und Leben (Livius XXII, 3). „Gott will es!" war der Ruf, der die Kreuzfahrer zu unerhörten Opfern und Anstrengungen befähigte. Bei T. Tasso (XI, 11) ermahnt der fromme Einsiedler die Fürsten, sich durch andächtige Hochgesänge zum Kampfe zu stärken.

Dort wogt das Heer; und seine frommen Lieder
Durchdringen Kluft und Tal mit freud'gem Schall.
Aus Grotten und von Felsenhängen nieder
Ruft tausendfach des Echos Widerhall;
Als bärgen sich im Busche Glaubensbrüder,
Im Felsengang, im Laub, allüberall,
So deutlich hört von Christus und Marien
Die großen Namen durch die Luft man ziehen.

Gustav Adolf, der bei seinem Heere den Feldgottesdienst einführte, war selbst ein frommer Held. Sein tägliches Morgengebet war das Lied:

Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich dir Lob und Dank ꝛc.

Vor der Lützener Schlacht soll er mit lauter Stimme gesungen haben:

Es woll' uns Gott gnädig sein
Und seinen Segen geben ꝛc.

Zieten empfahl seinem Könige, den lieben Gott zum Alliierten zu nehmen, und als Friedrich zuletzt bemerkte, daß die Leute sich nicht mehr so tapfer schlügen, sah der wackere alte General die Ursache darin, daß sie es bei dem wüsten Kriegsleben verlernt hätten, an Gott zu denken.

Es ist ein Kraut, das Allmannsharnisch wird genannt,
Wer's an sich trägt, der siegt, wo er wird angerannt.
Das Gottbewußtsein ist's, was droben ist zu Haus,
Das ist der Strauß, mit dem du siegst in jedem Strauß.

Rückert.

2. Andererseits macht der begeisterte Glaube die Tapferkeit keineswegs überflüssig. Gottes Beistand wird die Kraft des Schwachen erwecken und ergänzen. Seine Hilfe führt Erfolge herbei, auf die wir niemals gerechnet. Damit wird aber nicht jenen faulen und feigen Menschen das Wort geredet, die alles Heil vom Gebete erwarten. Johanna erfocht ihre Siege nicht ohne die Heldentaten des begeisterten Heeres, und weder Luther noch Francke haben die Hände in den Schoß gelegt.

Die Faust gehört dazu: Gott steht demselben bei,
Der erstlich ihn ersucht und wehrt sich dann auch frei.
Opitz.

Ignavis precibus fortuna repugnat. Ovid.

Schluß. Mit jenen beiden Wahlsprüchen hat Arndt seine Denkweise recht bezeichnend kundgegeben. Er selbst war ein mutvoller Mann, der die ohnmächtige Verzagtheit, die unser Vaterland den Franzosen unterwarf, auf das bitterste gescholten hat.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Andererseits verließ ihn niemals der Gedanke an den ungeheuren Wechsel der Dinge, den er in dem Freiheitskampfe erlebte. Der unbesiegbare Kriegsfürst, dem die unerschöpflichen Hilfsquellen Frankreichs und die Heere vieler Vasallen zu Gebote standen, mußte endlich das Feld räumen und mit demselben frommen Staunen, wie Äschylus die Niederlage der Perser betrachtete, erkannte Arndt, daß Gott in den Schwächen mächtig ist. Welcher Art war aber die Tapferkeit in jenem heiligen Kriege? In der entsetzlichen Bedrängnis riefen die geknechteten Völker den an, der unsere Zuflucht ist und Stärke, ihre Tapferkeit gründete sich auf die fromme Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, zu dem Erlöser aus aller Not. Und warum war Gott in den Schwachen mächtig? Weil Fürsten und Völker sich ermannten und mit kühnem Heldenmute ihr Herzblut an die Freiheit setzten.

Wer ist der Mann? wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

So, deutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſein,
Von Gott kommt Glück und Sieg! E. M. Arndt.

51.

Wer an den Weg baut, hat viele Meiſter.

Einleitung. So große Vorteile und Annehmlichkeiten uns das Zuſammenleben mit anderen Menſchen gewährt, iſt doch nicht zu leugnen, daß ſich die Geſellſchaft dieſe Wohltaten mit einer außerordentlichen Einſchränkung unſerer Freiheit bezahlen läßt. Bei allem unſeren Tun und Laſſen haben wir auf Geſetze und Anordnungen der Behörden, ja auf die öffentliche Meinung Rückſicht zu nehmen. Man kann natürlich nicht die Freiheit beanſpruchen, einen andern in ſeinem Rechte zu kränken, aber dieſe Rechte ſind ſo ausgedehnt, daß wir, um ſie zu achten, gar vieles von unſeren eigenen natürlichen Rechten aufgeben müſſen. Das Geſetz nötigt dich, unter Umſtänden dein Wohnhaus nicht als Rechteck zu bauen, wie es doch ſein ſollte, ſondern mit ſchiefen Winkeln, weil die ganze Straße einmal ſchief iſt. Du darfſt nicht ein Glas Waſſer von oben zum Fenſter hinausgießen, ſonſt zahlſt du, wenn du dabei betroffen wirſt, eine Ordnungsſtrafe. Zwar ſind dieſe und tauſend ähnliche Vorſchriften gerechtfertigt, aber es iſt eben drückend, daß das enge Zuſammenleben mit anderen Menſchen ſo viele Anſprüche und Forderungen rechtfertigt. Doch die öffentliche Meinung iſt weit ſtrenger als die Behörde; ſie verlangt Gehorſam, auch wenn es ſich nicht im geringſten um eine Rechtsverletzung handelt. Wollte jemand, der den höheren Ständen angehört, aus Liebhaberei oder Sparſamkeit oder weil ihm Bewegung empfohlen iſt, ſelbſt ſein Holz auf der Straße ſpalten, ſo würden ihn alle Nachbarn auslachen. Die Schicklichkeit verbietet ihm, auf der Straße zu laufen, obgleich er Eile hat, einem Bekannten mit lauter Stimme nachzurufen, obgleich er ihn gerne geſprochen hätte; ſie verbietet ihm, Kleider von Hausleinwand oder eine altmodiſche Taſchenuhr zu tragen. Er

muß das Geld, das viel besser angewendet werden könnte, für unnötige Dinge hingeben, um den wohlhabenden Mann vorzustellen, der er doch nicht ist. Mit welchem Wohlgefühle mag ein Farmer seine Freiheit in dem Urwalde genießen, wo er allein Gott über sich hat und nach der ganzen Welt nicht fragt! Das Sprichwort: „Wer an den Weg baut, hat viele Meister" erinnert uns an unsere gesellschaftliche Abhängigkeit.

Thema. Erklärung des Sprichwortes.

1. Wer sind diejenigen, die an den Weg bauen? Manche Besitzungen liegen nicht so versteckt, daß an ihnen keine Landstraße vorbeiführte; oft wird daher ein Gebäude wirklich unmittelbar an dem Wege errichtet, oder es ist wenigstens von dem Wege aus deutlich zu sehen. — Das Bild bezeichnet zunächst diejenigen, welche mit ihren Handlungen und Werken vor die Öffentlichkeit treten, welche als Künstler, Schriftsteller, Redner, Beamte im engeren und weiteren Kreise die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Indessen kann niemand, der einmal in der Gesellschaft lebt, so unbemerkt bleiben, daß man nicht seine Handlungen, seine Sitten wahrnehmen sollte, und so bauet eigentlich jeder an den Weg, der sich nicht geradezu in einem einsamen Winkel der Erde ansiedelt.
2. Wer sind diejenigen, welche uns meistern?
   a) Ein angenehmes Gespräch auf Kosten eines dritten verkürzt den Weg. An den Markttagen wandeln und fahren die Landleute auf der Straße dahin. Das neue Haus fällt ihnen ins Auge, und da jeder einmal von Natur den Trieb hat, seine Klugheit zu zeigen, so suchen sie in munterem Wetteifer an dem Hause allerlei Mängel zu entdecken. Der eine hätte das Dach weniger steil angelegt, der andere die Wand nicht mit so vielen Fenstern zerstückelt, der dritte noch ein Stockwerk aufgesetzt: das Haus wird in ihren Gedanken gründlichst umgebaut, so daß kein Stein auf dem andern bleibt. Endlich kommt noch ein ehrlicher Handwerksbursche daher und wundert sich bei seinem immer regen Appetite darüber, wie man

doch die Küche in den Keller bringen konnte, da sie von Rechts wegen gleich neben der Wohnstube liegen müßte. Niemand fragt dabei, welche Bedürfnisse der Besitzer bei seinem Bau zu berücksichtigen hatte, ob er nicht selbst manches anders und besser eingerichtet hätte, wären nur nicht Zeit und Geld zu schonen gewesen. — Solchen unverständigen, übereilten Urteilen sind unsere Handlungen stets ausgesetzt. Arbeitest du gründlich, so bist du ein Pedant; geht es dir rasch von der Hand, so ist es Pfuscherei; liebst du die Geselligkeit, so bist du ein Tagedieb; lebst du für dich, so schilt man dich Stubensitzer. Jeder Bürgermeister hat die halbe Stadt wider sich, vorab seinen klugen Schreiber. Jenem Manne, der mit seinem Esel nicht nach dem Sinne der Menge umzugehen verstand, blieb nichts übrig, als das Tier totzuschlagen. Goethe hat die unberufenen Kritiker, die an seinen Werken meisterten, oft in sehr derben Xenien zurechtgewiesen. Einige der gelinderen Sprüche sind:

O Welt, vor deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille selbst zunichte.
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man nichts mehr von dem Lichte.
Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen, sie hätten mich widerlegt.

b) Bisweilen mag wohl auch ein tüchtiger Baumeister vorüberfahren, der mit sicherem Blicke die Konstruktion des Baues, die Ausführung des einzelnen, die Güte des verwendeten Materials prüft. Es ist ja nichts auf der Erde vollkommen, und so wird denn auch jedes Gebäude wirklich seine Mängel haben, denen wohl abzuhelfen gewesen wäre. Indessen der Kenner weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten man bei jedem Unternehmen zu kämpfen hat. Der Besitzer findet Gelegenheit, ihn zu sprechen. Wie angenehm ist es ihm, ein ruhiges, wohlüberlegtes Urteil zu hören, vielleicht gar eine freundliche Belehrung zu erhalten, wie

man noch jetzt durch einen leichten Umbau die Einrichtung wesentlich verbessern könnte ꝛc. — So wird man in allen Dingen einen vernünftigen Tadel mit Dank und Willigkeit aufnehmen. Wie sollte man sich auch einbilden, etwas Vollkommenes geschaffen zu haben! Goethe selbst dünkte sich nicht zu groß zu dem schönen Bekenntnisse:

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie getan;
Seh' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Ein vernünftiger Tadel gibt sich schon äußerlich zu erkennen. Wir dürfen nur darauf achten, ob jemand tadelt, um seine eigene Klugheit und sein dilettantisches Wissen an den Mann zu bringen, und neben diesem Genusse der Eitelkeit noch die Freude haben will, andern wehe zu tun und sie zu demütigen, oder ob er wirklich aus Interesse für die Sache oder für die Person ein Unternehmen, eine Arbeit der gründlichsten Prüfung unterwirft und nun auch mit Sachkenntnis nachweist, wie das Unvollständige zu ergänzen, das Schwankende zu befestigen, der Irrtum zu vermeiden war.

Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ist's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen. Goethe.

Schluß. Soll man an den Weg bauen oder nicht? Es ist schon bemerkt, daß eigentlich niemand imstande ist, sich ganz in die Verborgenheit zurückzuziehen; doch es soll sich sogar niemand durch die bloße Scheu vor unbilligem Tadel abhalten lassen, die Öffentlichkeit zu suchen. Wir müssen uns in das tätige Leben hineinbegeben, weil wir nur da Gelegenheit finden, uns nach dem Maße unserer Kräfte nützlich zu machen. Daher haben wir die in der Einleitung geschilderten Unbequemlichkeiten

mit in den Kauf zu nehmen, und wir können uns Glück wünschen, wenn nicht ernstere Übel unser redliches Streben durchkreuzen.

Und ich seh' nicht, was es frommt,
Aus der Welt zu laufen,
Magst du, wenn's zum Schlimmsten kommt,
Auch einmal dich raufen. Goethe.

52.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

A. I. Genüsse des Morgens: Sonnenaufgang, Vogelsang, Tau, schönere Luft.

II. Vorteile der Früharbeit.

1. Affirmativ:
   a) man gewinnt Zeit, wenn man früh aufsteht.
   b) man ist körperlich und geistig frisch bei der Arbeit.
2. Negativ:
   a) man wird weniger zerstreut und gestört.
   b) man wird in der warmen Jahreszeit nicht so von der Hitze belästigt.

B. Nachweise
   a) aus dem Leben einzelner: Napoleon, Friedrich der Große, Karl der Große, Wilhelm I., Goethe.
   b) aus ganzen Berufsarten: Landleute, Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Touristen, Jäger, Dichter, Gelehrte.

53.

Das Bessere ist der Feind des Guten.[1])

1. Übertriebene Ansprüche an den Menschen und seine Werke machen uns ungerecht, berauben uns des Genusses, andere zu schätzen und mit ihnen zusammen zu wirken.

1) Vgl. Goethe im Faust I, 1:

Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessere Trug und Wahn.